GRIECHISCHE
GÖTTERLEHRE

VON

EMIL BRAUN.

IN ZWEI BÜCHERN.

HAMBURG UND GOTHA,
VERLAG VON FRIEDRICH UND ANDREAS PERTHES.
1854.

Uebersichtliche Inhaltsangabe.

Erstes Buch.

IV. Doris — Panope — Galateia 81.
8. Hippothoe — Hipponoe 82.
V. Kymodoke — Kymatolege — AMPHITRITE 83.
VI. Kymó — Eïone — Halimede 84.
9. Glaukonome — Pontoporeia 85.
VII. Leiagore — Euagore — Laomedeia 86.
VIII. Pulynome — Autonoe — Lysianassa 87.
IX. Euarne — Psamathe — Menippe 88.
10. Nesó — Eupompe 89.
X. Themistó — Pronoe — Nemertes 76. 90—93.

b) nach Homer:

I. Glauke — Thāleia — Kymodoke 96. 97.
1. Nesaie — Speió 97.
2. Thoe — Halie 97.
II. Kymothoe — Aktaia — Limnoreia 97.
3. Melite — Iaira 98.
4. Amphithoe — Agaue 98.
5. Dotó — Protó 98.
6. Pherusa — Dynamene 98.
III. Dexamene — Amphinome — Kallianeira 99.
IV. Doris — Panope — Galateia 99.
V. Nemertes — Apseudes — Kallianassa 99.
VI. Klymene — Ianeira — Ianassa 99.
VII. Maira — Oreithyia — Amatheia 96. 99.

Nachgeborene Kinder des Nereus:

Thaumas : Elektra 101. Phorkys : Ketó 100—102. Eurybie 100. 122—124.

Iris 101.
Harpyien:
Aelló — Okypete 101.

Graeen:
Pephredó — Enyó 102—104.
Gorgonen:
Stheinó — Euryale — Medusa 105. 106. 121.

Chrysaor 106—109. Pegasos 106. 107. 120.
Kalirrhoe:
Geryon 107.
Echidna 110.
Typhaon 112.
Orthos 112.
Kerberos 113.
Hydra 114.
Chimaera 115.
Orthos:
Sphinx 116.
Nemeischer Löwe 117.
Hesperidendrache 118.

Zweites Buch.

XI. ALKMENE.

13. Herakles.

ERSTES BUCH.

Meiner lieben Frau.

Da diese Blätter ursprünglich blos für Dich niedergeschrieben worden sind, so sollen sie Dir auch ferner gehören, zumal sie hier ganz so erscheinen, wie ich sie damals, als ich Dir von dem Ergebniss meines Sinnens und Trachtens einen Begriff zu verschaffen wünschte, auf das Papier niedergeworfen habe. Ich habe an diesem flüchtigen Entwurf um so weniger etwas zu ändern gewagt, als die leiseste Berührung solcher Umrisse deren Charakter völlig zerstören könnte. Schwächen und Irrthümer werden andere leichter aufzufinden im Stande sein; solche Verbesserungen im Einzelnen werden übrigens auf die Anordnung der Massen keine so auffallende Rückwirkung ausüben können, dass nicht diese, falls sie sich auf die richtige Auffassung des Hesiodeischen Systems gründet, ihre Brauchbarkeit behalten sollte.

Bei der Darstellung wie bei der Untersuchung habe ich mein ganzes Streben darauf gerichtet, den Gestaltenreichthum der griechischen Mythologie auf diejenigen Erscheinungen zu beschränken, welche dem gesammten Griechenthum etwa so geläufig gewesen sein mögen, wie die Sprache des Thukydides und Plato eine allen hellenischen Stämmen verständliche und vertraute war. Wäre man bei dem Studium der Litteratur und Grammatik nicht nach ähnlichen Grundsätzen verfahren, so würde es vielleicht heute noch mit unserer Kenntniss des Griechischen recht schlimm stehen.

Zu beiden Seiten dieses Sagensystems der guten Zeit thürmen sich auf der einen grosse Haufen älterer, zum Theil aber schon superstiziös verwester Tradizionen auf, die wir vorzugsweise dem Pausanias und den Grammatikern verdanken, auf der anderen wilde Gemengsel mythologischer Aftergebilde, die grösstentheils das Werk mährchenhafter Erfindungsgabe und dichterischer Nachbildungen sind. Von diesen vielfach sich durchkreuzenden, häufig aber sehr bedeutungsvollen Angaben habe ich im Allgemeinen abgesehen und ich hege die Ueberzeugung, dass eine solche strenge Aussonderung des Ungleichartigen den grossen Vortheil gewähren muss, unseren Sinn für das echt Hellenische zu schärfen und dem Gedächtniss einen festen Halt zu sichern.

Noch viel weniger habe ich mir es beikommen lassen, die griechischen Götterbegriffe und Ideale mit denjenigen Erscheinungen zu vergleichen, welche die Mythencomplexe des Orients darbieten, nicht deshalb, weil ich von einer solchen vergleichenden Mythologie geringer dächte als von der vergleichenden Anatomie, der wir ja das Grundverständniss des menschlichen Organismus und seiner Functionen verdanken, sondern weil dazu Kenntnisse gehören, die ich nicht besitze und die ich mir nicht anzueignen wüsste. Da ich sie mit Ausnahme von Schelling, dem sie durch die Erhabenheit seines Standpunkts gesichert sind, noch bei keinem anderen auf eine Zutrauen erweckende Weise getroffen habe, so setze ich voraus, dass sie überhaupt noch nicht zu derjenigen Reife gelangt sind, welche sie für eine solche Spezialforschung allein geeignet machen würde.

Auch die vergleichende Anatomie würde nicht so Grosses geleistet haben, hätte sie nicht auf die soliden Darstellungen des menschlichen Körperbau's, die wir früheren Jahrhunderten verdanken, so fest fussen können. In diesen war ihr ein unverrückbarer Einigungspunkt gesichert und der Mensch hat sich auch dabei als das Maass aller Dinge bewährt. Noch weit grösser aber hat er sich als Homunculus erwiesen, indem er als solcher in Wahrheit zur Leuchte geworden ist, welche den wissenschaftlichen Forscher befähigt und ermächtigt, einzudringen in die bis dahin keinem erschaffenen Geiste zugänglichen Abgründe des organischen Werdens. Seitdem man gelernt hat, die Hülle zurückzustreifen, welche die Entwickelungsgeschichte des animalischen Körperbau's verschleiert hielt, blickt der naturphilosophische Forscher in Wahrheit in das Innere der Natur, welches dem Philister ewig verborgen geblieben sein würde, wie in den Busen eines Freund's hinein.

Dieses bedeutungsvolle Geschenk des experimentalen Weltei's hat die Naturwissenschaft aus den Händen der Naturphilosophie erhalten, der sie sich dafür eben nicht allzu dankbar erwiesen hat. Zum Glück haben sich Männer wie Döllinger und Phil. Walther gerühmt, Schüler Schelling's zu sein; sonst würde man dies gerne in Abrede stellen heutzutage, wo man den grossen Doctor Faust verschollen meint und wo Männer von Doctor Wagner's Gelichter die Werkstätte des einst so hoch gepriesenen Denkers von allem Geisterspuk durch Exorzismus befreit und sie ausschliesslich für eine Zwangsanstalt materiell zu fixirender Kräfte hergerichtet zu haben meinen.

Die Kunde der Mythologie hat von einer Philosophie, die einem so gewaltigen Phänomen durchaus gewachsen ist, dieselben Wohlthaten und Verbesserungen zu erwarten, die der Naturwissenschaft durch die Naturphilosophie geworden sind, und wenn wir erst einmal eine vergleichende Mythenkunde, bei welcher das Wesen der Erscheinung mehr als die Schale berücksichtigt ist, besitzen werden, dann wird die Entwickelungsgeschichte der hellenischen Götterbegriffe, in welche wir bis jetzt nur verworrene Blicke gethan haben, die gesammte Sagenwelt des Alterthums in ähnlicher Weise aufklären helfen, wie dies in der Anatomie durch die gewissenhafte und geistvolle Untersuchung der Entwickelungsstufen, die das Hühnchen im bebrüteten Ei durchschreitet, der Fall gewesen ist.

An Vorarbeiten zu einem solchen Unternehmen fehlt es nicht, wohl aber an dem Einigungspunkt gemeinsamer und gegenseitiger Verständigung. Die bisherigen Systeme der Mythologie konnten eine solche nicht anbahnen helfen, wohl aber steht zu erwarten, dass dieselbe durch Welcker's längst verheissenes Werk über die griechische Mythologie gründlich vorbereitet werde.

Citate habe ich in einem Werke, das zunächst nicht für Gelehrte bestimmt ist, streng vermieden und ich habe es mit um so besserem Grund thun können, als meines Freundes Ed. Jacobi mythologisches Wörterbuch, das ohnehin ein jeder, der unsere Darstellung mit Nutzen durchlesen will, zur Hand haben muss, dieselben so vollständig enthält, dass weder Ergänzungen, noch wesentliche Berichtigungen nöthig sind.

Rom, 8. *April* 1850.

Griechische Mythologie.

1. Die griechische Mythologie ist eine Bildersprache, in welcher die Ergebnisse einer Weltanschauung niedergelegt sind, welche sich ausschliefslich mit den Erscheinungen des natürlichen und sittlichen Daseins beschäftigt und jedes Forschen nach den inneren Gründen der Dinge fern zu halten gewufst hat. Diese Weise der Auffassung alles Lebens hat sogar die griechische Philosophie während der ganzen Dauer ihrer reichhaltigen und allseitigen Entwickelung beherrscht. Alle Erklärungsversuche der Weisen des Alterthums beschäftigen sich nur mit der Feststellung des Verhältnisses der Dinge zu einander und in dieser Weise des Aufreihens sind sie zu einer unübertroffenen Meisterschaft gelangt. Dagegen enthalten sie sich vorsichtig jeder Darlegung des inneren Zusammenhangs der Erscheinungen des Lebens. Wo sie von dieser Auffassungs- und Behandlungsweise abzuweichen scheinen, sind allezeit anderweitige Zwecke vorauszusetzen und der Sinn, in welchem sie an die Zerlegung von Daseinsformen und Begriffen zu gehen pflegen, ist stets von dem der modernen Wissenschaftlichkeit wesentlich verschieden.

2. Diese Anschauungsweise hat sich bis auf den heutigen Tag in den höchsten und den niedrigsten Sphären des Lebens erhalten. Hier äufsert sie sich als kindliche Einfalt, welche oft das findet, was der Verstand der Verständ'gen nicht sieht, dort offenbart sie sich in künstlerischer Darstellungsgabe. Beide Theile der Nazion, der volksthümlich naive und der poetisch genievolle, begegnen sich in der sicheren und richtigen Bewerthung der höchsten Güter des Lebens und der wichtigsten Interessen des Daseins, während die praktische wie die theoretische Reflexion alle Begriffe zersetzt und jede wissenschaftliche oder künstlerische Gesammtauffassung unmöglich macht.

3. Die griechische Götterlehre enthält einen Schatz praktischer Lebensweisheit, der uns nicht blos von Nutzen sein kann, sondern dessen wir auch heutzutage noch bedürfen. Sie lehrt uns die Natur und die Erlebnisse der sittlichen Welt ideenhaft auffassen, und sowie der bildende Künstler durch die vergleichende Betrachtung der griechischen Kunstwerke zu einer grofsartigeren und edleren Natur- und Begriffsanschauung veranlafst wird, so kann der Mann von Bildung auch in der Beschäftigung mit den klaren und tiefsinnigen Bildern der hellenischen Sage Lebensansichten gewinnen, welche seinen Blick über die Wirren des gemeinen Daseins hinaus führen und ihn mit einer ruhigen und gefühlvollen Weltanschauung vertraut machen, die zu des Lebens letzten Zwecken gehört und den Sinn nicht blos schmückt, sondern die Empfindung stärkt und das Herz veredelt.

4. Ihre Götter verdanken die Griechen dem tiefsinnigen Ausspruch des Vaters der Geschichte zufolge dem Homer und Hesiod. Beide haben in einem sehr verschiedenen, ja sogar einander entgegengesetzten Sinne die Charaktere derselben festgestellt. Zu der erhabensten Anschauung dieser idealen, aber leibhaftig in der Naturanschauung und Geschichtsauffassung der Hellenen wurzelnden Welt gelangen wir durch Pindar. An diesen schliefsen sich die beiden älteren der uns erhaltenen Tragiker in der Weise an, dafs diese der homerischen Weltanschauung folgen, während Pindar eine Fortsetzung des Hesiodos liefert, dem die Musen im Gegensatz zu dem schönen Lügengewebe des ionischen Sängers Wahrheit gelehrt hatten.

5. Ueber den Kreis der Ideen, welcher in diesen Dichtern abgeschlossen vorliegt, sollte der Anfänger vorerst nicht hinausgehen. Denn jenseits desselben beginnt scheinbar eine Verwirrung der Begriffe, deren nur derjenige Herr werden kann, welcher in jenen einfacheren Verhältnissen heimisch geworden ist und der alle Abänderungen und Umgestaltungen der Sage auf die dialektischen Verschiedenheiten zurückzuführen im Stande ist, die durch eine so reich gegliederte Nazionalität wie die hellenische veranlafst sein mufsten. Auch hierbei kömmt es weniger darauf an, den Umfang der Kenntnisse zu erweitern, als die Grundanschauung zu vereinfachen. Das Verständnifs der alten Mythologie hat mit der Häufung des gelehrten Stoffes sichtlich abgenommen, und als man weniger wufste, war man weiser.

6. Mit den Kunstwerken ist der Fall ganz derselbe. Eine Unzahl von Darstellungen, welche für den Forscher von der höchsten Wichtigkeit sind und durch deren vergleichendes Studium er über Haupterscheinungen Licht zu verbreiten im Stande ist, hat für den Nichtgelehrten immer nur die Bedeutung von Erudizionsplunder. Diesen bei Seite zu schaffen muſs die Aufgabe desjenigen sein, welcher für die edleren Erzeugnisse der hellenischen Kunst Begeisterung wecken und das Verständniſs der wichtigeren unter ihnen fördern und in Wahrheit begründen helfen möchte. Festzuhalten vermag der menschliche Geist nur eine sehr mäſsige Zahl von Thatsachen. Die Empfehlung des Bemerkenswerthen oder besser eigentlich des nothwendig zu Beachtenden muſs daher äuſserst haushälterisch zu Werke gehen und überall der Schärfe der Auffassung die Ausdehnung des Gesichtsfelds hintansetzen.

7. Die gesammte Mythologie der Griechen zerfällt in zwei groſse Hälften, von denen die eine die Kräfte der Natur in einer Aufreihung von Begriffen schildert, welche die höchste Entfaltung in der Zurückführung auf menschliche Charaktere erhalten haben, während die andere nur sittliche Wesen umfaſst, die zu einem Familienverband zusammentreten, der bald die Bedeutung eines Staatshaushalts erhält und zuletzt als Götterstaat den Mittelpunkt aller Erinnerungen der Vorzeit und des Heroenthums bildet. Beide Ideenkreise treten einander wie zwei feindliche Welten gegenüber und verharren daher in derselben

Spannung, welche zwischen dem Reich sittlicher Freiheit und der ewigen Naturnothwendigkeit obwaltet.

8. Jede mythologische Erscheinung hat einen körperlichen Antheil und einen geistigen Gehalt. Jenen hat sie entweder durch die Natur oder die Geschichte erhalten, in diesem spiegelt sich die Entwickelung des gesammten höheren Lebens und der Weltanschauung der Nazion.

9. Alle Götter, Heroen und Dämonen, welche vorzugsweise eine physikalische Bedeutung haben, müssen auf die Naturerscheinungen und Naturereignisse zurückgeführt werden, die der Phantasie gleichsam die Substanz dargeboten haben, aus der sie dieselben gebildet hat. Bei manchen ist dies deshalb schwierig und zum Theil auch nutzlos, weil sie im Lauf der Zeit eine vorzugsweise ethische Bedeutung gewonnen haben, wodurch jener Naturbezug oft bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden ist.

10. Die sittlichen Wesen der Götter- und Heroenwelt lassen sich häufig zwar den Erscheinungen der Körperwelt vergleichen, sie müssen aber eigentlich streng von ihnen gesondert gehalten werden. Denn sie stehen über denselben und gehören viel höheren Entwickelungsmomenten an. So ist nichts gewöhnlicher, aber auch nichts absurder, als wenn man sagt, Apollo sei der Sonnengott in der Weise, wie Helios die Personificazion des feurigen Tagesgestirns ist. Helios ist ein Titan und kann mit der Sonne allenfalls so wie der Centaur mit dem Roſsleib verwachsen gedacht werden, während Apollo ein rein sittliches We-

sen ist, das Ideal der griechischen Geistesbildung, welches die Sonne und ihre versöhnenden Kräfte nur zum Symbol hat.

11. Manche Gestalten der Heldensage müssen auf geschichtliche Ereignisse zurückgeführt werden, deren Inbegriff sie sind. Die Geschichte der hellenischen Urzeit ist uns auf solche Weise in Bildern des kernhaftesten Lebens aufbehalten, die nur insofern eine vorsichtige Behandlung erheischen, als es damit leicht so gehen kann wie bei der Anatomie des Centauren, die bei planloser, phantasieloser Zerlegung lauter Widersprüche und Unnatur zu Tage fördert, während das Gebilde selbst dem begeisterten Forscher die tiefsten Geheimnisse des Schöpfungstriebs offenbart.

12. Da sich den Griechen selbst jeder sittliche Zustand, ja jede Eigenschaft von höherer Bedeutung in der Fülle des Begriffs zu zeigen pflegte, so sind auch auf diese Weise eine Reihe herrlicher, lebensvoller Gestalten entstanden, deren Geschichte meist nur in dem ausdrucksvollen Namen, den sie tragen, oder in ihren genealogischen oder Verwandtschaftsbeziehungen niedergelegt ist. Bei diesen kommt alles darauf an, ihnen die richtige Stelle in dem Zusammenhang der mythologischen Ideen der Griechen zu sichern, indem von dieser die Bedeutung wesentlich abhängt. So würde man z. B. sehr irren, wenn man die sittlichen Begriffe, welche bei Pindar leibhaftig auftreten, mit den Schicksalsgöttinnen zusammenstellen wollte, deren Hesiodos in seiner Schilderung des Kos-

mos erwähnt. Jene sind mit dem Reiche der sittlichen Freiheit, diese mit dem Weltenbau und mit den Gesetzen ewiger Nothwendigkeit verwachsen.

13. Die Theogonie des Hesiod ist für die Kenntniſs der mythologischen Weltanschauung der Hellenen von gleich hoher Bedeutung wie die ersten beiden Capitel der Genesis, welche Mosis ehrwürdigen Namen tragen, für die Fundamentalanschauung des Christenthums. Der Gegensatz zwischen geoffenbarter und natürlicher Religion tritt nirgends so wesentlich hervor als in diesen beiden Urkunden des unversöhnlich gespaltenen Menschengeschlechts.

14. Moses stellt allem Dasein einen Gott voran, der aus freier That schafft, während in der ganzen griechischen Mythologie der Begriff eines Schöpfers, d. h. eines uranfänglichen, die Welt aus sich selbst heraussetzenden, durchaus freien Wesens, nicht anzutreffen ist.

15. Alle Götter der Griechen sind gewordene Wesen, erzeugt und geboren wie jedes natürliche Geschöpf. Die obersten Götter sind davon nicht ausgenommen. Sie sind eingewoben in das groſse Flechtwerk, welches das System der Mythologie darbietet. Kein Element dieses kunstreichen Gefüges vermag seine Stelle und seine Befugnisse zu wechseln.

16. Das erwähnte Gedicht des Hesiodos liefert uns nicht blos die wichtigsten Bestandtheile dieser mythologischen Weltweisheit, sondern es enthält sie gleichzeitig in einer Zusammenstellung, die an Feinheit der Verbindungen und Uebergänge und an Groſsartigkeit des Vortrags durch nichts überboten wird.

17. Leicht ist das Verständniſs dieser prachtvollen, aber äuſserst gedrängten Darstellung des Weltalls nicht. Um zu demselben zu gelangen, bedarf es vieler Liebe, Ruhe und Zeit. Kritischem Aberwitz bleibt es für immer verschlossen. Kindeseinfalt wird verlangt, um in dasselbe einzudringen, sowie kindlicher unbefangener Sinn die Sprache geschaffen hat, in welcher alle diese tiefsinnigen Anschauungen niedergelegt sind.

18. Jeder Ausdruck hat Bedeutung und jeder Name selbständiges Leben. Zu dem Verständniſs des letzteren vorzudringen, sind Sprachkenntnisse nöthig. Denn jeder Götter- und Heroenname ist sprechend. Auch hiebei ist es indessen weit vortheilhafter, sich dem einfachen Wortsinn zu vertrauen, als sich in spitzfindigen Grübeleien zu verlieren. Nimmt man den Ausdruck ganz so schlicht, wie er sich gibt, so erhält man mit ihm gemeiniglich die ganze Biographie des charakteristisch benannten Wesens.

19. Diese wird bedeutungsvoll ergänzt durch die Erwähnung der Eltern, Kinder und Geschwister, welche man daher, wenn Vertrautheit mit diesen Gestalten gewonnen werden soll, immerfort gegenwärtig haben muſs. Dadurch gewinnen diese Gestalten concretes Leben und sind vor der Gefahr geschützt, durch willkührliche allegorische Ausdeutungen verflüchtigt zu werden. Denn jedes mythologische Wesen ist zunächst das leibhaftig, wofür es sich ausgibt.

20. Der groſse Scheidungsprozeſs, nach welchem alles Dasein seinen Anfang nimmt, wird von

der griechischen Phantasie unter dem gewaltigen Begriff des Chaos zusammengefaſst. Dieses Wort bezeichnet nichts anders als die Urkluft, welche als ein Gewordenes betrachtet wird und welche seitdem nimmer wieder sich geschlossen hat. Um jenen ungeheuren Vorgang zu begreifen, muſs man ihn wie das Bild der Sonnenscheibe in dem dunkelen Spiegel der Gegenwart auffangen und sich den Moment vergegenwärtigen, in welchem sich alles creatürliche Dasein in Folge einer nach gleichen Gesetzen eintretenden Spaltung erschlieſst. Fühlende Seelen werden ihn am besten begreifen können, wenn man sie an die Leere des sittlichen Daseins erinnert, die keine Beschäftigung, keine Freude, keine gelegentliche Lebensbestimmung auszufüllen im Stande ist.

21. Hesiod nennt nur das inhaltschwere Wort und eilt rasch zur Schilderung des Werdens fort, welches sich nach Eintritt dieses verhängniſsvollen Moments in gewaltigen Gegensätzen entwickelt. Das spätere Alterthum aber hat sich mit diesem Urbegriff mehrfach beschäftigt und ihn, da er unzugänglich und seiner Natur nach dunkel ist, nach und nach ganz in sein Gegentheil umgewandelt. Statt ihn als den Beginn der doppelten Lebensthätigkeit zu fassen, welche von dem Moment des Erschlieſsens der Materie abwärts nach zwei Seiten hin in das Unabsehbare hinein sich fortsetzt, hat man diesen Vorgang als einen blinden Vermischungsprozeſs gefaſst und geschildert, wie er sich in späteren Lebensstadien dem Auge des Unkundigen darbietet, welches nur sinnenver-

wirrendes Kampfgewühl da zu erblicken vermag, wo dem erfahrenen Blick das Prinzip höheren Gestaltens selbst lebensthätig und sinnvoll bildend entgegentritt.

22. Das Chaos in dem Sinne, in welchem Hesiod diesen Begriff in seiner höchsten, nemlich in seiner mythologischen Entfaltung gefaſst hat, ist von grenzenloser Dauer. Die Wirkung dieser Weltmacht kann nur dann aufhörend gedacht werden, wenn einmal die Wiederbringung der Dinge im christlichen Sinne erfolgt. Dann wird sich jene Urkluft des natürlichen Daseins schlieſsen können und es wird eine neue und höhere Ordnung der Dinge eintreten.

23. Schwierige Begriffe gewinnen dann an Klarheit, wenn man sie auf einer höheren Entwickelungsstufe aufsucht und vergleichender Betrachtung unterwirft. Dem Chaos entspricht auf dem Gebiet des sittlichen Daseins der J a n u s, welcher nach dem ausdrücklichen Zeugniſs eines alten Grammatikers ursprünglich H i a n u s genannt worden ist und den Gott unversöhnlicher Spaltung darstellt. Mit doppeltem Antlitz schaut er nach zwei Seiten vor sich hin und ist, weit entfernt dem Bewuſstsein einen Einigungspunkt, einen gemeinsamen Halt zu bieten, der Gott ewigen Haders.

24. Janus ist in Bezug auf die Zeit was das Chaos in Rücksicht des Raums ist. Er eröffnet das Jahr und trägt als bedeutungsvolles Symbol dieses Schlieſseramts den Schlüssel in der Hand, mit welchem er von Anbeginn her das groſse Sternenjahr

aufgethan hat. Das Sonnen- und Mondjahr, welches in regelmäſsigen Abständen wiederkehrt, ist nur ein schwaches Abbild jenes nimmer rastenden Kreisens der Zeit, welches durch Janus begonnen hat.

25. Von denjenigen Gottheiten, von welchen die Alten die dunkelsten Begriffe hatten, wissen sie das Meiste zu erzählen. Die Dinge, welche sie in solchen Fällen zu berichten pflegen, dienen aber nur dazu, die eigene Unkunde zu verhüllen und zu beschönigen. Man darf sich daher durch solche äuſserliche Ausschmückungen des Mythus nicht irre machen lassen und muſs vielmehr diejenigen Punkte in's Auge fassen, von welchen sie selbst keine genügende Rechenschaft zu geben im Stande sind.

26. Der Tempel des Janus war das ganze Jahr, ja die ganze geschichtliche Zeit hindurch offen und durfte nur dann geschlossen werden, wenn allgemeiner Friede dem Erdkreis zurückgekehrt war. Dies ist während der Dauer des Römerreichs zweimal wirklich geschehen. Damit ist auf dem sittlichen Gebiet der Zustand scheidungsloser Ruhe wiedergekehrt, welcher als allgemein vorhanden gedacht werden muſs, bevor die Ewigkeit sich in die Zeit auseinandergegeben, bevor Janus die groſse Zeitbahn eröffnet hatte.

27. Dem Janus war der erste Tag im Jahre heilig, dieser aber war nicht ohne Zwiste. Auch im Kleinen kündigt sich die Wirkung der Zeit bedeutungsvoll an. Es ist nicht für zufällig zu erachten, daſs die eigentlich und vorzugsweise geschichtliche Nazion des Alterthums, daſs die Römer den Begriff des Chaos

zum Zeitbegriff erhoben und ihm diese tiefsinnig ethische Ausbildung geliehen haben.

28. Den Griechen, von denen sich in einem gewissen Sinne behaupten läſst, daſs sie zu der eigentlich historischen Zeit niemals den Zugang gefunden haben, sind daher auch mit dem Werth und der Bedeutung, welchen die Zeit für die Weltgeschichte hat, nie recht bekannt geworden. Für die Belebung dieses Begriffs fehlte es ihnen an eigenen Erlebnissen. Diese waren ihnen dagegen für alles, was die räumliche Anschauung betrifft, angeboren. Sie besaſsen in dieser Daseinssphäre das Tiefgefühl des Genies und haben mit demselben Erscheinungen kühn und sicher erfaſst, deren sich die Wissenschaft unsrer Tage mit dem Riesengeschütz des Experiments und mit den staunenswerthen Mitteln der Zerlegungskunst, über die sie mit hundertköpfigen Dienern und tausendarmigen Handlangern verfügt, noch nicht überall und nicht vollständig hat bemächtigen können.

29. Das Chaos entzieht sich seiner Natur nach jeder künstlerischen Darstellung. Dagegen ist der Janus Gegenstand einer typischen Bildung geworden. Ein Doppelkopf vergegenwärtigt die zwei Hauptrichtungen, in welchen die Zeit jeden Augenblick als Vergangenheit und Zukunft auseinandergeht. Die Vorstellung aber, welche die Neueren sich von diesem tiefsinnigen Kunstideal willkührlich gemacht haben, ist eine ganz irrige: es kommt kein Beispiel der Verkuppelung eines die Vergangenheit bezeichnenden greisen und die erfahrungslose Zukunft andeu-

tenden bartlosen Hauptes vor. Eine solche Ideenverbindung ist modern und macht in dem Zusammenhang mythologischer Begriffe den Eindruck einer Parodie. Mit solchem Humor hat ihn auch Raphael in den Olymp der Farnesina eingeführt.

30. In der antiken Sculptur ist mir eine sichere Darstellung des Janus bis jetzt nicht vorgekommen. Die vierköpfigen Hermen, von welchen die nach der Tiberinsel hinüberführende Brücke den Namen *Ponte quattro capi* führt, dürften vielleicht am ersten dieser Gottheit zuzusprechen sein. Sie sind aber sehr zerstört und gehören auch, wenn sie wirklich dem Janus zustehen, einer secundären Begriffsformazion an, die in späteren Zeiten aufgekommen ist, als der ursprüngliche Gedanke, der dieser Gottheit zu Grunde liegt, bereits zurückgedrängt und in Attributivbestimmungen aufgelöst worden war. — Die Zeit mifst der Mensch nach dem Maafs, welches ihm der Lauf der Gestirne an die Hand gibt, und es ist daher sehr natürlich, dafs Janus nachmals als ein Himmelsgott angesprochen wurde. Er wurde mit vier Antlitzen in Bezug auf die vier Axenpunkte des Himmelsgewölbes gebildet und mit solchen mehr äufserlichen Angaben wufste der gemeine Mann begreiflicher Weise mehr anzufangen als mit der grofsartigen Idee, der zufolge Janus dem Chaos analog gegenübergestellt ward.

31. Ständig kehrt Janus auf den gegossenen Erzmünzen wieder, welche den italischen Völkern eigenthümlich sind. Auf der Rückseite derselben ist das

Vordertheil eines Schiffs gebildet, welches seiner Natur nach ein vieldeutiges Symbol ist. Mag man es übrigens fassen, in welchem Sinn man will, so werden alle Beziehungen immer in den einen Punkt zusammenlaufen, welcher die Eröffnung des Völkerverkehrs durch die Schifffahrt bezeichnet. Diesen darf man daher fest in's Auge fassen, sobald es sich darum handelt, den mancherlei mythischen Auslegungen, die die alten Dichter von diesem Sinnbild zu geben versucht haben, das richtige Verständniſs abzugewinnen. — Auſser dem Schlüssel wird dem Janus auch noch ein Stab als Attribut geliehen. Dieser ist als Maaſsstab zu fassen. Wirklich kommt er in einer andern Darstellung mit einem uns unverständlichen Gestus vor, durch welchen die Zahl der Tage des Jahrs angegeben ist: was natürlich auch auf das Zeitenmaaſs hindeutet, dem dieser Gott vorsteht. Meſsbar wird die Zeit erst dann, wenn sie sich nach zwei Richtungen hir auseinander begibt.

32. Durch den Gegensatz, in welchen wir das Chaos mit dem Janus gebracht haben, sind wir selbst mit unserer Phantasie von einem Pol der Welt zum anderen mit magischer Gewalt fortgestoſsen worden. Denn ein gröſserer Abstand läſst sich nicht denken, als der ist, in welchem Raum und Zeit, formelle und geschichtliche Anschauung, Griechen und Römer sich zu einander befinden. Jetzt müssen wir denselben Weg wieder zurückmachen und uns in die stille Einsamkeit versenken, in welcher aus dem Chaos die Gaea, die breitbrustige Erde, zum festen Sitz aller Creatur geboren ward.

33. Wenn des Chaos eben nur mit einem einzigen, aber wuchtvollem Worte als des Urgewordenen gedacht wird, so sehen wir die Gaea dagegen alsobald mit dramatischem Leben an dem Geschehenden Theil nehmen. Ihr erstes Auftreten ist leidenschaftlich und allgewaltig. Sie hegt nur einen einzigen Gedanken, der jedes andere Gefühl ihrer Brust zum Schweigen bringt und sie widerstandslos vorandrängt.

34. Bevor wir jedoch in die Lebensbahnen eintreten, welche dieses grofse Götterwesen rasch durchmifst, müssen wir uns mit der Stellung bekannt machen, welche ihm im Weltall von Anbeginn angewiesen worden ist. Denn die Mythologie ist gewohnt allen ihren Phantasiegebilden feste Plätze anzuweisen und diese nicht blos durch ungefähre Angaben zu bestimmen, sondern durch Fixirung von drei Punkten unverrückbare Verhältnisse zu begründen.

35. Der Erde, welche wir uns fortan als ein lebendiges, persönliches und daher mit Bewufstsein begabtes Wesen denken müssen, wird die Tartarische Finsternifs gegenübergestellt. Diese verlegt die kindlich naive Anschauungsweise des Alterthums nicht etwa in die unabsehbaren Räume des Weltenabgrunds, sondern in ihr eigenes Innere. Die bodenlose Leere des Daseins, mit welcher sie dadurch behaftet erscheint, leiht der ganzen Erscheinung ein echt menschliches Gepräge. Der Begriff des Chaos beginnt an ihr, in ihr und durch sie concrete Gestalt zu gewinnen, er tritt in die Entfaltung des reellen Daseins ein. Wir erhalten ein leibhaftes Bild von dem

dunkelen Lebensdrang, der jegliches Kind der Erde bis zum Weltende steuerlos umhertreibt und der sich als allgemeines Daseinsweh in allen Formen und Lagen des creatürlichen Lebens kund gibt. Diesen Schmerz hat kein Volk der Erde so tief gefühlt wie die Griechen. Darum aber haben sie ihn auch in einer Weise verklärt, welche jede Schlacke dieses irdisch nichtigen Gefühls so gründlich getilgt hat, daſs es begreiflich wird, wie selbst gelehrte Forscher haben darüber streiten können, ob die griechische Weltanschauung von Freude erfüllt oder von tiefsinniger Wehmuth ganz und gar durchdrungen sei. Sie ist beides, wie eine an der Sonnenglut gereifte Frucht. Alle herben Stoffe der Erde enthält diese, sogar bitteres Gift, aber das versöhnende Element des Himmels hat sie alle in stille Verborgenheit zurückbeschworen und in dieser gewähren sie dem goldenen Apfel Fülle des Daseins, während dieselben Bestandtheile, in einem anderen Sinne zurückgedrängt, an dem Centrum des Daseins verzehrend nagen.

36. Durch die Zusammenstellung der Gaea mit dem Tartaros ist zwar ein tiefsinniger Bezug gewonnen, aber noch kein festes Verhältniſs. Zu diesem wird allezeit das Hinzutreten eines dritten Elements verlangt, und in der Darstellung solcher dreifachen Verbindungen offenbart die Hesiodeische Theogonie eine wunderbare Sicherheit der Weltanschauung. Groſsartiger aber wie hier konnte die Reihe dieser Begriffsgruppen kaum eröffnet werden. Es handelte sich dabei um die Lösung eines Zaubers, welcher

ganze Nazionen während der langen Dauer ihres politisch-religiösen Daseins gefangen gehalten hat, um die Erhebung eines endlos schwankenden Dualismus zu einer höheren, lebendig gegliederten Einheit. Der Gegensatz, in welchen die Gaea, das Erdenleben in individuellster, aber umfangreichster Bedeutung, mit sich selbst gerathen war, mufste in einer Weise ausgeglichen werden, welche allen Grimm und alle Bitterkeit dieses feindlichen Wechselbezugs gründlich zu tilgen vermochte.

37. Von einer ähnlichen Bedeutung wie in der mosaischen Darstellung der Schöpfungsgeschichte die Erscheinung des Lichts ist, ist in diesem Zusammenhang das Auftreten des Eros, des Liebesgottes, von dem es heifst, dafs er der schönste unter den unsterblichen Göttern sei, der Sorgenbrecher, welcher aller Götter und aller Menschen Geist und sinnvollen Rath beherrsche.

38. Es setzt eine tiefe Kenntnifs der Gesetze des Daseins voraus, eine solche Begriffsverbindung mit einem einzigen kühnen Griff herzustellen. Kein anderes Wesen, so viel deren gedacht werden können, hätte diese gewaltige Reihe zum festen Abschlufs bringen können. Es bedurfte dazu nicht mehr und nicht weniger als der alles versöhnenden Idee der Liebe, und diese mufste wiederum in ihrer höchsten Entwickelung, als persönliches, mit allen Gaben des Bewufstseins reich ausgestattetes Wesen gefafst sein, um einem solchen Gegensatz, wie ihn das organische Leben der Erde zu der aller concreten Entwickelung feindlichen

Urfinsterniſs des Tartaros darbietet, die Wage zu halten.

39. Die Bedeutung des Eros in dieser Ideenverknüpfung ist von unerschöpflicher, ja unergründlicher Tiefe. Wir aber thuen am besten, dieses wunderherrliche Verhältniſs schweigsam zu behandeln, wie die Mythologie selbst. Es ist genug zu wissen, daſs dasselbe allen weiteren Entwickelungen zu Grunde liegt, und daſs wir keinen Schritt voran thun können, ohne es allerwärts zu berühren. Nur das Eine glauben wir bemerken zu müssen, daſs dieser Eros über der bunten Mannigfaltigkeit neckischer Eroten in einer ähnlichen Erhabenheit dasteht wie die Sonne unter den Sternen, die von ihr ihr Licht erhalten.

40. Erde und Tartaros mit dem die ganze Geisterwelt beherrschenden Eros bilden die Erstgeburt des Chaos gleichsam als ein durch gemeinsamen Familienverband untrennbar verknüpftes Geschlecht. Es birgt dasselbe eine unabsehbar zahlreiche Nachkommenschaft, welche durch fest ausgeprägte Stammverwandtschaft vor jeder Vermischung mit den Geschöpfen andrer Daseinskreise gesichert und geschützt ist. Bei alle dem aber fehlen noch wesentliche Elemente, um einen Uebergang in die bunte, der Freiheit zudrängende Mannigfaltigkeit des wirklichen Seins zu bewerkstelligen. Dem festen Sitz der Erde ist zwar in den öden Räumen des Tartarus ein Gegensatz der mächtigsten, denkbar gröſsten Spannung bereitet, das Prädicat der Finsterniſs aber, welches denselben

geliehen wird, hat mit der Welt des Lichts auch nicht einmal gegensätzlich unmittelbar zu thuen. Dieser Begriff ist auf das Wüste und Leere nur übertragen, und mufs zur Veranschaulichung des sinnlich Unfafsbaren etwa so dienen wie die Farben zur Bezeichnung der Töne und Musikaccorde, wie dies bei Homer namentlich durch Gleichnisse, welche der Pflanzenwelt entnommen sind, geschieht.

41. Dem Tartaros, welcher also eine streng räumliche Bezeichnung enthält und als das Bodenlose dem von der festen Materie erfüllten Raum gegenübergestellt ist, entspricht eine spätere Ausgeburt des Chaos, der Erebos, die Urfinsternifs, welcher die Nacht in ähnlicher Weise wie die Erde dem Tartaros gegenübertritt. Beide werden als ein Zwillingspaar erwähnt, welches recht geeignet ist die Geburtswehen zu vergegenwärtigen, unter denen das mit den riesenhaftesten Kraftanstrengungen zu Tage geförderte Licht in's Dasein eintritt. Unmittelbar vermag das Licht nicht der Urfinsternifs gegenüberzutreten. Dazu werden Durchgangsepochen verlangt von unabsehbarer Ausdehnung. Dafs diese nicht mit dem Maafs der Zeit sich abgrenzen und bestimmen lassen, liegt in der Natur dieser Daseinsform, welche den Gesetzen zeitlicher Ausdehnung und Beschränkung verhältnifsmäfsig weniger untergeben ist, als jede andere Aeufserung der Weltseele.

42. Erst der Nacht ist es gestattet, den Tag zu gebären, aber auch sie vermag ihn nicht als eingeborenes Wesen zu erzeugen, sondern auch hier ist die

Erscheinung des frohen Kindes an die Bedingungen einer Zwillingsgeburt geknüpft. Diese ist eine bedeutungsvolle, dem Leben tiefsinnig entnommene Daseinsformel, welche auf alle geschichtlichen Erscheinungen bis zu Christus hin strenge Anwendung gestattet und erheischt. Auch in der Mythologie vermag kein Begriff ohne Berücksichtigung dieses Prinzips der Gegensätzlichkeit zu Stande zu kommen. Bei dem Chaos macht es sich als Spaltung geltend, bei den Ausgeburten desselben als Doppelbegriff und in dem Dreiklang seiner Erstgeburt kündigt sich bereits die Harmonie des Weltalls wie ein grofsartig entfaltetes Musikstück in der Ouverture an.

43. Der Aether und der Tag oder, da Hemera weiblich gedacht ist, die Tageshelle begründen gemeinschaftlich die Welt des Lichts, nach welcher alle Geburten des Chaos wie die Glieder einer Heldenfamilie nach dem Ruhm des Geschlechts hingedrängt zu haben scheinen. Aether ist die Welt des reinen, ungebrochenen Lichts, welche zu dem Erebos, der ihn mit der Nyx in Liebesgemeinschaft gezeugt hat, den schärfsten und unmittelbarsten Gegensatz bildet. Die Tageshelle entlehnt ihren Strahlenkranz von diesem ihrem Zwillingsbruder in ähnlicher Weise, wie der Mond sein Licht von der Sonne. So viel vermittelnde Zwischenglieder und Uebergänge gehören dazu, um das Licht darzustellen, welches sterblichen Augen allein erträglich, welches der Erde Bedürfnifs und dem Leben, das von der Liebe getragen, erhalten und geleitet wird, Hochgenufs ist.

44. Mythologische Begriffe lassen sich so wenig wie Kunstwerke ohne vergleichende Beobachtung der entsprechenden Naturerscheinungen verstehen. Beide beruhen auf einer tiefsinnigen Erfassung der Wirklichkeit und ihrer ewigen Gesetze. Wenn wir daher einen Blick auf die wunderbaren Entdeckungen werfen, welche in Betreff der Natur des Lichts während der letzten Jahrzehnte gemacht worden sind, so erfaſst uns ein gewisses Staunen, wie die Alten dieses Phänomen in seiner ganzen Ausdehnung so richtig beurtheilt haben. Es hat sich, mag man einer Theorie anhängen, welcher man will, gezeigt, daſs sich das Licht aus dieser Welt so wenig ausschlieſsen läſst, wie die Luft. Auf der anderen Seite ist alles Licht, das zu irdischen Augen gelangt, in seinem stärksten Glanz doch nur eine Fraction des Urlichts, welches dem Aether entspricht, während die strengste Abgeschlossenheit gegen die Tageshelle noch Lichterscheinungen erzeugt. Die Urfinsterniſs des Erebos, welche als der nothwendige Gegensatz der Urhelle angenommen werden muſs, existirt in Wirklichkeit so wenig wie der mathematische Punkt. Sowie aber die Geometrie der Annahme solcher Gedankenfiguren bedarf, so ist auch die mythologische und jede theoretische Anschauung auf ähnliche rein metaphysische, aber der Natur der Dinge streng adäquate Begriffe angewiesen.

45. Sowie man bei dem Studium der Chemie und Physik eine Menge von Körpern, die in ihrer Ungebundenheit nie vorkommen, sich mit Hülfe des Gedächtnisses und der Einbildungskraft einprägen

mufs, um die Dinge stets auf ihren Gehalt hin beurtheilen zu können, so kömmt es auch für den Zweck des richtigen Verständnisses der mythologischen Weltanschauung darauf an, sich namentlich von allen Grundbegriffen recht concrete Vorstellungen anzueignen. Dies ist nur auf dem Wege des Erlebnisses möglich, welcher dadurch gewonnen wird, dafs man anhaltend, und in einem gewissen Sinne selbst andächtig, mit jenen Phantasiegestalten verkehrt. Mit der blos abstracten Personificazion der natürlichen Dinge, wie sie sich bei äufserer unvermittelter Betrachtung darstellen, ist dies nicht abgethan. Auch ist das Verständnifs der mythologischen Ausdrucksweise auf solchem Wege überhaupt nicht zu erreichen, sondern es handelt sich dabei um die Beseitigung einer Menge von Vorurtheilen, von denen uns die analytische Auffassungsweise modernen Wissens selten zu befreien vermag. Es bedarf dazu im Gegentheil einer gewissen Fernsicht und eines Standpunkts, zu dem wir uns nur selten erheben können. Um die Gaea als ein persönliches Wesen fassen und betrachten zu lernen, müssen wir die Erde im Geiste so anzuschauen suchen, wie sich uns die Sonne und der Mond hienieden darstellen. Dies ist so leicht nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, und können wir auch auf Augenblicke die richtige Ansicht im Sinne dieser naiven Auffassungsweise gewinnen, so genügt dies noch nicht: wir müssen uns mit derselben wie mit den Ausdrücken einer fremden Sprache zu befreunden und Geläufigkeit zu gewinnen su-

chen. Wenn dies schon bei den bisher betrachteten Begriffen schwer und für den Anfang ermüdend ist, so wird die Sache doch ungleich verwickelter, je mehr wir in die Mannigfaltigkeit des Daseins hineingeleitet werden. Diese nun tritt uns als ein groſsartiges Panorama in der Aufreihung der zweimal zwölf Kinder der Gaea entgegen, welche zu einem kosmischen System zusammentreten, das durch die Kühnheit, mit der es entworfen ist, und die Schärfe seiner Fügung zu den bewundernswürdigsten Erzeugnissen des Menschengeistes gehört. Das Verständniſs der genialen Züge und der prachtvoll vertheilten Gruppen verlangt in eben dem Maaſse Nachdenken und Zeit, in welchem der poetische Vortrag der hier zusammengedrängten Ideen kurz und bündig ist.

46. Die Gaea erzeugt zuerst und vor allen den Sternenhimmel, von dem bedeutsam gesagt wird, daſs er ihr selbst gleich sei. Dieses Hervorheben der Ebenbürtigkeit ist von groſsem Gewicht. Die Erde wird in dieser Auffassungsweise nicht als ein Stern unter Sternen betrachtet, sondern wird an Gehalt und intensiver Gröſse dem ganzen Sternenheer als gleichnamig gegenübergestellt. Dieser Moment muſs festgehalten und scharf in's Auge gefaſst werden, weil ohne feine Berücksichtigung desselben alle weiter aufgereihten Verhältnisse in Verwirrung gerathen und unverständlich sind. Der Himmel wird gleich an dieser Stelle als der seligen Götter unwandelbarer, ewiger Sitz bezeichnet. Auch dieser Umstand verdient wohl erwogen zu werden; denn wenn wir spä-

ter den Sohn und Gemahl der Erde, den Uranos, von dem Schauplatz des Weltgebäudes abtreten sehen, so bleibt der Sternenhimmel unverrückt an seinem Platz, aber seiner besten Kräfte beraubt, bald anzuschauen wie das Riesengebein einer untergegangenen Thierwelt, bald dem gebändigten Stiere zu vergleichen, der zwar für die Dienste des gemeinen Lebens, für Ackerbau und Mast noch brauchbarer; ja wohl selbst handlicher geworden ist, aber muthlos und ohne Lebenstrieb schwer dahin wandelt. Es ist zwar äufserst gewagt, mit Worten derartige mythologische Begriffsunterschiede zu berühren, zumal die Sage selbst sie so schweigsam behandelt, allein zuweilen bleibt uns nichts anderes übrig, als das Zergliederungsmesser selbst an die lebensvollsten Gestalten anzulegen, weil sie sich sonst wie der dem Wasser entnommene Fisch in Folge eines Fäulnifsprozesses zersetzen.

47. Ein andres Zwillingspaar, welches die Gaea nach der Geburt des Uranos auch ohne Liebesgemeinschaft zur Welt bringt, mufs die Vermittelung zwischen Erde und Sternenhimmel ermöglichen helfen. Es handelt sich gleichsam darum, einerseits den Himmel zu erklimmen, und zu diesem Zweck erstehen die Berge, und andrerseits dem astralen Element zu dem Busen der Erde den Zugang zu eröffnen, und dazu gebiert sie das unfruchtbare Meer, den im Wogenschwall hoch aufbrausenden Pontos.

48. Die Berge, welche hier gemeint sind, werden als Urgebirge von den grünenden Hügeln streng unterschieden, in deren Thalschluchten die Nymphen

hausen. Jene ewigen Bergwipfel werden dagegen als die anmuthreichen Vorhallen der Götterwohnungen bezeichnet. Auch diese Auffassung der Grundverhältnisse des Erdgerippes ist tiefsinnig und stimmt, obwohl sie auf einem diametral entgegengesetzten Standpunkt gewonnen ist, mit den Bestimmungen der Wissenschaft unserer Tage.

49. Nicht minder grofsartig und wahr ist die Unterscheidung zwischen dem öden Weltmeer und dem von Seegeschöpfen belebten Ocean, welche wir alsbald kennen lernen werden. Den keiner Vegetazion zugänglichen Bergspitzen, durch welche die Erde mit dem Himmel in Berührung tritt, entspricht der Theil des Meeres, welcher der gemein teleologischen Weltanschauung entweder räthselhaft oder unter verkehrten Beziehungen entgegentritt. Das ist der ursprüngliche Begriff des Pontos, welchen man daher mit Berücksichtigung der Analogie des Urgebirges Urmeer nennen könnte, wäre nicht der in die Sprache des gemeinen Lebens übergegangene Ausdruck des grofsen Weltmeers hinreichend bezeichnend. — Mit diesen drei Hauptformazionen des irdischen Daseins haben wir den Vordergrund, die seitliche Begrenzung und den Abschlufs des grofsen Gemäldes gewonnen, durch welches die Alten das, was wir als Kosmos haben kennen lernen, zu schildern sich erkühnten.

50. Die Mitte dieses kosmischen Gemäldes ist durch eine reiche, schön gegliederte Gruppe belebt, aus der indefs auf den ersten Anblick nur einzelne wenige Gestalten als bekannt und kennbar uns ent-

gegentreten. Wir dürfen vorerst nicht wagen mit toller Neugier in diesen hehren Götterkreis einzudringen. Den Zauber des ersten Eindrucks muthwillig zu zerstören ist für das tiefere Verständnifs der Mythologie äufserst nachtheilig. Obwohl diese Bildungen riesig grofs sind, so haben sie als rein poetische Gestalten mit der Welt der Erscheinung doch das gemein, dafs sie empfindlich sind wie der Morgenthau auf frisch gereiften Früchten oder wie der Sonnenhauch der bunten, aber vergänglichen Farbenpracht auf den Schwingen eines Schmetterlings.

51. Für's erste mag es genügen, darauf aufmerksam zu machen, dafs diese Mittelgruppe aus sechs männlichen und sechs weiblichen Götterwesen besteht, die offenbar zu Paaren zusammentreten. Der sinnig verknüpfte Reigen macht den Eindruck eines rhythmischen Wortgewebes, dessen versöhnungsreiche Tacte unser Ohr ergötzen, noch bevor es uns gelungen ist, die inneren Gründe seiner zarten Fügung nachzuweisen. Thöricht ist der, welcher die Lösung eines solchen Räthsels ohne die Hülfe der Zeit zu unternehmen gedenkt; thörichter noch der, welcher solch eine schwierige Aufgabe allein zu Stande zu bringen hofft; feig aber derjenige, welcher den Versuch nicht wagen mag, weil sein Mifslingen sicher ist. Bei einem Sturmgefecht müssen die glücklichen Sieger allezeit über die Leichen ihrer Vormänner hinwegklettern.

52. Die beiden Enden dieser Gruppe nehmen zwei bekannte Gestalten ein, die vor uns gelagert

sind wie die Flufsgötter Attika's in den Giebelecken des Parthenons. Okeanos tritt dem Kronos bedeutsam und in voller Würde und dem Bewufstsein der Ebenbürtigkeit entgegen. Beide, das wogende Meer sowohl, wie die endlos kreisende Zeit, würden in diesem unversöhnlichen Gegensatz für immer verharrt haben, wäre nicht an den jüngsten der Uraniden, an den entschlossenen und unbeugsamen Kronos, die Rhea herangetreten, die ihm in diesem Frauenchor als Gemahlin beigegeben ist. Durch sie werden wir den kreisenden Strom der Zeit in einen fliefsenden verwandeln sehen, durch sie erfolgt der blutgezeichnete Uebergang von der Natur zur Geschichte, in ihr zeigt sich das zukunftsüchtige Prinzip ihrer Mutter Gaea neu verjüngt. Das, was diese nicht für sich allein zu Stande zu bringen vermag, wird durch die sittlich geadelte Tochter in's Werk gesetzt. Gaea und Rhea entsprechen sich in ähnlicher Weise wie Nyx und Hemera und ähnliche Steigerungen desselben, aber darum nicht identischen, sondern eben durch diese Steigerung wesentlich veränderten Grundbegriffs.

53. Indem wir die weiteren Elemente dieser kosmogonischen Mittelgruppe vor der Hand unaufgelöst stehen lassen, leiten mächtig geöffnete Felsspalten unsere Blicke tief hinab in die Schluchten der Erde. Sowie der Fisch nur für das Wasser und der Vogel nur für die Luft geboren ist, so sind auch einige Himmelsgeburten der Gaea nur für den Aufenthalt in chthonischer Verborgenheit geschaffen. Unter diesen Wesen eines dem Tagesleben abgewandten

Daseins tritt uns zunächst die wunderbar schön und tiefsinnig gedachte Gruppe der Kyklopen, der Blitzschmiede, entgegen, deren nimmer rastende Feueressen keineswegs auf hohe Bergspitzen verlegt werden, hoch in die Wolken, aus denen der Wetterstrahl hervorzudringen pflegt, sondern tief in der Erde schaurige Klüfte.

54. Ihre Namen legen uns alle Elemente der elektrischen Feuerkraft in klarer Entfaltung vor Augen, ohne dadurch das, was mit Einem Male da ist, durch willkührliche, unorganische Zerlegung auseinander zu reifsen. Brontes vergegenwärtigt das Donnergeroll, welches von keiner Entladung des elektrischen Funkens getrennt werden kann, Steropes das himmlische Leuchten des Blitzes und Arges das silberblinkende Element des Urfeuers, welches so wenig wie das Urlicht in diese Welt der Erscheinung einzutreten vermag.

55. Wenn man bedenkt, welche Irrwege der Menschengeist zu durchwandeln genöthigt gewesen ist, bevor Franklin gleich einem umgekehrten Prometheus den Blitzstrahl mit kühner Hand der Gewitterwolke entnommen und in den Schoofs der Wissenschaft niedergelegt hat, bevor man zu der durch Auffindung des Vernunftzusammenhangs begründeten Ueberzeugung gelangt ist, dafs die Regung elektrischer Lebensthätigkeit, welche manche Körper der Erde vorzugsweise wahrnehmen lassen, mit den unnahbaren Gewalten, die, in Wetterwolken gehüllt und durch Sturmesbrausen verkündet, grausig

über unsern Häuptern hinziehen, identisch ist, so mufs man in der That staunen, mit welcher Sicherheit des Blicks die Mythologie diese ewigen Naturverhältnisse in ihrer ganzen Einfachheit erfafst hat.

56. Wir müssen auf den Vorwurf gefafst sein, dafs wir in die Formeln naiver, sogenannt poetischer Anschauung das auf anderem Wege gewonnene, mühsam errungene Resultat der Wissenschaft unserer Tage hineinzulegen uns erdreisten. Antworten läfst sich auf denselben nicht anders als mit der einfachen Bemerkung, dafs wir ohne Rücksicht auf das Ergebnifs unserer Erklärungsversuche die schlichten Ausdrücke des erhabenen Gedichts wörtlich zu übertragen versucht haben. Die Harmonie, in welcher sich antike und moderne Weltanschauung begegnen, kann aber nur daher rühren, dafs beide die Anschauungsgegenstände gemein und mit gleicher Festigkeit des Wahrheitssinnes in's Auge gefafst haben. Nur der Weg, auf welchem der Geist in das Untersuchungsobject eingetreten ist, mufs als diametral entgegengesetzt bezeichnet werden: dort centrale, man könnte sagen orakelmäfsige Erfassung der Grundverhältnisse, hier eine von dem Glauben an die Realität des Daseins geleitete, wunderbar gewissenhafte Zerlegung aller Weltfasern.

57. Lange noch nach der Entdeckung der Einerleiheit des elektrischen Funkens und des Blitzstrahls hat man sich bei dieser universellen Weltkraft kaum etwas anders als die vernichtende Wirkung vorgestellt, welche sie in der Riesenschnelle ihres wunder-

baren Wachsthums zu entfalten im Stande ist. Man meinte ihr schon alles abgewonnen zu haben, als man sie an das Gängelband weise geleiteter Metallfäden genommen und gleichsam an undurchbrechbare Ketten angelegt hatte. Von den positiven Kräften, die ihr inwohnen, die im Inneren der Erde ohn' Unterlafs bildsam thätig sind, hat man erst spät eine Ahndung, erst in der neuesten Zeit auf dem Wege des Experiments eine klare und sichere Anschauung gewinnen lernen.

58. Während es jetzt wohl Niemandem mehr zweifelhaft sein wird, dem es um eine tiefere Einsicht in das Wesen der Erscheinung zu thun ist, dafs es diese Kraft in ihrer proteusartigen Umgestaltung ist, welche in die Adern der Erde glanzreiches Metall wie Blutströme eingeleitet und Stoffe, die ihrer Natur nach flüchtig sind, in Krystallstufen und Edelsteine mit wunderbarer Kraft eingeschmiedet hat, konnte man noch vor wenigen Jahrzehnten selbst dem phantasiereichsten Dichter kaum zumuthen, solch' eine Wahrheit in concrete Bilder zu fassen.

59. Die Alten stellen diese Weise bildsamer Kraftäufserung unter dem Bilde haushälterischer Weiblichkeit dar. Halt, Kraft und Gestaltungstrieb werden offenbar als die Weiber der Kyklopen genannt, von denen weiter nichts gesagt wird, als dafs sie am Werke thätig gewesen seien. Dadurch, dafs man Ischys, Bia und Mechane als abstracte Worte genommen und die hochpoetische Schilderung somit auf das geistloseste unterbrochen hat, ist das herr-

liche Bild spurlos verwischt worden. Die Bedeutung der Namen, welche diese plastischen Gestalten tragen, befähigt uns zur Wiederherstellung dieser halbverloschenen Züge. Die Richtigkeit unsrer Annahme wird auch durch Gründe der Symmetrie wahrscheinlich gemacht. Denn mit dieser Trias wird die Neunzahl der Gruppe, welche wir gegenwärtig zu zerlegen und zum Verständniſs zu bringen im Begriff sind, zum harmonischen Abschluſs gebracht. — Von diesen drei werkthätigen Wesen erscheint die Bia auch beim Aeschylos und in einer späteren Stelle bei Hesiod selbst als ein leibhaftiges, mit voller Persönlichkeit und mit Bewuſstsein ausgestattetes Weib. Denkt man sie sich schmiedend, so hält Ischys die Zange, Bia schlägt zu und die Mechane ist zwischen beiden bildsam und sinnvoll thätig.

60. Noch stehen wir trotz des Reichthums der Entfaltung der Erdkräfte, trotz der groſsen Anzahl der Kinder der Gaea, welche so viel Reiche der Natur vertreten und darstellen, innerhalb der Grenzen der unorganischen Natur. Die Gliederung und staunenswerthe Vervielfältigung der Erdkraft, welche mit dem animalischen Organismus auftritt und sich als riesenhaft und urgewaltig ankündigt, wird unter dem Begriff einer einzigen Trias befaſst, welcher aber gehaltreich und schwerwichtig genug ist, um jener ganzen Reihe von Götterwesen die Wage zu halten. Es sind jene drei funfzigköpfigen und hundertarmigen Riesen, ohne deren Hülfe und Beistand das Reich der Freiheit, die sittliche Weltordnung, die

Dynastie des Zeus nicht hätte begründet werden können.

61. Um aber die hohe Bedeutung dieses Begriffes fassen zu können, müssen wir uns selbst vorerst über die Daseinssphäre orientiren, in die wir einzutreten im Begriff sind. Mit der Entfaltung der organischen Natur nimmt die Erdkraft eine weit höhere Bedeutung an, als sie selbst bei den fürchterlichsten Entladungen, die Wasser- und Feuerprozesse veranlassen, je zu gewinnen im Stande ist. Denn wenn es auch dem Menschen gelungen ist, solche augenblickliche Kraftäufserungen zu bändigen und für höhere Zwecke in Dienst zu nehmen, so kann er doch bei der denkbar höchsten Vervollkommnung der Maschinen, durch welche er die Ausbrüche roher Gewalt zu verhindern und die Kräfte in vernunftgemäfse Bahnen einzulenken gelernt hat, nie das erreichen, was unter gleichen Verhältnissen der thierische Organismus zu leisten im Stande sein würde.

62. Die organische Lebensthätigkeit nun, welche bis zu den Sitzen des Menschengeistes vordringt und den Zwecken seiner Weltherrschaft in dem verschiedensten Sinne dient, haben die Alten mythologisch unter die drei Begriffe des Kopfs, der Körperwucht und der Gliederkraft zu einer einzigen schön gegliederten Idee zusammengefafst. Daher wird auch bei diesen Riesen die Eigenschaft des Kopfreichthums und der Mannigfaltigkeit der dem freisten Gebrauch zugewiesenen Gliedmafsen, der Hände, hervorgehoben. Vielköpfigkeit ist damit nicht gemeint, sondern

im Gegentheil wird in dieser Trias die Einheit des Willens mit ganz besonderem Nachdruck betont. Kottos ist ein dialektisch veralteter Ausdruck, welcher nur in Nebenformen und Zusammensetzungen noch vorkommt, aber überall die Bedeutung des Kopfes hat. Ist dieser Begriff einmal gewonnen, so bedarf es nur einer einfachen Reflexion, um eine von einem einzigen Sinn geleitete Thier- oder Menschenmenge in eine unabsehbare Zahl von Individuen, von denen jedes mit einem Kopf ausgestattet ist, aufzulösen. Noch weit stärker aber tritt der Begriff der Mannigfaltigkeit bei dem vielthätigen Gebrauch der Glieder hervor, den Gyes vergegenwärtigt, während Briareus mehr die Wucht des Körpers, mag man sie auf die Masse hin in Augenschein nehmen, den die Gattung in der Gesammtheit darstellt, oder auf die substanzielle Einheit, aus der das Leben des Individuums hervortritt, veranschaulicht.

63. Jetzt wird es an der Zeit sein, das kosmische Gemälde, welches wir in einzelne Gruppen zerlegt und theilweise in seine Elemente aufgelöst haben, im Zusammenhang zu überschauen und auch dem sinnlichen Auge, soweit dies durch Aufschichtung von Namen, die zum Theil noch ihrer begrifflichen Wiederbelebung harren, möglich ist, zu vergegenwärtigen. Wenn dabei vorerst noch manches dunkel und verworren stehen bleibt, so mufs auch hier wiederum daran erinnert werden, dafs wir es mit der bunten Mannigfaltigkeit der Dinge selbst zu thun haben, zu deren organischer Entfaltung der menschliche Geist

und die Phantasie vor allem der Hülfe der Zeit bedarf. Denn nur scheinbar ist das Leben der Phantasie zeitfrei; echte Phantasie, welche auf wahrer Innerlichkeit beruht, ist im Gegentheil einer sehr ruhigen, allmählichen Entwickelung benöthigt und gehorcht den Gesetzen leiblichen Wachsthums weit williger als unser Körper selbst.

64. Die Kinder der Gaea treten nun aber nach folgendem Schema zu einem Chorreigen zusammen, dessen künstliche Fügung und sinnvolle Gliederung die einfache Aufzählung der in der Hesiodeischen Theogonie verzeichneten Namen veranschaulicht, ohne dafs wir uns die leiseste Aenderung oder Umstellung erlaubt haben. Eröffnet wird derselbe, wie wir bereits sahen, durch die Trias des

1. Uranos, 2. des Urgebirges und 3. des Weltmeers.

Das Centrum bilden die Titanen, welche wir daher mit eigenen Nummern bezeichnen:

1. Okeanos. 2. Koios. 3. Krios. 4. Hyperion. 5. Iapetos.
6. Theia. 7. Rhea. 8. Themis. 9. Mnemosyne.
10. Phoebe. 11. Tethys.
12. Kronos.

In die seitlichen Räume des Vordergrunds haben wir diejenigen Wesen versetzt, welche, so zu sagen, die Eingeweide der Erde darstellen und die wir daher an die erste Trias mit fortlaufender Nummer anreihen. Es sind: a. die Kyklopen:

4. Brontes. 5. Steropes. 6. Arges.

b. mit ihren Weibern:

7. Ischys. 8. Bia. 9. Mechane.

c. die Hekatoncheiren.

10. Kottos. 11. Briareus. 12. Gyes.

65. Obwohl diese Namen in solcher Zusammenstellung für sich hinreichen, das Weltgebäude, wie es sich den Begriffen der Alten darstellte, in grofsartigen, bedeutsamen Zügen zu schildern, so wird doch der eigentliche Gehalt aller dieser persönlich gefafsten Wesen dann erst offenbar, wenn auf dem Wege der Geburt und Zeugung diejenigen Gestalten aus ihnen hervortreten, welche an dem Leben und Dasein des Universums sich berufsmäfsig zu betheiligen befähigt sind. Das ist nur bei einigen wenigen dieser patriarchalischen Göttererscheinungen der Fall. Die meisten sind zu starrer Unbeweglichkeit geschaffen und treten aus den festen, unverrückbaren Grenzen ihres Wirkungskreises nie heraus. Von ihnen darf mit Recht gesagt werden, dafs sie noch nicht von sich loszukommen im Stande sind, während ihre Kinder sich einer zum Theil heiteren, zum Theil furchtbaren Beweglichkeit erfreuen und die Mannigfaltigkeit der Natur vor unseren Augen erstehen lassen.

66. Das Gesagte kann zunächst das eigenthümliche Wesen des Pontos deutlich machen helfen. Wir haben ihn als Welt- oder Urmeer bezeichnet. Jetzt müssen wir vor allem darauf aufmerksam machen, dafs der Begriff des Wasserschwalls rein zufällig an ihn herantritt. Der Pontos liefse sich ebensowohl als Untiefe wie das Urgebirge als Knochengerippe der Erde fassen, ohne dafs jene mit Wogen verschleiert gedacht zu werden brauchte, oder dafs zu diesem der

grünende Erdmantel oder eine ewige Eishaube nothwendig gehörte. Der Begriff der Nässe tritt erst später hinzu oder besser aus ihm heraus, nachdem er den ältesten seiner Söhne gezeugt hat, den truglosen, milden, ewiger Satzungen stets gedenkenden, gerechten Rath übenden Meergreis, den Nereus, welcher mit dem Urnaſs, von dem er seinen Namen hat, entsteht.

67. Dieser zeugt mit der schönlockigen Tochter des Okeanos, welche von ihrem Gabenreichthum den Namen Doris entlehnt, mitten auf ödem Meeresgrund funfzig liebreiche Töchter, deren göttergleiche Herrlichkeit die sprechenden Namen der Phantasie vor Augen führen, welche uns Homer und Hesiod zu schönen Perlenschnüren aufgereiht erhalten und aufbewahrt haben. Zwar ist es schwer, zu dem Verständniſs jedes einzelnen dieser klangreichen Namen vorzudringen. Obwohl sie fast alle so bekannt und faſslich klingen, daſs ein des Griechischen kundiges Ohr mit dem gewohnten Laut auch den demselben anhaftenden Begriff erhascht zu haben meint, so gerathen doch selbst gründliche Kenner des hellenischen Sprachidioms in nicht geringe Verlegenheit, wenn sie von dem sachgemäſsen Verständniſs Rechenschaft ablegen sollen. Fragt man sich nach dem Grund dieser merkwürdigen Erscheinung, so läſst sich dieselbe kaum besser als dadurch vergegenwärtigen, daſs man an die wunderbare Metamorphose erinnert, die ein Edelstein erfährt, welcher unter der Hand des Steinschleifers seine ursprünglichen Krystallflächen mit

künstlich geregelten Facettenwänden zu vertauschen genöthigt ist. Selbst der kundigste Mineralog würde nicht im Stande sein, die Urformen des ihm wohlbekannten durchsichtigen Krystallgefüges herauszufinden, wäre er nicht durch die Beobachtung analoger Erscheinungen befähigt nachzuweisen, was hier durch Menschenhände zerstört und neu umgeschaffen worden ist. In einem ganz ähnlichen Falle befinden wir uns mit einer solchen buntfunkelnden Reihe vollklingender Namen, von denen ein jeder durchsichtig zu sein scheint wie Wasser, bei näherer Betrachtung aber die Gegenstände der Wirklichkeit durch die widerspruchreichste Strahlenbrechung in Zerrbilder zerlegt.

68. Bevor wir auf die Betrachtung des bunten Begriffsspiels näher einzugehen wagen dürfen, welches der Chor der Nereustöchter vor unseren Augen entfaltet, sobald wir mit Ohren sehen gelernt haben wie Homer, der blinde Sänger, mufs es uns zunächst darauf ankommen, die Masse zu überschauen, welche solcher Anblick aus der Ferne darbietet, und dann die Gesetze der Gliederung, nach welchen dieser lustige Reigen in Gruppen zerfällt und in anmuthreiche Bewegung versetzt wird. Denn bei der Beurtheilung mythologischer Erscheinungen kann sich der Betrachtende und namentlich der Lernende nicht lange genug mit den Gesammteindrücken, welche dieselben darbieten, beschäftigen. Nichts ist dagegen gefährlicher und für das Sinnverständnifs nachtheiliger als das zufällige Erfassen von Einzelnheiten oder gar die

voreilige Anwendung des etymologischen Zergliederungsmessers, welches nur der mit Geschick und Erfolg zu führen versteht, welcher von der Fügung der systematisch darzustellenden und zu solchem Zwecke reinlich und sorgfältig abzutrennenden Gebilde eine razionelle Anschauung gewonnen hat. Diese aber kann ihm nur dadurch werden, daſs er vor dem Gebrauch der abstractiven Dialektik das Leben in seiner Fülle ruhig und möglichst vielseitig beobachtet und den Gebrauch aller Organe scharf in's Auge gefaſst hat.

69. Auf den ersten Blick treten uns des truglosen Meergreises wunderliebliche Töchter in lauter Paaren entgegen, welche entweder auf das engste unter einander in Liebe verbunden oder durch das Zauberband mächtiger Gegensätze an einander gefesselt sind. Diese dualistische Form der Aufreihung ist von groſser Wirkung und erzeugt trotz der Einförmigkeit, in welcher sich die zahlreichen Wesen einher zu bewegen scheinen, durch den Wechsel der Contraste den Eindruck bunter, munterer Abwechselung und Mannigfaltigkeit. Sehr bald aber sehen wir die stolzen Jungfrauen zu Dreivereinen zusammentreten, welche nach dem sechsten Paare beginnen, von da ab öfter wiederkehren und das Leben zu immer höheren Potenzen steigern. Durch diesen Wechsel der Rhythmen wird der wohlabgemessene Tanzschritt nicht blos auf das anmuthreichste belebt, sondern auch sinnig vermannigfaltigt. Was durch eine solche prinzipgemäſse, planmäſsige Zusammenstellung

gewonnen worden ist, werden diejenigen leicht inne werden, welche damit die geistlosen Namensammlungen der späteren Grammatiker, des Apollodor und Hygin, vergleichen wollen.

70. Sobald man einen dieser Namen aus dem Zusammenhang herausreifst, verliert er fast alle Geltung. Es geht damit nicht viel besser wie mit der Aufzählung abstracter Versfüfse oder mit Farbenmustern, die den rauschenden Symphonieen glühender, lichtprangender Gemälde entnommen sind. Ihre Geltung erhalten die einzelnen Elemente durch die Verwebung mit andern Lebenselementen, die sich in harmonischem Drang einander aufsuchen, ja, so zu sagen, bei erfolgter Annäherung einander in die Arme stürzen. Jeder Erklärungsversuch ist daher allezeit wenigstens ein doppelter, ebenso häufig ein dreifacher, und seine Richtigkeit mufs an der Uebereinstimmung der verschiedenen Elementaranalysen geprüft werden. Die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe läfst nur eine allmähliche, beständiger Verbesserungen bedürftige Lösung zu. Auf die Richtigkeit der einzelnen Angaben wird man von vorn herein verzichten und sich mit dem annähernden Verständnifs der schwer zu erfassenden, flüchtigen Erscheinungen begnügen müssen. Der Dürftigkeit der uns zu Gebote stehenden Untersuchungsmittel dürfen wir uns dabei so wenig schämen wie die Astronomie, die ihre gröfsten Entdeckungen gemacht, als ihr Beobachtungsapparat am unvollkommensten war.

71. Wenn wir das Verhältniſs der Nereidenpaare zu den dreifach gegliederten Gruppen in's Auge fassen, so stellt sich auf den ersten Blick mit Klarheit und Sicherheit heraus, daſs dasselbe ein völlig gleichnamiges ist. Den zehn Triaden dieses Mädchenchors treten nemlich ebensoviel Paare gegenüber. Im Hesiod sind zwar deren elfe verzeichnet, das rührt aber daher, daſs zwei Nereiden, Proto und Amphitrite, doppelt aufgeführt sind. — Bei Homer ist der Chorreigen anders geordnet. Er stellt sechs Paaren, die also die bedeutungsvolle Zwölfzahl darbieten, sieben Triaden gegenüber, deren Summe die nicht weniger beziehungsreiche Zahl ein und zwanzig liefert.

72. Wenn durch die Nachweisung solcher festen Zahlenverhältnisse die sonst dem Blick in bunter Verworrenheit gegenübertretenden Massen eine schöne Gliederung und anmuthige Mannigfaltigkeit gewinnen, wenn wir sie in rhythmisch abgemessenem Tanzschritt an unserer Phantasie vorüberwandeln sehen, so glauben wir doch die Zaubertöne des Chorgesangs selbst zu vernehmen, in welchem sie sich auf silbernen Wellen wiegen, wenn wir so glücklich sind, die Bedeutung einzelner Namen in ihrer wechselseitigen Verflechtung zu durchschauen. Sowie dem ernsten Beobachter die Züge eines schönen Antlitzes nicht blos die vergänglichen Reize sinnlicher Schönheit darbieten, sondern die Lebensgeschichte der Seele erzählen, die sich ein solches Gehäuse von innen heraus gebaut hat, so läſst uns ein jeder dieser

Namen, sobald er unseren Blicken durchsichtig geworden ist, alle Erlebnisse dieser edlen, lieblichen und mit erhabenem Ernst umkleideten Götterwesen überschauen.

73. Die Hesiodeische Reihe möchte ich einem Arabeskenbaum vergleichen, welcher von festen Wurzeln aus in bunter Lebensfülle vor unsern Augen emporsteigt, uns auf jedem Zweige bekannte sinnvolle Gestalten zeigt, die sich aber alsobald in Trugbilder auflösen, sobald wir sie den irrazionalen Verhältnissen der gemeinen Wirklichkeit anzugleichen versuchen, und zuletzt den Kerngehalt dieser üppigen Mannigfaltigkeit in einer Frucht, die gleichzeitig Blüthe ist, vor Augen stellen und uns des Daseins Tiefen enthüllen in einer Weise, wie dies bei keiner andern poetischen oder wissenschaftlichen Darlegung möglich ist.

74. Nicht ohne Schüchternheit wage ich mich an die Zergliederung einiger dieser Verhältnisse. Zu einer so feinen Arbeit bedarf es viel geübterer Hände, welche in der Geschichte der Sprache und der Gliederung der Begriffe gleich erfahren sind. Wir müssen fürchten, bei jeder Berührung das zarte Fasernetz zu verletzen, aus welchem diese schönen Bildungen gewoben sind, und den Blüthensonnenstaub zu verwischen, dem sie ihren magischen Farbenglanz verdanken. Aengstlichkeit ist indessen bei wissenschaftlichen Arbeiten nur als der Ausdruck aufrichtiger Bescheidenheit von Werth. Da, wo sie auf dem eiteln Wunsch beruht, überall nüchtern und irrthumsunfä-

hig zu erscheinen, ist sie schlimmer als Feigheit, da diese sich dann mit akademischem, sich infallibel dünkenden Hochmuth paart. Sowie wir in der obigen Darstellung die Tageshelle nur durch den Gegensatz der Nacht haben in's Leben treten sehen, so kann bei gelehrten Untersuchungen die Wahrheit nur hoffen in dem Schoofse des Irrthums gezeitigt und aus demselben an's Licht geboren zu werden. Darin besteht die Demuth echten Wahrheitssinnes, dafs er die Ueberzeugung festhält, es sei ihm menschlicher Weise nicht mehr belassen, als die Summe der Irrthümer durch fleifsige Berechnung der Störungen zu mindern, während die Wahrheit selbst durchaus unabhängig von seinen Bemühungen als ein göttliches Gnadenbild dann überraschend entgegentritt, wenn er's nicht mehr erwartet.

75. Die streng symmetrische Weise, in welcher bei Hesiod die Nereiden aufgereiht sind, läfst uns diese ganze Zusammenstellung einem metrischen System vergleichen, in welchem alle Glieder gegen einander aufgewogen erscheinen. Der Chor wird mit sechs Paaren eröffnet, denen zwei Triaden gegenübertreten. Diese nehmen sinnlich veranschaulicht folgende Stellung zu einander an:

1. P r o t o — Eukrante. 2. Sao — A m p h i t r i t e.
3. Eudore — Thetis. 4. Galene — Glauke.
5. Kymothoe — Speio. — 6. Thoe — Halie.

I. Melite — Eulimene — Agaue.
II. Pasithea — Erato — Eunike.

Hierauf kehrt der Rhythmus gleichsam in seine Anfänge zurück. Wir werden sehen, daſs sich diese Reihe gewissermaſsen als eine zweite selbst ankündigt. Hier kehrt der Name der Proto zum anderen Mal wieder und wir thun am besten, dieses Eröffnungspaar ähnlich wie einen Vorschlag, eine Anakrusis, in der Metrik zu fassen oder wie einen Chorführer, der selbst nicht mitzählt. Denn jetzt treten die Paare und Triaden in eine mehr bunte Reihe zusammen, welche aber nicht weniger Gesetz und Maaſs streng einhält. Wir veranschaulichen diese Verhältnisse durch folgendes Schema:

Doto — P r o t o.

7. Pherusa — Dynamene.
   III. Nesaie — Aktaie — Protomedeia.
   IV. Doris — Panope — Galateia.

8. Hippothoe — Hipponoe.
   V. Kymodoke — Kymatolege — A m p h i t r i t e.
   VI. Kymo — Eïone — Halimede.

Von hier ab beginnt eine Reihe von Wesen ganz anderen Charakters. Die Triaden sind hier gehäuft und lassen die dualistischen Verbindungen nicht aufkommen. Nur zu Anfang und vor dem Abschluſs des Reigens treten sie noch einmal, aber nur flüchtig hervor, gleichsam nur um das Prinzip anzudeuten, aus welchem diese ganze Herrlichkeit und Fülle mit organischer Gliederung hervorgetreten ist oder sich eigentlich hervorgerungen hat. Sie stellen sich unseren Blicken auf folgende Weise dar:

9. Glaukonome — Pontoporeia.

VII. Leiagore — Euagore — Laomedeia.

VIII. Pulynome — Autonoe — Lysianassa.

IX. Euarne — Psamathe — Menippe.

10. Neso — Eupompe.

X. Themisto — Pronoe — Nemertes.

76. Wenn man massenhafte, vielgegliederte Erscheinungen vor sich hat, die dem Blick neu sind und daher ein Bild der Verwirrung darbieten, so thut man allezeit am besten, den Stützpunkt und den nach oben gewandten Abschlufs in's Auge zu fassen. Nur diese Weise der Betrachtung kann vor Mifsgriffen schützen. In dem gegenwärtigen Fall bewährt sich diese Cautel glänzend, da Anfang und Ende dieser bunten Reihe uns sehr verständlich entgegentreten. Proto läfst uns gleichsam das Rauschen des ersten Wogenschlags vernehmen, der als Eukrante lieblich herrschend über die Meeresfläche zurückgleitet. Wir befinden uns hier in den einfachen Verhältnissen des elementaren Daseins. Auf die Höhe des sittlichen Bewufstseins werden wir dagegen durch die letzte Trias emporgehoben, in welcher die aus dem untrüglichen Meergreis hervorgetretene Mannigfaltigkeit recht eigentlich zu diesem selbst zurückkehrt und alle die Eigenschaften, welche vom Nereus gerühmt werden, nemlich seine Gerechtigkeitsliebe, sein weises Vorschauen und seine Untrüglichkeit, durch die Erscheinung persönlicher, seinem Blute entwachsener Wesen, durch Themisto — Pronoe — Nemertes verherrlicht werden.

77. Eröffnet also wird der Chor der Nereiden durch Proto und Eukrante, von denen uns jene den

ersten Wogenschlag vergegenwärtigen kann, während diese einen späteren Moment bezeichnet, in welchem sie sich, die Gefährtin kühn überstürzend, als stolze Beherrscherin der Meeresfläche erweist. Im zweiten Paar tritt uns bereits die zukünftige Gemahlin des meerbeherrschenden Gottes, Amphitrite, entgegen, die sich durch die ihr vorangestellte Sao als eine rettende, Hafenbuchten beschützende Göttin ankündigt. Wir werden es hier und sonst häufig finden, dafs die Eigenschaften von Göttern und Heroen als menschliche Wesen aus ihnen heraustreten und sich ihnen als untrennbare Gefährten, Geliebte und Diener an die Seite stellen. Gleich bei dem nächsten Paare ist dies in einer noch deutlicheren, fafslicheren Weise der Fall. Die Thetis, die nachmals von den Göttern reich beschenkte Gemahlin des Peleus, wird als gabenfroh durch die Eudore, welche ihr vorausschreitet, gepriesen. Anders stellt sich das Verhältnifs bei der Galene, welche die Windstille verherrlicht und selbst durch die freudige Pracht des lichtglänzenden Meeresspiegels in der Glauke gleichsam entschleiert vor uns hintritt. Kaum aber erfreuen wir uns dieses erhabener Wonne reichen Schauspiels, als auch schon die wogenstürmende Kymothoe mit reifsender Schnelle naht und dann aber von der Speio in felsenüberwölbter Höhle gleichsam gefangen genommen wird. Die Schnelligkeit des Wellenspiels wird uns indessen in der Thoe noch einmal nahe gebracht und die liebreizende Halie beschliefst als Bewohnerin der Salzflut diese sechsfache Doppelreihe.

78. Ganz andere Accorde werden unserem Ohr in den Dreiklängen geboten, welche diesen ersten Theil des Systems zum Abschluſs bringen. Wir vernehmen nicht mehr das ewig sich gleich bleibende, nur durch das Zeitmaaſs vermannigfaltigte, aber im Sturm wie in Windstille doch immer sich selbst entsprechende Kommen und Gehen der Wogen, sondern Wellenschlag und Rückschlag lösen sich in einer höheren Harmonie auf und treten uns als Gruppe mit den Prädicaten der gegliederten Einheit entgegen. Melite, die anmuthreiche, Eulimene, die schönbuchtige, und die freudejubelnde Agaue bieten dieses Schauspiel der lieblichsten Harmonie gleich in seiner ganzen Herrlichkeit und Gröſse dar. Dennoch aber wird die Pracht und Schöne dieses wunderbar geschaffenen Dreivereins noch überboten durch die zweite Trias, mit welcher dieses ganze System abschlieſst. Pasithea, die Allgöttin, Erato, die Liebe, und Eunike, die siegesfrohe Jungfrau, treten zu einem Bund zusammen, welcher geschlossen zu sein scheint, der Ewigkeit zu trotzen und das ganze Universum zu beherrschen.

79. Von hier aus ist keine Steigerung der Begriffe mehr denkbar. Die stolzen Ideenrhythmen müssen in sich selbst zurückkehren. Die wunderbar verschmolzenen Töne verhallen vor unserem Ohr wie eine Sphärenmusik. Eine neue Reihe beginnt und diese kündigt sich in der That als Doto, als die Zweite, als Rückschlag an und sucht deshalb die Gefährtin, mit der auch sie untrennbar und von Urbeginn an ver-

bunden ist, die Proto, welche hier zum zweiten Male gleichsam als ein Schatten ihrer selbst wiederkehrt, auf. Man wird jetzt leicht begreifen, warum wir dieses Paar aufserhalb der jetzt sich neu entfaltenden Reihe aufgestellt haben. Es leitet das Kommende ein, ohne auf selbständige Geltung Anspruch zu machen. Man darf es den gedankenlosen, aber doch sinnvollen Accorden vergleichen, welche der Sänger greift, um einen Anlauf zu gewinnen für die hochwandelnden Pfade, die er zu beschreiten gedenkt. Es zählt daher auch nicht mit und dient nur dazu, uns andächtig zu stimmen in Betreff der Harmonieen, die sich nun auf's Neue entfalten sollen.

80. Einen sinnvolleren Anfang können wir kaum erdenken, als der ist, mit welchem diese zweite Reihe eröffnet wird. Pherusa, das liebliche Bild der sanft daher gleitenden, ruhig tragenden Woge, tritt in Gegensatz mit der Brandung unwiderstehlicher Kraft, welche Dynamene ausdrucksvoll bezeichnet. Wir befinden uns bereits in der Sphäre des concreten, sinnlich fafsbaren Daseins. Das bald liebliche, bald furchtbar rauschende Spiel der Wogen geleitet uns an wirthsame Küsten und von da wieder zurück zu meerumspülten Inseln. Hiermit gelangt die Meeresherrschaft an höhere Wesen, wir sehen im Geist das erste Schiff die nassen Pfade durchschneiden, worauf Protomedeia, die Erstbeherrschende, anzuspielen scheint. Sie schliefst den Dreiklang, welchen Aktaia, die Küstenbewohnerin, und Neseia, die Insulanerin, mit ihr bilden, zur bedeutungsreichen Harmonie ab. Das Le-

ben auf einem Eiland macht den Verkehr mit dem gegenüberliegenden Küstenland zur Nothwendigkeit und die Frage der Wogenherrschaft zu einer Lebensfrage. Daher steht auch Nesaia nicht umsonst voran, sowie man denn überhaupt in dieser ganzen Reihe kein Glied versetzen kann, ohne das ganze so zart gefügte Ideengewebe zu zerstören.

81. Mit dem Küsten- und Inselverkehr beginnt der Reichthum, die Schifffahrt gewährt die köstlichsten Gaben, sie eröffnet das Reich der Freiheit, sie ermöglicht den Austausch der Erzeugnisse der fernsten Länder, die ohne sie unter der Wucht des eigenen Segens schmachten und dabei doch darben würden. Daher tritt bei dem Erscheinen der nächsten Gruppe Doris, die Gabenfrohe, voran. Ihr gesellt sich vieldeutig, aber in jedem Sinne als untrennbare, willkommene Gefährtin Panope, die Allerspähende, die Alles überschauende, die mit kühnem, weithin tragendem Seemannsblick begabte, bei. Gedeihen aber gewährt Galateia, welche uns den Begriff der Windstille in einer weit höheren Steigerung vor Augen führt, als dies bei der Galene, die uns aus einem ganz anderen Zusammenhang entgegengetreten war, der Fall sein konnte.

82. Das ganze Wesen der Seefahrt aber wird uns mit ebenso einfachen als treffenden Zügen durch das ausdrucksvolle Zwillingspaar vergegenwärtigt, welches zwischen so viel dreigliederige Gruppen wie ein Stein eingesprengt ist, welcher dem Geologen zum Verständniſs des Bildungsprozesses der ganzen Masse

verhilft. Die Rossesschnelle und die Rossesklugheit, Hippothoe und Hipponoe, bezeichnen auf das geistvollste, auf welche Weise sich der Mensch der raschen Tragkraft der Wogen bemächtigt. Es wäre leicht, solche mythologische Formeln ihrem reichen Gehalt nach zu entwickeln, für denjenigen aber, welcher Sinn hat für diese Zeichensprache, möchte dies nur störend sein, und für denjenigen, welchem das Verständniſs derselben von der Natur versagt ist, würde eine solche Auseinandersetzung doch nutzlos ausfallen.

83. Wir sind bei der vorletzten Trias dieser Reihe angelangt, in welcher sie sich ihrer selbst gleichsam bewuſst wird. Durch sie und mit ihr gelangt Amphitrite selbst zur wahrhaft poseidonischen Meeresherrschaft. Sie tritt uns hier zum anderen Male, aber als des Nereus erwachsene, mannbare, der Meereskönigskrone würdige Tochter entgegen. Verkündigt wird sie durch ein ähnliches Zwillingspaar (wie wir diejenigen Verbindungen zu nennen lieben, in welchen derselbe Begriff auch der Wortsubstanz nach doppelt und darum polarisch wiederkehrt), nemlich durch die wogenauffangende Kymodoke und durch die sturmbeschwichtigende Kymatolege. Hiermit sollte man das Reich des Pontos nach dieser der Sonne zugewandten Seite für erschöpft, wenigstens als zum krönenden Abschluſs gebracht ansehen. Allein des Nereus tiefer Sinn hat noch seine ganze Entfaltung nicht erhalten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir das mächtige Urelement noch einmal in

sich selbst zurückkehren sehen. Bevor dies aber geschieht, hat der Dichter das Reich der Amphitrite am Schlufs dieser Reihe gleichsam landschaftlich und seiner Einrichtung nach mit einem einzigen Accord geschildert.

84. Das Bereich der Amphitrite wird durch die Wogenfläche und hohe Meeresufer, welche die unabsehbare Salzfluth beherrschen, treffend geschildert. Kymó, die Woge, Eïone, das Meeresufer, und Halimede, die Beherrscherin der Salzfluth, bringen mit drei unverrückbaren Begriffen die inhaltreiche Idee zum Abschlufs. Mehr bedarf es nicht, um dem Geist die Substanz zu bieten, welche den Inhalt jedes echten Kunstwerks ausmachen soll. Eine auf Nebendinge eingehende Schilderung würde nicht blos unvermögend sein, dem Gedanken gröfsere Fülle zu leihen, sondern ihm vielleicht eher die Kraft des grofsartigen Gesammteindrucks wenn nicht ganz rauben, doch brechen.

85. Wir sind bei der Entfaltung des organischen Lebens angelangt, welches sich bald zu dem Weben und Treiben des sittlichen Daseins steigert. Glaukonome, die Fischweidende, und Pontoporeia, die Seefahrende, deuten die beiden Hauptrichtungen an, in welchen sich das Leben eines schifffahrttreibenden Volkes auseinander begibt. Damit ist der Schauplatz angedeutet, auf dem wir jetzt die anderen höheren Mächte werden auftreten sehen. Denn von hier ab beginnt eine ganz neue Lebensthätigkeit. Ueberall macht sich das rein menschliche Element geltend.

Wir treten in den Völkerverkehr ein und befinden uns in dem bunten Gewimmel einer handeltreibenden Seestadt. Für die Griechen bedurfte es zur Anregung dieser Begriffe nur einer leisen Andeutung, während uns ausführliche Schilderungen die Zustände nicht nahe zu bringen vermögen, welche wir nicht selbst erlebt haben. Um diesen Theil der gehaltreichen Darstellung verstehen und genieſsen zu lernen, müssen wir daher versuchen, die sinnvoll gewählten Namen durch Vergleichung mit den Zuständen der Wirklichkeit zu beleben, und uns mit ihrem in dieselben fest einkrystallisirten Gehalt uns vertraut zu machen bemühen. Denn darin besteht der wesentliche Unterschied zwischen der Bedeutung der Worte, die zum täglichen Ausdruck dienen, und der, welche in Eigennamen still verborgen liegt, daſs der Gehalt von jenen rasch und auch von dem gemeinen Verstand entbunden und zur Geistesnahrung verwendet werden kann, während die auch sprachlich so harten Gefüge der Urzeit zu ihrer Auflösung den Scharfsinn erfahrener Forscher prüfend und neckend in Anspruch nehmen. Um den Kohlenstoff, welcher in den undurchbrechbaren Krystallformen des Diamants eingeschlossen ist, frei zu machen, bedarf es auſserordentlicher Kräfte, von denen der Juwel im gemeinen Leben nie bedroht ist. Auf gleicher Unzugänglichkeit beruht der Werth der edleren Metalle, und diesen läſst sich der echt poetische Ausdruck gottbegeisterter Dichter vergleichen, der ewig, aber auch dem gemeinen rohen Sinn unnahbar ist, wie Juwelen und edles Metall den Einwirkungen

der Aufsenwelt. — Die Feststellung dieses Verhältnisses des mythologischen Begriffs zu seiner Krystallhülle, welche die Namen der Götter und Heroen bilden, ist für das Verständnifs der ganzen Erscheinung von der höchsten Wichtigkeit. Bis jetzt hat man einen Jeden, der sich mit derartigen etymologischen Untersuchungen beschäftigt hat, für einen Phantasten erklärt, während man ihn lieber in seinem schwierigen, aber verdienstvollen Bemühen hätte unterstützen sollen. Sowie aber die Alchemie, die man Jahrhunderte lang als schnödem Gewinn ergebene Goldmacherkunst verhöhnt hat, durch die Chemie in unseren Tagen zu Ehren, ja zu unsterblichem Ruhm gelangt ist, so läfst sich auch eine Zeit denken, in welcher durch das redliche Mitwirken genialer Sprachkenner der kostbare Schatz gehoben werden wird, von dessen unerschöpflichem, staunenswerthen Reichthum wir durch den unvergleichbaren Gottfried Hermann zum ersten Male razionelle Kunde erhalten haben. Sein Riesenexperiment läfst sich Sir Humphry Davy's Zauberanalyse kühn an die Seite setzen.

86. Der Mittelpunkt alles Handelsverkehrs ist der Marktplatz. Nach ihm strömt alles Leben zurück und verbreitet sich wiederum von da aus in alle Kreise der Staatshaushaltung, wie das Blut, welches das Herz in die entferntesten Adernetze des Körpers hineindrängt. Leiagore und Euagore treten daher hier zunächst auf, um diesen Begriff nach zwei Seiten hin zu veranschaulichen. Jene bezieht sich auf die Oertlichkeit, auf den schön geebneten, freien

Platz, der für die Bewohner des Südens und ganz besonders für die Einwohner einer Hafenstadt weit mehr noch Bedürfnifs ist, als man sich dies im Norden vorzustellen gewohnt ist. Euagore kann dagegen auf die gute Ordnung bezogen werden, in der es dort hergehen mufs, wenn das Interesse des Einzelnen und des ganzen Staates gedeihen soll. Diese Verhältnisse fest in sich zu begründen und zu sichern, bedarf es aber eines sittlichen Halts, eines gemeinsamen Oberhaupts, auf welches der Name der Laomedeia, der Volksbeherrscherin, so sinnig hinweist.

87. Die nächste Trias tritt der eben betrachteten auch begrifflich ganz mit der Symmetrie der Antistrophe eines Chorgesangs gegenüber. Pulynome, die vielfach in Anspruch genommene Walterin, bezeichnet so treffend das geschäftige Treiben, welches sich auf einem Marktplatz entfaltet. Autonoe ist als Selbstdenkerin ein herrlicher, tiefsinnig gewählter Ausdruck für den Speculazionsgeist. Beide zusammen stellen den Gegensatz zwischen der wild durcheinander wogenden Menge und dem Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen in ein scharfes Schlaglicht. Aus dem Kampf, welchen sie unter einander eingehen, tritt voll edlen Stolzes die Königin des Gewinns, Lysianassa, hervor.

88. Wir werden hierauf zu dem Meeresstrand zurückgeführt, welcher eigentlich das bestimmende Element hergibt, durch dessen Hinzutritt eine Nazion zur seefahrenden wird. Wem daheim die Aecker blühen, wer sich in Mitte der Güterfülle befindet, die

gesegnetes Erdreich darbietet, der wird im Ganzen weit weniger Trieb fühlen, sich den Stürmen des neidischen, unwirthsamen und an sich unfruchtbaren Meeres anzuvertrauen. Dagegen sehen wir die Anwohner magerer Küstenstrecken die bewegliche Fluth zur Herbeiholung dessen benutzen, was ihnen die Natur versagt hat. Euarne, die Lämmerreiche, und Menippe, die Rofsweidende oder Rofsmuthige, nehmen die Psamathe, die Ortsgöttin des sandigen Strandes, der eben nur für genügsame Schafe und Rosse Nahrung zu bieten vermag, sehr passend in die Mitte und schaffen der Darstellung auch hier einen landschaftlichen Hintergrund, welcher so wohlthuend wirkt und den Abschlufs so schön vorbereitet.

89. Das eigentliche Vaterland aber des Seemanns ist die wogenumspülte Insel. Daher sehen wir hier die Neso noch als ein eminent concretes Wesen auftreten, welches ähnlich wie oben die Kymo den schon in manchen Schattirungen aufgeführten Begriff in seiner leibhaftigsten Fassung zur Anschauung bringt. Mit ihr verbindet sich die Göttin frohen und guten Seemannsgeleites, in welchem sich wesentlich die Gastlichkeit der Inselbewohner offenbart. Eupompe ist daher die ruhmreiche Gefährtin der Neso und an ihr freundliches Walten werden wir besonders durch die erquicklichen Erzählungen von der gastlichen Aufnahme, welche Odysseus bei den Phaeaken und ähnlichen seefahrenden Nazionen gefunden hat, erinnert.

90. Wir sind jetzt bei dem Schlufsaccord angelangt, mit welchem diese Reihe nicht blos in sich

selbst zurückkehrt, sondern auch ihren höchsten rein sittlichen Ausdruck erhält. Nereus wird ausdrücklich als der truglose und wahrheitsgetreue Sohn des Pontos und als der Greis, welcher ohne Falsch, sanft und des Rechts stets eingedenk ist, dessen Rathschläge gerecht und voll billiger Milde sind, geschildert. Diese herrlichen Eigenschaften, welche die gesetzmäſsige Unterthänigkeit des Meeres treffend veranschaulichen, treten nun in dieser letzten Trias stolz zu Tage. Themisto, welche von der Göttin ewiger Satzung ihren Namen ableitet, Pronoe, die weise Voraussicht, und Nemertes, welcher der Vater selbst sein schönstes Beiwort zum Schmuck und zum Geleite für das Leben überantwortet und die er die Truglose genannt hat, bilden diesen prachtreichen Dreiverein.

91. Themisto bezeichnet auf die faſslichste und sinnigste Weise die ewigen Gesetze, auf welchen die Natur gegründet ist und welche das Meer vor allen Reichen der Schöpfung mit der gröſsten Strenge zu beobachten und heilig zu halten scheint. Das Meer ist der Spiegel der unabänderlichen Bewegungen, welche die in ewige Geleise eingefügten Himmelskörper einhalten. Selbst in Sturmesempörung gehorcht es dem Gesetz. In seinen geheimniſsvollen Regungen berühren sich die Erfahrungs- und die Vernunftwahrheiten auf eine so innige Weise, daſs sie nicht blos zusammenzufallen, sondern sich wechselseitig zu durchdringen scheinen. Daher führt Themisto diesen Reigen zum groſsartigen, tiefsinnigen Abschluſs.

92. Nur die Einsicht in des Daseins ewige Ge-

setze kann das Geschöpf befähigen, von dem Gang der Zukunft gewisse Kunde zu gewinnen. Diese aber ist der Schwester der Themisto, der Pronoe, der Vorsicht oder besser der Vorsehung, die sich hier zuerst offenbart, anvertraut. Alle Meergötter haben mehr oder weniger die Gabe der Weissagung, sowie auch alle Thiere, die dieses gewaltige Element bewohnen und Sturm und heiteres Wetter, wenn das eine und das andere am wenigsten zu erwarten waren, verkünden, endlich auch die Seeleute selbst, deren Schicksal an die Witterungskunde geknüpft ist.

93. Durch diese beiden Schwestern nun ist das Dasein der dritten, der untrüglichen Nemertes, begründet. Denn wo das Gesetz eingehalten und das Zukünftige unter der Beachtung desselben in's Auge gefaſst wird, da ist weder Trug noch Täuschung denkbar oder möglich. Das Erscheinen der Nemertes an dieser Stelle aber und in solcher Verbindung liefert den faſslichsten und deutlichsten Beweis der gesetzmäſsigen Aufreihung des ganzen Chors, dessen einzelne Glieder so fest gefügt sind, daſs man kaum eines aus seiner Stelle zu rücken wagen möchte. Es war anfangs nicht unsere Absicht, auf die Betrachtung so vieler Individuen einzugehen und gleichsam um die Vertrautheit jedes einzelnen zu buhlen. Die Resultate, welche wir erzielt haben, sind uns daher absichtslos und ungesucht geworden. Geschicktere Forscher werden die von uns versuchten Bestimmungen mannigfach zu modifiziren veranlaſst sein. Uns genügt es, darauf aufmerksam und einigermaſsen wahrschein-

lich gemacht zu haben, daſs die von Hesiod und Pindar genau auf funfzig angegebenen Töchter des Nereus einen Chor bilden, in welchem sich der der Tragödie des Phrynichos spiegelt.

94. Ganz anders gestaltet sich dieser Chor bei Homer. An die Stelle strenger Gesetzmäſsigkeit und organischer Gedankenentfaltung ist jenes bunte Spiel anmuthreicher Gedankenfülle getreten, welcher wir überall in den Gedichten des ionischen Sängers begegnen. Er breitet einen heiteren Farbenteppich vor uns aus, sucht uns fast vergessen zu machen, daſs das Meer auch zu stürmen vermag, und versetzt uns an jene lachenden Ufer Kleinasiens, welche die Wogen lachend umspülen. Wie durch Zufall wählt er aus der bunten Menge der Nereustöchter diejenigen aus, welche seinen Rhythmen im Tanzschritt zu folgen gerade Lust bezeigen. Wie überall, so verbirgt er auch hier seine Kunst. Nur mit Mühe können wir das Planmäſsige seiner Anordnung herausfinden. Die Symmetrie, welche derselben zu Grunde liegt, stellt sich indessen schon bei folgendem Schema heraus:

I. Glauke — Thaleia — Kymodoke.
1. Nesaie — Speio.
2. Thoe — Halie.
II. Kymothoe — Aktaia — Limnoreia.
3. Melite — Iaira.
4. Amphithoe — Agaue.
5. Doto — Proto.
6. Pherusa — Dynamene.

III. Dexamene — Amphinome — Kallianeira.
IV. Doris — Panope — Galateia.
V. Nemertes — Apseudes — Kallianassa.
VI. Klymene — Ianeira — Ianassa.
VII. Maira — Oreithyia — Amatheia.

Ein flüchtiger Blick auf diese Aufstellung zeigt, dafs in dieser Composizion die Dreiklänge vorwalten, sowie sie denn auch durch einen solchen eröffnet und mit einer ganzen Reihe derselben beschlossen wird. Die gepaarten Namen sind verhältnifsmäfsig spärlich eingefügt. Die Zwölfzahl, in der dieselben auftreten, ist aber sicher nicht zufällig, sowie die Siebenzahl, in welcher die Triaden aufgereiht sind, jedenfalls von tiefer Bedeutung ist und namentlich durch den Gegensatz zu jenen sechs Paaren bezugreich wird. — Mit diesen Andeutungen müssen wir uns vorerst begnügen. Die ganze Erscheinung ist noch zu neu und erheischt daher vielseitige Beobachtung. Da die höchste Unbefangenheit zu wünschen ist, so müssen wir das Beste von dem Scharfsinn Anderer erwarten.

95. Es ist eine nicht seltene Erscheinung, dafs wir dieselben Figuren in Vasendarstellungen desselben Gegenstandes sehr verschieden benannt finden, und eine noch gröfsere Verschiedenheit stellt sich heraus, wenn wir solche Namenregister mit den Angaben der Dichter und Grammatiker vergleichen, welche wiederum andere Dichter ausgezogen haben. Sobald wir einige Vertrautheit mit solchen Zusammenstellungen gewonnen haben, lernen wir bald gewah-

ren, dafs sich diese Namen zu einander verhalten wie die landeseigenthümlichen Ausdrücke verschiedener Dialekte derselben Sprache. In der Sprachkunde aber wie in der Mythenkunde gehört das Studium der Dialekte zu den schwierigsten Aufgaben. Es erheischt eine überaus zarte Behandlung des flüchtigen Stoffes und der noch viel empfindlicheren Formen. Hier aber sind wir in gleichem Fall und wir würden das farbenreiche Gewebe des blinden Sängers augenblicklich zerstören, wollten wir auch nur einen einzigen Faden rücksichtslos auftrennen und eine gewaltsame Vergleichung mit den gleichnamigen, aber in der Metamorphose verborgenen Elementen des einen und des anderen Gedichts vornehmen. Um zum richtigen Verständnifs oder gar zum Genufs des Gedankengehalts vorzudringen, bedarf es sinniger Betrachtung und liebevoller Geduld.

96. Die Betrachtung einer jeden Composizion beginnt allezeit am schicklichsten mit der Fixirung der seitlichen Endpunkte. Diese lassen sich in Wahrheit den Polen eines Magnets vergleichen und nach ihnen läfst sich daher der Inhalt und die Richtung der Contraste, ohne welche kein Kunstwerk in die Erscheinung zu treten vermag, am sichersten und schicklichsten bemessen und beschätzen. Die homerische Nereidenreihe beginnt mit der Schilderung des dunkelen Meeresspiegels, welchen der Name der Glauke vergegenwärtigt, und schliefst mit einer Andeutung der sandigen Küstenfläche, auf welche der Name der Amatheia (abgeschliffene Form statt P s amatheia) hin-

weist. Hiermit ist die Begränzung des Schauplatzes gewonnen, auf welchem sich das heitere Leben daseinsfroher Seegeschöpfe vor unseren Blicken entfalten soll.

97. Glauke, die Meeresblaue, tritt mit der blüthenprangenden Thaleia und der wogenauffangenden Kymodoke zu einer sinnig verflochtenen Gruppe zusammen. Die reich umgrünten, blüthenlachenden, wellenumspülten Ufer Kleinasiens konnten kaum mit so wenigen Lauten schöner verkündet werden. Plötzlich aber führt uns der Dichter hinüber nach den lachenden Gestaden der gegenüberliegenden Inselgruppen, die uns Nesaie, die Inselige, so scharf umrissen vor die Seele stellt. Die Wogen kommen und gehen und sehnen sich nach contrastreichen Gegensätzen. Plötzlich sehen wir sie daher wieder in dunkelen Felsenhöhlen verschwinden, die der Name der Speio vergegenwärtigt. Thoe, die Schnelle, und Halie, die Salzfluth, kehren in gleicher Verbindung bei Hesiod wieder. Kaum aber hat der Dichter diese Doppelbegriffe hingestellt, als er sie auch in einen volltönenden Accord auflöst und unserer Anschauung die concretesten Formen bietet. Thoe, die Schnelle, wird zur Wogenschnelle und Höhlen, Buchten und Inseln treten uns als uferbeherrschende, Aktaia, und hafenschützende Göttin, Limnureia, entgegen.

98. Jetzt schildert eine ganze Reihe von dualistischen Begriffen den ewig wechselnden, ewig aber in sich selbst zurückkehrenden Wellenschlag der Meereswogen. Süfstönend läfst sich Melite vernehmen,

lau sie umwehend antwortet Iaira (Liaira, Chliaira). Amphithoe, die Ringsumwirbelte, scheint wirklich der Amphitrite in ihrer ersten elementaren Fassung zu entsprechen, weshalb ihr Agaue, die Erlauchte, als verkörpertes Epitheton an die Seite zu treten scheint. Doto und Proto haben wir bereits als den Ausdruck des ersten Wogenschlags und des Rückschlags kennen gelernt, und mit diesem Paare sind auch hier wie bei Hesiod Pherusa, die Sanfttragende, und Dynamene, die Mächtige, verbunden.

99. Nachdem der Dichter sich durch diese mit feiner Wahl ausgehobene und scharf umgränzte Begriffsreihe gleichsam Grund und Boden, einen Vordergrund geschaffen hat, rauscht er auf's Neue in die vollen Accorde süſsen Dreiklangs hinein. Es entfalten sich vor unseren Blicken liebreizende Scenen. Dexamene, die gastlich Empfangende, einigt sich der viel umworbenen Amphinome und beide erfreuen sich der beglückten Schwester Kallianeira, welche die Männerschöne verherrlicht. Doris, die Gabenreiche, Panope, die Allschauende, und Galateia, die Windstille, kommen ganz in derselben Verbindung bei Hesiod vor. Nemertes, welche ohne Falsch ist, und Apseudes, die Truglose, verbinden sich aber hier in einem ganz anderen Sinne mit der Schönheitskönigin, Kallianassa. Wo die Schönheit in solchem Geleite auftritt, da erscheint sie in Wahrheit als eine Königin. Klymene, die Ruhmreiche, Ianeira, die Männerbeseligende, und Ianassa, die Königin veilchenblauer Meerespracht, steigern die Begriffe unendlicher Freu-

de und Sinnenlust in der That bis zu einer für sterbliche Augen schwindelnden Höhe. Da setzt der Dichter aller dieser Pracht und Wonne einen ahndungsreich tönenden Schlufsaccord zur Erhaltung des Gleichgewichts entgegen und läfst uns in den Meeresbuchten der Maira, in dem Sturmgebrause der Oreithyia und in den Sanddünen der Amatheia den erhabenen, schaudererregenden Hintergrund ahndend begreifen, auf welchem sich dieses Gemälde üppiger Lust und Fülle entfaltet und aufrollt.

100. Die würdevolle, aber mildfreundliche Gestalt des Nereus führt uns mit dem den glücklichen Vater froh umwogenden Töchterchor die Sonnenseite des Meereslebens vor Augen. Dafs die unergründliche Tiefe der Gewässer auch der Sitz ganz anderer, finster und freudlos blickender Mächte ist, lernen wir über solcher Pracht und Herrlichkeit fast vergessen. Keine dieser Gestalten hat uns hinabgeführt in die grausenvolle Behausung staunenerregender Schreckenwesen, welche mit denen, die in den öden Räumen der Unterwelt ihren Sitz haben, kühn wetteifern können. Diese Nachtseite des Reichs der Gewässer wird durch zwei Kinderpaare vergegenwärtigt, welche der Pontos mit der Gaia nach der Geburt der Nereiden erzeugt. Wenn sich das Schöne und Anmuthreiche nach der Entfaltung in bunter Mannigfaltigkeit drängt, so tritt dagegen das Erhabene und Grofsartige nicht leicht aus den einfachsten Verhältnissen heraus. Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir dem zahlreichen Chor der Nereiden nur wenige Paare gleich-

wichtig gegenübertreten sehen. Der riesige Thaumas, der Wunderbare, und der muthvolle Phorkys, der von dem Vater das würdevoll schmückende Beiwort des Weifsgrauen im Namen erhalten hat, treten der Keto, dem schönwangigen Ungeheuer, und der allgewaltigen Eurybie bedeutungsvoll gegenüber. Letztere werden wir später mit einer anderen kosmischen Gröfse eine innige, folgenreiche Verbindung eingehen sehen, durch welche der Pontos an der Weltordnung einen festen und ewigen Antheil erhält.

101. Die Welt der Wunder, welche der Schleier der Gewässer dem sterblichen Blick verbirgt, führt uns Thaumas, dem Hesiod das treffende Beiwort des Grofsen beilegt, mit dem blofsen Klang seines Namens vor die Phantasie. Eine bestimmte, feste Bedeutung erhält derselbe aber erst durch die Wesen, welche aus ihm hervortreten. Er vermählt sich wie sein Vater Nereus mit einer Okeanide, der Elektra, deren Name jenen eigenthümlichen Glanz bezeichnet, welchen leuchtende Körper ohne Hinzutritt des Sonnenlichts um sich verbreiten. Noch heut zu Tage ist dieser Name daher für die Bezeichnung der dem Licht der Tageshelle polar entgegentretenden leuchtenden Kräfte in Gebrauch geblieben. Mit dieser erzeugt er zuerst die schnellfüfsige Iris, welche ihre Herrlichkeit und vergängliche Schöne im Regenbogen entfaltet, dann aber im schroffsten Gegensatz zu ihr die Harpyien, Aelló, die Windsbraut, und Okypete, die Schnellschwebende. Diese raubsüchtigen, mit den Stürmen und den Vögeln wetteifernden, die Zeit so-

gar auf schnellen Schwingen überholenden Wesen schildern in grofsartigen Zügen die Mächte der Tiefe, welche aus finsterem Hinterhalt hervorbrechen und als nur durch Schadenfreude zu erquickende, scheufsliche Ungeheuer dem Menschen ebenso verderbenbringend nahen, wie die Iris als ein Bote des Friedens am Himmel erscheint. Beider Gestalten hat sich die bildende Kunst, der die bisher betrachteten Erscheinungen im Allgemeinen wenig zugänglich sind, bemächtigt und die Harpyien erscheinen als Raubvögel mit Menschenantlitz, während Iris als ein hehres Frauenwesen mit Schwingen ausgerüstet ist, auf welchen sie sich mit Leichtigkeit und Freiheit zwischen Himmel und Erde zu bewegen vermag.

102. Phorkys, der Weifsgraue, verbindet sich mit der Keto, in welcher alles Seeungethüm begrifflich zusammengefafst erscheint. Die graue Farbe ist hier von wesentlicher Bedeutung und spielt offenbar auf das bleiche Aussehen aller Bewohner der Tiefe an. Die Geschöpfe, welche von der Natur nur kaltes Blut erhalten haben, erscheinen den warmblütigen Wesen der sonnengenährten Erde gegenüber blafs und gräulich. Wo sie uns buntschillernd erscheinen, ist ihr Glanz immer dem des Mondlichts zu vergleichen. Der mythologischen Weltanschauung konnte dieses grofse Phänomen nicht entgehen und es war zu erwarten, dafs, wenn sie auf dasselbe eingehen würde, sie es mit der ganzen Kraft ihrer ausdrucksvollen Sprache hervorheben würde. Dies hat sie in der That auch gethan, indem sie auf diesen Begriff

noch einmal zurückkömmt und dem Phorkys und der Keto die Graeen zu Kindern gibt, wunderbar geartete Wesen, von denen wir nicht viel mehr erfahren, als dafs sie von Geburt an grau gewesen sind. Ihre weitere Geschichte ist uns jedoch in ihren Namen aufbewahrt.

103. Sie sind Doppelwesen und bewegen sich daher in unversöhnlichen Gegensätzen. Pephredo, die Kundige, hebt die allen Meergöttern eigenthümliche Gabe der Weissagung, die sich für Geschöpfe mit grauen Haaren ganz besonders pafst, bedeutsam hervor. Schroff aber tritt ihr die Schwester Enyo, die Grausame, Mordsüchtige, gegenüber, welche die kaltblütige Raublust der Meeresungethüme namentlich auch in solcher Zusammenstellung treffend veranschaulicht. Denn die Klugheit der Pephredo ist keine mild freundliche, sondern finsterer Natur, sowie denn überhaupt alle Seebewohner dem Menschen nur gezwungen das mittheilen und gewähren, was sie eifersüchtig in Gewahrsam haben.

104. So erscheinen sie bei Hesiodos. Aeschylos, der ihrer im Prometheus gedenkt, geht nach seiner tiefsinnigen Weise auf das Wesen dieses Begriffs tiefer ein und steigert ihn daher zu einer bedeutenden Höhe, indem er, einem grofsen Maler gleich, mit kundigem Pinsel einige wenige Lichter aufhöht. Er läfst sie in der Dreizahl auftreten, aber sie gelangen nicht zu der freien Entfaltung einer vollendeten Trias. Sie sind durch gemeinsame Lebenscentren unlösbar mit einander verbunden. Auge und Zahn, von denen je-

nes auf die Weisheit der hesiodeischen Pephredo, dieser auf die Mordlust der Enyo hinweist, haben sie gemeinsam. Diesen Begriff der gebundenen Trias, welche bei grofser Mannigfaltigkeit doch der Freiheit der Entfaltung entbehrt, werden wir in der Sprache der Mythologie öfter antreffen. Er ist wichtig für die Auffassung mancher räthselhaften Erscheinungen des Daseins und ist ebenso glücklich wie tiefsinnig formulirt. Aeschylos vergleicht ihre Gestalt der der Schwäne, mit deren wirbelreichem Halse und stummen Ernst die Bewohner der Meerestiefe in der That eine schlagende Aehnlichkeit haben. Ihr selbeigenes Wesen aber wird noch besonders durch die gewichtvolle Angabe hervorgehoben, dafs sie weder die Sonne noch der Mond bescheint. Dadurch sind sie als Geschöpfe, die dem Tagesleben in allen seinen Modificazionen durchaus abgewandt sind, bezeichnet und die von uns vorgeschlagene Deutung ihres Namens als bleichsüchtig geborener Wesen erhält damit ihre vollste Bestätigung. So einsilbig, aber auch so reichhaltig ist der Ausdruck des mythologischen Sprachidioms! In Widerspruch mit sich selbst geräth die Mythologie nie, sobald man nur Geduld genug hat, die entsprechenden Elemente auf ihre wahre Geltung zurückzuführen.

105. Phorkys und Keto zeugen ferner mit einander die Gorgonen, drei Schwestern, von denen Aeschylos bedeutungsvoll versichert, dafs kein Sterblicher sie je mit Augen geschaut habe, ohne seinen Geist auszuhauchen. Sie hausen jenseits des Okeanos im äufsersten Westen bei den Hesperiden. Stheino

verkündet durch ihren Namen den Besitz gewaltiger Kraft, Euryale rühmt sich eines weiten, unermeſslichen Bereichs. Diesem Paare, welches dem der Graeen sehr analog ist, aber sich zu ihnen etwa so verhält wie die Ichthyosauren und Riesenschlangen zu den mit vielen Armen an ein gemeinsames Lebenscentrum festgeketteten Polypen, gesellt sich eine dritte Schwester bei, die herrschergeborne Medusa. Diese aber ist sterblich.

106. In der Sage vom Perseus werden wir sehen, wie dieser sie vernichtet und die beiden anderen Schwestern verwaist zurückläſst. Den Klagegesang, welchen sie anstimmten, erhob die Kunst nachmals zur vielstimmigen, kunstreich gefügten Melodie, sowie die Züge der ungethümen Phorkyde für eines der schönsten Ideale der bildenden Kunst die Substanz haben hergeben müssen. Dieser Umstand ist bedeutend und muſs für die Vorbereitung des Verständnisses dieser räthselhaften Gestalt der Sage sorgfältig benutzt werden. Auch legt der Mythus selbst Gewicht darauf, daſs aus dem Blute der Medusa zwei Wesen hervortreten, welche den Poseidon zum Vater haben und eine doppelte Quelle menschlichen Glücks bezeichnen. Als nemlich Perseus mit Hülfe der Athene das schlangenumlockte Haupt der Medusa vom Rumpfe getrennt hatte, sprangen aus demselben Chrysaor und Pegasos, das geflügelte Roſs, hervor. Die Natur dieser beiden Wesen müssen wir daher zunächst in's Auge fassen, um durch sie die Natur ihrer sterblichen Blicken ewig verborgenen Mutter kennen und ihre mythologische Bedeutung verstehen zu lernen.

107. Chrysaor heifst nicht blos Goldschwert, sondern auch Goldspaten, und dieser letzte Begriff erinnert unwillkührlich an den Ertrag unermefslichen Reichthums, welchen die Westküste dem Bebauer gewährt. Noch heutzutage lebt in dem Munde des Volks das Sprüchwort, dafs man in der Maremma zwar in einem Jahre reich wird, aber auch in 6 Monaten stirbt. Dieser Gedanke findet sich weiter ausgeführt in der Nachkommenschaft, die dem Chrysaor beigelegt wird. Er verbindet sich nemlich mit der Tochter des Okeanos, der schönrieselnden Kalliroe, dem Sinnbilde der reichsten Fruchtbarkeit, und erzeugt mit ihr den Geryon, welchen die Sage dreigestaltig, mifsgünstig und unnahbar schildert. Er ist im Besitz prachtreicher Rinderherden, welche ihm der weithin waltende Eurytion mit dem wachsamen Hund Orthos auf der im Goldglanz der Saaten prangenden Erytheia weidet. Alle diese Bilder führen auf die fruchtbaren, aber unter der Gewalt tückischer Mächte befindlichen Küstenstriche des gesegneten Westlands zurück. Herakles, der Gründer der Cultur, vermag es zuerst, denselben den Reichthum abzuringen, den sie eifersüchtig dem Menschen vorenthalten. Er treibt die breitstirnigen Rinder hinweg und öffnet dem Handel die Pfade des Okeanos. Das Blut der Medusa lebt in allen Wesen des Phorkydenstammes fort, aber nach und nach gelingt es den sonnengenährten Gewalten, es seiner giftigen Eigenschaften zu entkleiden und jene Versöhnung einzuleiten, welche die Griechen bei allen derartigen Beschwörungen der Mächte der Finsternifs als die Quelle besonderen Segens ansahen.

108. Die griechische Sage stellt jedes Land, welches von griechischen Heroen zum ersten Male betreten wird, als unwirthsam und als von Schlangenungeheuern bewacht dar. Selbst ein Trunk aus kühler Quelle mufs diesen neidischen, mifsgünstigen Wesen abgerungen werden. In der Ausbildung dieser Begriffsreihe hat sich die Phantasie der Hellenen unermüdet und unerschöpflich gezeigt. Das Schreckhafte dieser Gestalten bildet allezeit den dunkelen Hintergrund, auf welchem sich die Gestaltenfülle nachmaligen, den finsteren Mächten abgerungenen Segens glanzvoll absetzt. Das Phorkydengeschlecht bietet die lehrreiche Erscheinung des Wechselglücks und Wechselwehs dar, mit dem uns alle geschichtliche Entwickelung, ganz besonders aber die allmählich errungenen Fortschritte der Cultur bekannt machen. Wenn diese Wesen auf den ersten Blick in Beziehung erscheinen auf die Entstehungsursache, welche der mythenbildenden Phantasie das Grundmotiv dargeboten hat, so zeigt sich der hellenische Geist gerade bei Aufreihung dieser Wesen überaus tiefsinnig und die Modificazionen dieser Schreckgestalten beruhen auf sehr feinen Unterschieden der lebensgefährlichen Miasmen, welche in ihnen einen begrifflichen Ausdruck erhalten haben.

109. Chrysaor trat uns mit seinem Namen wie mit einem lachenden, freundlichen Antlitz entgegen, ganz wie die fruchtbaren Thalebenen der pontinischen Sümpfe, welche uns in der schönen Jahreszeit eher den Eindruck eines Zaubergartens als den eines verpesteten Todtenfelds machen. So üppig drängt sich

die Vegetazion aus dem vollen Busen der Muttererde hervor. Das Verderben aber folgt nach und stellt sich im Laufe der Zeit ganz so wie die todesschwangere Tücke des Chrysaor in seiner Nachkommenschaft heraus.

110. In der Echidna, einem furchtbaren, weder Göttern noch Menschen ähnlichen Ungeheuer, tritt uns der Begriff des alles verheerenden Pesthauchs tellurischer Mächte noch weit schreckhafter und in einer sehr hohen Steigerung entgegen. Es ist nicht ganz klar, ob sie Hesiod von der Keto direct abstammen läſst oder von der Kalliroe. Sie wird als eine schönwangige, die Augen voll Liebeslust rollende Jungfrau dargestellt, welche aber nach unten in eine mächtige, urgewaltige Schlange endet. Treffender kann das berauschende Wonnegefühl, welches eine üppige Vegetazion des Südens darbietet, unter deren Zauberhülle Tod und Verderben mit schlangengiftigem Pesthauch lauert, nicht geschildert werden. Sie haust in einer der Felsenhöhlen, die der Sitz der mephitischen Lüfte zu sein pflegen, welche den Menschen durch bloſse Berührung todt niederzustrecken vermögen. Die Sage versetzt sie zu den Arimern, in die Prachtgefilde des Orients, wo bei gröſserem Reichthum auch gröſsere Gefahren aufgethürmt sind. Die Kräfte, welche solche Schätze in's Dasein treten lassen, pflegen sie auch dann noch, wenn sie längst zu einer vollkommen unabhängigen Existenz gelangt sind, eifersüchtig zu behüten. — Diese Gegenüberstellung des Orients und des Occidents hilft das Welt-

gemälde, welches der Dichter entwirft, schön begrenzen.

111. Aber die Kraft des Phorkydengeschlechts ist noch lange nicht erschöpft. Eine so wunderbare Erscheinung, wie die Wirkung mephitischer Dünste, schlagender Wetter und anderer unsichtbarer Kräfte ist, mufste der Phantasie der Griechen nothwendig die Aufgabe stellen, sie in der höchsten Steigerung des Begriffs, nemlich menschlich zu veranschaulichen. Die räthselhafte, so vielfach wechselnde Weise, in der diese Phänomene auftreten, hat natürlich auch einen Gestaltenwechsel und eine Mannigfaltigkeit der mythologischen Gebilde veranlafst, welche nicht auf Zufälligkeiten, sondern auf einer tiefen Naturbeobachtung beruht. In jedem Lande tritt uns das verheerende Element mit einem anderen Bilde entgegen. Dieses aber ist allezeit das specifische Symbol der schädlichen Einflüsse des Bodens, welche sich mit der vernichtenden Macht von würgenden Ungeheuern geltend machen.

112. Die Echidna, die tückische Schlangenjungfrau, vermählt sich mit dem Typhaon, welcher der Ausdruck der vulcanischen Kräfte ist, die sich in Erderschütterungen Luft zu machen suchen und die wesentlich zur Erhöhung des Unheils mit beitragen, welches die sogenannte schlechte Luft um sich verbreitet. Diese Verbindung ist daher auch so schon verständlich, ohne dafs wir bereits an dieser Stelle auf die Natur und das Wesen des Typhaon einzugehen brauchen. Von ihm wird später ausführlich die Rede

sein. Beide erzeugen mit einander eine ganze Reihe hartherziger, starrsinniger Kinder. Unter diesen wird der wachsame Hund des Geryon, Orthos, zuerst genannt. Es ist dieses der mildeste Ausdruck jener unnahbaren Fieberluft, welche über die weidenreichen Küsten Italiens und Siciliens Todesschrecken verbreitet und sie den Wanderer ängstlicher fliehen läſst, wie eine mit reiſsenden Thieren erfüllte Wildniſs. Gegen diese vermag der Mensch sich zu schützen, der Gefräſsigkeit klimatischer Einflüsse versucht er sich umsonst zu entziehen.

113. Weit schaueriger ist die zweite Ausgeburt dieses grausen Paares. Es ist auch ein Hund, schreckhafter aber und gewaltiger als der Herdenhund des Geryon. Der Hüter der Thore der Unterwelt ist es, welcher als nimmersatt, mit metallener Stimme bellend, funfzigköpfig, unverschämt und unbeugsamen Sinnes geschildert wird. Er bietet den höchsten Ausdruck jener unsichtbaren Erdkräfte dar, welche dem Menschen zwar gestatten, der finsteren Tiefe zu nahen, aber ihn nie wieder zurücklassen. — War nun einmal eine solche mythologische Gestalt geschaffen, so konnte sie nachmals in verschiedenem Sinne verwendet werden. Der ursprüngliche Begriff trat dann gegen die abgeleitete Bedeutung zurück, ja er gerieth wohl ganz in Vergessenheit. So ist es mit dem Kerberos gegangen, in welchem man gewöhnlich nichts anderes zu erblicken pflegt, als des Pluto bissigen Haushund, der den Eintretenden kriechend und mit schmeichelndem Schwanzwedeln naht, aber keinen

über die einmal überschrittene Schwelle zurückkehren läſst. Die bildende Kunst, welche die Mannigfaltigkeit nur durch symbolische und beschränkte Zahlverhältnisse anzudeuten vermag, stellt den Kerberos dreiköpfig dar, wie dies auch die späteren Dichter thun. Seinen Namen hat er von dem Erebos, der bei Homer seinen eigentlichen Aufenthalt bildet und dessen Benennung in der älteren Sprache Kerebos gelautet haben muſs. In der That ist Kerberioi der ältere Name für die Kimmerier, die Bewohner des äuſsersten Westlands.

114. Ueber die Bedeutung der verschiedenen Glieder des Phorkydengeschlechts kann kaum ein Zweifel obwalten, wenn wir uns des unberechenbaren Vortheils zu bedienen wissen, welchen die streng systematische Aufreihung darbietet, die uns das hesiodeische Gedicht in der Form einer Genealogie aufbewahrt hat. Die Hydra, welche demselben Paare, nemlich der Echidna und dem Typhaon entstammt, ist der wesenhafteste Ausdruck der Sumpfluft, die auf den Niederungen von Lerna einer Pestwolke gleich verderbenschwanger lagert. Sie ist ein unaustilgbares Ungethüm und bringt als das dritte Wesen dieser Reihe die Idee verheerenden Todeshauchs zu einem groſsartigen Abschluſs. Hesiod gedenkt ihrer nur in Kürze, aber die Angabe, daſs sie von dem Z o r n der Here, der Ehegöttin und demnach des höchsten Ausdrucks der Cultur, aufgenährt und durch Herakles mit Hülfe der völkerführenden Athene erlegt worden sei, endlich die Aufführung dieses Ungeheuers in sol-

chem Zusammenhang ist weit mehr werth als jede noch so weitläufige mythische Umschreibung. Die Schilderung, welche uns spätere Dichter von ihr hinterlassen haben, führt den Gedanken, welcher der hesiodeischen Angabe zu Grunde liegt, weiter aus. Sie wird vielköpfig dargestellt, und zwar nicht blos in der begrenzten Mehrzahl, wie Kerberos, dem Hesiodos funfzig Köpfe beilegt, sondern in der absoluten, wofür die Zahl Hundert der mythische Ausdruck ist. Die Kunst stellt sie in Uebereinstimmung damit siebenköpfig dar. Denn die Zahl Sieben verhält sich in der Kunstsymbolik zur Dreizahl wie in dem poetischen Ausdruck die Hundert zur Zahl Funfzig. Die polypenartige Bildung dieses Ungeheuers erläutert auch sehr passend den Zug der Sage, der zufolge acht ihrer Köpfe sterblich, der neunte aber unsterblich war. Denn es ist ja bekannt, daſs die Wesen dieser niederen Daseinsform nur mit der Wurzel getilgt werden können, indem, so lange der eigentliche Kopf nicht abgestoſsen worden ist, immer wieder Nachwuchs statt findet. Die Neunzahl ist nur ein höherer Ausdruck der Siebenzahl.

115. Der Trias des Orthos, des Kerberos und der Hydra tritt ein anderes Grauenwesen schwesterlich gegenüber, welches in sich selbst dreigestaltig ist und daher eine mächtige Steigerung verderbenschnaubender Erdkräfte darbietet. Es ist dies die karische Chimaera, ein dreiköpfiges Ungeheuer, welches aus einer Ziege, einem Löwen und einer Schlange sich zusammensetzt. Amisodaros (der Unversöhn-

liche, Misodaros mit vorgesetztem Verstärkungslaut a) hat es aufgenährt. Dieser gibt sich in seinen Söhnen Atymnios (von Ate, der Göttin des Verderbens, abzuleiten) und Maris (entweder der Fieberglühende oder der Packan) als ein menschenfeindlicher Herrscher kund, verbündet mit der Erde finsteren Mächten. Die Ziege, von welchem dieses Ungeheuer den Namen entlehnt hat, ist das auf Bergeshöhen wandelnde Thier, das Symbol der Alpenspitzen, welche nachmals dem Zeus heilig waren, und damit stimmt die Angabe, daſs es Feuer speiend gedacht wurde, was auf vulcanische Kräfte hindeutet, die in demselben einen gehaltreichen Ausdruck gefunden haben. — Sumpfluft in vulcanischen Gegenden ist der verkörperte Todesschrecken. — Die Kunst stellt dieses Ungeheuer unter dem Bilde eines Löwen mit Schlangenschweif dar, aus dessen Rücken ein Ziegenkopf miſsgeburtartig, aber organisch verschmolzen, hervorbricht. Einmal kommt es dreiköpfig wie der Kerberos vor, wobei statt der Schlange ein Hundekopf angebracht ist.

116. Der Mythus gelangt zu einer neuen Steigerung der schon so vielseitig ausgebeuteten Begriffe von Tod und Verderben, indem er einer Verbindung des Orthos mit der Chimaera eine Triade entwachsen läſst, durch welche das erhabene System des Phorkydengeschlechts einen krönenden Abschluſs erhält. In der Sphinx, in thebischer Mundart Phix genannt, tritt uns die verheerende Pest in der ganzen Gräſslichkeit ihres Todeswaltens als ein persönliches, sinn-

begabtes Wesen entgegen. Grimmig und blutdürstig wie ein Löwe, mit Sturmeseile daher streichend wie ein raubsüchtiger Adler, und verschmitzter Klugheit voll wie eine Jungfrau, erscheint sie als ein menschenköpfiger geflügelter Löwe sowohl in der Sage wie in den Bildwerken. Alle Nazionen, denen solch ein Würgengel genaht ist, führen unter den schreckhaftesten Eigenschaften der Pest jenen unerforschbaren Eigensinn auf, mit dem sie diesen würgt und jenen grundlos verschont. Auch wird ihr unwillkührlich menschliches Wesen beigelegt, welches sich bald zufällig, bald nach Vernunftgesetzen, die handgreiflich scheinen, kundgibt. Niemand vermag sie zu bezwingen, aber wenn ihre Zeit gekommen ist, bezwingt sie sich selbst. Noch jetzt legt ihr der Orientale eine heilige Scheu vor dem St. Johannistage bei. Die Winterzeit ist ihr von der Natur zur Frist angewiesen. Alle diese Züge finden sich in der Sage von der thebanischen Sphinx schlagend wieder, wie wir seiner Zeit sehen werden.

117. Ihr Zwillingsbruder ist der Nemeische Löwe, den wiederum die Hera in ihrem Zorn aufgenährt hat. Er ist furchtbarer noch wie die Sphinx, denn er haust das ganze Jahr in den Felsenhöhlen des klüftedurchbrochenen Bergs Tretos und in den Thälern vom Apesas. Im Sommer, wenn die Sonne in das Zeichen eintritt, welches von dem kraftvollen König der Thiere den Namen hat, ist seine Wuth am verheerendsten. Pesthauch geht vor ihm her, überall lauert er in tückischem Hinterhalt. Dieses Ungethüm ge-

tödtet und die herrlichen Gegenden, welche es verwüstet hatte, der Cultur erobert zu haben, war des Herakles höchster Stolz, war seine erste glorreiche That bei dem grofsen Befreiungswerk, das er duldend und muthig durchgeführt hat.

118. Seine letzte Grofsthat war dagegen die Ueberwindung des Hesperidendrachens, welcher in der Erde verödeten Buchten an den äufsersten Grenzen des Westlands purgoldene Aepfel bewachte. Wenn die Verheerungen des Nemeischen Löwen auf einen kleinen Landstrich beschränkt waren, so hauste der vielköpfige Drache Ladon, der wie Baumharz den Stamm des goldbelasteten Baumes umschlungen hielt, in einem viel weiteren, unermefslichen Bereich. Die prangende Herrlichkeit, welche die in dunkelem Laub glühenden Früchte vor die Phantasie zaubern, steht in einem erhabenen Contrast mit der neidischen Tücke des ebenfalls von dem Zorn der Hera aufgenährten Ungeheuers. Dieses ist der Keto und Phorkys letztes Kind. Hiermit ist selbst dieses unbändige Grauengeschlecht erschöpft. Nachdem Herakles hellenische Cultur bis in den fernsten Westen verbreitet hatte, war der Same dieses Geschlechtes getilgt. Und noch heutzutage ist es eine bekannte Thatsache, dafs die giftathmende Campagnenluft vor dem Menschenfleifs, vor der Industrie und lebendigem Verkehr wie vor den Tritten des Herakles weicht. Hört man im Süden einen Arzt die Schrecken menschenwürgender Sumpffieber aus eigener Anschauung schildern, so steigern sich seine Ausdrücke unwillkührlich zu jener

poetischen Kraft, welche die Ursachen schreckhafter Wirkungen und die Begriffe, auf welche der Mensch seine Erlebnisse zurückführt, als leibhaftige Wesen und in ähnlichem Gewand auftreten läſst, wie die Ungeheuer, die wir an uns haben vorüberwandern sehen.

119. Wir sind hiermit bei dem letzten Sproſs des Phorkydengeschlechts angelangt, welches durch die Graeen und Gorgonen auf eine grauenhafte Weise sich gleich bei seinem ersten Auftreten ankündigt. Durch den Eintritt der Macht des Poseidon in dasselbe haben wir aus dem Blut der Medusa Macht und Reichthum auftauchen sehn; so oft sie sich aber zeigten, erschienen immer auch finstere Mächte in ihrem Geleite. Die Bedeutung der Medusa selbst erschlieſst sich uns durch den Ausbruch ihres wildhervorströmenden Blutes. Sie selbst treffen wir später als ein versöhntes Wesen wieder, mit Zügen verklärten Todesschmerzes. Aber auch den Greuelwesen, die sie erzeugt hat, tritt eine Lichtgestalt gegenüber, welche die Möglichkeit einer solchen Versöhnung dem Prinzip nach herrlich veranschaulicht.

120. Dem Chrysaor, welchen wir als das Symbol üppiger Landesfruchtbarkeit, als den Vater des Geryoneus mit seinen fetten Rinderherden kennen gelernt haben, entspricht der Pegasos, das Edelroſs, welches für die Menschen das kostbarste Geschenk des Poseidon ist. Um die Bedeutung dieses so schönen mythischen Begriffs zu fassen, muſs man sich zunächst rein an die staunenswerthen Eigenschaften

der Pferdenatur halten, die die göttliche Vorsehung nicht für die Mast, sondern zum Träger der freiesten Bewegungskraft hergerichtet hat. Eine solche unvergleichliche Göttergabe, die dem Menschen die Fähigkeit leiht, sich rasch und sicher zu bewegen wie der Gedanke, mufste der Mythus natürlich hoch feiern. Er thut es auf eine grofsartige Weise, indem er der zahlreichen Phorkydenfamilie, der er scheinbar arm, aber zu den höchsten Ehren erkohren, sich anschliefst, wie der Himmel der Erde gegenübertritt. Erst späterhin hat die Poesie und Kunst dem Pegasos Flügel als ein ausschliefsendes Attribut geliehen, während die älteste Kunst allen pfeilschnellen Rossen das Attribut der Vogelschwinge zuertheilt hatte. Der Name wird von den Alten auf den Quell bezogen, den das stolze Thier mit stampfendem Hufe dem Felsen entlockt haben soll. Auch macht eine spätere Sage seine Aufnahme in den Olympos von dem Tränken aus einer Quelle abhängig, deren Wasser verklärende Eigenschaften besessen haben mufs. Die Etymologieen der Alten und namentlich die der Mythologie selbst sind aber nicht viel werth und können zum Verständnifs der Erscheinungen, die sie erklären sollen, nicht dienen. Wir müssen daher vorerst auf die genauere Bewerthung des ursprünglich gewifs ausdrucksvollen Namens verzichten und uns zunächst am meisten an die Stelle halten, welche diese Erscheinung in dem mythischen System, dem sie angehört, einnimmt.

121. Wir haben schon öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt, dafs die Bedeutung mythologischer

Gestalten durch die Wesen, welche aus ihnen hervortreten oder von denen sie abstammen, erläutert wird. Für das Verständnifs der Medusa ist dies von besonderer Wichtigkeit. Ohne Berücksichtigung der Verwandtschaftsverhältnisse geräth man auf die widersinnigsten Abwege, wie denn dies bei der Deutung des Gorgoneions mehrfach geschehen ist. Medusa ist eine Abkömmlingin des Pontos, kann also mit himmlischen Erscheinungen oder gar mit dem Mond nichts gemein haben. Sie bildet den Uebergang von dem Meeresreichthum zu dem Ländersegen fruchtbarer Küsten. Kein Menschenauge hat ihr Antlitz je geschaut. Es ist sterblichen Blicken unnahbar. Um es denselben zugänglich zu machen, mufs es sich in sein Gegentheil umsetzen, wie dies giftige Stoffe unter chemischer Behandlung thun. Dieses Wunder verrichtet die Kunst. Das Medusenhaupt zeigt uns den herbsten Todesschmerz, namenloses Weh und ewigen Jammer unter dem Schleier der erhabensten Anmuth, welchen nur die Ergebung in das Schicksal und einen höheren Willen zu verbreiten vermag.

122. Als Kinder des Pontos haben wir also den Nereus mit seiner Töchterschaar und den Thaumas, den Phorkys und die Keto kennen gelernt, welche mit ihrer Nachkommenschaft die Nachtheile des Meeresdaseins grofsartig schildern. Es hat sich vor unseren Blicken die gliederlose Einheit des unabsehbaren Meeresspiegels vermannigfaltigt. Das erhabene Phänomen mit seiner den irdischen Sinn erdrückenden Allgewalt hat sich in eine Reihe theils dem Blick, theils

dem Begriff zugänglicher Erscheinungen zerlegt. Viele dieser Wesen, welche aus der unbegrenzten Einheit hervortreten, sind so anziehenden, verlockenden Ansehens, daſs man über ihren Reizen den finstern Ursprung ganz vergiſst, dem sie das Leben verdanken. Andere sind so grausiger Natur, daſs ihr Anblick alle anderen Bezüge zurückdrängt und unsere Aufmerksamkeit so mächtig in Anspruch nimmt, daſs wir dadurch von allen anderen Beobachtungen abgezogen werden. Die Mythologie aber, indem sie einerseits die natürlichen Erscheinungen in ihre Grundbestandtheile zerlegt, ist andrerseits allezeit streng darauf bedacht, die Anschauung der substanziellen Einheit zu sichern und hervorzuheben. Dem Nereus, welchen wir als den Begründer unerschöpflichen Reichthums und heiterer Segensfülle kennen gelernt haben, tritt daher als jüngstes Kind des Pontos Eurybie gegenüber, das Bild weithin waltender Kraft, welcher der Dichter einen stählernen, unbeugsamen Sinn beilegt.

123. Dieses Wesen erschöpft durch sein bloſses Auftreten schon den Begriff des unermeſslichen Bereichs der Meeresmacht, der kein Mensch und selbst keiner der Himmlischen irgend etwas abzuringen vermag. Unbeugsamen Gemüthes verwaltet sie die ewigen Rechte ihres Vaters, und wenn wir auch nichts weiter von ihr erführen als die erwähnten Angaben, so würde sie so schon als ein vollendeter, keiner weiteren Entwickelung bedürftiger Charakter vor uns stehen. Denn der Charakter eines Wesens ist zum Abschluſs

gebracht, sobald es zur vollen Ausübung seines Berufs gelangt ist. Der Eurybie steht es gleichsam an der Stirn geschrieben, dafs sie zu dieser Vollkraft und zu solchem Vollgenufs des Daseins gelangt ist. Das, was für den Ausdruck geistigen Vermögens und sittlicher Eigenschaften die typischen Formen sind, welche Phrenologie, Physiognomik und ähnliche Auffassungsweisen empirisch zu bewerthen versuchen, und welche die Wissenschaft in einem höheren Zusammenhang auf ihre wahre Geltung zurückzuführen versucht, ist für die Mythologie der typische Name; und sowie ein edles Antlitz einen hohen Sinn, scharf ausgeprägte Züge Charakter, ein beweglicher Ausdruck ein flüchtiges Empfindungsspiel verkünden, so sind auch diese mythologischen Namen von unveränderlicher Geltung, ihren Nennwerth aber erhalten sie durch den Zusammenhang. Der Name Eurybie kehrt in der Mythologie noch einige Male wieder und mit gleicher Geltung, aber die Bedeutung ändert sich nach der Umgebung.

124. Eurybie aber hat noch eine Zukunft vor sich. Wir werden sie durch Vermählung mit einem Titanen in einen höheren, wahrhaft kosmischen Zusammenhang eintreten sehen. Dieses Heraufnehmen einzelner Wesen einer niederen Gattung in eine Reihe höherer Formazionen ist tief naturgemäfs. Man hat dieses Gesetz wohl öfter so ausgedrückt, dafs man gesagt hat, die Natur erlaube sich bei der Stufenfolge, in der sie ihre Geschöpfe aufschichtet, nie einen Sprung. Und in der That sind die verschiedenen

Systeme so eng und so innig unter einander verwachsen, daſs eine scharfe Trennung der Grenzmarken weder thunlich noch denkbar ist. In der Mythologie werden wir dieselbe Erscheinung öfter zu beobachten Gelegenheit haben. Der mythologische Ausdruck für diese wechselseitigen Uebergänge ist die Vermählung. Und so wie wir den Nereus eine Okeanide haben heimführen sehen, so werden wir umgekehrt öfter finden, daſs Titanen und Götter in das Bereich der Urzeit zurückkehren, um sich Frauen zu erlesen, mit denen sie eine höhere Weltordnung durch kindergesegneten Ehebund begründen. So werden wir die Eurybie dem Krios als Gemahlin folgen und mit ihm eine Erscheinung in's Leben rufen sehen, die ohne eine solche Verbindung höherer Daseinskräfte und urwältlicher Machtvollkommenheiten in dem gegenwärtigen Vernunftzusammenhang gar nicht denkbar ist.

125. Wir sind jetzt bei der groſsen, herrlichen Gruppe angelangt, welche in unserem kosmischen Panorama das Centrum bildet. Hier tritt uns auf der äuſsersten Linken Okeanos entgegen, der groſse Stromgott, den wir nachmals nie aus dieser Stelle weichen sehen. Er bezeichnet den Eintritt alles organischen Lebens und wird in diesem Sinne sogar als der Götter Ursprung von Homer ausdrücklich aufgeführt. Wenn wir gesehen haben, daſs Nereus vorzugsweise das Urnaſs bezeichnet und das Wasser als solches in der höchsten Steigerung des Begriffs bedeutet, so tritt mit dem Okeanos dagegen der

Kreislauf des ewig ausströmenden und ewig in sich zurückwogenden Lebens in das Dasein ein. Dieser Moment ist von einer solchen Wichtigkeit, daſs er mit Recht als der Grundmoment aller Lebensbewegung gefaſst werden darf. Mit ihm beginnt der Pulsschlag, der in jeglicher Creatur wiederhallt, und obwohl man nicht erwarten darf, daſs die alten Dichter ein solches Universalphänomen bis in alle Einzelheiten hinein genau und faſslich geschildert haben sollten, so lassen doch die Ausdrücke des Homer auf eine Gesammtanschauung schlieſsen, der zufolge das ganze System der die Erde überrieselnden und durchrieselnden Gewässer zu einer concreten Anschauung erhoben ist, die dem Aderngewebe des animalischen Körpers entspricht.

126. Ich nehme keinen Anstand, den Okeanos für den Wogengott zu erklären, und hege die feste Ueberzeugung, daſs dem dunkelen Namen die Wurzel dieses in den Schwestersprachen erhaltenen Stammes (Wogen, vagus) zu Grunde liegt. Das sanfte Fluthen, die nimmer rastende Bewegung der Gewässer bildet das Grundelement seines Daseins. Er tritt auch in dieser Beziehung der ewig stillen Salzfluth des Pontos scharf gegenüber. Bekannt ist es ja, daſs die Wellenbewegung des Meeres sich streng auf der Oberfläche hält und daſs wenige Fuſse unter dem Meeresspiegel weder Wogenschlag noch Wirbelbewegung statt findet. In wie weit die Alten mit dieser Erscheinung bekannt gewesen sind, läſst sich kaum errathen. Staunenswerth aber ist es, daſs sie den Ge-

gensatz der ewig kreisenden Gewässer zu dem verhältnifsmäfsig oder wenigstens scheinbar regungslosen Wasserschwall mythisch so klar hervorgehoben haben.

127. Die Weise, in welcher dieser gewaltigste aller Ströme die Erde umgürtet, darf uns hier nicht beschäftigen. Wir müssen hauptsächlich das Persönliche in diesen Erscheinungen scharf in's Auge fassen. Dabei stellt sich sein Charakter als urgewaltig heraus. Nur Zeus ist ihm überlegen und er allein hat sich nicht gegen ihn empört. Er ist lebensnährend und umschlingt die Muttererde freundlichen Sinnes. Ihm gesellt sich daher Tethys, die in dieser Reihe unmittelbar vor dem Erscheinen des Kronos genannt wird, als Gemahlin bei. Ihr Name bezeichnet sie als die grofse Mutter alles Lebens. Eine ähnliche Form diente noch in späteren Zeiten als ehrendes Beiwort ehrwürdiger Frauen. Mit ihr erzeugt er alle Flüsse. Damit ist seine hohe Bedeutung auf das schönste verherrlicht. Von dem Augenblick an, wo sich diese gewaltigen Schlagadern in munterem, nie mehr rastendem Tacte bewegen, beginnt der Erdkörper ein höheres Leben. Der zweite Schöpfungsmorgen bricht unter dem Jubel aller Creatur glanzreich an und die Grenzen des Okeanos sind daher mit Recht die Grenzen alles Lebens. Wo dieser Wogenschlag aufhört, da hat auch das leibliche Dasein ein Ende. So gefafst werden die poetischen Angaben von dem die Erde und das Meer umkreisenden Okeanos symbolisch verständlicher werden.

128. Die Zusammenstellung der 25 wirbelreichen Flüsse, welche Okeanos mit der Tethys zeugt, bietet eine der geistvollsten Skizzen der Lebensfunctionen des Erdkörpers dar. Der Eindruck, welchen diese Schilderung auf den macht, welcher in den tiefen Sinn derselben einzudringen versucht, muſs dem frommen Staunen über Gottes Schöpfergenie verglichen werden, welches uns befällt, wenn wir von der Hand eines kundigen Physiologen, der nur nach der Weisheit gereiften Früchten die Hand auszustrecken gewohnt ist, den Schleier lüften sehen, unter dessen schützender Hülle die Ströme des Lebens sich von der Herzkammer nach den äuſsersten Enden des creatürlichen Daseins ergieſsen und von da aus wiederum zu dem nimmer versiechenden Lebenssee zurückkehren. Das Walten des Okeanos, wenn es unter solch einem Bild zusammengefaſst wird, tritt uns deutlicher und faſsbarer entgegen, als wenn man, wie gewöhnlich bei der Darstellung dieser Verhältnisse zu geschehen pflegt, die verschiedensten Nozionen rücksichtslos vermischt. Um die Sache recht klar zu machen, könnte man fast behaupten, daſs der Pontos sich mehr auf den Körper bezieht, während das Walten des Okeanos in einer Lebensthätigkeit besteht. Daſs dieselbe bald Salzfluthen, bald krystallhelle Stromeswellen in Bewegung setzt, hat auf den Kreislauf der Gewässer so wenig einen Einfluſs als auf den des animalischen Körpers, welcher blutrothe, lebensduftende Säfte in Umlauf setzt und sie verdickt und schwarz gefärbt wieder zurück erhält.

129. Der Flufschor, welchen Hesiodos auftreten läfst, besteht, wie der der Homerischen Nereiden, aus sieben Triaden, zwischen welche nach der dritten Gruppe zwei Paare eingeschaltet sind. Wenn wir den Gesammteindruck schildern sollen, den wir durch die Erscheinung dieser ernsten gottgeborenen Wesen empfangen, so ist es vorzugsweise der einer auf der Anschauung tief erfafster Weltgesetze beruhenden Symmetrie, welche sich, sowie sie in Bewegung versetzt wird, als Eurhythmie offenbart. Um zum vollen Verständnifs der Schönheiten zu gelangen, die das harmonische Zusammenwirken dieser Verhältnisse wahrnehmen läfst, würden freilich Untersuchungen nothwendig sein, wie sie von uns weder an dieser Stelle, noch überhaupt in solcher Kürze gemacht werden können. Es würde dazu eine scharfe Auffassung des Bildes eines jeden dieser vielbesungenen Ströme erforderlich sein, durch die man einigermafsen versuchen müfste Namen zu beleben, bei deren blofser Nennung den Alten ganze Landstriche vor die Seele traten. Denn Niemand wird in Abrede stellen wollen, dafs ein jeder dieser Ströme der an die Auffassung des unmittelbaren Lebens gewöhnten Phantasie der Griechen einen ganz anderen Eindruck zu machen im Stande war, als wenn bei uns selbst Dichter der Themse, Seine und Tiber in dem Zusammenhang begeisterungsreicher Rede gedenken. Dieser Zauber ist natürlich auf ewig verschwunden, aber durch die sorgsame Bewerthung der Nachrichten, welche uns die Alten selbst hinterlassen haben, und durch

den Vergleich mit den noch vorhandenen Culturverhältnissen läfst sich doch einigermafsen das zum Bewufstsein bringen, was ihnen vor der Seele geschwebt hat.

130. Der tiefe Sinn, in welchem auch dieses Chorsystem geordnet ist, läfst sich nicht verkennen, sobald wir nur einen Blick auf die beiden Endpunkte der Reihe werfen. Der reichste und fruchtbarste aller Ströme der damals bekannten Erde eröffnet den Reigen, und ihm tritt am Schlufs der gewaltige Stromgott gegenüber, dem selbst Achilleus, der Sohn der Nereide, hätte weichen müssen, wäre ihm nicht durch den Hephästos Hülfe gekommen. Aehnliche Contraste bieten nun aber alle Glieder dieses sinnigen Gefüges dar. Man bemerkt deutlich, dafs der Dichter nicht blos in der Auswahl, sondern auch bei der Zusammenstellung der verschiedenen Stromgötter sehr zartfühlend zu Werke gegangen ist. Viele der dabei unterlaufenden Beziehungen lassen sich nur ahnden. Die Namen sind auch hier fast ausnahmslos bedeutsam und selbst die, welche durch die gewaltsame Umgestaltung einheimischer Benennungen, also theilweis barbarischer Worte entstanden sein mögen, sind dennoch dem griechischen Sprachlaut mit untergelegter Bedeutung angeglichen worden.

131. Dem Neilos, welcher sich über das weite Nilthal mit königlicher Pracht ausbreitet, tritt der Alpheios an die Seite, von dem die ganz entgegengesetzte Eigenschaft als charakteristisch durch die Sage sowohl wie in der Länderbeschreibung hervor-

gehoben wird. Während nemlich der Nil, nachdem er aus unnahbaren Gebirgsklüften hervorgetreten ist, sich des Anblicks der Sonne mit üppiger Lust erfreut, sucht der Alpheios mit wilder Leidenschaft Felsenhöhlen und unterirdische Gänge auf und konnte, der Sage der Alten zufolge, selbst im Meere, dem der Nil sich so friedlich einet, keine Ruhe finden. Beiden gesellt sich als grofser Weltstrom der Eridanos bei, so dafs gleich die erste Gruppe die äufsersten Grenzen der Erde und die vorzüglichsten Flufsgebiete berührt.

132. Der Strymon führt uns in thrakisches Gebirgsland, so dafs er sich der Phantasie unwillkührlich als ein reifsender Strom ankündigt, wohingegen der Mäandros mit seinen endlosen Windungen das Bild eines Gewässers darbietet, welches sich träge und mühsam nach dem Meere hinschleppt. Der Istros führt uns wieder hinauf in den hohen Norden und läfst uns mit seinem mächtigen Wasserschwall das Vorhandensein grofser und reicher Länderstrecken ahnden, welche ihn zum gewaltigen Strom aufgenährt haben müssen. Denn die Wassermasse der Flüsse steht mit dem Flächengehalt der Thäler und Berge, welche sie durchschneiden, in geradem Verhältnifs.

133. Der Phasis führt uns nach Kolchis und Armenien. Sein mythisch bedeutsamer Klang macht die Erinnerung an grofse Ereignisse der Vorzeit rege. Die Reichthümer des Orients, Gold und Spezereien, treten uns vor die Seele. Rhesos in Troas dagegen kündigt sich als ein munter fliefsender Strom an,

während Acheloos, der mächtige Bergstrom, der sich von dem Pindos herab zwischen Aetolien und Akarnanien in's Meer stürzt, sich als unüberwindlicher Kampfstrom anreiht. Acheloos ist offenbar aus Macheloos entstanden und bezeichnet ein Gewässer, welches mit der Cultur in ewigem Hader liegt, die Werke derselben stets auf's Neue zerstört, und, wenn es auf einer Stelle eingedämmt worden ist, auf der anderen um so tückischer wieder hervorbricht, wenn Regengüsse seine Adern schwellen und seinem Zornesmuth neue Kraft leihen.

134. An dieser Stelle ist es, wo zwei Paare zwischen die übrigen Dreivereine eingeschaltet sind. Von welcher Wirkung dieser Kunstgriff für die Herstellung der Symmetrie des ganzen Systems ist, kann ein Blick auf das nachstehende Schema am besten zeigen:

1. Neilos.	2. Alpheios.	3. Eridanos.
4. Strymon.	5. Maiandros.	6. Istros.
7. Phasis.	8. Rhesos.	9. Acheloios.
10. Nessos.	11. Rhodios.	
12. Haliakmon.	13. Heptaporos.	
14. Grenikos.	15. Aesepos.	16. Simois.
17. Peneios.	18. Hermos.	19. Kaïkos.
20. Sangarios.	21. Ladon.	22. Parthenios.
23. Euenos.	24. Ardeskos.	25. Skamandros.

Die ungleiche Zahl 25 würde ohne diese schickliche Eintheilung einen so reinen Abschlufs nicht gestattet haben. Das Bestreben aber, diese Zahl festzuhalten und gleichwohl die Symmetrie dabei streng zu berücksichtigen, scheint deutlich zu beweisen,

dafs sie in diesem Zusammenhang von Bedeutung ist, so gut wie anderwärts die Zahl Hundert, Funfzig, Vierundzwanzig und die Factoren der 6 und 7, sowie diese selbst. Dem Chor der Nereiden, welcher durch die Funfzigzahl die gemäfsigte Vielheit gleichsam durch einen mythischen Dualis veranschaulicht, tritt der Chor der Flüsse in bescheidener, aber auch bedeutsamer Minderzahl gegenüber.

135. Nessos, ein thrazischer Flufs, dessen Name ein sanft hingleitendes Gewässer zu bezeichnen scheint, tritt dem Rhodios in Troas gegenüber, welcher sich durch seinen Namen als einen stark rauschenden Strom ankündigt, und ein ähnlicher Gegensatz waltet offenbar auch bei dem Haliakmon und Heptaporos ob. Dieser ergiefst sich offenbar mit sieben Mündungen in's Meer, während der Name jenes erstgenannten macedonischen Stromes auf ein Gewässer deutet, welches selbst im Meere nicht zur Ruhe gelangen kann, sondern unermüdlich mit den Salzwogen um seine Selbständigkeit kämpft.

136. Es ist bemerkenswerth, dafs auf dieser Flufskarte von den Strömen des eigentlichen Griechenlands nur sehr wenige, von denen Italiens kein einziger verzeichnet steht. Der Blick des Dichters ist vorzugsweise den gesegneten Länderstrichen Kleinasiens zugewandt. Der Granikos und Aesepos sind ebenso wie der Heptaporos Flüsse Mysiens, denen der vom Ida herabkommende Simois an die Seite gestellt wird. Ich zweifle nicht daran, dafs, wenn man die Natur und den Charakter eines jeden dieser

mythisch und historisch so bedeutsamen Ströme näher in's Auge fassen wird, sich auch hier Beziehungen und Gegensätze herausstellen werden, welche beweisen dürften, daſs der Dichter sie nicht blos nach dem Bedürfniſs des Verses und des äuſseren Wohlklangs gerade in dieser Ordnung aufgereiht habe.

137. Der Peneios, der berühmte Fluſs Thessaliens, dessen glänzende Spiegelfläche der Mythus auch in seiner Tochter Stilbe verherrlicht, gewährt das Bild der Fruchtbarkeit und romantischer Naturschönheit. Seine hohe Abkunft, seinen Ursprung auf dem Hochgebirge zeigt sein Sohn Hypseus an. Der Hermos dagegen und der Kaïkos, zwei mysische Ströme, kündigen sich als reiſsende, dem Meer wild zustürzende Gewässer an.

138. Der Sangarios in Phrygien, der Ladon in Arkadien und der Parthenios in Paphlagonien scheinen alle drei einen lieblichen, milden Charakter gehabt zu haben. Namentlich mag dies bei dem letzteren der Fall gewesen sein, da man ihn sonst schwerlich Jungfrauenstrom genannt haben würde, was doch jedenfalls auf ein stilles, zum Bade ladendes Gewässer zu deuten scheint. Da wir uns hier fast ausschlieſslich auf das Rathen angewiesen sehen, so müssen wir uns vorerst mit dem blos Wahrscheinlichen begnügen.

139. Der Euenos in Aetolien kündigt sich ebenso wie der Ardeskos im europäischen Sarmatien als ein Strom eher milden, lenksamen Charakters an, während in dem Skamandros die Wassermacht der Ströme zum Schlusse noch einmal in ihrer ganzen Furcht-

barkeit hervortritt. Als der männerermüdende Strom bietet er zu dem fruchtreiche Ebenen langsam durchwandelnden, männernährenden Mäandros einen sehr bezeichnenden Gegensatz dar. Liefse sich bei allen hier aufgeführten Flüssen die Uebereinstimmung des Namens mit deren Charakter so deutlich nachweisen, so würden wir rasch zu unserem Zweck gelangen können. Die inhaltreiche Stelle der Theogonie würde uns verständlich werden und müfste uns dann in ihrer ganzen Pracht entgegentreten, so dafs wir dadurch der grofsartigsten Naturanschauung theilhaftig werden würden, während man sich bis jetzt kaum etwas dabei gedacht hat.

140. Der Chor der Okeaniden bietet eine nicht weniger merkwürdige Zusammensetzung dar als alle bisher betrachteten Versammlungen dieser Art. Der Töchter des Okeanos und der Tethys werden vierzig aufgeführt, eine Zahl, die bei allen Völkern einen höchst bedeutungsvollen Klang hat. Es tritt noch eine hinzu, welche sich aber mit den übrigen Geschwistern so wenig einet, dafs sie vielmehr den Eindruck desjenigen macht, welcher sich als Unheil bringender dreizehnter einem Verein von Zwölfen anschliefst. Es ist dies die Styx, bei deren Wasser die Götter den heiligsten Eid schwuren. Sie wiegt, so zu sagen, den ganzen Chor ihrer Schwestern auf, und bildet insofern zu demselben einen höchst bedeutungsvollen Gegensatz dar. Bei der erhabenen Kürze, in welcher das Hesiodische Gedicht abgefafst ist, wird zwar derselbe nicht ausdrücklich hervorgehoben, allein er ist in dem Wesen der Zusammenstellung tief begründet,

und es bedarf nur eines Blicks auf das nachstehende Schema, um sich von dem Vorhandensein eines solchen Verhältnisses zu überzeugen.

141. Auch hier ist die Anordnung nach Paaren und Dreivereinen getroffen. Der Dreivereine sind gerade sechs und der Paare eilf, was eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den eilf Paaren der Nereiden darbietet. Ob dieses Zusammentreffen einen tieferen Grund hat, läſst sich bei der Unbekanntschaft mit den Gesetzen dieser Art der Aufreihung vorerst noch nicht entscheiden. Um so mehr aber verdient es hervorgehoben zu werden. Die einfache und unveränderte Aufzählung der in den Versen der Theogonie enthaltenen Namen gibt folgendes Schema, in welchem wir wiederum die Paare von den Triaden durch arabische und römische Ziffern unterschieden haben:

1. Peithó — Admete. 2. Ianthe — Elektre.
I. Doris — Prymnó — Uranie.
3. Hippo — Klymene. 4. Rhodeia — Kalliroe.
5. Zeuxo — Klytie. 6. Eidyia — Pasithoe.
II. Plexaure — Galaxaure — Dione.
III. Melobosis — Thoe — Polydore.
7. Kerkeis — Plutó. 8. Perseis — Ianeira.
9. Akaste — Xanthe.
IV. Petraie — Menestó — Europe.
V. Metis — Eurynome — Telestó.
VI. Kreneis — Asie — Kalypsó.
10. Eudore — Tyche. 11. Amphiró — Okyroe.
Styx.

142. Ich will mich vorerst nicht auf die Zergliederung der Symmetrie einlassen, welche in der Aufreihung dieser Gruppen offenbar obwaltet. Dem ersten und zweiten Paar tritt eine Trias gegenüber. Dann folgen zweimal zwei Paare, denen genau wieder zwei Dreivereine entsprechen. Hierauf treten dreien Paaren drei Triaden gegenüber und den Schluſs bilden wiederum zwei Paare, denen sich zuletzt die Schreckensgestalt der Styx mit grauenerregendem Namensklang anreiht. Auch der zufällige Umstand, daſs gerade dieser Name einsilbig einfällt, bringt in solchem Zusammenhang eine wunderbare Wirkung hervor. Wie viel an allen diesen Combinazionen ist, ob wir es mit Scheinverhältnissen oder mit reellen Gröſsen zu thun haben, muſs fernerer Untersuchung überlassen bleiben. Dazu werden andere besser taugen als wir, da die erste Wahrnehmung solcher Verhältnisse allezeit die Unbefangenheit raubt.

143. Um sich das Verhältniſs der Okeaniden zu den Nereiden recht klar zu machen, müssen wir von beiden eine Anschauung des Gesammtcharakters zu gewinnen suchen. Dies wird dadurch möglich, daſs wir von diesen Kunstdarstellungen besitzen, welche uns mit ihrem Wesen nicht blos bekannt, sondern bis auf einen gewissen Grad vertraut werden lassen, während wir die Töchter des Okeanos in einem der gröſsten Werke der Poesie auftreten sehen, in welchem sich ihre schöne Seele so herrlich offenbart. Es ist dies der Prometheus des Aeschylus, in welchem der Chor aus Okeaniden besteht. Hätten wir von an-

deren Erscheinungen der Mythologie ähnliche Andeutungen, so würde der Schleier, welcher dieses wunderbare Phänomen theilweise überschattet, sich vor unseren Blicken wie fallender Nebel lüften und wir würden in manche Verhältnisse eine Einsicht gewinnen, von denen wir jetzt kaum eine schwache Ahndung haben.

144. Der Nereidenchor kommt in Kunstwerken vor, welche den verhängnifsvollen Moment schildern, in welchem Thetis ihrem zu frühem Schicksalstod erkohrenen Sohn die vom Hephästos geschmiedeten Waffen überbringt. Delphine pflegen sie und ihre Schwestern über die Meereswogen sanft dahin zu tragen, und während die anderen verschiedene Stücke der Rüstung führen, zeichnet sich die ruhm-, aber auch schmerzensreiche Mutter dadurch vor ihnen aus, dafs sie den Schild, der ihren geliebten Sohn vor des Feindes Todesstreichen schützen soll, trägt. In ihr, die wohl auch zur Auszeichnung von einem Seepferd getragen wird, erreicht der Ausdruck süfser Wehmuth, welcher allen diesen Wesen gemein ist, seine höchste Steigerung und er läfst uns eine der erhabensten Aeufserungen des Weltschmerzes in kaum vernehmbaren Klagetönen wahrnehmen.

145. Der Charakter der Okeaniden ist dagegen seinem innersten Wesen nach Versöhnlichkeit. Sie allein konnte der grofse Dichter dazu verwenden, um dem starrsinnigen Titanen mildere Gesinnung einzuflöfsen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist der Chor in dem Prometheus des Aeschylus von einer

so ergreifenden, seelenlösenden Wirkung, daſs sich ihr kaum eine andere Erscheinung in der Kunst oder Poesie an die Seite stellen läſst. Gerade weil diese süſse Ueberredungsgabe sich in nur wenigen flüchtigen Accorden kundgibt, ist ihre Macht über das Gemüth eine so unwiderstehliche. Der Gegensatz sanfter Strömung zu dem einförmigen Wogenschlag des Meeres offenbart sich in der höchsten sittlichen Bedeutung. Das Wesen der Versöhnung, die Rückkehr zu sich selber, hat in dem sanft dahingleitenden Strom ein so sinniges Bild, während das Kommen und Gehen, das Anschlagen und der Rückschlag der nie rastenden und nie geförderten Wogen uns die trostlose Arbeit eines im Kreise falscher Schlüsse daher taumelnden Wesens vergegenwärtigt. Nichts stimmt daher so sehr zu tiefer, unversöhnlicher Trauer als das Sitzen am Meeresstrand, während das Ruhen an den Ufern eines Stromes das Herz zwar auch mit namenloser Wehmuth erfüllt, gleichzeitig aber auch zu süſsem Trost erschlieſst.

146. Es ist daher sicher nicht ohne Bedeutung, daſs Peitho, die Göttin süſser Ueberredungsgabe, den Chor der Okeaniden eröffnet. Was ihr Erscheinen an dieser Stelle zu besagen habe, wird noch besonders durch den Gegensatz hervorgehoben, in welchen mit ihr die Admete tritt, die sich mit ihr paart. Sie, die ihr Name als die ungebändigte Jungfrau ankündigt, gibt, so zu sagen, die Tonart an, in welcher wir diese ganze Reihe von Accorden, welche dieser Chor darbietet, sich zu lieblichen Harmonieen verschmel-

zen hören werden. Aehnliche Contraste bietet fast jedes der nachfolgenden Paare dar und um so bedeutungsvoller sind die Dreiklänge, welche sich aus diesen beziehungsreichen Gegensätzen entwickeln.

147. Gleich das nächste Paar bietet für diese Behauptung einen unzweideutigen Beleg dar. Ianthe, die Wärmeerquickte, tritt der strahlenden, prachtvoll leuchtenden Elektre gegenüber. Wenn die so angesprochenen Eigenschaften beider schon einen schlagenden Gegensatz darbieten, so läſst sich derselbe doch noch steigern, wenn man ihn wie bei dem ersten Paare im ethischen Sinne faſst und den milden Charakter der Ianthe mit dem raschen, feuerigen Wesen der Elektre zusammenhält.

148. Hier vernehmen wir den ersten Dreiklang, dessen Grundton der Name der Doris bildet, der Gabenreichen, mit welcher Nereus die funfzig Töchter gezeugt hat, mit denen wir nun schon näher bekannt geworden sind. Gabenreich wird sie vorzugsweise durch die Leichtigkeit der Mittheilung und durch die Verbindung ferner Länder, welche des Meeres weiche Pfade ermöglichen. Ihr gesellt sich daher Prymno bei, deren Name zwar auch andere Deutungen zuläſst, die man aber wohl am leichtesten und passendsten auf den Theil des Schiffs beziehen darf, auf welchen dieses seine Last stützt. Zu diesen beiden tritt nun als die Seele der Nautik die Uranie, die sternenkundige Himmelstochter, hinzu, welche dem auf öder See steuernden Piloten allein sichere Haltpunkte zu zeigen vermag.

149. Der in dem eben betrachteten Dreiklang enthaltene Gedanke wird in dem nächsten Paare durch ein sinniges Gleichnifs passend erläutert. Hippo vergegenwärtigt durch das Bild des lenksamen Rosses des Fahrzeugs sicheres Steuer, mit dessen fester Richtung Klymene, die von gedankenlosen Wellen Umspülte, einen sehr scharfen Gegensatz bildet. In solchen Contrasten entwickelt der Dichter eine schier staunenswerthe Kraft und es läfst sich kaum annehmen, dafs man mit gleich bescheidenen Mitteln eine ähnliche Wirkung hervorzuzaubern im Stande sein werde.

150. Rhodeia, die Rauschende, findet in ihrer sanft und lieblich dahingleitenden Schwester Kalliroe die versöhnungsreiche Beruhigung. Beide machen in solcher Zusammenstellung auf die Phantasie den Eindruck, welchen ein als Wasserfall thalwärts stürzender Bergstrom auf uns macht, wenn wir ihn am Fufs des Berges als klares, spiegelglattes Gewässer wiederfinden und uns kaum überzeugen können, dafs beide eins und dasselbe sind. So lieblich stellt sich die Leidenschaft nach ihrer Reinigung dar.

151. Zeuxó spielt den Begriff des Ueberbrückens in diese Gedankenreihe herein. Es ist dies eine überraschende Wendung der Idee der Verbindung, welche durch die Wellen vermittelt, auf den ersten Anblick aber unterbrochen wird. Bekannt ist die jetzt in grofsem Umfang erhärtete Thatsache, dafs die Gewässer in eben dem Maafse die Völker einigen, in welchem sie durch Gebirgsketten getrennt werden.

Jedes Fahrzeug darf daher wie eine fliegende Brücke betrachtet werden. Hier aber scheint die Zusammenjochung zweier einander gegenüberliegenden Ufer im engeren Sinne gemeint zu sein. Dichter haben den erhabenen Gegensatz der zu Füſsen des auf dem Brückenbogen stehenden Wanderers mit Donnergeroll rauschenden Sturzwasser zur Veranschaulichung tief eingreifender Lebensverhältnisse benutzt. Hier finden wir ihn durch das bloſse Erscheinen der Klytie (Klydie) angedeutet, welche mit jener stummen Beredtsamkeit ausdrucksvoller Mimik uns den rauschenden Strom vor die Seele zu zaubern scheint, der die Brücke mit sich in den Abgrund reiſsen möchte, aber machtlos und wie in Verzweiflung ob solcher unnahbaren Ruhe sich thalwärts stürzt. Der Name der Klytie bezeichnet schäumendes Wogengeroll.

152. Ueber die Deutung der einzelnen Namen wird wohl noch lange Meinungsverschiedenheit obwalten. Dagegen hoffen wir unzweifelhaft das Prinzip nachgewiesen zu haben, durch welches die einzelnen Verbindungen zu Stande gebracht worden sind. Zwar ist es wahr, daſs der Zufall ein neckisches, dämonisches Spiel zu treiben pflegt, welches sich selbst über solche dem Bewuſstsein und dem Begriff entwachsene Verhältnisse verbreitet und die wahrheitsgemäſse Auffassung derselben oft nicht wenig erschwert; kaum aber wird doch anzunehmen sein, daſs er eine solche Macht, ja diese Art von Standhaftigkeit besitzen solle, vermöge deren er ein dem Vernunftzusammenhang analoges Gewebe der Täuschung

vorzuzaubern befähigt wäre. Wir glauben daher in der begonnenen Weise mit der Auslegung dieser Namen und ihrer Wechselbeziehungen fortfahren zu dürfen, und das letzte Glied der Reihe, welche sich aus dem ersten Dreiklang herausentwickelt hat, scheint die Bestätigung von dem zu enthalten, was wir bis jetzt in einzelnen Verhältnissen nachgewiesen haben. Es entspricht allen früheren Verbindungen dieses Systems wie die Blüthe dem Stamm, den Zweigen und der Wurzel. Was uns der Name der Doris im Keim wahrnehmen oder nur ahnden liefs, tritt uns in der ihrer selbst bewufsten Eidyia als eben erschlossene Knospe entgegen. Welchem Drange aber solches Wissen abgerungen sei, mit welchem Wogenschwall das Steuer der Vernunft zu kämpfen habe, führt uns der Name der mit der kundigen Eidyia gepaarten Pasithoe zu Gemüthe. Diese kündigt sich als die Allschnelle an und ist in eben dem Maafse von blinder Leidenschaft und nimmer rastendem Drang vor sich hergetrieben, in welchem die weise Eidyia klar und ruhig ihr Ziel verfolgt. Schöner lassen sich die Gegensätze, in welchen sich alles Leben voranbewegt, wohl kaum ausdrücken, kürzer und treffender gewifs nicht.

153. Mit dem nächsten Ternar treten wir in eine höhere Ideenordnung ein. Plexaure und Galaxaure, zwei Wesen, die durch gemeinsame Beziehung eng verbunden, aber auch dadurch in einen nimmer zu lösenden Gegensatz gebracht sind, bilden den Grundaccord dieses Dreiklangs. Plexaure nennt sich als

die, welche die Luft schlägt, mit der Luft, so zu sagen, kämpft, eine Erscheinung, die bei jeder heftigen Strömung, besonders aber bei Wasserfällen vorkommt. Galaxaure dagegen wird gleichsam als die Säugamme der Luft, welche sie sanft berieselt, gerühmt. Beiden reiht sich Dione an, eins von jenen hehren Wesen, die wir ähnlich der Thetis nachmals in einer höheren Weltordnung werden wieder auftreten sehen. Der Name bezeichnet sie als zukünftige Zeuskönigin, als die Mutter der Aphrodite. Ueberall, wo sie auftritt, entwickelt sie einen versöhnlichen Charakter. Ihr Erscheinen an dieser Stelle, wo die zwei ungleich gearteten Zwillingsschwestern mit einander einen ewigen Kampf einzugehen im Begriff sind, ist daher offenbar bedeutungsvoll.

154. Melobosis bedeutet wörtlich die Schafweide und führt uns daher üppige Triften an grünenden Ufern vor die Phantasie. Thoe, die Rasche, scheint auf die Schnelligkeit der Vermehrung der wohlgenährten Thiere zu deuten, woraus sich dann der Begriff der Gabenreichen, der Polydore, wie von selbst entwickelt. Diesen Gedanken werden wir seit dem Auftreten der Dione in mancherlei Gestalten und Wendungen auftauchen sehen und die drei nächsten Paare beschäftigen sich mit demselben auf eine ebenso sinnige als bezugreiche Weise.

155. Um den Reichthum tiefflockiger Herden zu nutzen, um die Wolle zu Gute zu machen, bedarf es der fleifsigen Weberin, und eine solche ist, wie ihr Name sagt, Kerkeïs. Plutó, der personifizirte Wohl-

stand, die echte Quelle des Reichthums, ist in ihrem Geleite und gesellt sich ihr unzertrennlich bei.

156. Aber die Gabenfülle kann durch schlechten Haushalt auch leicht wieder zu Grunde gerichtet werden und eine liederliche Frau galt den Griechen als des Mannes gröſstes Elend. In der Unterwelt hatte Polygnot diesen Gedanken durch einen Esel dargestellt, welcher das Binsenseil, an welchem der Mann unablässig flicht, auffriſst. Um so herrlicher tritt dieser Schreckensgestalt die fleiſsige Hausfrau, die männererfreuende, männerbeglückende Ianeira, gegenüber. In ihrem nimmer verlöschenden Glanze konnte sie nur dadurch zum Erscheinen gebracht werden, daſs sie mit ihrer Gegenfüſslerin in eine solche pikante Wechselbeziehung gebracht wurde.

157. Akaste scheint mir die Unbesiegte zu bedeuten und dieser Name gewährt eine schöne Anspielung auf die nimmer versiechende Fruchtbarkeit eines Stromthales. Den Reichthum der Gaben, welche die Erde, wenn sie von fruchtbringenden Gewässern durchrieselt wird, bringt, jedes Frühjahr auf's Neue emporsendet, symbolisirt der Name Xanthe, welcher das ständige Beiwort der saatenreichen Demeter bildet, auf das treffendste und schönste, und wir hätten demnach in dieser Reihe alle Begriffe des Erdreichthums, insofern er lebensnährend und zum Leben emporgedrängend gedacht wird, erschöpft. Blicken wir jetzt auf den Anfang derselben zurück, so wird uns Plexaure als Wintersturm und Galaxaure als lebensnährende Frühlingsluft in concreterer Gestalt entgegentreten.

158. Es folgen hier drei Triaden, deren jede einen in sich abgeschlossenen Gedankenkreis darbietet. Von den grünenden, fruchtbaren Ufern thalgelagerter Ströme werden wir plötzlich in jene romantischen Gegenden versetzt, in welchen sich das Wasser durch Felsklüfte einen mühsamen, drangvollen Weg hat bahnen müssen. Petraie, die Steinige, vergegenwärtigt hohe Felsenufer, deren ewige Dauer die ihr beigesellte Schwester Menestó andeutet. Europe, die Breitstirnige, dagegen weist auf die weite Thalebene hin, die der Fluſs am Fuſse der Katarakten stolz erreicht.

159. Ganz auf ethisches Gebiet sehen wir uns dagegen durch die nächstfolgende Trias versetzt. Metis, Eurynome und Telestó scheinen zu dem so eben betrachteten Dreiverein eine strenge Parallele darzubieten. Die erste drückt das mühevolle Ringen des Gedankens aus, welches einem Felsschluchten sprengenden Strome sehr wohl verglichen werden kann. Eurynome, die Weithinwaltende, entspricht der Europe, erscheint aber an einer früheren Stelle. Mit der Gedankenherrschaft ist es noch nicht gethan. Alles Geistige sehnt sich nach Vollendung, welche allein Ruhe und ewige Dauer gewährt. In der unorganischen Natur kann das Ewigbleibende schon in zweiter Reihe auftreten, auf dem Gebiet des Bewuſstseins wird sie, die Vollendung, erst als Endresultat erreicht. Die Menestó aber verwandelt sich in eine Telestó, die Ewigdauernde tritt als Vollenderin auf.

160. Nach dieser sinnvollen Parallele, nach sol-

chen geistvollen Andeutungen über die Natur des Stromgebiets führt uns der Dichter hinauf zu den Quellen, aus denen die Flüsse keimenden Pflanzen gleich entspringen. Kreneïs gibt sich schlechthin für eine Quellnymphe. Asie dagegen deutet die Störungen an, die auch das junge Stromleben erfahren kann. Ihr Name bezeichnet sie als die Schlammige und durch denselben vergegenwärtigt sie eine Erscheinung, die jeder gewahrt haben wird, welcher sich durstig, aber voll Ungeduld und daher unvorsichtig einem frischen Quell genähert hat. Des Stromes Mutterhaus sind Felsenhallen, welche das krystallklare Gewässer schützend überwölben und ihm namentlich in starker Sommerhitze die Kühlung sichern. Kalypso bildet daher als die Verhüllende den Schlufspunkt dieser Reihe.

161. Es folgen jetzt noch zwei Paare, welche noch einmal die bunte Reihe von Begriffen, durch welche wir hindurchgeführt worden sind, summarisch zusammenfassen und uns sämmtliche Verhältnisse von einem perspectivischen Mittelpunkt aus überblicken lassen. Eudore, die Gabenfrohe, geht mit der Tyche, der Göttin des Glückszufalls, Hand in Hand und Amphiró, die Ringsumströmte, hat die Okyroe, die Schnellfliefsende, zur Begleiterin. Damit sind in der That alle Beziehungen des Flufs- und Stromlebens erschöpft und zwar nach zwei Seiten hin. Denn nicht blos die physischen Verhältnisse sind tiefsinnig hervorgehoben, sondern auch die ethischen Fragen werden berührt, welche sich bereits in dieser Sphäre des Daseins, das doch jeder höheren Regung unzugänglich

und ewig verschlossen zu sein scheint, geltend machen. Wenn wir bedenken, welche tiefsinnige Auffassung des gesammten Erdendaseins dazu gehört, um den Gabenreichthum eines Landes dem Walten der Tyche zuzuweisen, so werden wir es begreiflich finden, wie die Griechen bei der folgerechten Fortentwickelung solcher Begriffe zu so sublimen Ideen gelangen konnten, wie die sind, welche ihrer Ansicht vom Schicksal im Menschen- und Götterleben zu Grunde liegen.

162. Wir haben bereits darauf aufmerksam gemacht, daſs die Okeaniden mit den Nereiden in einem scharfen Gegensatz stehen und sich nicht mit ihnen vermischen. Während diese die offene See beherrschen und sich den Küsten nur flüchtig nähern, haben die Töchter des Stromgottes ihre Behausung an den Mündungen der Flüsse, längs den Ufern derselben, und das ganze langgestreckte Bereich bis zu den Quellen derselben ist ihnen zugetheilt. So viel Ströme daher über den Erdboden hinrauschen, so viel Okeaniden geleiten ihre Wellen bald tosend, bald sanft plätschernd zum Meere. Der Dichter gibt ihre Zahl auf dreimal tausend an, was der mythologische Ausdruck für die absolute Vielheit ist.

163. Während der Dichter uns die vorzüglichsten Ströme der Erde individuell und daher als Wesen, die mit einem unwandelbaren Charakter begabt sind, vorgeführt hat, treten uns die Okeaniden mit der Eigenschaft des ewig Weiblichen, mit dem Ausdruck der Seele entgegen. Der Umstand, daſs sie den Strom von der Quelle an begleiten und sich seinem

Wechselgeschick wie liebende Gattinnen und Töchter anschmiegen, macht es begreiflicher und läſst es natürlicher erscheinen, daſs Aeschylus gerade diese Wesen mit dem an den Felsenhöhen des Kaukasus angeschmiedeten Prometheus in eine so innige Berührung bringt. Der Schauplatz seiner Leiden ist ihre Wiege. Denn hoch auf den Bergen entspringen die Flüsse. Okeanos bedient sich eines geflügelten Ungeheuers, um zu jenen erhabenen Einöden zu gelangen, welche mit seiner Behausung, die an den Grenzen des Meeres gelegen ist, in dem schroffsten Gegensatz steht.

164. Diesen vierzig Töchtern des Okeanos und der Tethys, welche die Vertreterinnen des Chors jener dreitausend leichtwandelnden Mädchen sind, deren Namen kein sterblicher Mann aufzuführen vermag, da ihre Zahl übergroſs ist und sie im Einzelnen nur denen bekannt sind, welche in der Nähe der Flüsse wohnen, tritt nun die ältere Schwester mit Schauder erregender Groſsheit gegenüber. Diese ist die Styx, deren Name unversöhnlichen Haſs, tiefe Betrübniſs und ehrfurchtsvolle Scheu ausdrückt. Um ihr Wesen zu verstehen und um die Ideen begreifen zu lernen, welche die Alten an diese Erscheinung anknüpften, müssen wir die Natur des Wassers, welches vom Himmel kommt und zum Himmel steigt, näher betrachten und scharf in's Auge fassen.

165. Wir haben gesehen, welch freudiges Leben mit dem Pulsschlag des Wogens, dem Okeanos in der weitesten Ausdehnung vorsteht, sich über den gan-

zen Erdkörper verbreitet hat. Dieses wird vorzugsweise der flüchtigen Natur des Wassers verdankt, welches alle Wandelungen der Erdsubstanz, von dem niedrigsten Keimleben an bis zum Menschen hin, bewerkstelligen hilft. Daher sehnt sich das Wasser gleichsam nach dem Tageslicht und nach dem Sonnenkufs, durch den es mit unwiderstehlicher Gewalt himmelwärts angezogen wird. Es durchbricht Felsenwände und stürzt sich dem Meere in die Arme, nur um durch diesen Act der Demuth die Aufnahme zu den Wolken, wenn auch nur auf flüchtige, aber süfse Augenblicke zu erkaufen. Wie tief die Alten in den Gedanken, der sich in solcher Natursymbolik unbewufst ausdrückt, eingedrungen sind, zeigt sich nun durch den Gegensatz, in welchen sie die Styx mit diesem ewig regen Seelenleben der Gewässer gebracht haben. Was der Pindarische Ausdruck besage, dem zufolge das Wasser absolut den höchsten Platz in der Kette des körperlichen Daseins und dem unwandelbaren Golde gegenüber einnimmt, lernen wir erst dann begreifen oder wenigstens ahnden, wenn wir uns den Contrast vergegenwärtigen, in welchen die Alten dieses Element mit sich selbst gebracht haben, dadurch dafs sie der Wirklichkeit ein Bild abgewonnen haben, welches das dem Sonnenleben zugewandte Gewässer mit dem, welches zu ewiger Todesnacht hinabsinkt, in Gegensatz bringt.

166. Wer Bergwerke und unterirdische Höhlen besucht hat, wird sich des unvergleichlich grausenhaften Eindrucks erinnern, den das Rauschen ewig

sinkender Gefällwasser auf die Phantasie unwillkührlich hervorbringt. Dieser Eindruck aber erhält, wenn man auf das Wesen der Erscheinung eingeht, die ihn hervorruft, einen wahrhaft sinnbetäubenden Charakter. Wenn schon beim Anblick der sanft dahin wandelnden Stromeswellen uns eine unwiderstehliche Wehmuth befällt, angeregt durch den Gedanken des Niewiederkehrens, so verschwindet derselbe doch wie eine flüchtige, dem Augenblick entsprossene Empfindung vor der alles bewältigenden Idee eines Vernichtungssturzes.

167. Die Gefällwasser der Styx kehren nicht blos nie wieder, sondern sie sind auch aller Regungen des Lebens für immer verlustig gegangen. Sie sind das Bild des keiner Erweckung mehr fähigen Todes. Daher sind sie das Symbol des Göttereides, welches selbst diese eines ewigen heiteren Daseins theilhaftigen Wesen in die Vernichtung hinabzuziehen drohte.

168. Bei dem Städtchen Nonakris in Arkadien wurde ein triefender Stein gezeigt, welcher sein Quellwasser spärlich in einen grausenhaften Felsenabgrund sandte. Wahrscheinlich vernahm man dabei das Rauschen der im Inneren des Berges der ewigen Nacht in die Arme stürzenden Gefällwasser. Diese Erscheinung gab den Grundgedanken zu der Vorstellung her, die Hesiodos sinnvoll ausführt. Seiner Auffassung zufolge ist das eiskalte Gewässer, welches den Göttern zum Schreck und, wie Spätere sich von Geschlecht zu Geschlecht versicherten, den Menschen

zum augenblicklichen Verderben, wenn sie einen Trunk davon wagten, bei Nonakris aus der Felswand schaudererregenden Anblicks hervorbricht, nur der zehnte Theil des Stromes, der die Eingeweide der Erde durchtobt. Neun Theile dieser Wasser gelangen auf weiten Umwegen in silbernen Wirbelströmungen zum Meere hinab.

169. Dadurch wurde auch die Styx der versöhnenden Wiederaufnahme in die Weltökonomie theilhaftig. Sie wurde zum Bild einer langen und schmerzensreichen Prüfung erhoben, der auch die Götter unterlagen, wenn sie den Schwur bei dem Todesgewässer nicht heilig gehalten hätten. Wer bei einem Symbol schwört, gibt an dasselbe bedingungsweise seine Existenz auf. In diesem Falle verpfändete man sich dem Tode und langer, schmerzensreicher Grabesnacht. Und in der That wird uns das Schicksal, das die Götter bei meineidiger Pflichtvergessenheit betroffen haben würde, ganz so geschildert, als seien sie selbst in die Daseinsform der Styx verwandelt worden. Nach einer ein ganzes Jahr lang andauernden Todesbetäubung, die dem ersten jähen Sturz des von dem Felsenabgrund verschlungenen Stromes entspricht, werden sie anderen Mühen überantwortet. Neun Jahre lang dauern diese Reinigungsprüfungen und erst im zehnten werden sie wiederum in den Rath und zu den Gelagen der frohen Olympier zugelassen.

170. Ogygisch, d. h. ewig wogend, rauscht der Fluſs der ewigen Nacht durch Felsenhallen hindurch, welche himmelhohes Gestein und silberglänzende Kry-

stallsäulen stützen. Nur selten naht die Götterbotin diesen prachtreichen, aber öden Gemächern, um das Nafs zu schöpfen, bei welchem für den Fall, dafs zwischen den ewigen Göttern Streit ausgebrochen war, der erwähnte Eid zur Tilgung der Lüge und zur Erhärtung der Wahrheit auf des Zeus Befehl selbst geschworen werden mufste. In goldenem Gefäfs brachte es die Iris von fern her nach dem Olymp, wo dann der Vereidigte das eisig kalte, namenreiche Nafs unter der fürchterlichen Betheuerung aus einer Schale auf den Boden gofs.

171. Wir müssen es für ein besonders günstiges Geschick erachten, dafs uns auch von den Okeaniden eine Homerische Zusammenstellung aufbehalten geblieben ist. In dem Hymnus auf die Demeter erscheint Persephone an der Spitze eines Chorreigens, welcher ganz ähnlich wie der der Nereiden gefügt ist und sich zu dem Hesiodeischen in ganz ähnlicher Weise verhält wie jener Nereidenchor der Ilias zu dem der Theogonie. Er zählt 21 Glieder, in denen also die Siebenzahl dreimal enthalten ist. Dadurch aber, dafs sich Pallas Athene, Artemis und Persephone ihm einen, wird er auf 24 gebracht.

172. Betrachten wir das Prinzip der Gliederung, so finden wir, dafs die Zwölfzahl dabei zu Grunde gelegt ist. Denn es sind genau sechs Paare aufgestellt. Diesen treten drei Triaden gegenüber, welchen sich dann, wie wir bereits sahen, die Göttertrias anschliefst, so dafs wir zwei Halbchöre, jeden von Zwölfen, erhalten, von denen der eine dualistisch, der andere nach

ternarer Verbindung gegliedert ist. Wir erhalten auf diese Weise folgendes anmuthreich symmetrische Schema:

1. Leukippe — Phaino.
2. Elektre — Ianthe.
3. Melite — Iache.
4. Rhodeia — Kalliroe.

I. Melobosis — Tyche — Okyroe.

5. Chryseïs — Ianeira.
6. Akaste — Admete.

II. Rhodope — Pluto — Kalypso.
III. Styx — Urania — Galaxaure.
[IV. Pallas — Artemis — Persephone.]

Da wir uns auch hierbei nicht die geringste Umstellung erlaubt haben, so bedarf es nur einer flüchtigen Vergleichung der bereits betrachteten ähnlichen Chöre, um sich zu überzeugen, daſs diese Anordnung nicht etwa durch die zufälligen Bedürfnisse des Sylbenmaaſses veranlaſst oder herbeigeführt worden ist. Es fällt in die Augen, daſs gewisse Verhältnisse bei der Aufreihung der Paare und der Verbindung derselben mit Triaden als metrische Gesetze streng festgehalten sind. Auch kann es unmöglich dem Zufall beigeschrieben werden, daſs diese vielen Namen sich nicht blos sinngemäſs unter einander verbinden, sondern auch jedesmal gerade aufgehen, ohne irgend ein Glied herauszulassen oder ungefüge nachzuschleppen. Daraus geht aber auch hervor, wie gewagt es ist, Umstellungen etwa aus Rücksicht auf den rhythmischen Klang vorzunehmen, wie dies Voſs unter anderen gethan

oder wenigstens in Vorschlag gebracht hat. Der echte Kritiker wird so zarte Gewebe nicht anzurühren sich erkühnen und sich lieber bemühen, das zu verstehen, was die Zeit übrig gelassen hat, als zu zerstören, was den Jahrhunderten Trotz geboten hat.

173. Auch hier erhält jeder Name wiederum seine wahre Geltung durch die Stelle, an welcher er aufgeführt wird. Die trockene Vergleichung der einzelnen Namen unter einander ist daher vollkommen werthlos, häufig sogar verwirrend. Solche Namen können in der That den Zahlen verglichen werden, welche, je nachdem sie unter den Zehnern, den Hundertten oder den Tausendern aufgeführt werden, ihren Nennwerth ändern, ohne deshalb selbst die geringste Veränderung zu erleiden. Aufser dem Zusammenhang erscheinen sie, auch in dieser Beziehung unbenannten Zahlen zu vergleichen, wenn nicht ganz todt, doch entgeistet. Und in der That gibt es kaum etwas Geistloseres und Willkührlicheres als die Deutungen, welche man von einzelnen derselben versucht hat. Sobald die Verbindung aufgelöst ist, aus der sie hervorgetreten sind oder in die sie in Folge poetischer Umgestaltung der Verhältnisse aufgenommen worden sind, sinken sie zu inhaltslosen Schemen herab, denen selbst die oft reizenden Schönheiten einer scharf ausgeprägten Wortbildung keine höhere Bedeutung zu sichern vermögen.

174. Dafs die Meereswogen unter dem Bilde muthvoll sich voranbewegender Rosse von Alters her und bis auf den heutigen Tag gefafst werden, ist eine

bekannte Thatsache. Wenn sie mit den Stromeswellen an der Mündung der Flüsse zusammenstofsen, steigen sie schäumend zum Himmel empor und Leukippe, welche von weifsen Rossen ihren Namen entlehnt, ist daher recht geeignet, das Stromesleben in dem Augenblick seiner Vollendung, aber auch seiner Auflösung vor die Phantasie zu bringen. Ihr tritt Phainó, das Sinnbild der Quelle, welche den Wasserstrahl zu Tage fördert, gegenüber und dieses eine Paar gibt uns somit einen Ueberblick des ganzen Lebenslaufs eines von Bergeshöhen zur Uferbrandung rastlos forteilenden Flusses.

175. So einfach die Bewegung ist, so wechselvoll ist der Gang des Gewässers. Bald schiefst es mit Blitzesschnelle thalwärts, bald wälzt es lieblich und selbstgefällig die Silberwellen vor sich her. Jene pfeilgeschwinde Raschheit deutet der Name der Elektre, der Hellleuchtenden, glanzvoll Widerstrahlenden, an, während des wiesengelagerten Flusses milderes, sanftes Wesen in dem Namen der Ianthe, der Erquicklichen, vielleicht auch der Veilchenbekränzten, einen passenden, sprechenden Ausdruck gefunden hat.

176. Aehnlich ist der Gegensatz, welchen Melite und Iache darbieten. Jene läfst sich süfs tönend und lieblicher Stimme vernehmen, während Iache, die Schallende, das Rauschen der Wellen treffend vergegenwärtigt. Blicken wir jetzt auf die drei besprochenen Paare zurück, so finden wir auf den ersten Blick, dafs sie unter einander wie die Glieder einer Kette verknüpft sind, indem das erste Element des nächsten

Paares allezeit eine Steigerung des in dem Namen der voranstehenden Okeanide enthaltenen Begriffs darbietet. Phainó, die zum Tageslicht Fördernde, tritt in der Elektre bereits als im Strahlenglanz stolz prangend auf. Ianthe wird an Anmuth und Milde von der Melite überboten und so ist vorauszusehen, daſs auch Iache durch die ihr folgende Schwester in den Hintergrund gedrängt werde.

177. Dies ist in der That der Fall, indem Rhodeia offenbar auf das Tosen eines Wasserfalls anspielt und daher mit der Kalliroe, der schön Flieſsenden, einen höchst anziehenden Gegensatz bildet. Alle diese Ideen sind so klar ausgesprochen, daſs wesentliche Miſsverständnisse im Einzelnen kaum zu fürchten sind. Sobald wir aber der Wahrheit unserer Auffassung versichert sein dürfen, so haben wir in der Steigerung der Begriffe, welche diese vier Paare darbieten, eine der lieblichsten Schilderungen des Fluſslebens vor uns, die sich bei so geringen Mitteln denken lassen. Kalliroe tritt dann mit der Leukippe auf's Neue in einen sinnigen Gegensatz und trotz der so kleinen Zahl der Factoren erhalten wir die mannigfaltigsten und lieblichsten Combinazionen.

178. Mit dem ersten Ternar beginnt eine neue Gedankenreihe. An die Stelle der Empfindungen und Eindrücke, die der Anblick des dem Meere zueilenden Stromes hervorruft, treten reelle Begriffe. Melobosis breitet die Viehweide zu unseren Füſsen aus, auf welcher die Göttin des Glücks, Tyche, geheimniſsvoll waltet. Okyroe, die schnell Flieſsende, führt uns aber

wiederum in den Ideenkreis zurück, aus welchem diese Erscheinungen der Wirklichkeit aufgetaucht sind, vielleicht nicht ohne eine leise Anspielung auf des Glückes flüchtige Güter, von denen das Sprüchwort sagt, dafs sie so leicht zerronnen wie gewonnen sind. Jedenfalls aber bildet sie einen wohl tönenden Wiederhall zu der Kalliroe des vorhergehenden Paares, mit welchem sie den Zusammenhang auf eine ebenso anmuthreiche als geschickt gefügte Weise herstellt und unterhält. Denn wir müssen immer wieder an den gleich zu Anfang gebrauchten Vergleich der Arabeskenverschlingungen erinnern, bei denen trotz scheinbarer Widernatürlichkeit ein strenger Vernunftzusammenhang obwaltet, der sich nur dem Begriff neckisch entzieht und ihn dann doch wieder lockend umgaukelt.

179. Chryseïs, die Goldene, bietet mannigfache Beziehungen dar, die alle aber auf den männererfreuenden Reichthum hinweisen, welcher durch den Namen der Ianeira verherrlicht wird. Vielleicht ist es am einfachsten, an den Goldglanz reifender Saaten zu denken, da diese das schönste Bild prangender Fruchtbarkeit, wie sie ein Flufsthal gewährt, darbieten.

180. Akaste haben wir in der Hesiodeischen Reihe auf die unversiechbare Fruchtbarkeit der Erde gedeutet, die in Wahrheit jedes Frühjahr als eine Unbesiegte dasteht. Admete dürfte demnach in diesem Zusammenhang auf die ungebändigte Ueppigkeit des Pflanzenwuchses zu beziehen sein, wie wir demselben in wasserreichen Thalebenen begegnen.

181. Rhodope mit dem Rosenantlitz verkündet neue Herrlichkeit. Sie bietet das üppigste Bild eines gesegneten Landstrichs dar, in welchem der Reichthum einheimisch ist. Sowie wir der Melobosis die Tyche sich beigesellen sahen, so sehen wir hier die Plutó hausen. Hier ist nichts, was an Wandel und Vergänglichkeit erinnert, wohl aber an die Verborgenheit, aus der die Güterfülle hervortritt und in die sie sich alsobald wieder zurückzuziehen liebt, ja in die sie der Menschen sorgenvolles Bangen zurückzudrängen sich beeilt. Wir begegnen daher der Kalypso, der Verborgenen, die in solchem Zusammenhang auf jene ethischen Bezüge zurückgeführt werden mufs.

182. Die Kalypso bereitet aber auch gleichzeitig sehr passend das Erscheinen der Styx vor, von der wir gesehen haben, dafs ihr Verschwinden in den verborgenen Tiefen der Erde charakteristisch ist. Sie ist die Nymphe der abgeschiedenen Gewässer und ihr tritt daher äufserst bedeutsam und beziehungsreich die Uranie, die Himmlische, welche ihre Wasser vom Himmel empfängt und zum Himmel empor sendet, gegenüber. Hiermit ist ein mächtiger Contrast gewonnen, der eine Auflösung unbedingt verlangt, und diese bietet die lüftesäugende Galaxaure in der sinnvollsten Weise dar. Indem die Uranie die Verbindung der Wasser mit dem Himmel unterhält, erhält die Luft gleichsam jene nährende Kraft, vermöge deren sie die Saaten wie mit Milchsaft zu erquicken und aufzuziehen im Stande ist.

183. Obwohl es gegen die von uns streng beob-

achtete Methode ist, Erscheinungen, die erst später an die Reihe kommen können, vorgreifend zu besprechen, so verlangt es doch hier der Abschlufs des ganzen Systems, dafs wir einen Blick auf den letzten Ternar werfen, welchen die drei Göttinnen bilden, von denen die eine genau das Schicksal der Styx hat. Sie wird ihren Gespielinnen entrissen und verschwindet wie der Flufs von Nonakris im nächtlichen Dunkel der Erde. Pallas und Artemis dagegen verhalten sich zur Persephone ähnlich wie die Uranie und Galaxaure.

184. Aus der Vergleichung der Hesiodeischen Chorsysteme der Nereiden und Okeaniden mit den Homerischen können wir uns einen deutlichen Begriff bilden von dem Verhältnifs der Weltanschauung der ionischen und böotischen Dichtungen zu einander. Es zeigt sich auf den ersten Blick, dafs die der Homerischen Gedichte gegen die Hesiodeische um ein Beträchtliches vorgerückt ist, und überall läfst sich das Bestreben wahrnehmen, die natürlichen Grundverhältnisse sinnig aufzulösen und poetisch umzugestalten. Dem Eindruck nach zu urtheilen, welchen beide Gefüge auf uns machen, so ist der Unterschied zwischen der Hesiodeischen Fülle und Kraft und der wunderbaren Vereinfachung, die dieselben Begriffe durch die Homeriden erfahren haben, ein ganz ähnlicher wie der, welcher zwischen der Muse des Aeschylos und des Sophokles obwaltet. Sowie die Phantasie des letzteren die festesten Gewebe der Sage mit der höchsten Anmuth zerlegt und verjüngt erstehen läfst, so sind auch diese Chöre gleichsam neugeborene We-

sen, die zwar viel von der erhabenen Schöne der Urzeit eingebüſst haben, dafür aber von dem Sonnenlicht der Idee um so reicher beschienen sind. Sie bewegen sich in höchst anmuthreichen Wendungen vor uns her und den Zauber, welchen sie auszuüben im Stande sind, wird man dann erst fühlen lernen, wenn das Verständniſs der einzelnen Elemente mehr gefördert und festgestellt sein wird. Daſs dazu die Bemühungen eines Einzelnen nicht hinreichen können, versteht sich von selbst.

185. Wir kehren jetzt zu den Titanen selbst zurück, deren Reihe durch den Okeanos so groſsartig eröffnet wird. Hier tritt uns zunächst Hyperion entgegen, welcher zu dem Uranos sich etwa so verhält, wie der Okeanos zum Pontos. Er heiſst der Hochwandelnde, weil er über alle anderen Wesen des Himmels und der Erde stolz hinwegschreitet. Er vermählt sich mit der Theia, welche ihren Namen von der goldgelben Farbe hat, die auch dem Schwefel, besonders jenen prachtvollen Krystallen dieses Metalls eigen ist, die die Grotten Siciliens mit magischem Glanz wiederstrahlen lassen. Durch sie wird der Hochwandelnde zum Lichtgott, und weil der Goldschimmer sich in tausend und abertausend Farben bricht und dem Auge der Sterblichen unter den verschiedensten Gestalten entgegentritt, so heiſst sie auch die vielnamige. Daſs bei ihr die Farbe das charakteristische Merkmal bildete, geht auch daraus hervor, daſs Pindar den Werth, welchen die Menschen dem Gold beilegen, von ihr ableitet.

186. Damit das Licht leuchte vor den Leuten, mufs es an einer hohen Stelle offenbar werden. Die Theia erhält daher durch den hochwandelnden Hyperion eine ebenso viel höhere Bedeutung, als dieser durch den Hinzutritt des Goldglanzes. Beide erzeugen mit einander die drei Götter, von welchen alle himmlischen Lichterscheinungen ausgehen, den Helios, die Selene und die Eos. Diese dürfen nicht mit dem Licht verwechselt werden, welches, vom Sonnen- und Mondlicht unabhängig, ganz anderen Quellen entstammt, aber ebenso wenig mit den Wesen einer höheren Daseinssphäre, welche wiederum zum himmlischen Lichtglanz sich so verhalten wie dieser zu dem Aetherlicht.

187. Helios ist der erstgeborene Sohn des Hyperion und der Theia, seine Macht wird durch das Beiwort des Grofsen hervorgehoben, während Selene die klare und reine heifst. Ihr gesellt sich als treue Schwester die Göttin der Morgenröthe bei, welche allen erdgeborenen Menschen und den unsterblichen Göttern das Tageslicht zuführt. Sie tritt vermittelnd zwischen den strahlenprangenden Bruder und die bescheidene Mondgöttin, welche mit dem Abglanz, den dieser ihr zusendet, still vorlieb nimmt.

188. Hyperion selbst tritt aus seiner Verborgenheit nicht hervor. Leibhaftige Gestalt und menschlich fafsbares Wesen gewinnt er erst in seinem Sohn, dem Helios, welcher Sonnengott in Wahrheit und in der That ist. Auch die Phantasie bedarf so gut wie der wissenschaftliche Forschergeist der Zeit, um sich die

grofsen Erscheinungen des Alltagslebens nach und nach näher zu bringen und zu veranschaulichen. Helios ist es, der der Ausdrucksweise der ältesten Griechen zufolge die Sonnenkugel jeden Morgen aus dem fernen Osten zur Höhe des Himmelszelts hinaufführt und jeden Abend im dunkelen Westen birgt. Eine derartige kindliche Auffassungsweise gestattet keine vorwitzige Einrede und begnügt sich lange Zeit mit dem einfachen Begriff eines vernunftbegabten Wesens, welches mit der weisen Leitung dieses Phänomens betraut ist. Erst allmählich treten andere Nozionen hinzu, und da man sich mehr und mehr gewöhnte, die Schnelligkeit und sichere Lenkung für ein Ergebnifs der Wagenlenkerkunst anzusehen, so sehen wir später den Gott mit Rossen den Himmel befahren. Dafs er nach der Verschiedenheit der Jahreszeit seine Bahnen wechsele, wurde als ein Beweis seiner einsichtsvollen Führung angesehen. Da er jeden Abend im Westen verschwand und gleichwol jeden anderen Morgen im Osten wieder auftauchte, so mufste auch dafür eine Erklärung ermittelt werden, die wenigstens die Phantasie befriedigen konnte. Stesichoros und Aeschylos leihen ihm daher einen von dem Hephaestos gezimmerten Becher, in welchem er wie in einem Kahn die Wogen des Okeanos durchschifft und so zu den Tiefen der Nacht gelangt. Die Wiederkehr der Sonne, welche sie sich durch die Kugelumdrehung der Erde nicht veranschaulichen konnten, wird auf diese Weise indirect, aber immer doch in dem Sinne einer kreisförmigen Bewegung vermittelt.

189. Das Bild des Sonnenwagens ist nicht blos den Dichtern sehr geläufig, sondern es kommt auch bereits auf Kunstwerken der älteren strengeren Auffassungsweise nicht selten vor. Bald reichten die feuerschnaubenden Rosse, deren Pindar erwähnt, nicht mehr hin, den Begriff der Schnelligkeit zu unterstützen. Sie wurden geflügelt gedacht und gebildet. Namentlich die Vasengemälde mit rothen Figuren auf schwarzem Grund liefern sehr schöne Darstellungen des auf der Quadriga den Himmel durchstürmenden Gottes. — Er selbst kommt zwar nicht vor, wie er in dem Becher das Meer durchschneidet, wohl aber treffen wir den Herakles in dieser Lage. Da ihm der Sonnengott diesen Gefäſsnachen zum Geschenk gemacht hatte, so können wir wenigstens daraus abnehmen, wie sich die Alten dieses Bild gedacht haben. In dem Inneren einer Trinkschale sehen wir den Herakles abgebildet, wie er in einem jener irdenen Weinfässer, die eine halbrunde Form darbieten, auf den Wogen umhertreibt.

190. Als seine höchste ethische Eigenschaft wird die Allsichtigkeit hervorgehoben. Seinen Blicken und seiner Kunde entgeht nichts. Namentlich bleibt ihm keine Schandthat, kein Frevel verborgen. Er gewahrt alles entweder selbst oder durch die ihm angehörigen Wesen. Götter sind so wenig wie Menschen vor seinen spähenden, alles durchdringenden Blicken sicher. Daher ist er der Erzzeuge und als solcher wird er namentlich bei Betheuerungen und feierlichen Eidschwüren angerufen.

191. Helios ist ein Gott der Zeit, welche in festen, unabänderlichen Abschnitten alles das zu Tage fördert, was die Erde an Reichthumssegen birgt. Dies wird durch das doppelte Bild veranschaulicht, welches ihn als Herdengott darstellt. Die funfzig Wochen, aus denen das Jahr sich zusammensetzt und von denen jede sieben Tage und ebenso viel Nächte zählt, werden durch funfzig Schafe und ebenso viel Rinder veranschaulicht, die jedesmal eine Herde bilden. Solcher Herden aber sind sieben. Diese Herden sind dem Wechsel, welchen Tod und Fruchtbarkeit herbeiführen, nicht unterworfen. Niemals mehret sie Anwachs, nie auch schwindet die Zahl. Dennoch aber sind sie das Bild der üppigsten Fruchtbarkeit der schönen Insel Thrinakia, auf welcher sie weiden. Denn in dem Weidevieh wird der Gehalt des Bodens zu einem höheren Leben erhoben. Dieses ist unwandelbar wie die feste Eintheilung der Jahreszeiten selbst, welche solche Güterfülle in ewiger Regelmäſsigkeit zu bringen scheinen.

192. Sinnvoll belebt wird dieses Bild noch dadurch, daſs zwei Töchter des Helios diesen heiligen Herden zum Schutz beigegeben sind. Er hat sie mit der Neaera, der Göttin des Neujahrs, gezeugt und ihre Namen spielen auf die beiden groſsen Hälften des Sonnenjahrs an. Phaëthusa, die Hellleuchtende, erinnert an den Glanz der Sommergluth, während Lampetie mehr die ruhige Klarheit eines herbstlichen Tages hervorhebt. Wir werden nicht irren, wenn wir der einen die Sommer- und der anderen die Winter-

triften zuweisen. Diese werden bei einer anderen Gelegenheit, wie wir seiner Zeit sehen werden, als Tag- und Nachtweiden bezeichnet. — Alle solche Vorstellungen sind höchst zarter Natur und man mufs sich daher hüten, die farbenreichen Bilder nicht voreilig zu zerstören. Wir können nicht oft genug daran erinnern, dafs wir uns in dem Ideenkreis der noch in jugendlicher Unbefangenheit schwelgenden Menschen bewegen. Sowie altkluge Kinder einen betrübenden Anblick darbieten, so ist auch andererseits der poetischen Einfalt der naiven Weltanschauung nichts so verderblich als die unzeitige Anwendung eines trocknen Razionalismus, der nicht blos mit dieser Auffassungsweise in einem irrazionalen Verhältnifs steht, sondern auch jede razionelle Behandlungsweise des Sagenstoffs geradezu unmöglich macht.

193. Die Sonne aber nährt nicht blos Herden grofs. Auch allerlei verderbliche Kräfte weckt sie zum Leben und leiht ihnen in der Fülle gifthauchender, aber mit Farbenpracht umkleideter Pflanzen Körper. Diese Nachtseite des üppigsten Sonnenwaltens zu schildern, vermählt die Mythologie den Helios mit der Okeanide Perse oder Perseïs, der Verderblichen. Diese gebiert ihm die Kirke, in deren Händen die Pflanzensäfte zu mächtigen Zaubermitteln werden, mit denen sie den Menschen des Bewufstseins zu berauben und in den Abgrund viehischer Gelüste hinabzustofsen vermag, über welchen ihn die Vernunft kühn emporgetragen hatte.

194. Aus derselben Ehe tritt aber auch Aeëtes

hervor, dessen Name mit Sorge und Weh zusammenzuhängen scheint. Dieser vermählt sich mit der Okeanide Idyia, der Kundigen, welche ihm die Medeia, die Sinnende, gebiert. Wenn in der Kirke die Kräuterkunde nur den verderblichen Zwecken der Zauberei dient, so sehen wir sie unter den Händen der Medea sich zur Heilkunde umgestalten. Sie lehrt Uebel heilen, welche dieselben Pflanzenkräfte, wenn sie in böser Absicht oder unverständig angewandt werden, hervorrufen. Wenn wir den Aeëtes als den Mann des Wehs fassen dürfen, dem sich die kundige Idyia hülfreich beigesellt, so erhalten wir in der Medea eine sinnvolle Steigerung des Begriffs der vom Schmerz und der Klugheit erzeugten Wissenschaft, welche sich der der Erde durch die Sonne abgewonnenen Heilkräfte mit sicherem Instinct bemächtigt und sinnvoll zur Anwendung der erworbenen Erfahrungen schreitet.

195. Selene, welche Aeschylos das Auge der Nacht nennt, gleicht sich ihrem Bruder zwar in allem an und ihr wird daher auch ein Wagen zuertheilt, allein in der älteren Zeit scheint sie wenig beachtet worden zu sein, da alle Elemente fehlen, welche ihre Entfaltung ermöglichen könnten. Auf dem Fuſsgestell des Zeus zu Olympia war sie auf einem Pferd oder Maulesel reitend dargestellt, wodurch sie mit ihrem schnell dahinstürmenden Bruder in einen bemerkenswerthen Gegensatz geräth. Der Künstler hat dadurch offenbar das langsame Dahinwandeln hervorheben wollen. Auch bietet sie im Vergleich mit

dem von vier feurigen Rossen gezogenen Sonnenwagen so eine sehr bescheidene Erscheinung dar. Damit stimmt die Ausdrucksweise der späteren Kunstwerke überein, wo ihr Wagen nur mit zwei Rossen bespannt zu sein pflegt, während Helios fast immer mit der Quadriga vorkommt.

196. Wenn man die Angaben späterer Dichter zusammenstellen wollte, so liefse sich die Erscheinung der Selene bunt ausmalen. Ueber das Wesen derselben würden wir dadurch aber nicht weiter belehrt werden. Solche Phrasen haben des Willkührlichen zu viel, als dafs man sich ihnen vertrauen dürfte. Bevor man nicht zu einer gewissen Sicherheit in der Auffassung mythologischer Gestalten gelangt ist, mufs man sich sehr hüten, über den bunten Farbenschimmer, den das der mythologischen Anschauung bereits entrückte spätere Alterthum um diese Gestalten zu verbreiten liebt, die scharfen Umrisse derselben zu verlieren. Wesentlich ist es, sich zu erinnern, dafs sie als Jungfrau gefafst wurde. Dieses reicht allein hin, die Vereinsamung ihrer Erscheinung zu erklären. Es werden ihr zwar Kinder beigelegt, ohne dafs dieselben jedoch jene mythologische Leibhaftigkeit gewonnen hätten, welche den Eltern höhere Bedeutsamkeit zu leihen im Stande ist. Selbst die Tochter, welche Alkman ihr beilegt, die Ersa, der nächtliche Thau, gewährt doch nur sehr schwache Beziehungen und im Allgemeinen mufs man sich gestehen, dafs diese Gestalt auf Kosten ihres Bruders in der Mythologie etwas verkümmert stehen geblieben ist, was übrigens

für die sonnenhafte Weltanschauung des Griechenthums nicht ohne gewichtige Rückbeziehung ist.

197. Um so glänzender ist die Entfaltung gewesen, welche Eos, die Göttin des Morgenroths, im griechischen Mythus erhalten hat. Die Tageshelle der Hemera erscheint in ihr zur faſsbaren Lichtgestalt ausgebildet. Aehnlich wie wenn wir die Bestandtheile der Erde in Pflanzen und thierische Organismen eintreten sehen, sehen wir hier das Licht selbst in eine höhere Weltordnung eintreten. Sie erscheint mit Charakter angethan und bewegt sich seelenvoll einher. Durch die Leidenschaftlichkeit ihres Wesens wird sie uns weit näher gebracht als selbst Helios. Wir sehen sie in Dichtung und kunstverkörperter Sage dramatisch auftreten. Die Liebe feiert in ihr zum ersten Mal wundergleiche Triumphe. Aber keine Schattirung des Daseinsschmerzes wird ihr erspart. Sie muſs mit der Freude der Selbstvollendung, welche allein die Vereinigung zweier Seelen getrennten Geschlechts gewähren kann, auch alles Weh irdischer Vergänglichkeit auf sich nehmen.

198. Sie steigt wie Helios jeden Morgen aus dem Okeanos auf und lenkt ihr stolzes Rossepaar den Himmelsbogen hinan. Auf Vasengemälden der besseren Zeit ist ihr Wagen mit vier Rossen bespannt, deren feurigen Charakter ausdrucksvolle Namen hervorheben. An Schnelligkeit übertrifft sie kein Wesen des Universums und ihr Bruder selbst scheint umsonst bemüht zu sein, ihr im Wettrennen den Preis abzuringen. Dieser ist in einem Vasengemälde durch

einen Dreifufs angedeutet, welchen sie als frohes Siegeszeichen hinwegnimmt. Ihre Ueberlegenheit verdankt sie nicht blos ihren edlen Rossen, sondern ganz besonders der Gewandtheit, mit der sie sie zu lenken versteht.

199. Wenn wir sie schon in diesem Bilde flüchtiger Tagesstunden in voller Individualität auftreten sehen, so werden wir mit ihrem Gemüthsleben doch erst durch die Beziehungen, in welche sie zu dem sittlichen Leben tritt, und die sich in Liebeskühnheit und Wechselglück offenbaren, bekannt. Bevor wir jedoch es wagen dürfen, ihr in jene höheren Regionen zu folgen, müssen wir noch einen Augenblick bei ihr als kosmischer Potenz verweilen. Als solche offenbart sie sich in der Berührung mit dem Sohn eines Titanen, wie wir gleich sehen werden. Sie läfst elementare Naturerscheinungen in's Leben treten, die deutlich zeigen, dafs es sich bei ihr nicht um eine frostige Allegorie handelt, sondern dafs wir es mit dem begrifflich verkörperten Morgenroth zu thun haben, welches alle Creaturen mit heiligem Staunen in jeder wiederkehrenden Morgenfrühe begrüfsen. Solche Erinnerungen sind wichtig, weil wir sonst in Gefahr gerathen, die Gestaltungen der Mythologie für willkührlich erfundene Dichtungen zu nehmen, die im besten Falle die Naturerscheinungen wie der Epheu einen schlanken Baumstamm umranken und ihn in leidenschaftlicher Liebe wohl auch ersticken könnten. Die mythenbildende Kraft der hellenischen Phantasie dringt, wo sie sich ursprünglich thätig zeigt,

ganz so wie der echte philosophische Begriff in das Wesen der Dinge ein und weckt das Leben, welches im rohen Alltagsleben zu versiechen droht.

200. Das sieghafte Auftreten der mächtig beschwingten Göttin drohte gleichsam das ganze Dasein für sich allein in Besitz zu nehmen. Hätte sie das Schicksal frei walten lassen, so würde ewiger Frühling sie umgeben haben. Dies drückt die Sage durch den Raub des in wunderbarer Schönheit prangenden Orion aus, dessen Name mit dem der Horen, der Göttinnen der Jahreszeiten, sich irgendwie zu berühren scheint. Sie entführte ihn nach Delos, wo Apollo als Sonnengott seine vorzüglichste Verehrung genoſs. Da tritt ihr aber Artemis miſsgünstig und feindselig entgegen und entwendet ihr den süſsen Raub. Artemis bietet in einer höheren Entwickelung den Begriff der Mondgöttin und der winterlichen Nachtseite der Natur dar. Wir sehen sie daher mehr als einmal der Göttin des Frühlichts und des Frühlings neidisch entgegentreten und ihr das theure Pfand mit kalter Leidenschaft entreiſsen, das sie für immer zu besitzen meinte. Sie weiſs ihn mit den Leidenschaften des alternden Lebens, mit Jagdlust und Weinbegier, zu erfüllen und er unterliegt dem Schicksal aller Sterblichen, dem der Gott schmerzenlindernder Weisheit ihn vergebens zu entreiſsen sucht. Jugend und Unschuld kehrt nie zurück und das Leben stürmt unaufhaltsam dem Tod in die Arme, wenn sie die Grenzen der Kindheit überschritten und aus dem Frühlicht friedlicher Beleuchtung des Daseins in die Sonnenpracht des Lebens hinausgetreten sind.

201. Der glorreiche Augenblick, in welchem Eos aus dem nächtlichen Dunkel hervorbricht und zuerst die Spitzen der höchsten Berge vergoldet, ist eine so ergreifende Erscheinung, daſs die Phantasie der Griechen sich nothwendig veranlaſst fühlen muſste, derselben einen mythologischen Begriff abzugewinnen und ihr leibhaftiges Wesen zu leihen. Auf dem Gipfel des Hymettos ereilt sie den Kephalos, dessen Name auf das Haupt der Berge faſslich genug anspielt, und entführt ihn nach dem fernsten Osten, was die Sage dadurch ausdrückt, daſs sie ihn nach Syrien mit ihr versetzt. Er wurde als rüstiger Jäger gedacht und dargestellt. Auch dies ist bezeichnend, da den Waidmann die Göttin des Morgenroths täglich in ähnlicher Weise überrascht. Sie zeugt mit ihm in seliger Liebesgemeinschaft den Phaethon, den Lichtglanz, welcher von dem Osten sich über die ganze Erde verbreitet, nachdem Eos den Scheitel des Hymettos geküſst hat.

202. Aber auch dieses Liebesglück war von kurzer Dauer. Diesmal wiederum sehen wir die Göttin winterlichen Kaltsinns, die Artemis, feindlich zwischen beide treten. Sie rüstet die frühere Geliebte des Kephalos mit Hund und Jagdspeer aus, welche seine Blicke auf die verlassene Schöne zurücklenken. Diese folgt ihm voll Eifersucht und verborgener Liebesgluth auf der Jagd nach und wird von ihm, da er ihr Geräusch für das eines vom Bett aufsteigenden Wilds hält, erschossen. Prokris wird die Unglückliche von der Sage genannt, weil vorschnelles Urtheil ihr tragi-

sches Ende verursacht. Voreilig war ihre Eifersucht gewesen und vorschnell sein unvorsichtiges Beginnen.

203. Obwohl die Mythen von der Liebeskühnheit der Eos an sehr verschiedenen Orten und von einander unabhängig entstanden waren, so stellen sie doch theils zufällig, theils durch geschickte Sagenverknüpfung ein System der lieblichsten und sinnvollsten Verhältnisse dar, in denen wir die Schicksale der Seele in einer bedeutsamen Stufenfolge geschildert sehen. Auch des Tithonos bemächtigt sich die Göttin des Frühroths durch Raub. Er wird nicht als ein Zögling der Palästra, sondern als ein Liebling der Musen dargestellt. Auf Vasengemälden, die den Kephalos mit Speer bewaffnet zeigen, erscheint er mit der Leier. Sein Name auch deutet auf einen zarteren Pflegling hin. Mit ihm erzeugt sie den Memnon, den Bleibenden, und den Emathion, in welchem sich der Tag selbst ankündigt. Beide sind nicht flüchtige Erscheinungen wie Phaethon. Aber während dieser als ein echt poetisches Wesen von der Aphrodite in ihr Inselheiligthum entrückt wird, sehen wir den Tithonos zwar der Gaben eines endelosen Lebens theilhaftig werden, aber, der Reize der Jugend verlustig, der sonst so liebesfrohen Göttin selbst zur Last fallen. Wenn im Glanz des Morgenrothes tausendstimmiger Vogelgesang ewige Freude verkündet hatte, so schweigen um Mittag Haide und Haine, und wenn der Abend naht, läſst sich nur das Zirpen der Cicaden noch vernehmen, welches endlos, aber auch freudelos ist, wie die Liebesgemeinschaft der Eos und des zum Greis erstarrten

Tithonos. So ist die Flüchtigkeit des poetischen Lebens durch die kurze Dauer der Gaben der Musen, welche den Menschen selten über die Wetterscheide der Lebensmitte hinaus begleiten, aufgewogen. Das ausdrucksvolle Bild des seines harmonischen Klanges, seiner buntfarbigen Schwingungen entkleideten Gesanges, welches das Heimchen bot, ist Veranlassung gewesen, daſs man nachmals den Tithonos in dieses die Stille des häuslichen Lebens versinnlichende Thierchen verwandelt glaubte.

204. Wenn die Alten den frühen Tod eines sich durch Schönheit oder Gabenfülle als ruhmreich ankündigenden Jünglings verherrlichen wollten, pflegten sie von ihm zu sagen, es habe ihn die Göttin des Frühroths der Erde entrückt, und stellten ihn bald unter dem Bilde des Kephalos, bald unter dem des Tithonos dar, welchen letzteren die Göttin in zarten Armen wie ein Kind hinwegträgt. Aber die Mythologie hatte dafür auch einen allgemeinen Ausdruck und berichtet von Kleitos, dem Berühmten, daſs ihn die goldenthronende Eos seiner Schönheit halben zum Sitz der unsterblichen Götter entrückt habe.

205. Wir haben gesehen, wie sich durch das Walten eines Titanenpaars der Himmel vor unseren Blicken belebt hat. Noch aber schwimmt alles gleichsam in einem Glanzmeer. Jede organische Gliederung fehlt. Tag und Nacht, Helios und Selene sind nur durch die Dazwischenkunft der Göttin der Morgenröthe vor roher Vermischung gesichert. Noch liegt der blaue Aether öde wie die Meeresfläche vor

uns. Das Element der Scheidung fehlt. Dieses aber wird durch den Krios, dessen Namen schon die Alten mit dem Wort, welches sinnvolle Auflösung, dialektische Zergliederungskunst, die Kritik bedeutet, in Verbindung brachten. Ihm wäre eigentlich vom Schicksal die Themis, die Göttin unwandelbaren Gesetzes, zur Gemahlin bestimmt gewesen. Hätte er diese geehelicht, so würde nicht dieser, sondern ein ganz anderer Vernunftzusammenhang in das Dasein getreten sein. So aber kehrt er in die niederen Kreise des Weltlebens zurück und führt die Eurybie, die weithin Gewaltige, als Braut heim.

206. Allgewalt in organischer Gliederung, die Vereinigung des Krios mit der Eurybie, die Riesengewalt, welche die Weltkörper an dem Himmelsgewölbe hinrollt, und die scharfe Scheidung, welche diese tausend und abertausend Wesen vor jeder zerstörenden Berührung bewahrt, vermögen allein das staunenswertheste aller Phänomene zu veranschaulichen, welches die Allmacht in's Dasein gerufen hat. Der Mythologie ist es jetzt zunächst darum zu thun, die Hauptmomente dieser unübersehbaren Erscheinung zu fixiren, und dies thut sie mit einem einzigen kühnen Griff, indem sie diesem Ehepaar drei Söhne zuertheilt, welche die Sternenwelt, das Kreisen der Weltkörper am Firmament und ihren Untergang als drei Glieder desselben Grundgedankens darstellen. Astraeos, der Gestirnte, Pallas, der Schwinger, und Perses, der Vernichter, führen uns dieses ewige Weltgesetz in strenger Begriffsfolge vor.

207. Es ist höchst bedeutsam und beruht auf tiefer Naturanschauung, daſs Astraeos noch vor der Entstehung irgend eines Gestirns mit der Göttin des Frühroths die vier Hauptwinde, den Argestes, Zephyros, Boreas und Notos, zeugt. Einem jeden, der mit dem Naturleben in einige Berührung gekommen ist, wird die constante Erscheinung erinnerlich sein, der zufolge der erste Kuſs der Morgenröthe den Himmel gleichsam erbeben macht. Es äuſsert sich diese Erschütterung in bald leisen, bald orkanartig tosenden Luftschwingungen, die bald der eine, bald der andere der vier feindlichen Brüder nach Ost oder West, nach Nord oder Süd hinlenkt. Selbst an den wonnigsten Sommermorgen verbreitet sich in diesem verhängniſsvollen Augenblick über die ganze Erde ein kalter Luftstrom, der ja allezeit der Vorläufer jener mächtigen Bewegungen der Atmosphäre ist. Die Winde hausen auf den Wogen des Luftmeers, wie wir drunten in den Gewässern Nereiden und Okeaniden haben walten sehen. Sowie wir diese von dem ersten Wellenschlag an die Welt des höheren Daseins bis zur Begründung des sittlichen Staatslebens hin haben vorbereiten sehen, so sehen wir hier die Winde jenen mächtigen Gegensatz in's Leben führen, ohne welchen das feste Kreisen der Gestirne in nimmer wankenden Bahnen vereinzelt und beziehungslos, ja leblos dastehen würde. Das Steuer wird zum Symbol der Sicherheit und fester Richtung dadurch, daſs es die blind antobenden Wogen bricht und dem Vernunftgesetz auch bei dem willkührlichsten aller Elemente Anerkennung zu verschaffen weiſs.

208. Erst nach der Erzeugung der Winde kündigt sich die Pracht, aber auch das einheitliche Leben des Sternenheeres in der Erscheinung des Heosphoros, des Morgensterns, welcher das Licht des Tages in seinem Geleite bringt, an. Er ist ein Kind der Eos, deren mildes Dämmerlicht den bescheiden blinkenden Sternen allein das Dasein gestattet, während die Sonne sie in die Verborgenheit zurückdrängt und der Mond mit ihnen um den Vorrang streitet. Mit dem Heosphoros ist der Uebergang zum Sternenleben gewonnen, der Himmel schmückt sich fortan mit den leuchtenden Juwelen, welche ihn wie ein Kranz umgeben. Die Luftperspective, welche durch eine solche Aufreihung der Weltkörper gewonnen wird, läſst eine äuſserst zarte und ausdrucksvolle Behandlung wahrnehmen, dabei groſsartig wie die Behandlung des Luft- und Lichtmeers in der Schöpfungsgeschichte des Michel Angelo an der Wölbung der Sixtinischen Capelle. Von der Sonne, welche wir zuerst von dem Himmelsgewölbe haben Besitz nehmen sehen, bis zu dem Heosphoros und den fernsten Nebelsternen wird der Blick durch vernunftgemäſse Bilder sicher geleitet und das groſse kosmische Gemälde erhält einen tiefen, unerschöpflichen, aber auch nimmer ermüdenden Hintergrund.

209. Die Alten haben diese Idee der Oekonomie des Sternenhimmels auch durch die bildende Kunst zu einer zwar immer nur poetischen, aber recht concreten Anschauung erhoben. Auf Vasengemälden sehen wir bei dem Erscheinen des Helios die Sterne

als Knaben in das Meer hinabtauchen, während Eos in dem flüchtigen Augenblick süſsen Halbdunkels dem Kephalos einen Kuſs auf die stolze Stirn zu drücken sich beeilt. Selene auf einem sicheren, aber langsamen Tritts dahinwandelnden Lastthier wandelt über die Bergpfade hin, die auch sie zur verborgenen Tiefe hinabführen.

210. Die Bewegung der Himmelskörper ist das Ergebniſs einer doppelten Kraft, welche sie nach zwei ganz entgegengesetzten Richtungen fortdrängt. Während die eine sie wie ein Steinwurf in den Weltenabgrund hinabschleudert, faſst sie mit gleichwichtiger Gewalt die Schwerkraft, welche sie gleichsam an der Stelle festzuhalten sucht und, da sie dies nicht vermag, sie wenigstens der Erde in die Arme zurückwerfen möchte. Die elliptischen Bahnen, welche die Weltkörper am Himmel beschreiben, werden in ihrer Entstehung durch den Mythus ebenso wahr als sinnvoll veranschaulicht. Pallas, der Schwinger, vermählt sich mit der Styx, welche, wie wir gesehen haben, mit unwiderstehlicher Gewalt dem Centrum der Erde zustürzt, während jener mit gleicher Leidenschaftlichkeit die fernsten Fernen des Himmelsgewölbes zu erreichen sucht. Wenn es heutzutage gälte, dieses nun durch Kepler und Newton zur wissenschaftlichen Evidenz erhobene Phänomen in einer auch dem kindlichen Sinn verständlichen Sprache zu schildern, so würden sich kaum Bilder finden, welche dasselbe so bei der Wurzel begreifen, wie dieser inhaltsschwere Mythos. Dadurch, daſs sich das von Newton erhärtete

Gesetz der Schwere in der lebensvollen, aber auch grausigen Gestalt der Styx mit dem Pallas auf eine unlösbare Weise vereinigt, wird der verwegene Wurf des gewaltigen Titanen immer wieder in jene Bahnen eingelenkt, deren Auffindung in dunkler Wissensnacht Keplern selbst wie einen Titanen des Mikrokosmos des Menschengeistes erscheinen läfst.

211. Aus dieser Darstellung wird auch begreiflich werden, warum die Styx bei dem Titanenkampf dem Zeus zuerst zu Hülfe herbeieilt. Ohne sie würde er, der grofse Gott selbst, sich nicht im Weltcentrum, auf dem Olympos zu behaupten vermocht haben. Es ist dies ein tiefsinniger Gedanke, der uns über den unvergleichlich sicheren Tact der Alten mit Staunen und Bewunderung erfüllen mufs. Wir werden den Zeus später als den königlichen Vertreter des Zusammenhangs, als einen in Wahrheit constituzionellen Herrscher kennen lernen. Das Gesetz der Schwere aber ist für diese vernunftgemäfs geordnete Weltökonomie nicht blos das universellste, sondern auch das unverbrüchlichste. Da, wo sich das leibliche Dasein von demselben frei zu machen im Stande ist, tritt auch alsobald eine höhere, dem Vernunftzusammenhang übergeordnete Weltordnung ein.

212. Die Griechen haben die Bedeutung dieses Gesetzes und die Wirkung des Conflicts, der durch eine nach zwei so diametral entgegengesetzten Richtungen hin wirkende Kraftäufserung entsteht, in ihrer ganzen Tiefe begriffen und sie sofort zur Veranschaulichung der höchsten Beziehungen des ethischen Lebens be-

nutzt. Denn als ethische Wesen treten uns die Kinder entgegen, die als das erste Paar aus der Verbindung des Pallas und der Styx hervorgehen. Zelos und Nike, der Eifer blinder Leidenschaft und die Siegesfreude genievollen, sicheren Waltens, bringen den Antagonismus der moralischen Gewalten, die die Geschichte schaffen, zum höchsten und reinsten Ausdruck. Während jener sich in des Herzens unergründliche Tiefen hineinwühlt wie Sturzgewässer, wird die Nike auf leichten Schwingen über das niedere Erdentreiben emporgetragen und ihr mächtiger Wille vermeidet jeden Widerstand. Ihr Auftreten ist daher stets von sicherem Erfolg begleitet, und wer sich ihrem leichten Walten, ihrer wohlverstandenen Führung vertraut, den führt sie zum Sieg.

213. Die Nike gehört zu denjenigen Gestalten, welche die Kunst von den ersten Augenblicken ihrer Mündigkeit an mit besonderer Liebe gepflegt und mit grofsem Glück ausgebildet hat. Nächst dem Eros ist sie die häufigste aller Gestalten des mythologischen Kunstvortrags. Sie erscheint fast ausschliefslich geflügelt, ihr Wesen aber ist einer beständigen Metamorphose unterworfen, durch welche sie den Begebenheiten und Handlungen, in die sie verklärend eintritt oder an denen sie in dem Augenblick der Entscheidung Antheil nimmt, gleichsam assimilirt wird. — Wir werden sehen, dafs sie der Pallas Athene als Gefährtin ebenso untrennbar beigeordnet ist, wie der Aphrodite der Eros beigesellt ist.

214. Die Mythologie läfst aber noch ein zweites

Paar aus den Umarmungen des Pallas und der Styx hervorgehen. In diesem tritt uns das oben berührte Weltgesetz gleichsam entschleiert und als philosophischer Begriff mit der ganzen Gröſse seiner Doppelwucht entgegen. Kratos und Bia, Macht und Gewalt, bezeichnen die beiden Potenzen, ohne deren Mitwirkung absolut Nichts in das Dasein treten kann. Kratos, der Machtvolle, zeigt das Ebenbild des himmelstürmenden Pallas, während Bia, die Gewaltige, das Treiben und Wesen der nächtlich wandelnden Styx vergegenwärtigt. — Mit dem gleichnamigen Paar, welches bei der Fesselung des Prometheus thätig ist, dürfen diese Kinder des Pallas und der Styx nicht verwechselt werden, da sie in einer weit höheren Daseinssphäre auftreten und jene niederen kosmischen Gewalten gleichsam nur begrifflich decken. Solche feine Unterscheidungen sind für die Entfernung der Verwirrung, in der uns die mythologischen Begriffe entgegentreten, wesentlich.

215. Astraeos und Pallas treten mit dem Perses zu einem Ternar zusammen, welcher bei oberflächlicher Betrachtung zwar schwer verständlich ist, dessen Endgehalt aber zu den tiefsinnigsten Ideenanschauungen der Mythologie gehört. Um die Bedeutung des Perses selbst zu verstehen, müssen wir zunächst daran erinnern, daſs Astraeos die astrale Substanz begrifflich vergegenwärtigt, während Pallas, welcher die Sternmassen mit Titanengewalt in den Weltenabgrund hinausschleudert, die Centrifugalkraft so deutlich veranschaulicht, daſs ein Miſsverstehen dieser

Gestalt kaum denkbar scheint. Die Folge dieser Kraftäufserung kann keine andere sein, als das Verschwinden dieser Körper in dem unabsehbaren Raum. Perses, der sich als Vernichter ankündigt, bedeutet daher nicht blos den Untergang der Gestirne, insofern er durch das Hinabtauchen derselben unter den Horizont verursacht wird, sondern ihr kometenartiges Vergehen, welches die Alten als eine nothwendige Folge des Waltens des Pallas angesehen haben müssen.

216. Die Anschauungsweise der Alten war rein intuitiv. Auch ohne wissenschaftlich festgestellte Beobachtungen zu besitzen, haben sie das Wahre in den meisten und gerade in den schwierigsten Fällen mit bewundernswürdigem Tact erkannt und ebenso klar zum Ausdruck gebracht. Wenn wir uns genöthigt sehen, ganz moderne Begriffe zu Hülfe zu nehmen, um diese Schätze des Wissens zu heben, so geschieht dies nicht, um der Mythologie Gedankenformen zu leihen, die ihrem Wesen fremd sind, sondern um unserer eigenen schwachen Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen, die eines solchen Schöpfens aus der Fülle der Erscheinungen ganz unfähig ist. Geht es uns doch mit der Homerischen Psychologie gerade ebenso, ja von dieser läfst sich behaupten, dafs sie mit wunderbarer Feinheit Unterschiede feststellt, deren Verständnifs die Physiologie unserer Tage keineswegs überall zu sichern vermocht hat.

217. Den Perses werden wir mit dem Astralleben auf's Neue in Verbindung treten und zum Vater der tiefsinnigsten, aber auch räthselhaftesten Ge-

stalt der ganzen Mythologie werden sehen. Sein Wesen wird sich uns erst bei Betrachtung dieser in der That wunderbaren Erscheinung einigermaſsen erschlieſsen, obwohl wir bei so schwierigen Begriffen nicht daran denken dürfen, sie so bald zu erschöpfen. Selbst um in sie einzudringen, sind Erlebnisse nöthig, die sich nicht wie bei einem Experiment herbeibeschwören lassen. Es gehört dazu ruhiges Abwarten, und demjenigen, welchem an der Erforschung der Wahrheit gelegen ist, kann man nichts Besseres rathen, als sich dabei so zu verhalten wie etwa groſse Philologen, die zum Verständniſs oder zur Herstellung einer dunkelen oder verdorbenen Stelle eines alten Autors sich mehr mit der Umgebung derselben beschäftigen als mit dem schwierigen Ausdruck selbst, dem man keine Gewalt anthun darf, wenn man ihn neu beleben will. Auch sind alle groſsen Entdeckungen in der Wissenschaft auf diese Weise zu Stande gekommen. Diejenigen, welche sie gemacht haben, sind in den meisten Fällen mit ganz etwas anderem beschäftigt gewesen. Uns muſs es daher darauf ankommen, mehr den Zusammenhang festzuhalten, in welchen alle diese Ideen unter einander treten, als einzelne verwickelte Begriffe mit ungeduldiger Hand zu entknoten oder gar mit dem Scheermesser roher Dialektik zu durchschneiden.

218. Wir haben es bis jetzt noch mit Begriffen zu thun gehabt, die zunächst auf die relativ materiellen Eigenschaften der Himmelskörper Bezug haben. Selbst das Treiben des Hyperion, des Hochwandeln-

den, vergegenwärtigt nur die materielle Raumveränderung. Seine Gemahlin, die Theia, erinnert durch ihren Namen mehr an die Goldfarbe als an das Glanzlicht, welches in ihr verborgen liegt. Astraeos, Pallas und Perses beschäftigen sich ausschliefslich mit der Bewegung der Sternensubstanz. Sie schaffen die Bahnen, welche die Himmelskörper zu wandeln haben. Ordnung und Harmonie ist aber dadurch der Oekonomie des Himmels noch nicht gesichert. Um diese begrifflich festzustellen, um zum Verständnifs der höheren, mehr und mehr vergeistigten Entfaltung des Daseins zn gelangen, bedurfte es einer abermaligen Gedankensteigerung, und wir finden daher ein drittes Paar aufgereiht, durch welches die Darstellung des Astrallebens zum Abschlufs gebracht wird. Dem Hyperion und Krios folgt Koios.

219. Koios ist ein Wort, welches sich nur in einem Dialekt, im Macedonischen, erhalten hat und welches vielleicht der älteste Ausdruck für den Begriff der Zahl ist. Wo dieser Begriff sich zeigt, beginnt zuerst und entschieden das dynamische Leben. Er bezeichnet den Eintritt einer höheren Ordnung, ja der Ordnung und Harmonie überhaupt. Koios also ist der Gründer jener gesetzmäfsigen Bewegung, von welcher alle Eurhythmie des Daseins ihren Ausgang nimmt, auf die sich die schönen Verhältnisse einer sichtbaren Erscheinung ebensowohl wie der Wohllaut der Rede zurückbeziehen. Die Zahl ist der höchste und reinste Ausdruck aller durch das Leben zu Stande gebrachten Verbindungen, sowie umgekehrt der Tod da beginnt, wo die Zahlverhältnisse schwinden.

220. Koios vermählt sich mit der Phoebe, dem reinen Lichtglanz. Die Materie selbst des Lichtes schwindet in dem Maafse, in welchem sich das geistige Leben durch Zahlverhältnisse offenbart. Beide zeugen mit einander zwei Töchter, denen sich dann eine dritte beigesellt und welche zusammen wiederum eine Parallele zu dem Ternar des Astraeos, Pallas und Perses darbieten. Mit diesem weiblichen Dreiverein wird dann die gehaltreiche, trotz ihrer einfachen Verhältnisse an Umfang so mächtige Idee des Sternenlebens erschöpft. Wir aber, indem wir uns ihr nähern, müssen darauf gefafst sein, tiefsinnigen Begriffen zu begegnen, wie sie heutzutage in der Mythologie nur wenige vorauszusetzen geneigt sind. Wenn uns beim Ansichtigwerden derselben ein heiliges Staunen erfafst, so müssen wir uns erinnern, dafs diese Gedanken keineswegs das Ergebnifs eines willkührlichen Begriffsspiels sind, sondern dafs Hesiodos, der Sohn der tiefsinnigen Pykimede, es gewesen ist, welcher solche Ideen in Gestalten hat auftreten lassen, die lebensvoll und unsterblich sind wie die Gebilde der Titanenhände des Prometheus. Wir sind daher moralisch verpflichtet, mit diesen Schöpfungen des edelsten Menschengeistes wie mit den Gebilden der Natur selbst ernst und sinnvoll umzugehen. Es ist nicht zu verlangen, dafs sie sich uns bei der ersten Begegnung erschliefsen sollen. Auch hat es nichts zu sagen, wenn wir uns in der Bedeutung von einzelnen unter ihnen irren. Genügen mufs es vorerst, sie nicht zu mifskennen. Alle Offenbarung ist ein Werk der Zeit.

Erleuchtung kann bei der Förderung wissenschaftlicher Erkenntniſs nur insofern von Nutzen sein, als sie uns das Ziel in dunkler Nacht in weiter Ferne zeigt, uns aber der beschwerlichen Wanderung oder der gefahrvollen Seefahrt dadurch keineswegs überhebt, um an den Ort der Bestimmung zu gelangen.

221. In dunkelem Gewande, aber voll ewiger Milde, tritt uns Leto als die erstgeborene Tochter des Koios und der Phoebe entgegen. Ihr Name bezeichnet bescheidenes Zurückziehen und Verborgenheit. Ohne das Aufgehen in einer höheren Ordnung ist keine Harmonie denkbar. Sobald sich der Lichtglanz Zahlverhältnissen unterordnet, verliert er jenen stechenden, vernichtenden Blick, jene Zehrgluth wild lodernden Feuers, welche bei dem Aufgeben jener durch den Koios begründeten Weltordnung mit dem Weltenbrand droht. Leto bietet daher den tiefsinnigen Begriff der Selbstentäuſserung dar, welche sich in stiller Verborgenheit, in würdevoller Sammlung, und nicht in rücksichtslosem Kraftaufwand, offenbart. Es ist daher nicht zufällig, daſs wir nachmals gerade von diesem Wesen Gestalten ausgehen sehen, welche die höchste sittliche Verklärung bringen, zu der das Heidenthum in und durch die Griechen zu gelangen im Stande gewesen ist.

222. In der Asterie, der nachgeborenen Schwester der Leto, tritt das Sternenleben auf's Neue wieder hervor, jetzt aber vergeistigt und schönbenamt. Denn alle jene grausenerregenden Vorgänge, denen die Himmelsordnung, der Glanz des Sternenhimmels,

die Pracht der Nächte ihr Dasein verdanken, sind dem Auge fortan entrückt. Asterie ist der reine Gegensatz vom Astraeos, bei dem wir es vorzugsweise mit dem Begriff der Sternenmasse zu thun haben, während sie jeder Beziehung zur Materie, ja selbst zur Weltsubstanz entkleidet ist. Sowie wir bei einer schönen Marmorstatue nicht mehr des harten Steinkorns gedenken, welches in zahlloser Menge von der erhabenen Hülle umschlossen ist, so fällt es keinem Sterblichen, der nicht das Zergliederungsmesser des wissenschaftlichen Begriffs an den Weltkörper anzulegen befugt und berufen ist, wohl je ein, bei dem Anblick der nächtlichen Sternenpracht an die Riesenmassen zu denken, welche eine dem Gedanken selbst unnahbare Macht dort oben vor sich herwälzt. Der unbefangene Blick bewundert die Schönheit der Erscheinung und vergifst über den Genufs solcher Herrlichkeit des leiblichen Daseins, welches auch ihr zu Grunde liegt.

223. Aber auch Asterie mufs sich einem Gatten hingeben und dieser naht ihr in der geheimnifsvollen Gestalt des bereits aufgeführten Perses. Beide erzeugen mit einander die Hekate, ein Wesen, dessen Begriff in dieser Daseinssphäre nicht geringere Schwierigkeiten darbietet, als in den höchsten Regionen alles Daseins der Platonische Ternar oder gar die christliche Dreieinigkeit. Hekate verhält sich zu dem Weltgebäude ganz so wie das Fatum zu der höheren Weltordnung des Zeus. Sie reicht mit ihrer Macht weit hinaus über die Grenzen des sichtbaren Lebens.

Aus einer keiner Einbildungskraft erreichbaren Ferne beeinwirkt sie das buntgestaltete Leben. Sie entzieht sich jeder Berechnung. So eigenwillig und herzlos ist ihr Treiben, daſs sie manchmal als der reine Zufall gefaſst werden zu müssen scheint. Und doch kehrt sie immer wieder zu Gesetz und Recht zurück und arbeitet wie keine andere der Nemesis, der Göttin der Billigkeit, die im Sinne des Gesetzes, nicht nach dem todten Buchstaben, gerecht vertheilend waltet, in die Hände. Sie sichert auch der in die Banden ewiger Nothwendigkeit eingeschmiedeten Naturordnung einen Antheil der Freiheit, den sie gleichsam höheren, sinnvoll waltenden, sittlichen Mächten zu geneigter Verfügung bereit hält. In der tiefsinnigen Schilderung ihres Waltens, welche uns in der Theogonie aufbewahrt geblieben ist und welche die Kritik so schmählich verkannt hat, wird zu mehreren Malen hervorgehoben, daſs sie was sie thut aus eigenem freien Antrieb gerade so thut, wie sie es nun einmal thut, und der dabei gebrauchte ständige Ausdruck läſst fast annehmen, daſs sie ihren dunkelen Namen weniger von der Ferne, in die sie zu wirken vermag, als von der Geneigtheit und Eigenwilligkeit erhalten hat, vermöge deren sie Schaden oder Glück bringt, wem sie will.

224. Der Dichter sagt ausdrücklich, daſs Zeus sie in allen ihren Befugnissen, die ihr zur Zeit des früheren Göttergeschlechts unter den Titanen zuertheilt worden seien, bestätigt habe. Sie ist die Vertreterin jener Macht, welcher sich zu allen Zeiten und

fast bei allen Nazionen der Aberglaube in knechtischer Furcht und gewinnsüchtig zugewandt hat, wenn er, die Bahnen der Vernunft verlassend, den Sternengeist in geheimnifsvoller Zurückgezogenheit aufgesucht hat. Die Astrologie gründet sich wesentlich auf das Vorhandensein dieser unsichtbaren und unfafsbaren Gewalt, die zu leugnen weit leichter ist, als sie zu vermeiden. Die Griechen, denen nicht leicht irgend eine Erscheinung entgangen ist, haben sie in ihrer wunderbaren Wirkung treffend geschildert. Sie eröffnet den zum Lichte geborenen Kindern die Bahnen des Lebens, schenkt Segen und Gedeihen bei allen Beschäftigungen des Lebens und ihr freies Walten ist in der bekannten und verkannten Stelle der Theogonie so tiefsinnig geschildert, dafs diejenigen, welche das christliche Reich der Gnade darzustellen befugt und berufen sind, daselbst concrete, lebensvolle Begriffe sammeln könnten.

225. Ueberhaupt bietet die herrlich ausgeprägte Gestalt dieser Göttin mehr als eine Erscheinung dar, welche die christliche Lehre und die christliche Kunst nicht ungestraft vernachlässigt haben. Sie wird als eingebornes, gleichzeitig aber als vielgestaltiges Wesen gefafst und dem Ausdruck des Worts ist die Kunst wunderbar zu Hülfe gekommen. Ein Zeitgenosse des Phidias, der diesen vielleicht in der hier einzuhaltenden Richtung an Tiefsinn noch überbot, hat uns eine wunderbar schön gestaltete Formel hinterlassen, nach welcher wir diesen Begriff zu reconstruiren im Stande sind. Ein kleines Erzbild des capitolinischen Museums,

welches Rathgeber als eine Nachbildung jener auf der Akropolis von Athen aufgestellten Colossalstatue des Alkamenes nachgewiesen hat, liefert uns sowohl in seiner harmonischen Fügung wie in den ziemlich wohl erhaltenen Symbolen alle Elemente, deren wir zur Herstellung dieser Götteridee benöthigt sind.

226. Drei Frauengestalten treten mit den Rücken so nahe an einander, dafs sie nur ein einziges Wesen zu bilden scheinen. Für die Griechen, denen die Einheit allezeit aus der harmonisch gefesselten Vielheit entgegentrat und denen, hätten sie die grofse Thatsache erleben können, der Begriff der christlichen Dreieinigkeit viel geläufiger gewesen sein würde, als er uns ist, hatte ein solches Zusammenwirken in dem Sinne des Chors eine viel höhere Bedeutung, als für uns. Drei Leiber und eine einzige Seele war eine ihnen geläufige Form des Ausdrucks. Bei den Rechten, die die Neuzeit der Individualität rücksichtslos einräumt, ist selbst die Monas der Gefahr der Zerbröckelung jeden Augenblick ausgesetzt. Wir sind dadurch ganz und gar um die Begriffsfähigkeit gekommen, das allseitig gespaltene Leben zu der Anschauung der gewonnenen, gewordenen und geschaffenen Einheit zu erheben. Oben haben wir bereits gesehen, wie die Kunst durch die Verkuppelung zweier Wesen im Janus auch die dualistische Begriffsverbindung der idealen Anschauung nahe zu bringen vermocht hat. Hier ist eine solche innige Verknüpfung dreier Potenzen zu einer einzigen Macht von noch weit höherer Wirkung. Man hat zur

Belebung des Begriffs der Dreieinigkeit mehr als einmal das Bild des Dreiecks zu Hülfe gerufen, die christliche Kunst ist voll von Symbolen, die bei der mangelnden Entwickelung, die ihnen zu Theil geworden ist, eher irre geführt als die geistige Auffassung des Gotteslebens erleichtert haben. Gleichwohl scheut man sich, freilich zum grofsen Nachtheil des activen religiösen Lebens, zu einer Ausdrucksweise zu schreiten, die allein förderlich sein kann. Die byzantinische Kunst, welche überhaupt von den Griechen viel Schönes ererbt hatte, was die römische Kirche nachmals in ihrer politisch-kirchlichen Leidenschaftlichkeit rücksichtslos verwüstet hat, hat die Trinitas durch drei gleichthronende Königsgestalten versinnlicht, wodurch immer noch mehr gewonnen ist, als wenn man drei so heterogene Erscheinungen wie das Brustbild des Gott-Vaters, die reine Menschengestalt Christi und die Taube zu diesem Zweck vereinigt trifft.

227. Die erwähnte kleine Bronzestatue des capitolinischen Museums veranschaulicht das geheimnifsvolle Walten der Hekate durch sinnvoll gewählte Symbole nach mehr als einer Richtung hin. Zunächst tritt uns die Göttin in der einen dieser dreifach verbundenen Gestalten als nächtliche Göttin mit doppelter Fackel entgegen. Diese bilden ihr bekanntestes und geläufigstes Attribut, welches aber eben deshalb in solcher Vereinzelung eine nur allgemeine Geltung hat. Zu einer höheren Bedeutung gelangt es dadurch, dafs es mit anderen Abzeichen der weithin reichen-

den Göttermacht in Gegensatz tritt. Dies ist hier der Fall. Die nächste Gestalt hält in der einen Hand ein Seilbündel und in der anderen einen Schlüssel. Sie ist dadurch als die Göttin bezeichnet, welche nicht blos zu lösen, sondern auch zu binden vermag. Dieses Bild muſs im Alterthum von einer so allgemeinen Geltung gewesen sein, daſs sich selbst Christus seiner bei der Einsetzung Petri in das Schlüsselamt bedient. Auch dort ist vom Lösen und Binden die Rede, und um diese Ausdrucksweise zu verstehen, muſs man sich erinnern, daſs die Alten sich bei der Schlieſsung der Thüren der Stricke ebensowohl wie des Schlüssels bedienten. Mit den bedeutungsvollen Abzeichen solchen Pförtneramts tritt die Hekate in die hohe Würde ein, welche der Mythus in geheimniſsvoller Ausdrucksweise ihr beilegt. Sie eröffnet die Pfade des Lebens, ist aber gleichzeitig auch mit der Macht bindender Nothwendigkeit, mit Schloſs und Riegel betraut. Ihr Begriff aber steigert sich bis zur Allgewalt in der dritten Figur, welche in der Rechten einen Schwertgriff hält und in der Linken eine mit scharfer Schneide mitten entzwei getheilte Schlange. Die Schlange, welche im Hochsommer zu heiſser Mittagsstunde aus der Erde finsterer Behausung lichtsehnsüchtig hervorzuschleichen pflegt, findet in diesem Wonnemoment auf der Höhe des Lebens ihren Tod. Dasselbe Bild tritt uns nur wenig anders gewendet in der von dem knabenhaften Apollo mit scharfer Pfeilspitze bedrohten Eidechse entgegen. Jetzt erst treten die Fackeln, mit welchen uns die Göttin bei ihrem ersten Erscheinen

begrüſste, in ihre wahre und höhere Geltung ein. Sie bieten einen mächtigen Contrast dar zu dem Hochmittag des Lebens und dieses sehen wir in dem Augenblick des höchsten Daseinsgenusses wieder in jähe Todesnacht zurückstürzen.

228. Es gibt andere Dreivereine von Frauen, die nach Art der Hekate zu einem einzigen Wesen verbunden erscheinen. Häufig bildet eine Säule, an die sie sich andrängen, den gemeinsamen Mittelpunkt. Sie pflegen Symbole des keimenden, treibenden und reifenden Pflanzenlebens an die Brust zu drücken und sich dadurch als Jahresgöttinnen zu erkennen zu geben. Der Umfang ihres Wirkungskreises ist für die Hekate viel zu eng begrenzt. Alkamenes kann sich solcher Abzeichen unmöglich bedient haben, da sein Standbild auf eine mächtige Fernwirkung berechnet gewesen sein muſs. Um diese zu erzielen, ist es nöthig, daſs die Gliedmaſsen sich möglichst frei von der ganzen Gestalt ablösen, und die Attribute müssen einen schlagenden, augenfälligen Charakter haben. Alles dieses findet bei dem an die Brust angedrückten Samenkorn, der sich zur Blüthe erschlieſsenden Knospe und der gereiften Frucht nicht statt. Beziehen sich diese Symbole dennoch auf die Hekate, so ist sie hier in ihrer niedrigsten Begriffsentwickelung gefaſst und ihr Walten wird dabei nur in der begrenztesten Sphäre geschildert, in die sich die Göttin eingezwängt denken läſst. Denn der kurze Zeitraum eines Sonnenjahrs ist für sie viel zu klein und eng.

229. Der Künstler, welchem wir die Darstellung der capitolinischen Bronze verdanken, sei es nun Al-

kamenes selbst, oder wer nach ihm versuchte diesen tiefsinnigen und darum schwierigen Begriff der Menge näher zu bringen, hat sich dieser Reihe sprechender und ausdrucksvoller Symbole nicht allein vertrauen wollen und hat daher eine zweite Folge entsprechender Embleme gegenübergestellt. Die Gestalt, welche wir zuerst betrachtet haben, und welche mit doppelter Fackel aus dunkeler Nacht uns entgegengetreten ist, hat über der Stirn das Zeichen des Halbmonds. Eine Mondgöttin ist sie deswegen nicht und mit der Selene hat sie so wenig etwas gemein wie mit der Artemis. Der Mond ist nur Symbol und seinen Werth erhält dieses Abzeichen erst durch die Zusammenstellung mit anderen gleicher Geltung. Die ihr zur Seite stehende Gestalt ist mit einem reichen Laubkranz geschmückt, auf welchem mitten über der Stirn ein goldener Discus aufgesetzt ist. Sie wird dadurch der Göttin des Morgenroths verglichen, aber auch nur verglichen, und man mufs sich wohl hüten, sich durch solche Aehnlichkeit verleiten zu lassen, sie aus dem Zusammenhang herauszureifsen und dadurch einer unseligen Begriffsverwirrung Raum zu geben. Die dritte gleichzeitig Leben und Vernichtung bringende Gestalt trägt eine Phrygermütze, welche mit sieben Sonnenstrahlen bekränzt ist. Dadurch erst gelangt ein jedes der angeführten Symbole zu seinem wahren Nennwerth und nun steht mit einem Male die grofse Göttin, welche, obwohl eingeboren, allseitig waltet, vor uns.

230. Mit dem Begriff der Hekate ist es den Al-

ten selbst gerade so gegangen, wie christlichen Denkern und Nichtdenkern mit der Auffassung der H. Dreifaltigkeit. Sie haben sich auf eine Trennung der einzelnen Gestalten eingelassen und dadurch unselige Verwirrung und unausgleichbare Mifsverständnisse veranlafst. Obwohl die Hekate den Begriff der belebten, gegliederten und erfüllten Einheit im Verhältnifs zur christlichen Dreieinigkeit nur in einer sehr unvollkommenen Entwickelung darbietet, so ist er doch auch in dieser Form von einer gewaltigen Wirkung. Wenn es schon im gemeinen Leben von Wichtigkeit ist, die zerstreuten Kräfte mehrerer Individuen zu einer höheren Einheit zu erheben, indem man sie durch eine Körperschaft gemeinsam bindet, so ist es für das Verständnifs der Weltökonomie von noch weit gröfserem Belang, die kosmischen Potenzen durch die Nachweisung von Cyclen oder durch die Aufstellung von Epochen unter einen einzigen Gesammtbegriff zu bringen. Bei der Hekate deutet vieles auf ihre Bedeutung als Gottheit des Jahressegens und des Mifswachses hin. Man würde aber sehr irren, wenn man sie mit den Horen oder anderen Dämonen des Sonnen- oder Mondjahrs gleichstellen wollte. Sie beherrscht das Weltenjahr, vor dem Jahrhunderte sind wie ein Tag. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewinnt die Vielgestaltigkeit ihres Wesens, welche durch substanzielle Einheit vor dem Zerfahren ewig gesichert ist, eine höhere Bedeutung. Dafs den Alten eine solche Anschauungsweise geläufig, wenigstens befreundet gewesen ist, beweist der Begriff des

grofsen Sternenjahrs, welchen Plato so grofsartig ausgebildet hat. Auch hierin begegnet sich die christliche Idee der Dreieinigkeit mit dem Begriff der Hekate, dafs sie ebenfalls mit strengem Bezug auf die Weltalter durchdacht worden ist. Das tausendjährige Reich verhält sich zu dem historischen Leben der Dreifaltigkeit gerade so wie die dreigestaltige Göttin zu dem Sternenjahr, welches sich aller menschlichen Berechnung insofern entzieht, als Niemand es wagen wird, das eigenwillige Walten der Hekate auf die Ursachen zurückzuführen, die die Constellazionen etwa so darbieten würden wie im gemeinen Weltleben die Sonnennähe und Sonnenferne oder der Mondwechsel, ja selbst das Erscheinen eines Kometen. Die Alten haben mit ihren Götterbegriffen unübersehbare Räume umspannt, und den Glauben an eine höhere Einheit des Weltenzusammenhangs auch da festgehalten, wo wir bequemer Weise der göttlichen Vorsehung alles roh aufzubürden pflegen, ohne daran zu denken, dafs diese über allem erscheinenden Dasein, jenseits des Vernunftzusammenhangs waltet.

231. Mit der Darlegung der Grundzüge der Oekonomie des Weltalls wären wir jetzt zu Ende. Wir nähern uns jetzt einer ganz neuen Daseinssphäre, der Welt des sittlichen Lebens, dem Bereich der Freiheit. Sowie wir aber oben gesehen haben, dafs das Licht keinen anderen Eintritt in die Wirklichkeit erhalten konnte, als derjenige ist, welchen der Durchgangspunkt durch Finsternifs und Nacht gestattet, so kündigt sich auch das Gute, Wahre und Edle in mächti-

gen Gegensätzen an. Iapetos, der Betrüger, der Schadenfrohe, tritt seinen Brüdern in ähnlicher Weise scheinbar vereinzelt gegenüber wie Uranos der Erde. Er vergegenwärtigt jenes grausenhafte Weltgesetz, dem zufolge eine Creatur die andere mit Tod und Vernichtung bedroht. Durch sein Erscheinen wird die Natur zum ewig gebärenden und ewig wieder verschlingenden Ungeheuer.

232. Iapetos bereitet aber gleichzeitig den Uebergang zu dem geschichtlichen Dasein vor. Er vermählt sich nicht mit der Mnemosyne, die von seinen Schwestern allein für ihn übrig geblieben ist, sondern mit der Okeanide Klymene, welche ihm ein Geschlecht vielbewegten Sinns begründen hilft. Dieses werden wir in der historischen Zeit mehrfach antreffen. Hier kann eigentlich nur von dem ältesten seiner Söhne die Rede sein, da die anderen weit über die Grenzen des gegenwärtigen Gesichtsfelds hinausragen. Es ist dies Atlas, der Dulder, welcher den weiten Himmel auf dem Kopf trägt und mit unermüdlichen Händen stützt. Dieses Bild hatten die Alten von hohen Bergen entlehnt, welche mit dem Scheitel in die Wolken hineinragen und mit ihren Wurzeln den tiefsten Meeresgrund erreichen. Die Sage stellt solch schweren Lastdienst als selbstverschuldet dar und läſst den Titanensohn sich unter der harten Nothwendigkeit beugen. Er hat seinen unverrückbaren Stand an den äuſsersten Grenzen der Erde im fernen Westen erhalten, bei den hellstimmigen Hesperiden.

233. Gewisse Bilder der Sage hat die Kunst früh

aufgegriffen und mit besonderer Vorliebe durchgeführt. Zu diesen gehört Atlas. Er wird dargestellt, wie er die Himmelskugel auf dem Haupte trägt, zuerst stehend, später in dem Moment, wo er die schwere Last eben aufzunehmen im Begriff ist, also knieend. In älterer Zeit wurde der Himmel symbolisch angedeutet, später hat man den Himmelsglobus geradezu in eine Sternkarte verwandelt. Statt dieses kommt indeſs auch der Thierkreis vor, in dessen Mittelpunkt Zeus selbst zu erscheinen pflegt. Atlas schaut aufmerksam nach den oben vorüberrollenden Sternbildern empor und die auf- und niedertauchenden Gestirne sind durch Knaben mit aufrecht gehaltener und gesenkter Fackel angedeutet.

234. Der Charakter des Atlas ist ernst, aber nicht finster; er fühlt den Druck der Nothwendigkeit, aber er murrt nicht. Er ist im Gegentheil seinem Beruf mit Eifer ergeben. Seine Züge sind von Scharfsinn belebt, gleichzeitig aber läſst er jene Milde des Wesens wahrnehmen, welche Menschen, die in Leiden geprüft worden sind, als schönster und bester Lohn ihres beharrlichen Duldens zu Theil wird. Alle Söhne des Iapetos sind zu Qual und Noth geboren, jeder aber nimmt seine Strafe in eigenthümlicher Weise hin. Die Schuld des Vaters rächt sich an den Söhnen. Um welches besonderen Vergehens willen den Atlas ein so hartes Geschick betroffen habe, ist hierbei von geringerem Belang. Die späteren Dichter wissen freilich für jede Thatsache einen Grund aufzuführen, allein sehr häufig bringen solche willkührlich gewählte

Motive eher Verwirrung als Klarheit in die Darstellung. Es ist genug zu wissen, dafs Atlas duldet um eigener oder fremder Schuld willen.

235. Der hochberühmte Menoetios, des Iapetos zweiter Sohn, bietet zu dem Dulder Atlas den schärfsten Gegensatz dar. Sein Name macht ihn als todestrotzig kenntlich. Voll Uebermuth tritt er dem Zeus entgegen und dieser schleudert ihn mit rothglühendem Blitzstrahl in den Erebos hinab. Frevelhaftigkeit und männlicher Stolz führen sein hartes Geschick herbei. Sein Vergehen wird im Einzelnen nicht namhaft gemacht, es ist dies aber auch gar nicht nöthig. Denn hierbei kommt es mehr auf die Stellung des Charakters zu dem überlegenen Gegner an, als auf die Zufälligkeiten seiner Entfaltung. Um ein solches Schicksal zu haben, genügte es, Menoetios zu heifsen und dem Tode getrotzt zu haben.

236. Die Urschuld des Iapetos ist aber mit dem Bufsgeschick des Atlas und Menoetios noch nicht gesühnt. Sie haftet auch seinem dritten Sohne, dem verschlagenen, list- und ränkevollen Prometheus an. Er ist feineren Sinnes wie Menoetios, ja seinem Erbfeind geistig fast überlegen. Sein Thun und Wesen beschränkt sich nicht wie bei diesem auf unvermittelte Selbstsucht, sondern es offenbart sich sogar in Aufopferung und in der Sorge für andere. Hingebung und Demuth ist freilich auch seiner Natur fremd. Er ist zu tragischen Conflicten geboren und von diesen hat er daher auch viel zu leiden. Seine Qualen sind weit härter als das jähe Todesgeschick des Menoetios.

Hier können wir nur die Stelle bezeichnen, welche ihm in diesem System der vorgeschichtlichen Weltordnung geworden ist. Von seiner nachmaligen Bedeutung, von seinem Verhältnifs zum Zeus, den er mit dem Sturz der Götterherrschaft bedroht, kann erst dann die Rede sein, wenn wir diese selbst haben entstehen und ganze Weltalter an uns haben vorübergehen sehen.

237. Epimetheus verhält sich zum Prometheus wie Menoetios zum Atlas. Ihn bestraft Zeus durch Bethörung. Die Leiden, welche über ihn kommen, sind nicht so heftig und erschütternd, aber um so langwieriger und sorgenreicher. Sie beschränken sich nicht auf seine Person, sondern verbreiten sich über das ganze Menschengeschlecht. Eine tragische Steigerung der Affecte war von dem Prometheus aus nicht mehr möglich. Der Gegensatz, in welchen sein Geschick mit dem des Prometheus tritt, ist daher von vorneherein komischer Natur. Wenn aber irgendwo sich der dunkele Hintergrund, von welchem sich der Scherz des Lebens in lachenerregenden Zerrbildern absetzt, ergreifend offenbart, so ist es in dieser linkischen und doch so pfiffigen Gestalt. Sie ist vorzugsweise der Träger des griechischen Volkscharakters. Die Weltansicht, an der das Alterthum zu Grunde gegangen ist, tritt in seinem Charakter höchst naiv uns entgegen. Sowie das Glück des Mannes im Einzelnen von der Hochachtung abhängig ist, deren er gegen das weibliche Geschlecht fähig ist, so ist auch das Schicksal ganzer Nazionen an diese Grundansicht des Le-

bens und des menschlichen Daseins geknüpft. Die niedrige Idee, welche Griechen und Römer von den Frauen gehabt haben, ist der wesentliche Grund ihres sittlichen Untergangs gewesen. Sie erachteten das Weib als ein Geschöpf der Täuschung und sinnlichen Betrugs und sind von diesem Wahn nie losgekommen. Späterer Unsittlichkeit zu geschweigen, will ich nur daran erinnern, daſs trotz der Wunderoffenbarungen, welche die Frauencharaktere des Sophokles darbieten, Euripides das wehrlose, aber sittlich der höchsten Veredelung fähige Geschlecht vor ganz Griechenland schmähen durfte.

238. Wir haben bisher die einzelnen Glieder der gewaltigen Nachkommenschaft des Uranos und der Gaea aufgezählt, gleichsam als wären sie gleich nach ihrer Geburt befähigt gewesen, ihren hohen Götterberuf sofort anzutreten. In der Sage aber erscheint dies gerade umgekehrt. Uranos gönnt keinem seiner Kinder das Leben und das Licht des Tags und verbirgt sie alle voll Eifersucht in den Gründen der Erde. Jeder Fortschritt in das Dasein ward dadurch unmöglich gemacht. Die Welt würde ewig in sich selbst beschlossen geblieben sein, wäre nicht die Kette gesprengt worden, welche die mächtige Strömung des Lebensergusses immer wieder in sich selbst zurückleitete. Es ist ein universelles Naturgesetz, welches sich schon bei den niedrigsten Regungen der Lebenskraft offenbart, daſs da, wo sich plastisch etwas gestalten soll, in den erzeugenden Elementen eine Lösung erfolgt sein muſs, ohne welche das beginnende

Keimleben mit dem abermaligen Untergang des dem Leben zueilenden Werdens zusammenfällt. Uranos ist dermaſsen von Selbstsucht erfüllt, daſs er keinem dritten Wesen die Existenz gönnt und alle seine Kinder auf die Möglichkeit des Daseins beschränkt, ohne ihnen den Eintritt in dasselbe zu gestatten. Fruchtkörnern vergleichbar, die ein milder Frühlingswind mit Keimtrieben drangvoller Sehnsucht erfüllt, hält er sie an wohlverwahrter Stelle aufbewahrt.

239. Während sich aber im Uranos die Selbstsucht des Mannes und alles Männlichen in der Natur groſsartig, aber auch in ganzer Starrheit offenbart, regt sich in der Gaea das ewig Weibliche des lebensnährenden Muttertriebes. Sie seufzt schwer unter der Last des eignen Kindersegens und vermag es länger nicht zu ertragen, daſs ihre edelsten Geburten so verkommen sollen. Dem Muth des Mannes ist die List des Weibes nicht blos gewachsen, sondern selbst überlegen. Sie schafft grauen Stahl und macht eine groſse Hippe daraus und wendet sich mit muthvoller Ansprache an ihre Kinder, indem sie sie auffordert, sich an ihrem eigenen Vater zu rächen. Ungebührliches habe er ja zuerst verübt.

240. Es gibt wenige Züge der Sage, die so ergreifend sind, wie die Schilderung von diesem verhängniſsvollen Augenblick. Alle jene Riesengestalten, die wir bereits kennen gelernt haben und von denen eine jede eine ganze Welt bezwingen zu können schien, ergreift gewaltiger Schrecken. Nicht einer wagt zu reden. Da tritt der jüngste der Uranossöhne,

der mächtige und verschlagene Kronos, hervor und erbietet sich, die grauenvoll ersonnene That zu vollstrecken. Nicht kümmere er sich, daſs es sein Vater, der übelberüchtigte, sei. Denn er zuerst habe ja Ungebührliches verübt.

241. Den Charakter des Kronos lernen wir aus diesen wenigen Worten so deutlich kennen, daſs er faſslicher und leibhaftiger vor uns steht, als alle seine Brüder. Erschöpft aber ist er damit nicht. Es ist der jugendliche Kronos, den wir hier vor uns haben. Rasch und verwegen werden wir ihn die Gräuelthat vollziehen sehen. Beim Anblick derselben sollte man meinen, daſs in ihm der Befreier der Welt erschienen sei. Bald aber werden wir ihn in einem ganz entgegengesetzten Sinne auftreten und eine Zwingherrschaft begründen sehen, die drückender war, als die Gewaltthätigkeit des Uranos. Er altert urplötzlich und bietet das Bild eines orientalischen Despoten dar, welcher sich nicht für den Gipfel, sondern für den Mittelpunkt des Lebens, von dem er selbst getragen wird, hält.

Drob freute sich höchlich in ihrem Sinn die Erde, das Ungeheuer. Sie verbirgt den beherzten Sohn in tückischem Hinterhalt, legt die mächtig gezahnte Harpe in seine Hand und übt alle List. Drauf erscheint im Geleite der Nacht der gewaltige Uranos und umarmt die Gaea voll Liebessehnsucht. In diesem Augenblick streckt das verwegene Kind die linke Hand aus dem Hinterhalt hervor, faſst beherzt und

fest des Vaters Schaam, und indem er mit der Rechten die grofse, scharfgezahnte Harpe ergreift, zerstört er durch kühnen Schnitt jede Verbindung des Himmels und der Erde für ewige Zeiten.

242. Die Poesie hat nichts aufzuweisen, was sich an Grausamkeit dieser Handlung vergleichen liefse. Das Vergehen Ham's, des Spötters, obwohl es mit dieser Sage manchen Zug gemein hat, ist leicht zu nennen dagegen. Ja selbst der Kufs des Judas ist nicht von einer solchen Immediatwirkung. Dennoch aber ist dieser Mythus der erhabenste Ausdruck des Tiefsinns hellenischer Phantasie. Nur eine solche unnennbare That vermochte den Zauber zu bannen, welcher jede Entfaltung des realen Lebens für immer unmöglich gemacht haben würde. Die höchste Selbstsucht konnte nur auf diese Weise gebrochen, getilgt und beschworen werden. Zwar ist fortan die ganze Natur, welche nun auf einmal wie nach starren Winterfrösten im April tausendfältig hervorbricht, mit dem Fluch dieser That beladen, aber das Leben, welches so gerettet worden ist, ist selbst eines solchen Fluches werth.

243. Ohne vergleichende Blicke auf die diametral entgegengesetzte Auffassung, welche die Juden von gleichen Vorgängen gewonnen hatten, ist es durchaus unmöglich, den tiefen Sinn zu ergründen, welcher in solchen Mythen verborgen liegt. Von der Liebe, der ewigen, welche in dem Acte der höchsten Selbstentäufserung die Welt aus eigener freier Wahl schafft,

hatten die Griechen keine Ahndung. Ihnen offenbart sich alles, was der Gnade verdankt wird, als eine Aeufserung des unversöhnlichsten Hasses, dem mit blutiger Hand abgerungen werden mufs, was jene in freigebiger Ueberschwenglichkeit über die Welt ausgiefst. Dennoch aber behält auch der Grieche Recht. Er geht von dieser Welt der Erscheinung aus und nie über die Grenzen derselben hinaus. In dieser aber sind die Wege des Lebens mit jenen Blutstropfen bezeichnet, welche von der vatermörderischen Hand des Kronos niederfielen. Dafs dem so sei, erkennt auch der Hebräer an, behauptet aber gleichzeitig, dafs dies nicht mehr die Welt sei, welche Gott in seiner Allmacht zu paradiesischem Dasein geschaffen habe, sondern eine ganz andere, die mit dem Fall der Stammeltern unseres Geschlechts durch den Fluch, der dadurch über die ganze Natur gekommen, entstanden sei.

244. Himmel und Erde sind seit jener Verstümmelung des Uranos aller lebendigen Gemeinschaft beraubt. Die Gleichgültigkeit, mit welcher die Gestirne und der ganze Himmel an der Erde vorbeiwandern, läfst sich in der That auf keine andere Weise so tiefsinnig veranschaulichen, als durch das Bild eines gebändigten Stiers oder eines entmannten Rosses, welche beide keinen Lebenstrieb mehr fühlen, selbst wenn das Frühjahr sich in jeglicher Creatur regt, und welche fortan selbstgenügsam auf fetter Weide dahinwandeln, abgeschiedenen Schatten vergleichbar, de-

nen die Prüfungen, aber auch die Freuden des Daseins aus dem Gedächtnifs entschwunden sind.

245. Wenn die Griechen ein so grofsartiges Bild gewonnen haben, so geben sie es sobald nicht auf. Sie führen es durch, so lange es noch Vergleichselemente herzugeben im Stande ist. So ist es auch mit der Entmannung des Uranos geschehen. Gaea gebiert nach Jahr und Tag aus den Blutstropfen, die in liebevoller Umarmung auf sie niedergefallen waren, die Erinnyen, die Giganten und die melischen Nymphen. Dieses nachgeborene Geschlecht ist der Träger der Rache und des Erdenwehes, welches jener grausen That gefolgt ist. Jedes einzelne dieser drei vielgestaltigen Wesen vergegenwärtigt eine Seite des entsetzlichen Bruchs, der in die ganze Natur gekommen ist. Sie führen uns die Qualen des irdischen Daseins vor und wir werden dabei inne, inwieweit auch wir bei den Folgen jener durch den Mythus veranschaulichten Thatsache als Mikrokosmos betheiligt sind.

246. Die Erinnyen sind die Rächerinnen der Blutschuld. Was diese zu besagen habe, ist bei den modernen Nazionen, die sich mit dem Leben und dem Tode auf dem Wege des entgeisteten Worts abgefunden haben, ganz in Vergessenheit gerathen. Die Alten lebten der Ueberzeugung, dafs jeder unschuldig vergossene Blutstropfen gesühnt werden müsse. Die Sühne aber fanden sie nirgends sonst, als in der Idee der Vergeltung. Diese überwachen die Erinnyen, welche jedes Frevels, jeder Schuld gedenken und den

Fluchbeladenen dem Wilde gleich vor sich her treiben. Ihre Behausung ist in der ewigen Finsternifs. Sie versinnlichen die Qualen des geängstigten Gewissens, an welches der tief im Inneren nagende Gedanke als draufsen lauernde Schreckgestalt heranzutreten pflegt. Die Ausbildung dieser Wesen der Sage beruht auf einer wunderbar tiefen Kunde des menschlichen Herzens und der Qualen der geängstigten Seele. Schweres physisches Leiden läfst ähnliche Schreckgestalten noch heute aus finsterer Nacht auftauchen, und hört man solche Unglückliche von den Wesen, die aufser ihnen Niemand zu sehen vermag, erzählen, so meint man, es seien jene Rachegöttinnen wiedergekehrt.

247. Da die Idee der Verfolgung der gehetzten Beute vorwaltend war bei diesem Begriff, so sind die Erinnyen von der Kunst als hochgeschürzte Mädchen dargestellt worden, welche statt giftiger Dolche zischende Schlangen den armen Bedrängten entgegenhalten. Mit Schlangen sind auch wohl ihre Haare durchflochten und in älterer Zeit ragten aus ihren Zahnreihen Schweinshauer hervor. Sie sind raschen, wilden Wesens, unermüdlich in der Verfolgung, dennoch aber dem Schlaf verpfändet. Dieser scheint sie zu befallen, wenn alle anderen Geschöpfe des Erdenrunds davon verschont sind. Die Dichter haben ganze Chöre aus ihnen zusammengestellt. In der Kunst erscheinen sie meist zu dreien. Sie kommen indefs kaum bei einer anderen Gelegenheit vor, als bei der Verfol-

gung des von dem Fluch des Muttermords belasteten Orestes. In einer der Darstellungen dieser namenlosen Seelenqualen hält die Erinnys dem schicksalgeprüften Sohne einen Spiegel vor, in welchem er sein eigenes Bild erblickt. Es ist dies der furchtbarste Ausdruck der Gewissensunruhe, welche sich durch Selbsterkenntniſs zu den höchsten Schmerzen steigert, hier aber auch an dem Punkte angelangt, an welchem durch Selbstbekenntniſs der Schuld Versöhnung möglich ist, bei welcher dann auch die Erinnyen sich in ihr Gegentheil umwandeln und zu freundlich gesinnten Dämonen werden.

248. Die Giganten sind erdgeborene, an die Erde gebannte Wesen. Sie schleppen sich auf Schlangenleibern mühsam fort, aber Riesenkräfte wohnen ihnen ein, welche sie befähigen, sich mit Blitzesschnelle zu bewegen. Deshalb hat ihnen die ältere Kunst auch Flügel geliehen, die sie jedoch nicht wie die Schwingen des Aars sonnenwärts zu tragen im Stande sind, sondern mit denen sie wie Fledermäuse über den Erdboden hinschieſsen. Die ausdrucksvolle Symbolik, welche die Mythologie bei der Bildung dieser Grauengestalten gewonnen hat, ist trefflich geeignet, die feindseligen Kräfte hervorzuheben, welche sich nicht blos aller Cultur, sondern nachmals dem Zeus selbst mit Ungestüm widersetzen, ja selbst einen Himmelssturm versuchen. Die unversöhnliche Spaltung, welche zwischen Himmel und Erde in Folge solch blutigen Bruchs eingetreten ist, wird durch diese licht-

scheuen und das Reich des Lichts dennoch verwegen bekämpfenden Zwittergestalten groſsartig veranschaulicht. Sie sind mit unnahbaren Kräften bewehrt; diese würden hinreichen, selbst den Olympos unter ihrer Wucht zu begraben, aber es ist dafür gesorgt, daſs sie die Göttersitze nicht erreichen können. Auf ihnen lastet der uralte Fluch, dem zufolge die Schlangenbrut auf dem Bauche umherwandeln muſs und den Blick nur scheel nach oben zu richten vermag.

249. Die melischen Nymphen, welche mit den Erinnyen und den Giganten einen jener Dreivereine bilden, welche wir jederzeit als so sinnreich gefügt kennen gelernt haben, gehören zu den räthselhaftesten Gestalten der ganzen Mythologie. Selbst ihr Name scheint jedem etymologischen Erklärungsversuch zu trotzen. Ihre Bedeutung können wir nur dem Vorfall, welcher sie in's Dasein gerufen hat, und ihrer Stellung zu den beiden Geschwistergruppen entnehmen. Sie scheinen der Ausdruck jenes Klageseufzers zu sein, welcher durch die ganze Natur nachhallt, und dessen schwermüthige Töne mit den silberhell klingenden Liedern der Nymphen des Gebirgs und der Gewässer in einen erhabenen Gegensatz treten. Vertieft man sich in diese Naturverhältnisse, so meint man jenen schauerig heulenden Klagegesang zu vernehmen, welcher zwischen den Zahnreihen der Euryale hervordrang, als Perseus des Schwesterbunds drittes Theil vernichtet hatte. Sowie aber Athene jene grause Melodie in höhere Harmonieen aufgelöst haben soll, so scheint auch

hier die Bezeichnung von melischen Nymphen auf eine Versöhnung der Mifstöne schliefsen zu lassen, welche gellend hervordrangen, als sich die ganze Natur in Empfindungen der Rache und des bittersten Vernichtungsschmerzes verzehren zu wollen schien.

250. Dies ist das Geschlecht der Titanen, welches nach Hesiod Vater Uranos selbst als zu gewaltiger That geboren, aber auch als der Rache verfallen bezeichnet hatte. Von dieser Rachgesinnung hatten sie, wie dies der Dichter leise andeutet, ihren dunkelen Namen. Hier können wir nur noch in Erinnerung bringen, dafs Kronos seine Schwester, die Rhea, ehelichte und durch sie in ähnlicher Weise betrogen und um die Alleinherrschaft gebracht wurde wie sein eigener Vater durch die Gaea. Zwei Titaniden, die Themis und Mnemosyne, bleiben unverheirathet und werden auf diese Weise einer höheren Weltordnung aufbewahrt, in die sie segensreich und mit der ihnen angeborenen Kraftfülle eintreten sollen. Bevor wir jedoch zur Darstellung dieser gewaltigen Ereignisse schreiten, welche sich in stiller Verborgenheit vorbereiten, müssen wir einen Blick auf die anderen Ausgeburten der Urwelt werfen, welche aus der Zeit, die dem Liebesbündnifs des Uranos und der Gaea vorangegangen gedacht wird, wie Felsenkliffe aus grauser Meerestiefe heraufragen. Es ist dies das Grauengeschlecht der Nacht, ohne dessen Mitwirkung so gräfsliche Thaten wie die, welche die Titanen verüben, kaum denkbar sind. Hätten wir diese Schreckensbrut

früher betrachtet, so würden wir die Bedeutung und die Macht derselben nur zur Hälfte haben begreifen können. Jetzt klingt jeder Name gellend in unser Ohr hinein.

251. Die Geburten der Nacht treten in der verhängnifsvollen Zahl Dreizehn auf. Sie vereinigen sich zu einem Chorreigen, welcher bei dem blofsen Namensaufruf der einzelnen Glieder uns mit Schreck und Entsetzen erfüllt. Der Kettengesang der Eumeniden klingt versöhnungsreich gegen dieses Lied, welches das alte Lied der Parzen furchtbar übertönt. Wären wir im Stande, die hier aufgereihten Begriffe zu der ganzen Fülle des Lebens zu erwecken, welche die Phantasie der Griechen solchen Namen zu leihen rasch befähigt war, so würden wir von einer Ohnmacht bedroht sein, ähnlich der, welche die Psyche befiel, als sie in thörichter Neugier das ihr anvertraute Gefäfs der Proserpina öffnete. Auch unser Unvermögen hat daher sein Gutes. Der Schleier, welchen die Zeit über Worte geworfen hat, bei deren erster Nennung die ganze sittliche Welt erbebt haben mufs, schützt uns vor der versteinernden Wirkung derselben. Denn wer vermöchte eine solche Reihe von Begriffen durchzugehen, die sich von dem unabänderlichen Todesgeschick bis zu der Idee ewigen Haders in fürchterlichen Contrasten steigern?

252. Das Chorschema, in welchem diese dreizehn Kinder der Nacht bei Hesiod auftreten, ist nach unserer Auffassung folgendes:

I.

1. Moros. (Schicksalsloos.) — 2. Ker. (Gewaltsamer Tod.)

3. Thanatos. (Ableben.) — 4. Hypnos. (Schlaf.) — 5. Oneiroi. (Der Chor der Träume.)

II.

6. Momos. (Spott, Hohn.) — 7. Oïzys. (Jammer, Klage.)

Hesperiden,
in der Dreizahl zu denken.

8. [Klotho. Lachesis. Atropos.] Die Parzen.

9. Nemesis. (Gleichmässige Vertheilung.) — 10. Apate. (Betrug.) — 11. Philotes. (Freundschaft.)

12. Geras. (Alter.) — 13. Eris. (Hader.)

Es lieſsen sich zwar noch andere Anordnungen vorschlagen und bei vereinzelter Aufzählung der Parzen ein Chor von funfzehn bilden. Immer aber wird man gut thun, die Hesperiden bei der Zählung auszulassen, indem sie sich mit den übrigen Gestalten dieses Kreises weder begrifflich noch symmetrisch verbinden, wohl aber allen diesen Wesen einen gemeinsamen Aufenthalt darzubieten scheinen, weshalb sie wohl auch nicht zufällig gerade in die Mitte zu stehen gekommen sind, und genau die erste Hälfte des ganzen Vereins, welche achte zählt, beschlieſsen.

253. Moros, der Schicksalsantheil, und Ker, die Göttin des gewaltsamen Todes, eröffnen diesen Reigen mit einem groſsartigen Contrast. Von allen Uebeln war den Griechen jähes, widernatürliches Todesgeschick eines der schrecklichsten. Und doch war

auch dies durch unabänderlichen Beschluſs vorherbestimmt. Keine auch noch so furchtbare Schilderung des blutigen Todes würde die Wirkung hervorzubringen im Stande gewesen sein, welche hier durch die Gegenüberstellung des Schicksalsbegriffs erreicht wird. Beide, der grausenhafte Moros und die schwarze Ker, vereinigen sich zu einem Paare, welches seines Gleichen nicht hat. In wilder Ehe hausen sie fürchterlich. Aus dieser gehen nicht Kinder, sondern das, was diesen als der herbste Gegensatz an dem äuſsersten Ende aller nur denkbaren Begriffe gegenübertritt, die Vernichtung, hervor.

254. Der Dichter selbst, welcher seine Leier bis zu den tiefen Tönen des Donnergerolls herabzustimmen im Stande gewesen ist und welcher wie Sturmwind in die Saiten rauscht, sieht sich genöthigt, mildere Accorde zu suchen, und trotz dem, daſs er in dem einmal betretenen Gedankenkreis zu verweilen, ja auszuharren gezwungen ist, vermag er dennoch einen harmonischen Schluſs für diesen Vorgesang zu gewinnen. Thanatos, der friedliche Tod, Hypnos, der trostreiche Schlaf, und die bunte Schaar der Träume, welche auf ein Fortleben der Seele in finsterer, stiller Todesnacht schlieſsen lassen, bilden einen wunderlieblich Mark und Bein durchsäuselnden Dreiklang, welcher trotz der sanften, leisen Schallschwingungen, von denen er getragen wird, doch das Sturmgeheul der Eingangsdissonanz siegreich übertönt. Dadurch, daſs dem Thanatos der Hypnos brüderlich an die Seite tritt und daſs diesem der Schwarm der Träume auf

den Fuſs folgt, wird jenen Begriffen von unabänderlichem Todesgeschick und blutiger Vernichtung alle Bitterkeit benommen. Wir fühlen uns getröstet selbst durch den Schimmer des Daseins, welchen das schattengleiche Traumleben darzubieten scheint.

255. Hiermit ist dieses Prooemion beschlossen. Jetzt beginnt ein zweites Lied, welches lebensvolle dramatische Gestalten in Thätigkeit setzt. Momos, der Spott und Hohn, tritt uns mit Oïzys, der Klage, der jammerreichen, Arm in Arm entgegen. Namenloses Weh kann uns befassen, wenn unsere Blicke auf dieses zweite Paar unfruchtbaren, aber doch unheilschwangeren Ehebundes treffen. Es ist offenbar nicht zufällig, daſs auch hier sich beide Begriffe in geschlechtlicher Spaltung einander gegenübertreten. Wir dürfen sie daher kühn als Gatten ansprechen, die nicht in Liebe, sondern in Haſs vereinigt sind. Denn lieblos erzeugt, ohne Gemeinschaft mit einem Manne, sind sämmtliche Kinder der Nacht.

256. Hier ist es, wo die Hesperiden, die Bewohnerinnen des Abendlandes, genannt werden. Sie hausen jenseits des Oceans und hüten den Baum mit den goldenen Früchten. Während sie unter den Wesen, die in die Geschicke des Lebens eingreifen, vereinzelt und fremd dastehen würden, sind sie von groſser Wirkung als Localgottheiten, um welche sich die Kinder der Nacht wie der Chor der Tragödie um die Thymele schaaren. Die Mythologie verlangt für ihre concrete Auffassung überall auch einen festen Grund und Boden, und ohne diese örtlich gefestigten Gestalten wür-

de diese ganze Begriffsreihe in der Luft geschwebt haben. So erhalten sie alle ein gemeinsames Lebenscentrum. Wir erfahren, wo wir ihre Behausung zu suchen haben, und der Gedanke der nächtlichen Wohnung gewinnt an realer Anschauung. Wir haben im obigen Schema an ihre Dreizahl erinnern wollen, in der sie von der Kunst häufig aufgeführt werden, weil dadurch die Symmetrie gerettet wird, die wir sonst überall mit so vieler Sorgfalt festgehalten gesehen haben. Die Hesperiden werden wir als schöne Jungfrauen auftreten sehen, welche mit diesen Schreckgestalten der Nacht nichts gemein haben, gleichwohl aber ihre stille Behausung treu und sorgsam bewachen.

257. Auch bei Homer haben die Träume, welche wir ja unter den Kindern der Nacht getroffen haben, ihren Aufenthalt an dem dunkelen Ufer des westlichen Okeanosstromes, auf welche Oertlichkeit auch die Hesperiden hinweisen. Wir werden daher schwerlich geirrt haben, wenn wir das Erscheinen derselben in diesem Zusammenhang in gleichem Sinne genommen haben. Hesiodos ist bei der Aufreihung seiner Gedanken ungemein gedrängt und Pindar hat mit seinem Landsmann auch dies gemein. Da, wo wir bei Homer lange Umschreibungen finden, weiſs er mit einem einzigen mythologischen Eigennamen abzukommen. Dies ist offenbar auch hier der Fall, wo die Kinder der Nacht die Behausung derselben mit einem scharf umrissenen Bild anzeigen.

258. Wir sind jetzt bei der Gruppe der Moeren

angelangt. Aus symmetrischen Gründen haben wir vorgeschlagen, sie als ein einziges Wesen zu fassen. Wir sind zu diesem Verfahren, welches in der griechischen Metrik auch viel Analoges hat, berechtigt, da die Träume und die Hesperiden zwei ähnliche Contractionen darbieten. Klotho, die Spinnerin des Schicksalsfadens, Lachesis, die die Schicksalsnummern zieht und vertheilt, und Atropos, die Unbeugsame, führen uns die Idee des Geschickes in einer dialektischen Entfaltung vor, welche sich zu der regungslosen Verschlossenheit des Moros wie der weithin schattende Baum zu seinem Samenkorn verhält. Wir haben schon einige Male Gelegenheit gehabt zu bemerken, daſs den Griechen sich gewisse Ideen, die im Christenthum die höchste Verklärung des Gedankens bezeichnen, als Schattenbilder dargestellt haben, die die wahre Lage der Dinge demjenigen genau vor Augen legen, welcher sie in Lichtbilder vermöge philosophischer Begriffsanschauung umzusetzen versteht. Dahin gehört diese Auffassung des Schicksalsbegriffs, welcher sich zur Gnadenwahl genau wie Tag und Nacht oder, um zu unserem Gleichniſs zurückzukehren, wie Schatten und Licht verhält. Die Alten, welchen nur die eine Betrachtungsweise zugänglich war, muſsten sie daher nothwendig als Mächte der Finsterniſs ansprechen.

259. Nemesis, die Göttin gleichmäſsiger Vertheilung, welche die Billigkeit dem Recht gegenüber geltend macht, steht über den Moeren. Man würde erwarten, sie als ein seiner Intenzion nach so freundliches Wesen in der Region der Lichtgestalten zu tref-

fen. Da jedoch ihr die Gerechtigkeit förderndes Walten vorzugsweise in der Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts besteht, so macht es sich als furchtbar rächende Macht geltend. Sie weilt in der Mitte tragischer, blutiger Conflicte und die bloſse Nennung ihres Namens erfüllt mit Grausen. Denn schonungslos verfährt sie und gewaltig, wo ihr hoher Beruf sie zum Handeln bringt. Vor ihren Tritten wankt alles, selbst das scheinbar zu ewiger Dauer gefügte Gebäude des Rechts. Die Ausbildung, welche diese Idee bei den Griechen und namentlich durch die tragische Muse erhalten hat, ist groſsartig. Sie zeigt von einer tiefsinnigen Auffassung der Geschichte und von dem mächtigen Sittlichkeitsgefühl, welches die Griechen in ihren besseren Momenten, in den Jahren der Kraft und echter Seelenschöne so hoch adelt. Ihr tritt die Apate, die Täuschung, gegenüber, mit welcher die Nemesis in ewigem Kampfe liegt. Sie bezeichnen in dieser Zusammenstellung den Antagonismus, ohne welchen keine geschichtliche Entwickelung denkbar ist. Erst wenn beide sich mit einander ausgesöhnt haben, kann die Freundschaft in's Leben treten, welche bei den Kindern der Nacht, in den stillen Behausungen des Westlandes, Ruhe findet. Die besondere Art der Zuthulichkeit, welche hier unter Philotes verstanden wird, verbindet sich auch bei Homer gern mit den Begriffen von Schlaf, Ruhebett und Liebesgemeinschaft. Sie zeigt einen passiven Charakter und ist der Gegenfüſsler der Nemesis.

260. Es ist von einer ergreifenden, so leicht nicht

zu definirenden Wirkung, unmittelbar nach der Philotes, der Trägerin seliger, sanft gebetteter Liebesgemeinschaft, das Greisenalter, Geras, aufgeführt zu finden. Schon glaubte man bei einem Ruhepunkt angelangt zu sein, schon leuchtete mit mildem Glanz uns die Idee nimmer gestörten trauten Bundes entgegen, als die bleiche Gestalt des Alters mit einem Male alles verscheucht, was die Phantasie Seliges träumen mochte. Das Alter ist der jüngste Sohn der Nacht. Von der Liebe wird dieser geflohen, dagegen haftet ihm mit um so heftigerer Leidenschaft die Eris, die Göttin unversöhnlichen, bitteren Haders, an. Damit ist das Maafs der Leiden erfüllt, welche das arme Geschlecht der Sterblichen nicht blos mit dem Tod, sondern mit ewigen Qualen bedrohen und heimsuchen. Damit aber die Masse des Elends in's Ungeheure anwachse, wird die Eris auch noch von einem grausen Schwarm von Kindern geunsegnet, die zu einem Chorreigen zusammentreten, welcher an Schreckhaftigkeit und Jammer den eben betrachteten noch weit überbietet.

261. Der Kinder der Eris sind funfzehn, was einen Grund hergeben möchte, auch den Chor der Kinder der Nacht nach der angedeuteten Weise auf funfzehn in der Zählung zu bringen. Beide treten sich einander mit einem gewissen äufseren Gleichgewicht gegenüber. Um so verschiedenartiger ist aber die innere Construction. Denn während dort sich die Begriffsverbindung mehr als einmal bis zum Ternar steigert, tritt dieser hier nur am Schlufs auf und die ganze übrige Ideenreihe läuft durch lauter dualistische Ver-

hältnisse hindurch, welche an Contrasten reich sind und daher von Gedanke zu Gedanke recht eigentlich fortstürmen. Der rasche Tact, in welchem sich dieses Lied bewegt, macht die Wirkung noch ergreifender. Nirgends tritt ein Ruhepunkt ein. Wie bei einem wilden Streit, bei heftigem Wortwechsel und bei dem Ausbruch unversöhnlichen Haders folgt Schlag auf Schlag, bis zuletzt ein Abschluſs erfolgt, der jede Ausgleichung unmöglich macht.

Dieses einfache Schema stellt sich uns folgendermaſsen dar:

1. Ponos (Mühe und Last). 2. Lethe (Vergessenheit).
3. Limos (Hungersnoth). 4. Algea (Schmerzen).
5. Hysminai (Zweikämpfe). 6. Phonoi (Todtschlägereien).
7. Machai (Schlachten). 8. Androktasiai (Männerniederlagen).
9. Neikea (Streitigkeiten). 10. Pseudea (Lügen).
11. Logoi (Wortwechsel). 12. Amphilogiai (Wortstreitereien).
13. Dysnomie (Ungesetzlichkeit). 14. Ate (Verderben). 15. Horkos (Eid).

Durch letzteren ist jede Ausgleichung für immer abgeschnitten. Denn die Aussage, welche durch Eid bekräftigt worden, ist unverrückbar. Sie setzt jeder weiteren Auseinandersetzung ein Ziel, wenn sie dadurch zur unumstöſslichen und unangreifbaren Wahrheit erhoben worden ist, und sie verewigt das Verderben, wenn sich allen diesen Fürchterlichkeiten auch der Meineid als der Uebel schrecklichstes und gröſstes beigesellt. Die Lieblosigkeit, wie man die Eris am

besten bezeichnet, konnte kaum gräſslicher dargestellt werden, als dies in der Aufzählung dieser ihrer Höllenbrut geschehen ist. Gegen diese glühenden Ketten gehalten, ist das poetische Begriffsspiel, welches Dante zur Veranschaulichung ewiger Höllenpein benutzt, mild und zahm zu nennen.

262. Ponos, der Arbeits- und Drangsalskampf, der schmerzensreiche, ist der Eris ältester Sohn. Alle Mühsal des Lebens hat er zu einer einzigen Bürde gesammelt und legt sie dem sterblichen Menschengeschlecht auf die Schultern. Mühevolles Ringen, Kämpfe und Gefahren, wenn sie mit ewigem Ruhme, der im Liede lebt, gekrönt sind, begründen menschliches Glück. Wenn aber ein Leben, das Müh' und Arbeit gewesen ist, in Vergessenheit begraben wird, dann muſs es als eine groſse Plage erachtet werden, und dies ist das Schicksal des Ponos, dem die Lethe, die Vergessenheit, nicht blos schwesterlich zur Seite steht, sondern ihm gleichsam angetraut ist. Ich weiſs nicht, ob sich eine tiefsinnigere, aber auch qualvollere Begriffsverbindung erdenken lasse, als diese hier, und doch bildet sie nur die Basis der Gräuelgedanken, welche von da aus zu einem mächtigen Baum aufschieſsen. Lethe bietet dem Ponos die Fülle des Wehs, aber auch eine Abhülfe der Leiden. Denn wie mancher würde sich nicht glücklich preisen, wenn er das Ergebniſs seines mühereichen Lebens mit ewiger Vergessenheit bedecken könnte!

263. Arbeit und Noth machen den Menschen seiner selbst vergessen. Nicht so der Hunger. Limos

überragt den Ponos riesengroſs und ihm drängt sich die Schaar der Schmerzen nach. Thränenreiche Schmerzen suchen das arme geplagte Menschengeschlecht in seinem Geleite heim. Brod, das der Mensch in Thränen iſst, sättigt nicht, sondern mehrt nur die Marterqual des Hungers. Gegen Hungersnoth und theure Zeit vermag auch der Ponos mit rastloser Müh' und Arbeit nichts. Beide Paare schauen sich grausen Blicks in die hohlen Augen. Jetzt, meinen sie, sei der Uebel wild strömender Springquell erschöpft. Mehr zu ertragen, sei das Geschlecht der Sterblichen nicht vermögend. Und doch ist dies nur der Leiden Anfang. Noch hat die Seele keinen Schaden gelitten.

264. Hysminai, Bruderzwistigkeiten, Zweikämpfe, blutige Händel, verbreiten sich schaarenweise über die Erde. Ihnen folgen Mord und Todtschlag mit ebenso viel Helfershelfern. Kain's Brudermord tritt uns hier gleich in endloser Vervielfältigung entgegen. Das Blut der Erschlagenen schreit nach Rache. Es geht fürchterlich auf Erden her. Alle Bande des Bluts und der Freundschaft scheinen auf immerdar gelöst zu sein. Für den Frieden ist keine Stätte zur Rückkehr bereitet oder unbefleckt gelassen. Jetzt, sollte man meinen, sei Eris gesättigt, die grausame, aber sie ist es nicht.

265. Wenn es schon einen erschütternden Eindruck machte, den Brudermord in der Mehrzahl auftreten zu sehen, so wird dieser Eindruck doch weit überboten, wenn wir nicht blos Mann gegen Mann, sondern ganze Familien, Nazionen, Völker gegen ein-

ander aufstehen sehen. Dieser verhängnifsvolle Augenblick ist durch das Erscheinen der Schlachten bezeichnet, in deren Höllenbunde die Männerniederlagen erscheinen. Hier ist es, wo Eris im furchtbaren Würgergeschäft einen satanischen Triumph feiert. Genügen thut ihr indefs auch dieser nicht. Noch hat sie nicht mehr als die Vernichtung irdischen Gutes und sterblichen Lebens erreicht. Ihr aber gelüstet noch mehr, ihr winkt die Seele des Menschen als eine süfse Beute. Auf diese werden wir sie sofort losstürzen sehen.

266. Zank und Hader, das rohe Geschlecht der Neikea, tritt mit dem zahllosen Heer der Lügen in Bund. Diese umstellen das sittliche höhere Leben. Jetzt ist auch der Seelenfrieden verscheucht. Mord und Todtschlag, Schlachten und Niederlagen erscheinen als endliche Qualen im Gegensatz zu den Schmerzen und den nimmer rastenden Leiden des zerrissenen Gemüths. Der Selbstmörder sehnt sich nach der Sterblichkeit der Seele und verewigt durch wahnwitziges Handeln die Qualen seines Inneren. Die Lügen bringen endlose Verwirrung und lassen keine Ausgleichung der eingetretenen Störungen zu. Des Menschen Herz, dieser prachtvollste aller Tempel Gottes, wird in eine Wüste verwandelt. Eris schwelgt im Genufs ihrer freudelosen Lust, sie waltet mächtig, vor ihren Tritten bebt die ganze Welt, sie verbreitet mächtigen Schrecken. Entsetzliches Hohngelächter bildet die grause Musik, die sie umtönt; sie fühlt sich grofs und stark; befriedigt, gesättigt aber ist sie nicht. Ihr gelüstet nach mehrerem. Ruhe findet sie selbst nicht

vor der Vernichtung des ganzen, des physischen und des sittlichen Menschen. Auf diese steuert sie festen Sinnes los.

267. Auch die Neikea, Streitigkeiten, an denen nur die niederen Leidenschaften und die der Erde zugewandten Seelenthätigkeiten Theil nehmen, werden von einem diesen und der Lügenbrut gegenübertretenden Paare aus dem Feld geschlagen. Denn jetzt gelingt es der Eris, auch den Geist in die Verwirrung, welche sie bereits über alle Sphären des Daseins verbreitet hat, mit hineinzuziehen. Die Sünde gegen den Geist ist dadurch eingeleitet. Des Menschen edelste Kräfte, die Vernunftgaben, die Logoi, werden in dialektische Spitzfindigkeiten verkehrt. Es treten Meinungsverschiedenheiten mit dem Verlangen nach Anerkennung der unumstöfslichen Wahrheit, der absoluten Giltigkeit hervor. Die Amphilogiai, auf Täuschung berechnete dialektische Künste, entwickeln die Lüge zu dem feinsten Gift. Die Sünde entzieht sich der Straffälligkeit vor dem Gesetz. Jetzt ist die letzte Spur treuherzigen, guten Glaubens getilgt. Selbst Eris ist bei ihren Grenzen angelangt, sie erachtet es für rathsam, fortan ihre Beute einzutreiben.

268. Ein furchtbar tönender Dreiklang verkündet den Augenblick, in welchem sie ihre Netze an's Land zu ziehn gebietet. Die Gesetzlosigkeit, das Verderben und der Meineid halten die grausenhaften Garne in den Händen, und ihnen entgeht nichts, was in dieselben hineingerathen ist. Die Dysnomie ist nicht blos die Gesetzlosigkeit, sondern auch und ganz be-

sonders die Gesetzwidrigkeit, die Anarchie, welcher die Ate, das Verderben, auf den Fuſs folgt. Beide aber erhalten ihren gemeinsamen Halt in dem Horkos, dem Meineid. Von da aus ist keine Erlösung mehr möglich. Lug und Trug, die Pseudea und die Amphilogiai, sind bei ihrem Gipfelpunkt angelangt. Die Sünde gegen den heiligen Geist, wie dies der christliche Sprachgebrauch ausdrückt, ist vollzogen und Vergebung oder Erlösung ist fortan nicht mehr möglich.

269. Das ist das Grauengeschlecht des Hasses, der Zwietracht, der Eris. Da sie den schärfsten Gegensatz zu dem Eros, dem Gott wahrer, treuer Liebe, bildet, so können wir dessen Urschöne danach beurtheilen lernen. Wir haben gesehen, daſs der Dichter ihn den schönsten von allen Göttern genannt hat. Sein Wesen zu schildern, war aber nicht ihm beschieden. Dazu muſste sich die ewige Liebe selbst erst offenbart haben. Für eine solche Schilderung bedurfte es eines gottbegeisterten Mannes, wie der Apostel Paulus war. Aber sowie der geschickteste Maler des dunkelen Hintergrundes nicht entbehren kann, auf welchem sich seine lichten Töne contrastreich absetzen müssen, um zu vollkräftiger Wirkung zu gelangen, so ist es auch von Wichtigkeit, bei dem Studium der höchsten Wahrheiten des Christenthums die Erfahrungen des Heidenthums zu Rathe zu ziehn, ja zu Hülfe zu nehmen. Nur wenigen ist jene johanneische Seelenreinheit beschieden, an welche keine Versuchung heranzutreten vermag. Die gröſsten Streiter

des Glaubens sehen wir Prüfungen und Gefahren bestehen, welche sich dem, was die Menschheit im Heidenthum erlebt hat, passend vergleichen lassen. Diese Erlebnisse werden durch ihre geistige Umwandelung zu den kostbarsten Himmelsgütern, und uns ist es gestattet, mit den Schätzen des Heidenthums gerade so zu verfahren. Die jüdische Furcht vor der Unkauscherheit der Ideen der Mythologie spricht dem Geist des Christenthums Hohn, welches in die Welt gekommen ist, um die Erfüllung zu bringen und nicht um zu zerstören, welches den Gläubigen die goldene Mahnung zuruft, alles zu prüfen und das Beste zu behalten.

270. Die sechs Paare der Kinder der Eris treten mit dem Schlufsternar zu einem scharf ausgeprägten Septenar zusammen. Dieses Beispiel kann unleugbar beweisen, dafs die Zahlenverhältnisse bei der Aufreihung solcher Götterbegriffe etwas Wesentliches sind. Ihre Feststellung erheischt mehr als eine unbefangene Untersuchung. Eine solche wird langsam voranschreiten müssen, wozu uns nicht die Mufse geblieben ist. Hoffentlich aber wird man es uns nicht als wissenschaftlichen Leichtsinn auslegen, dafs wir vielleicht vor der Zeit auf diese constanten Verhältnisse hingewiesen haben. Ist etwas dran und erweisen sich unsere flüchtigen Beobachtungen als gegründet, so wollen wir gern mit dem allerdings geringen Verdienst vorlieb nehmen, auf diese merkwürdige Erscheinung im Allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben.

271. Da die Kinder der Nacht und der Eris nur spärlich zu Kunstdarstellungen erhoben worden sind,

so haben wir obige Auseinandersetzung nicht durch Hinweisung auf dieselben unterbrechen wollen, zumal diese Erzeugnisse einer viel späteren Zeit sich zu jenen Urgedanken etwa so verhalten wie die Vegetazionen, welche auf gewissen Gebirgslagern vorzugsweise gedeihen und sie wie ein Gewand umschliefsen, welches sich mit ihnen ganz in ähnlicher Weise identifizirt wie die Tracht ganzer Nazionen mit ihrem Wesen oder einzelner grofser Männer mit ihrem Charakter. Denn in der That sind die Ausdrücke, welche die Kunst in einer Zeit, wo die meisten dieser Begriffe bereits verschollen waren, ihnen substituirt hat, keineswegs als Blüthen zu betrachten, die aus gleicher Wurzel stammen, sondern als poetische Umschreibungen und Einkleidungen derselben Grundgedanken, die aber in dem Zusammenhang einer wesentlich veränderten Weltanschauung alle Bedeutung verloren haben und gerade deshalb so üppig aufgekeimt sind, weil das Felsgestein des Urbegriffs, in welches sie ihre Wurzeln eingesenkt, mehr und mehr verwittert ist. Deshalb ist aber die Substanz desselben nicht verloren gegangen, sondern es wird im Gegentheil durch die Lebensthätigkeit der dem Licht entgegendrängenden Pflanze zu einem neuen und höheren, wenn auch scheinbar abgeschwächten, aber vergeistigten Dasein erhoben.

272. Die Ker des langhin streckenden Todes, welche beim Homer bereits als ein belebter, vielfach gegliederter Begriff auftritt und daher auch in der Mehrzahl erscheint, hat daselbst eine Zerlegung erfah-

ren, wie die ist, welche den Eros, den wir unter den Erstgeburten des Chaos getroffen haben, später mit einer Welt kleiner Liebesgötter umgeben hat. Er spaltet sich zuerst dualistisch und umkleidet sich mit den Prädicaten des Guten und Bösen. Dann vermannigfaltigt er sich zur unbegrenzten Vielheit und vergegenwärtigt auf diese Weise das Bild des das Menschengeschlecht tausendfältig umlauernden Todesgeschicks, welches sich wie Raben auf frisches Aas stürzt, der willkommenen Beute froh, aber unfähig, sie sich selbst zu verschaffen. Auf einem der ältesten Kunstwerke, von denen wir Kunde haben, kommt sie daher mit den Abzeichen eines Raubthiers vor, mit Krallen und wild zerfleischenden Zähnen. Diese Bildung ist indeſs durch den Gegenstand, zu welchem sie gehört, noch besonders motivirt. Auf dem Kasten des Kypselos nemlich, von dem wir hier reden, war der Brudermord der Söhne des Oedipus dargestellt, wobei der scheuſslich grinsenden Todesgöttin die Stelle hinter dem Polyneikes angewiesen war. Auf Vasenbildern kommt wohl die eine und die andere Darstellung vor, welche sich auf ein derartiges Wesen beziehen lieſse. Die Seltenheit aber, mit welcher solche nur im Dämmerlicht auftauchende Grauengestalten erscheinen, vermag uns keine Sicherheit in der Ansprache derselben zu gewähren. Auf etruskischen Sarkophagen, wo Gräuel- und Todesscenen beliebt sind und die Kinder der ewigen Nacht daher selten fehlen, scheinen es mehr Dienerinnen der Ker als diese selbst zu sein, welche der Beute lauern. Bei Homer durchwandelt

sie mit blutigem Gewande die Schaaren der Männer. Dieser Dichter hat indessen den Begriff dieses Wesens nicht in seiner ursprünglichen Einfachheit und Reinheit bewahrt, sondern er kommt bereits in übertragener Bedeutung bei ihm vor, so dafs das Geschick selbst mit diesem Ausdruck bezeichnet wird. Bei der Seelenwägung des Achilleus und Memnon erscheinen daher die Keren beider Helden wie Schattenidole, ganz so wie die abgeschiedene Seele des Patroklos über dem Grabhügel dieses Helden rachesehnsüchtig oder rachebeseligt erscheint, als Achilleus sie an dem Hektor gerächt hatte.

273. Der Thanatos, der Tod, kommt einige Male in schön und deutlich ausgebildeten Kunstdarstellungen vor, aber nicht in der Schärfe der Begriffsunterscheidung, die wir bei Hesiod in dem Gegensatz der Ker hervorgehoben haben. Im Gegentheil erscheint er in dem Sinne der blutdürstigen Ker und lauert wie diese der Beute auf, die ihm nicht mehr entgehen kann. Auf einer Vase der Pourtalès'schen Sammlung sehen wir den bärtigen, geflügelten Mann den durch den Orestes erschlagenen Neoptolemos in Empfang nehmen. Auf der Cista des Collegio Romano lauert er in ganz ähnlicher Bildung mit ernster, schicksalsschwerer Miene des Augenblicks, in welchem ihm der mit blutiger Strafe bedrohte Bebrykenkönig überantwortet werden soll. Beide Vorstellungen entsprechen sich einander so genau, dafs es keiner weiteren, von aufsen her zu nehmenden Hülfe bedarf, um zum richtigen Verständnifs derselben zu gelangen.

274. Thanatos als Bild des friedlichen, sanft erfolgenden Todes mag in Kunstwerken wohl nie anders als durch den Schlaf ausgedrückt worden sein. Dieser dagegen hat eine um so sinnvollere Ausbildung erhalten. Wir treffen ihn als greisen Mann mit Flügeln an den Schläfen bei dem todmüden Endymion, über welchen er auch wohl sein Horn mit narkotischem Naſs ausgieſst. Hypnos tritt in dieser Verbindung und in solcher Auffassung als der tiefe Schlaf auf, in welchem der ganze Mensch leiblich und geistig der Erde zeitweilig entrückt wird. Das vorgerückte Alter deutet Lebensmüdigkeit an und die Schwingen am Haupte die Leichtigkeit, mit welcher er sich daher bewegt und sich sanft herabschwebend auf die Sterblichen niederläſst.

275. Der süſse Schlummer dagegen, welcher die Leidenschaften zum Schweigen bringt und den Menschengeist sanft einwiegt, wird unter dem Bild eines Jünglings dargestellt, der aufrechtstehend sein Haupt lieblich und friedreich verneigt. So erscheint er in der schön gedachten Statue des Museo Chiaramonti im Vatican, welche zusammen mit der Musenreihe aufgefunden worden ist, welche daselbst einen eigenen Saal füllt. Es ist der glorreichste Triumph der Musen, die Leidenschaften zu beschwichtigen. Die erwähnte Statue bietet eine schöne Analogie zu dem Adler des Zeus dar, welcher, von den Tönen der Leier eingewiegt, seine Fittige senkt und seine Augen lieblich umschleiert, wie Pindar dies in unnachahmlichen, seelenlösenden Zügen schildert.

276. Die Schaar der Träume kommt nicht unmittelbar als Kunstgegenstand vor. Um zur Darstellung zu gelangen, hat dieser Begriff vorher umgesetzt werden müssen. Dies ist in der Gestalt des Morpheus, des Schattenbildners, geschehen. Wir erblicken diesen Sohn des Hypnos in einem Basrelief der Villa Albani, wo er, mit langen Schulterschwingen ausgerüstet, auf einen Stab gelehnt steht und sein Haupt tief herab auf die Schulter senkt. Während aber das diesseitige Leben so aufhörend gedacht und geschildert wird, hebt das jenseitige Treiben der bunt umherschwärmenden Wesen, die bald mit höherer Eingebung, bald als Truggebilde nahen, an. Das Flattern derselben, das eigenthümliche Leben der Seele, welches hier beginnt, wird durch kurze Flügel an den Schläfen angedeutet, wie sie auch den Winden geliehen werden, um das Spiel der Lüfte anzudeuten, welches inmitten der grofsen Strömung der Luftmassen, die die Hauptwinde leiten, statt findet. Auch sehen wir ihn wohl als Schlaf- und Traumgott zugleich mit Mohnköpfen und dem Horn voll narkotischer Säfte über die Gefilde dahineilen, wobei er als ein froher Knabe, zum Jüngling reif, gebildet ist.

277. Auf dem Kasten des Kypselos erschien die Nacht mit dem Zwillingspaar des Schlafes und des Todes in ihren Armen. Beide waren als Knaben gebildet, durch ihre Füfse waren sie gleichsam mit einander verflochten, wie um anzuzeigen, dafs sie einer gemeinsamen Wurzel entwachsen sind, und nur durch ihre Farbe waren sie von einander unterschieden.

Dem Bericht des Pausanias zufolge war der Thanatos schwarz gebildet, während Hypnos als der lichten Welt des Lebens angehörig hellfarbig dargestellt war. Diese Vorstellungsweise kann mit dazu dienen, die Richtigkeit unserer Auffassung zu beweisen. Beide werden von Alters her als untrennbar mit einander verknüpft betrachtet und können kaum vereinzelt gedacht werden.

278. Wirklich sehen wir auch in späterer Zeit beide Begriffe wiederum unter einander verschmelzen. Auf zahlreichen Sarkophagen kommen Knaben mit Flügeln vor, welche sich gesenkten Hauptes auf eine umgekehrte Fackel stützen. Unter dem Bilde des Schlafes tritt uns hier der Tod, und zwar als sanfter, milder Thanatos entgegen. Ihn als solchen kenntlich zu machen, reicht ein Todtenkranz hin, welcher um den Hals gewunden ist und in starker Blumenfülle über die Brust herabfällt. Diese Blumen aber sind nicht die Kinder des Frühlings, sondern jener herbstliche duft- und saftlose Schmuck der Natur, welcher der Abendröthe gleicht, die zwar buntfarbig am Himmel prangt, aber kein einziges Wesen mehr zu neuem Leben zu erwecken vermag. Trockne Immortellen dienen zum Geleit in lange, schauerige Todesnacht.

279. Aehnliche Knaben kommen auch lang ausgestreckt vor, so daſs sie in ihrer kinderwonnigen Behaglichkeit ein wunderliebliches Bild des ewigen Schlummers darbieten. Da der Begriff des Todesschlafes für sich nicht verständlich sein würde, so müssen bei solchen Darstellungen, die nicht von dem Zu-

sammenhang gröſserer Schilderungen getragen werden, Symbole zu Hülfe genommen werden. Diese pflegen in einem solchen Falle sehr mannigfaltig zu sein und auſser der Andeutung der Pflanzen, welche den Menschengeist durch ihre narkotischen Kräfte in Zauberbanden legen, kommen auch noch Thiere, wie die Eidechse, dabei vor. Diese spielen auf den Winterschlaf an, der sie während der Zeit der Sonnenferne fest gebannt hält, und auf diese Weise wird der Begriff von der irdischen Nacht zu der Jahresruhe und zuletzt zu der groſsen Weltennacht unvermerkt hinaufgeleitet.

280. Mythologische Begriffe sind unendlich wandelbar. Obwohl die verschiedenen Metamorphosen desselben Grundgedankens allezeit durch ein gemeinsames Lebenscentrum verbunden sind, so gehen sie doch äuſserlich so sehr auseinander, daſs eine gewisse Uebung dazu gehört, um das Gleichartige immer festzuhalten. Diese äuſsere Verschiedenheit bei innerlicher Affinität können wir auch bei vielen Erscheinungen der Thier- und Pflanzenwelt, ja selbst des Mineralreichs beobachten. Manche Baumarten haben mit gewissen Eintagspflanzen mehr gemein als mit vielen ihrer ebenbürtigen Geschwister. Der Löwe führt Wesen einer ganz verschiedenen Geistesverfassung in seinem Geleite und theilt mit ihnen Neigungen und Gelüste, und so trifft auch der Chemiker auf Stoffe, die mit solchen, welche dem äuſseren Ansehen nach die gröſste Verschiedenheit darbieten, innerlich die auffallendsten Aehnlichkeiten haben. Wir dür-

fen uns daher nicht wundern, wenn wir von den grausenhaften bärtigen Männern, die ihrer Beute auflauern, zu so friedreichen Erscheinungen übergegangen sind und zuletzt bei Kindern angelangen, welche nur durch äufserlich beigefügte Symbole mit der grofsen Idee zeitweiliger Vernichtung in Verbindung gebracht werden. Die Kunstvorstellungen verlangen wie die Hesiodeischen Begriffsreihen eine sehr zarte Behandlung, sind aber bei einer solchen nicht weniger ergiebig als jene, obschon sie nicht der Urzeit entstammen, in welcher jeder Gedanke poetisch aufschiefst, sondern Pfleglinge der Cultur sind.

281. Die Moeren bieten ebenfalls einen jener Begriffe dar, bei denen die Vermannigfaltigung keine andere Bedeutung hat, als die der höheren Entfaltung der Einheit. Das Spinnen des Fadens, welcher sich aus einer rohen, ungegliederten Masse heraus entwickelt, mag ein Gleichnifs sein, auf welches die griechische Poesie in sehr früher Zeit verfallen ist und welches daher auch die Kunst festgehalten hat. Es bietet ein gehaltreiches Bild dar, welches, wenn es richtig gefafst und mit feinem Sinn ausgenutzt wird, zu sehr tiefen Anschauungen verhelfen kann. Die Griechen, welche alles in dem Walten der Natur selbst zu betrachten pflegten, mögen diese merkwürdige Erscheinung vielleicht zuerst an einer Spinne beobachtet oder doch den Vergleich nach Maafsgabe dieses wunderbaren Prozesses naturgemäfs ausgebildet haben. Was kann wohl die räthselhafte Entfaltung des Lebens zarter und treffender versinnlichen, als das Fadenge-

webe, welches eines jener kleinen Thierchen aus seinem Inneren, so zu sagen, hervorzaubert? Das Drehen des Fadens, wie es beim Spinnen erfolgt, ist schon ein verhältnifsmäfsig rohes Verfahren, welches daher die Bildung des so zart gewobenen Lebensfadens nur auf eine sehr unvollkommene Weise darstellen kann. Wird dieses Bild so materiell gefafst, so wird die Phantasie dann zu anderen rohen Metaphern verleitet, mit welchen es sehr bald zu Tode gehetzt wird, wie dies in der römischen Poesie wirklich geschehen ist. Indem man die dreiheitliche Gemeinschaft der Moeren, durch welche dieser Begriff eine so sublime Entfaltung erhalten hat, zur Errichtung einer Spinnfabrik benutzte und zuletzt sogar zu dem geistlosen Gebrauch von Schneidinstrumenten geschritten ist, hat man die ganze Schönheit dieses so lieblich angelegten Bildes gründlich zerstört.

282. Hätte man dem Begriff keine andere Wendung geben wollen, hätte das Gleichnifs des Schicksals- oder Lebensfadens für sich genügen können, die wunderbare Harmonie des Lebensgewebes zur vollendeten Darstellung zu bringen, so wäre es durchaus überflüssig gewesen, die Moira in die Mehrzahl aufzulösen. Eine einzige Gestalt würde dazu vollkommen genügt haben, wie sie denn wirklich ausreichend befunden worden ist, wo man eben nur diese Seite des Menschenlebens hat schildern wollen. In dem Museo Chiaramonti des vaticanischen Museums steht die Statue einer Spinnerin, welche durch ihre grofsartige und ernste Haltung sich als ein Wesen höherer

Art auf den ersten Blick kund gibt. Ihre Beschäftigung kündigt sich in der ganzen Stellung und in ihrem Behaben an, auch wenn man die ergänzten Theile der Arme und Hände hinwegdenkt. Sinnvoll ist sie mit dem Drehen des Lebensfadens beschäftigt und ihr ganzes Wesen läſst tiefe Sammlung und unparteiisches, durch keine Empfindung gestörtes Walten wahrnehmen. Dem entspricht auch der Ausdruck der Gesichtszüge. Jener Ausdruck weiblicher Schamhaftigkeit, welcher für das wehrlose Geschlecht den mächtigsten, undurchdringbarsten Schild bildet, ist hier von einer ergreifenden Wirkung. Unbestechlich tritt uns Klotho, die Spinnerin des Schicksalsfadens, gegenüber, gleichzeitig aber erscheint sie als eine fühlende, nicht hartherzige Macht, und wir lernen den Grund verstehen, warum die Alten die Bildung des Schicksalsgewebes weiblichen Händen anvertraut haben. Diese Darstellung kann unserer obigen Behauptung zum Beweis dienen, daſs, sobald es sich nur darum handelt, den Schicksalsbegriff von dieser einen Seite allein zu erfassen, das Bild einer einzigen Spinnerin vollkommen ausreichend ist. Zwei Gefährten oder Dienerinnen würden in dem vorliegenden Falle durchaus keine neuen Gedankenelemente haben hinzufügen können, ja die schöne Darstellung hätte leicht Gefahr laufen können, mit Verlust ihrer Intensität auseinander getrieben zu werden, während sie so mächtig in sich concentrirt ist.

283. Der Klotho, welche den Faden spinnt, tritt Atropos mit ihren unabänderlichen Beschlüssen pola-

risch gegenüber. Diese liefsen sich für eine an die Macht des geschriebenen Worts gewöhnte Nazion durch kein anderes Bild so sinnvoll ausdrücken, als durch Rolle und Griffel. Mit diesen Abzeichen sehen wir in der That mehr als einmal das Walten der Moeren allein angedeutet. Bei der Geburt eines Kindes zeichnet sie dessen Lebensloose ein und bei dem Ableben des Menschen verliest sie in verhängnifsvoller Todesstunde sein Geschick. Solch eine Symbolik ist gehaltreich und spricht zum Gemüth, während die geistlose Metapher des Abschneidens des lang oder kurz ausgesponnenen Lebensfadens sehr dürr und hohl klingt und eben nur das Unwesentlichste im Menschenleben, seine materielle Ausdehnung, hervorhebt. Die plötzlich erfolgende Beschränkung, welche die materielle Trennung des Lebensfadens hervorhebt, tritt so unmotivirt heraus aus dem grausen Bilde, dafs es den Eindruck des Todtengebeins macht, mit welchem die Neueren nach einer ähnlichen Abschwächung des Begriffs den Tod angedeutet, aber keineswegs begrifflich ausgedrückt haben.

284. Auch die zwischen beiden Schwestern in der Mitte stehende Lachesis ist auf mehr als eine Weise dargestellt worden, je nachdem die zu Grunde gelegte Weltanschauung diese oder eine andere Wendung des Gedankens veranlafst hat. Diese ist häufig von dem Zusammenhang abhängig, in welchen die Schicksalsgöttinnen eintreten. Bei der Menschenschöpfung des Prometheus erscheint die geheimnifsvoll waltende Göttin mit einem Himmelsglobus, auf welchem sie die

Constellazion mit einem Griffel anzeigt, unter welcher der Mensch geboren worden ist. Diesem Symbol entspricht auf Erden die Sonnenuhr, in welcher sich der Lauf der Gestirne gewissermaſsen spiegelt. Zeit und Stunde wird durch einen solchen Gegensatz zu einem concreten Begriff erhoben und das Schicksal, welches dem Menschen zu Theil wird, erhält eine höhere Bedeutung, indem es die Freiheit des Menschen zwar in engen Grenzen einhegt, aber nicht absolut aufhebt.

285. Die Alten sind übrigens nicht bei dieser Entwickelungsstufe des Begriffs stehen geblieben, sondern haben die Idee des Schicksals in einer viel höheren Steigerung zu fassen vermocht. Ueberall wo Pindar mit einem solchen tiefsinnigen Gedanken in Berührung kommt, pflegt er ihn jederzeit alsobald zu verklären, indem er die harte Samenhülle mit dem Urfeuer seines mächtigen Geistes sprengt und den Baum des Lebens in dem von ihm geschaffenen Eiland elysischer Poesie kühn und wunderbar aufschieſsen läſst. Indem er die eine der drei Schwestern Tyche, die Göttin des im Zufall waltenden Glücks, nennt und dabei versichert, daſs diese ihre Schwestern an Macht überrage, hat er den Begriff des Schicksals auf eine solche Höhe des Gedankens erhoben, daſs eine Steigerung desselben nicht mehr möglich ist. Die weitere Entfaltung dieser Idee, welche ebenbürtigen Geistern, wie dem Shakespeare, aufbehalten geblieben ist, kann unmittelbar dazu benutzt werden, um diese Pindarische Vision zu beleben und verständlich zu machen. Denn diese trägt uns mit Adlerschwingen hinauf zu

den Sonnenhöhen der Freiheit, von welchen aus der Blick nirgends mehr durch Objecte behindert wird, welche wir, da kein anderer Name dafür existirt, als Producte einer jeder Begeistigung widerstrebenden, jeder Begriffslösung unzugänglichen, starren, eisernen Nothwendigkeit anzusehen und anzusprechen genöthigt sind. Pindar, indem er den Begriff des Schicksals in den eines freundlich waltenden, die Schwestern beherrschenden Geschicks umsetzt, hat die Zauberbanden gelöst, welche den Sinn der Sterblichen umfangen halten, wenn sie die Welt der Freiheit und der Nothwendigkeit als unversöhnlich einander gegenüberstehend zu betrachten gezwungen sind.

286. In einer Basreliefdarstellung eines Sarkophagdeckels des capitolinischen Museums, welche das Schicksal zweier in trauter Liebe vereinter, aber durch frühes Todesloos getrennter Ehegatten in rührenden Zügen schildert, kommt Lachesis wirklich nach dieser Pindarischen Begriffsanschauung unter den Moeren vor. Sie nimmt nicht blos den ihr zukommenden mittleren Platz ein, sondern überragt auch ihre beiden Schwestern an Gröſse. Das Füllhorn mit den Gütern des Lebens hält sie in der einen Hand, in der anderen aber die Wage, durch welche sie die gleichmäſsige Vertheilung derselben regelt.

287. Die zahlreichen Darstellungen der Fortuna, welche fast ausschlieſslich einer verhältniſsmäſsig späten Zeit angehören, gewinnen an Interesse, wenn wir sie mit den drei Schicksalsschwestern in einen innerlichen Wechselbezug bringen, ohne sie deshalb et-

wa für die vielvermögende Schwester der Moeren zu erklären. Hier ist das Attribut der Wage durch das Doppelsymbol der nach allen Richtungen hin rollenden, steuerlos umhergetriebenen Kugel und durch das Ruder, welches das Schiff des Lebens und der Geschicke lenkt, ersetzt. Auch in dieser Gedankenverbindung sehen wir die Idee des blos launigen Zufalls und der fühllos waltenden Nothwendigkeit zurückweichen.

288. Wir haben absichtlich die sich uns darbietende gute Gelegenheit wahrgenommen, um an einem recht schlagenden Beispiel das innere Leben des mythologischen Begriffs, welches ganz so wie bei Pflanzen und Thieren in beständiger Umsetzung der Nahrungselemente erfolgt, in seinen zarten Uebergängen zu veranschaulichen. Die griechische Weltanschauung ist von dem unwiderstehlichen Drange erfüllt, auch die dunkelsten und unversöhnlichsten Gestalten der urweltlichen Finsternifs zu verklären und in eine höhere Ideenordnung aufzunehmen. Dieses ist auch bei den Moeren geschehen, die in Folge dieser Metamorphose zu Töchtern des Zeus werden und dem Apollo selbst wie ihrem Chorführer gehorchen.

289. Diese scheinbar willkührliche Verkehrung der Begriffe ist am auffallendsten bei der Eris, der streitsüchtigen Göttin, welche durch Hesiod selbst schon zur Göttin des edlen Wettstreits erhoben worden ist. Bei Homer ist sie schon in die Gemeinschaft der höheren Götter eingetreten und folgt nicht blos dem Ares, sondern selbst der Athene und dem Apol-

lo. Die Kunst hat sie vorzugsweise in diesem Sinne zur Darstellung gebracht und auf Vasengemälden, die die griechische Jugend in den Spielen und Uebungen der Palästra wetteifernd darstellen, kommt sie öfter als eine geflügelte, rasch dahin eilende, den Ehrgeiz anfeuernde Jungfrau vor.

290. Am furchtbarsten offenbart sich ihr Charakter bei der Schmach, die ihr widerfahren, als sie allein nicht zur Hochzeitsfeier des Peleus und der Thetis geladen worden war. Dies hat die bildende Kunst treffend versinnlicht, indem sie den ungeladenen Gast durch einen kleinen Liebesgott von dem Göttergelage hinwegtreiben läfst. Ein schöner Sarkophag der Villa Albani stellt das denkwürdige Ereignifs mit bewundernswürdigem Humor dar. Eros schiebt die Widerspenstige fort, welche zwar bereits abgewandt steht, aber mit bleiernen Tritten sich noch im Weggehn starrsinnig entgegenstämmt. Das äufsere Ansehn der Göttin läfst nicht auf einen so wüsten Charakter schliefsen. Man würde sie eher für eine der erhabenen Gestalten des Olympos nehmen, wie es denn auch wirklich nicht an Archäologen gefehlt hat, die sie für eine Aphrodite haben erklären wollen. Dieses Beispiel kann uns zeigen, dafs in der bildenden Kunst nicht weniger als bei den mythologischen Begriffsreihen alles auf den Zusammenhang und die Wendungen ankommt, welche die einzelnen Gedanken erhalten haben. Eine gemeinen Sinnen kaum bemerkbare Verstellung der Motive kann zur Folge haben, dafs dieselben Gestalten eine grundverschiedene Geltung erhalten.

291. Unter den Kindern der Nacht tritt uns mit bedeutungsvoller Symbolik noch die Nemesis entgegen, deren stetes, aber furchtbares Walten das Rad vergegenwärtigt, welches mitten in dem endlosen Wechsel seines Kreisens immer wieder auf denselben Punkt zurückkehrt und insofern der faſslichste und vollgültigste Ausdruck der alles prüfenden Gerechtigkeit ist. Sie ist es in der That, welche jedes Ereigniſs in seine Uranfänge zurückleitet und oft unvermuthet und wider alles Erwarten Umgestaltungen des Geschicks herbeiführt, von denen Niemand auſser ihr ahnen konnte, daſs aus solchem Samen nothwendig gerade solche Früchte erwachsen muſsten. Weltmächte dieser Art bedürfen nicht gerade einer leibhaftigen Vertretung. Das Symbol für sich genügt und wird deshalb auch häufig an andere Gestalten gleichsam zu Lehn gegeben. Sowie wir nun die eine der Moeren durch die Attribute der Tyche haben zu einer groſsartigen Geltung gelangen sehen, so gewinnt auch Atropos, die Verwahrerin unabänderlicher Schicksalsbeschlüsse, eine höhere Bedeutung, indem sie mit dem Symbol der Nemesis in Berührung tritt. Würde sie ohne dasselbe bei der Sterbescene des in der Fülle der Kraft dahin welkenden Meleager erscheinen, so würde sie selbst als ein starrer Begriff auftreten, die tiefsinnige Sage aber mit einem zwar grellen, doch jede Gesammtwirkung zerstörenden Schlaglicht beleuchten. Indem sie aber ihren Fuſs auf das Rad der Nemesis aufsetzt, gibt sie sich als die treue Verwalterin einer höheren Weltordnung kund, der zufolge das

Schicksal eines Menschen nicht blos ein Geschenk der Tyche, sondern auch ein Ergebniſs des menschlichen Charakters ist, wobei nur das Eine zu berücksichtigen ist, daſs in solcher Auffassung nicht blos das Verdienst des Einzelnen, sondern der Geist, welcher in ganzen Geschlechtern lebt, in Frage kommt. Ganze Familien treten der Nemesis wie ein einziges Individuum entgegen.

292. Die Nemesis überwacht die Fruchtnarbe, welche nicht blos jedes Erzeugniſs der Pflanzenwelt, sondern auch alle sinnbegabte Wesen an die Abhängigkeit mahnt, in welcher ein jedes zu seiner Mutter steht. Wer derselben vergiſst und die Grenzen der Demuth überschreitet, wird zuerst daran erinnert, dann aber, wenn solche Fingerzeige nutzlos bleiben, auch wohl mit tragischem Miſsgeschick heimgesucht und erniedrigt. Auch die Gestalten der Mythologie erkennen dieses Weltgesetz, das umfangreiche Walten der Nemesis an und die schönsten und herrlichsten Bildungen sehen wir auf diesen Punkt in ähnlicher Weise niederschauen wie den Pfau auf seine Füſse.

293. Am herrlichsten offenbart sich dies an der anmuthreichsten und liebreichsten aller Gestalten der Mythologie, an der Aphrodite, welche mit ihren Lebenswurzeln in die Grauenzeit des groſsen Bruchs zwischen dem Himmel und der Erde, in den tragischen Conflict, in welchen die Gaea mit ihrem eigenen Gatten, dem Uranos, gerathen war, mitten hineinreicht. Sie wird als das unmittelbare Ergebniſs jener Schandthat geschildert und wir sehen sie aus Meeresschaum

wie den Schmetterling aus mumienhafter Chrysallide hehr und lieblich auftauchen. Diese Gestalt ist der höchste Triumph jenes Vorgangs der Wandelung, welchen wir bereits an mehreren Ausgeburten der Nacht zu bewundern Gelegenheit gehabt haben. Die Wundenmale des Chaos, wie ich die Theile nennen möchte, mit denen die Natur alle Wesen der Thierwelt gekennzeichnet hat, das Urhäſsliche, den Gegenstand der Schamhaftigkeit aller edleren Geschöpfe sehen wir zum Keim der glorreichsten Bildung werden, ja zur Krone der Schöpfung. Aphrodite wird zur allbeglückenden, alle Leidenschaften bändigenden, friedreich versöhnenden, groſsen Göttin. Obwohl ein Erzeugniſs der Urzeit, steht sie da als das Bild ewiger Jugend, unvergänglichen Liebreizes und unerschöpflicher Wonnen.

294. Aphrodite ist die verkörperte Idee der Fülle alles irdischen Daseins. Sie waltet in dem nicht eben ausgedehnten, aber an Ereignissen und Erlebnissen um so reicheren Zeitraum, welcher zwischen der Entfaltung des ersten Keimes und der stolz prangenden Blüthe ausgebreitet liegt. Ihr Wesen ist himmlischer Art, alles irdische Dasein aber ist ihr übergeben, nicht um es mit Liebesleidenschaft zu vergiften, sondern um es mit Sehnsucht nach einer höheren Existenz zu erfüllen und es durch einen Läuterungsprozeſs für die Aufnahme in dieselbe fähig zu machen. Um von der Kernnatur der Göttin seliger Liebesgemeinschaft einen richtigen und einen würdigen Begriff zu gewinnen, müssen wir uns bei Auffassung ihrer tiefsinnigen Züge

des allergröfsten Ernstes befleifsigen und die Sprache verstehen zu lernen suchen, in welcher ihre Geheimnisse niedergelegt sind. Diese sind nicht etwa frivoler Art, sondern im Gegentheil von so zarter und edler Natur, dafs es eines geübten Blickes bedarf, um die feinen Fäden zu unterscheiden, die das Gewebe ihrer Seele bilden. Hier, wo es uns nur darauf ankommt, ihr den Platz zu sichern, welchen sie im Universum einnimmt, können wir auf ihre Charakterschilderung nicht weiter eingehen, sondern es mufs uns genügen, auf ihr wunderbarlich geartetes Wesen im Allgemeinen aufmerksam zu machen. Später werden wir sie in dem Olymp selbst auftreten und mit unwiderstehlicher Macht walten sehen. Mancher Zug ihrer schönen, reichen Seele wird dabei offenbar werden und aus dem Zusammenhang wird uns so vieles klar und deutlich entgegentreten, was in vereinzelter Schilderung kaum verständlich gemacht werden könnte.

295. Der Begriff der meergeborenen Göttin mufs bei der Aphrodite allezeit festgehalten werden. Deshalb ist ihr die Myrte heilig, welche an den öden Felsenufern des Meeres selbst da noch still prangend steht, wo keine andere Pflanzenart mehr fortkommt. Der sanfte Balsamhauch, welcher diesem Strauch kaum vernehmbar entströmt, ist ein sinnvolles Gleichnifs echter Liebesregung, welche weniger ihre Gefühle den Lüften preisgibt wie eine rasch erschlossene, aber auch ebenso rasch verwelkende Blume, sondern bescheiden in sich selbst verschliefst, was doch so

mächtig aus dem Herzen hervordrängt. Aber es ist ihr auch die Rose geweiht, die Königin der Blumen, mit welcher die Nachtigall in Liebe verfällt und um süſse Lieder ihren lieblichen Duft eintauscht. Tauben, die ohne Falsch sind, aber von unendlichem Liebesverlangen erfüllt werden, umschwärmen ihre Heiligthümer. Schwalben verkündigen das Herannahen des Frühlingswonnemonds. Aber auch die Schildkröte ist ihr als Symbol häuslicher Treue zugetheilt. Ihre Symbole wechseln von Ort zu Ort, indem jede Völkerschaft aus ihrer Umgebung immer diejenigen gewählt hat, welche an ihr beglückendes Walten am deutlichsten erinnern.

296. Sie wird in den Olymp mit aufgenommen, es ist aber dabei wohl zu beachten, daſs sie nicht aus demselben hervorgegangen ist. Zwar wird Dione als ihre Mutter genannt, allein das ist wohl so zu verstehen, daſs diese ihr als Pflege- oder Adoptivmutter zuertheilt worden ist, als Zeus sie an Kindesstatt angenommen hat. Wir brauchen deshalb nicht einen besonderen Mythus anzunehmen, der diesen Zug der Sage besonders ausgeführt habe, sondern die Angabe, daſs sie die Tochter der Dione sei, genügt. Wir dürfen uns dabei nur erinnern, daſs Dione mit der Plexaure und Galaxaure zusammengenannt wurde und daſs diese drei Okeaniden die Ankunft der Aphrodite gleichsam verkünden. Denn wenn in der Sprache der Mythologie ein Wesen als Tochter einer Göttin oder Heroine aufgeführt wird, so ist damit keineswegs immer gemeint, daſs diese sie wirklich unter dem

Herzen getragen und geboren habe, sondern sehr häufig handelt es sich dabei nur um eine Verknüpfung mit bedeutsamen Namen oder um die Aufnahme in einen Familienverband, was beides hier der Fall zu sein scheint. Die lieblich milden Frühlingslüfte der Galaxaure, mit denen diese, so zu sagen, die noch zarten Pflanzentriebe aufsäugt, bilden im Gegensatz zu dem Rauschen des Sturmes und der bald als Zeusgemahlin verklärten Dione einen Dreiverein, welchem allein die Aphrodite zur Pflege anvertraut werden durfte.

297. Während die Poesie den Charakter der Aphrodite eher verhüllt, manchmal sogar verdächtigt hat, tritt er uns aus den Kunstwerken in seiner ganzen angeborenen Herrlichkeit und Fülle entgegen. Der vollendetste Künstler des Alterthums, Praxiteles, hat ihr Ideal ausgebildet. Zahlreiche Wiederholungen des berühmten Standbilds von Knidos lassen uns ahnend begreifen, welche Tiefen des menschlichen, ja des weiblichen Herzens sich in dieser Gestalt offenbart haben mögen. Er hat sie in dem Augenblick gebildet, in welchem sie das letzte Stück ihres Gewandes abzulegen im Begriff ist und nun in ihrer ganzen Wehrlosigkeit dasteht. Sie schaut um sich, und als ob sie sich einem neugierigen Belauscher gegenüber befände, gedenkt sie nicht der Pracht ihres Götterleibes, der Fülle der Jugend, ihres unwiderstehlichen Liebreizes, sondern des Gegenstands ihrer Schamhaftigkeit, flehentlich bittend, ihrer Schwäche zu schonen, und, als wäre sie die ärmste und hülfloseste aller Erd-

geborenen, Mitleid weckend mit süſsen Blicken, die ein sanftes Naſs überschleiert. Und in diesem Act der aufrichtigsten Demuth und tiefsten Erniedrigung feiert ihre Göttermacht den herrlichsten aller Triumphe. Es tritt uns jene Keuschheit in ihr entgegen, der selbst das Laster nichts anzuhaben vermag.

298. Die Alten sind nicht mit einem Male zu der Höhe dieses Götterideals emporgedrungen. Es hat dazu der Zeit bedurft und gewisser Erlebnisse, welche eine ganze Nazion ebensowohl wie der einzelne Mensch hinter sich haben muſs, um die höchsten Wahrheiten fassen zu können. Die Aphrodite des Praxiteles ist nicht die Liebe der ersten Jugendlust, sondern muſs eher der ernsten, aber auch nachhaltigeren Leidenschaft des reiferen Alters verglichen werden. Auf dieser Stufe des Lebens werden die Gefühle zarter und edler, während das erste Erwachen der Liebessehnsucht eher etwas Sprödes und Unvermitteltes behält. Zwar ist es sieghaft und stolzprangend, aber häufig gebieterisch und eigenwillig. Diesen Moment scheint die Kunst vor Praxiteles vorzugsweise aufgegriffen zu haben. Die groſsartig ernste Aphrodite, welche von ihrem Fundort den Namen der Venus von Melos erhalten hat, scheint ein Werk aus der Schule des Phidias zu sein. Sie stellt die Göttin in der ganzen Kraft ihres Selbstgefühls dar, und zwar in dem Augenblick, wo sie sich in dem Schild des Ares spiegelt. Es gilt den gewaltigsten aller Siege und dem rauhen Kriegsgott gegenüber wurde Ernst weit mehr als das Spiel flüchtiger Reize verlangt. Den Spröden vermag nur

eine Spröde zu unterwerfen. Diese Statue bietet daher zur Praxitelischen Aphrodite den reinsten Gegensatz dar.

299. Aber auch die berühmte Venus der florentiner Tribune, welche nach den Medizeern genannt wird, steht mit dem keuschen, reinen Sinn des Praxitelischen Ideals in einem bemerkenswerthen Widerspruch. Beabsichtigte Wirkung des Liebreizes führt zur Eroberungssucht. Auf eine grobe Weise ist dieselbe zwar von der alten Kunst nie geschildert worden, allein wir lernen doch vor diesem Werk einer überfeinen, künstlich gesteigerten Sinnenlust den ungeheuren Abstand kennen, welcher zwischen den Aeuſserungen des reinsten und gesündesten Naturgefühls und jenen Erzeugnissen eines üppigen Hoflebens, an denen die Epoche der Diadochen fruchtbar gewesen sein muſs, mitten inne liegt. Dem modernen Geschmack sagt freilich die wohlgeschulte Eleganz einer athenischen Hetäre weit mehr zu als der erhabene, so edle Ausdruck einer Göttin, die durch diese Abbilder einer entarteten Zeit ohne ihr Verschulden um den guten Ruf gekommen ist, welcher unantastbar sein sollte. — Die zahlreichen Venusstatuen lassen uns die Geschichte des sittlichen Lebens bei den Griechen ziemlich in alle Schattirungen hinein verfolgen. Es handelt sich dabei freilich um Unterschiede, die so fein sind, daſs sie nicht jedem Auge deutlich gemacht werden können. Wir würden auch unsere Ansicht über den sittlichen Gehalt der medizeischen Venus gern verschwiegen haben, nähme dieses Kunst-

werk den jugendlichen Sinn nicht allzu häufig gefangen und wären die durch sie hervorgerufenen unauslöschlichen Eindrücke nicht Ursache, daſs so wenige an den wahrhaft groſsartigen Eigenschaften dieses Göttercharakters, wie er sich in der capitolinischen Venus offenbart, Freude gewinnen lernen.

300. Die Aphrodite bezeichnet den Moment des Uebergangs von der unorganischen zu der organischen Natur. Mit ihr treten ganz neue Weltmächte in das Dasein. Dem Eros, dem allwaltenden Gott der Liebe, gesellt sich der Himeros, die Liebessehnsucht, bei und beide nehmen die neugeborene Göttin in die Mitte und geleiten sie nach den Küsten, an denen mit ihrer Ankunft ein vorher nie gekanntes Leben erwacht. Die griechische Sage offenbart bei der Schilderung des ungeheueren Vorgangs, dem die beseelte, sinnbegabte Natur ihr Entstehen verdankt, einen wunderbaren Tiefsinn. Wir, die wir gewohnt sind, gedankenlos an den Erscheinungen des Lebens vorüberzuwandeln, haben freilich keine Ahnung von dem grausamen Prozeſs, durch welchen der Urwelt die Unabhängigkeit abgerungen worden ist, welche die Bahnen der Freiheit und sittlicher Selbständigkeit eröffnet. Um uns von der Begründung dieses höheren Daseins einen Begriff zu verschaffen, müssen wir zurückkehren in die unabsehbaren Räume der Urzeit, welche wir Riesenkräfte, die an sich selbst festgebannt sind, haben durchwandeln sehen. Ueberall sind wir nur mit den unverrückbaren Satzungen fühlloser Nothwendigkeit in Berührung gekommen. Selbst Eros ver-

mochte nicht die Banden zu sprengen, in welche das Bewufstsein eingeschmiedet war. Er aber ist es, welcher die Gaea mit Lebensregungen erfüllt, die sie aller Genüsse und Ehren der Gegenwart vergessen machen und ihr den furchtbarsten aller Gedanken eingeben, das Verhältnifs zu lösen, welches Himmel und Erde untrennbar zu vereinigen schien. Wir können uns schwerlich je zu der Höhe der Bilder erheben, deren sich die Mythologie bedient, um diesen Bruch zu veranschaulichen. Uns darf genügen, daran zu erinnern, dafs mit dem Erscheinen der Aphrodite eine Vermannigfaltigung des Lebens eintritt, von der die unorganische Natur, von der der Erdkörper keine Spur wahrnehmen läfst. Aus einem einzigen Samenkorn spriefst ein Wald auf, ja noch mehr, ein einziges Menschenpaar genügt, von der ganzen weiten Erde Besitz zu nehmen. Den Begriff der Lösung von Kräften, welche, in hartes Metallgewand eingeschnürt, ewig zu schlummern bestimmt scheinen, haben wir bei der Betrachtung der chaotisch erschlossenen Weltsubstanz kennen gelernt, in der Pflanzenwelt stofsen wir bereits auf den Begriff selbständiger grenzenloser Entfaltung, Aphrodite bringt die Idee der Entwickelung eines Wesens an sich selbst und aus sich selbst in die Welt. An ihr selbst offenbart sich dieses Wunder zum ersten Male und in seiner ganzen Herrlichkeit. Indem sie die Wurzeln ihres eigenen Daseins in ihr Inneres aufnimmt, erfolgt jene Götterfreiheit, welche fortan auch dem Menschen gestattet, die Stelle zu verlassen, an welcher der edelste Baum fest einge-

wurzelt ist. Mit der Aphrodite beginnt das animalische Leben. Sie ist es, welche alle Creatur mit dem Verlangen nach endloser Selbstentwickelung erfüllt, welche sogar selbstsüchtige Wesen zur Selbstentäufserung forttreibt und sie in der Zukunft, wenn auch mit blindem Trieb, suchen läfst, was die Gegenwart nicht zu gewähren vermag. Ihr Bereich ist weit und grofs. Die Bahnen, welche sie die sterblichen Geschöpfe wandeln heifst, sind von endloser Ausdehnung. Sie führen durch die Wüsten sengender Leidenschaftlichkeit, durch Prüfungen und Gefahren hindurch, aber denjenigen, welcher ausharrt auf der mühevollen Wanderung, geleiten sie zu himmlischer Seligkeit. Denn ihr Ziel liegt bei der Selbstentäufserung in Demuth und Geduld. Von dem Gefühl eigener Unzulänglichkeit nimmt sie ihren Ausgang. Sie läfst den Menschen, ja selbst die Götter jene Leere inne werden, welche kein anderer Genufs, keine Freude, kein noch so hoher Beruf für sich allein auszufüllen vermag. Von den Regungen, welche die niedrigsten Geschöpfe von zwei Seiten her einander in die Arme treiben, bis zu jenen höchsten Manifestazionen himmlischen Liebesverlangens ist zwar ein Weg, dessen Länge man mit den Bahnen nie wiederkehrender Kometen kaum zu messen im Stande sein würde. Alle diese Triebe aber steuern auf ein Lebenscentrum hin. Aphrodite überwacht sie, reinigt sie, läutert sie. Sie ist die weithin herrschende Göttin, und wir werden fortan kaum irgend eine Verbindung antreffen, an welcher sie nicht den lebensvollsten Antheil hätte. Ihr werden nicht

blos alle Götter unterthänig, sondern wir werden sehen, dafs selbst die erhabenste Gemahlin des Zeus von ihr den Zauber des Liebreizes borgen mufs, wenn es gilt, den festen Sinn des Olymposbeherrschers zu bewältigen. Es ist der Gürtel der Anmuth, durch welchen jene rückhaltslose Hingebung, jenes demuthvolle Geständnifs eigener Ohnmacht, jener herzbewältigende, mitleidweckende Blick gemeint und symbolisirt ist, mit welchem wir sie in den vollendetsten Darstellungen ihres Götterideals getroffen haben. Dieses ist der Moment der Selbstvernichtung, in welchem sich die Verbindung zwischen Himmel und Erde auf dem Wege der Gnade wiederherstellt. Es ist der Moment der Versöhnung alles creatürlichen Lebens, der höchste und schönste Triumph der Weiblichkeit, der Wonnemoment, in welchem die schwächsten Wesen zu den mächtigsten werden und die letzten die ersten sind.

ZWEITES BUCH.

301. Kronos, der tückisch Verwegene, welcher mit Haſs gegen seinen Erzeuger geboren worden war, wird nach dem Sturz desselben zum Weltbeherrscher. Er, der das groſse Befreiungswerk vollführt hat, wird aber zu einem Tyrannen weit grausameren Sinnes, als selbst Uranos gewesen. Tiefsinnig brütend sucht er sich den Alleinbesitz der Gewalt, die er kühn an sich gerissen hat, fester noch zu versichern, als dies sein Vater gethan hatte. Zwar ist auch er vermählt und zeugt Söhne und Töchter, aber sie sind ihm ein Greuel. Er verschlingt sie in dem Moment ihrer Geburt, indem er auf diese Weise sie der Fürsorge der Mutter auf immer zu entreiſsen meint. Denn was mütterliche Gefühle vermögen, ist ihm aus eigener Erfahrung wohlbekannt. Die Schritte seiner Gemahlin überwacht er daher eifersüchtig, zumal ihm durch die Gaea und den Uranos der Schicksalsbeschluſs kund geworden war, dem zufolge er durch seinen eigenen Sohn gestürzt werden solle, trotz aller seiner Macht.

302. Kronos tritt uns bereits als ein vollendeter, plastisch und allseitig ausgebildeter Charakter entgegen. Bei ihm hat es daher nicht sowohl Sinn, zu fragen, was er bedeutet, als vielmehr, was und wer er

ist. Darauf antworten am vernehmbarsten und auf das genügendste die Kunstwerke, die ihn uns so leibhaft schildern, als sei er eine historische Person, die hienieden auf Erden gewandelt habe und deren Züge sich dem Gedächtnifs der Menschen fest eingeprägt hätten. So klar und deutlich, so ganz und gar vermenschlicht stand dieser Götterbegriff vor der Phantasie der Griechen. Wären uns diese Kunstdarstellungen nicht erhalten geblieben, so würden wir kaum im Stande sein, uns die Bedeutung dieser für die Geschicke der Welt so bedeutenden Persönlichkeit anschaulich zu vergegenwärtigen, wie denn auch diejenigen, für welche jene Bilder nicht existiren, sehr ungenügende, auch wohl ganz falsche Vorstellungen mit seinem Wesen zu verbinden pflegen. Wie sollte dies auch anders sein, da die zwar grofsartigen und scharf ausgeprägten Züge seines Charakters aus dem Mythus mit so wenigen Linien hervortreten, dafs tiefes Verständnifs der Sage vorausgesetzt wird, um sie auf die ganze Höhe ihres Werthes zu bringen?

303. Eine zwar fragmentirte, aber in den Haupttheilen hinreichend erhaltene Statue des vaticanischen Museums stellt den Gott finsteren Sinnes sitzend vor, das Haupt auf die linke Hand leicht aufgestützt und in ernstes Nachdenken versunken über das grofse Problem, wie er die Zeit zum Stillstehen bringen, wie er den Fortschritt ewig aufhalten solle. Diese Gemüthsverfassung eines von schweren Sorgen belasteten Tyrannen drückt sich auf den ernsten, durch grofsartige Einfachheit geadelten Zügen auf das klarste und deut-

lichste aus. Nach Art despotischer Alleinherrscher bezieht er die ganze Welt auf sich, ohne auch nur zu argwöhnen, daſs das Haupt auch um der Glieder willen da sei. Selbstsüchtige Gesinnungen sind ihm angeboren, das Leben hat sie durch den Erfolg seines kühnen Handelns mächtig ausgebildet. Sein finsterer Sinn ist keiner menschlichen Regung zugänglich. Ein undurchdringbarer Schleier verhüllt sein Hinterhaupt, die Stirn ist von herabwallenden Haarlocken überschattet. Blicken wir aber auf die edelen Formen des Antlitzes, so gewahren wir deutlich das Vorhandensein des reichsten Geisteslebens, welches in dieser Hülle wie das Leben des Königs der Bäume in harter, schwer zu erschlieſsender Kernfrucht verborgen liegt. Noch kann es nicht von sich selbst loskommen, bald aber werden wir es in üppiger, vielseitiger Entfaltung antreffen, sobald es seinen Kindern gestattet ist, an das Licht des Tages herauszutreten und alle die groſsartigen Charaktereigenschaften des Erzeugers der Reihe nach in vollgültiger Entwickelung zur Darstellung zu bringen. Denn obwohl die Idee eines kinderverzehrenden Gottes auch anderen Nazionen, namentlich des Orients, geläufig gewesen war, so tritt er doch hier gleich ganz hellenisch auf und darf mit keiner jener Erscheinungen vermischt werden.

304. Nicht weniger lebensvoll und scharfgezeichnet tritt uns aus den Kunstwerken der Charakter der Rhea entgegen. Er würde sich uns noch reiner offenbaren, wäre nicht diese Gestalt durch Vermischung mit analogen Götterbegriffen um einen Theil

ihrer Selbständigkeit gekommen. Indem man sie mit der phrygischen Göttermutter identifizirt hat, ist sie nach und nach zum hohlen Ideal abgeflacht und zum bloſsen Träger eines Wusts von mystischen Symbolen gemacht worden. Durch solche Begriffslegirungen, zu denen auch der Zeus Serapis gehört, wird der mythologische Gehalt der einfach gedachten griechischen Götterwesen allezeit bedeutend alterirt, und es setzt Erfahrung und gewiegte Formenkenntniſs voraus, um selbige Zwitterbildungen auf ihre wahren Bestandtheile zurückführen zu können. Der Anfänger muſs sich von diesen Idolen fern halten, theils um sich nicht mit irrigen, ungriechischen und wüsten Gedanken infiziren zu lassen, theils um sich nicht den Geschmack zu verderben. Denn die Darstellungen der Kunst und Poesie, welche in diesen Ideenkreis einschlagen, haben zuweilen etwas so Verführerisches, daſs nach dem Genusse derselben die gesunde einfache Geistesspeise echt hellenischer Weltanschauung nicht mehr zuzusagen pflegt.

305. Zum Glück besitzen wir aber von der Gemahlin des Kronos eine ziemlich reine und schöne statuarische Vorstellung. In der Villa Pamfili befindet sich in Strauchwerk halb versteckt und von einer dichten Moosrinde überschleiert eine Statue der Rhea, welche durch die groſsartige Einfachheit ihres Wesens an die besten Zeiten der griechischen Kunst erinnert, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daſs der dieser Darstellung zu Grunde liegende Gedanke von einem groſsen Meisterwerk abstammt. Die Göt-

tin thront auf einem Lehnsessel mit einer Würde und einem Anstand, welche den Begriff des Wankungslosen und ewig Festen unwillkührlich hervorrufen. Sie bietet zu ihrem Gemahl den schärfsten Gegensatz dar. Während dieser finster vor sich hinschaut und alle seine Gedanken an den einen Punkt der unmittelbaren Gegenwart fesselt, ja von der Idee des Unverrückbaren und Unwandelbaren dermafsen gefangen gehalten wird, dafs wir dieselbe bereits in Wahn und Aberwitz übergehen sehen, schaut Rhea festen Blicks und hoffnungsreich in die Zukunft hinaus. Dabei offenbart sich jene Grofsheit echten Muttergefühls, welches sich an dem werdenden Glück um so reiner erfreut, je weniger Aussicht auf die eigene Theilnahme an dem Genufs desselben vorhanden ist. Thronend erscheint sie auf der Erde festem Sitz, sie selbst aber kündigt sich als die Begründerin einer neuen Weltordnung durch die Thurmkrone an, welche ihr Haupt schmückt.

306. Dem Kronos gebiert sie drei Töchter und drei diesen entsprechende Söhne. Es ist nicht zufällig, dafs die weiblichen Götterwesen und unter diesen wiederum die Hestia allen anderen vorangestellt erscheinen. Denn die Begründung jener neuen Weltordnung geht wesentlich von den Frauen aus. Hestia, Demeter und Hera bilden eine Trias, welche den Begriff der veredelten Weiblichkeit allseitig und gründlich erschöpft. Obwohl sie vorerst nur als Möglichkeiten existiren, da Kronos sie gleich nach ihrer Geburt wie Gedanken, vor deren Verwirklichung ihm

selbst graust, in sein Inneres wieder verschliefst, so ist doch mit ihrem Erscheinen eine ganz neue Ordnung der Dinge eingeleitet. Es geht ihm damit wie mit Wünschen, die die Klugheit des Menschen zu unterdrücken sucht, die aber, wenn sie einmal in unserer Seele zu Worte gekommen sind, nicht eher ruhen, bis sie als Begehren selbständige Geltung erhalten und zuletzt als Verlangen sich nach der Aufsenwelt den Weg gebahnt haben. Sie in das Nichts zurückzubeschwören vermag selbst ein Gott nicht. Wir dürfen es daher nicht für eine leere Redeformel erachten, wenn die Mythologie von den Kindern der Rhea auch nach ihrer scheinbaren Vernichtung wie von wirklich vorhandenen Wesen spricht. Noch sind sie zwar nicht zu der Theilnahme an dem concreten Leben berufen. Sie haben nur ein Schattendasein, aber ihr Charakter ist bereits vollständig ausgeprägt. Von dem Augenblick an, wo Rhea sie geboren hat, ist Kronos nicht mehr frei. Zwar glaubt er noch seiner Gedanken Herr zu sein, zwar gestattet ihm das Geschick noch so viel Zeit, um diesen Wahn vollständig bei sich auszubilden und dadurch die Ereignisse zu zeitigen, allein nur so lange, bis die Potenzen, welche zur künftigen Weltregierung ausersehen sind, vollzählig vorhanden sind. Den drei Töchtern der Rhea treten eben so viel Söhne gegenüber und auch hier ist wiederum der jüngste dazu berufen, eine neue Aera in's Leben zu führen. Diesmal aber ist der Prozefs, dessen Ausgang die grofse That zur Folge hat, ein weit schwierigerer, und es werden daher viele Umstände erheischt, deren

wunderbar harmonisches Zusammentreffen den Uebergang in die geschichtliche Zeit möglich machen mufs.

307. Dieses Leben in der Idee, dieses Vorhandensein als Möglichkeit in dem Sinne, in welchem Christus von sich behauptet, dagewesen zu sein, bevor Abraham auf die Welt gekommen, findet sich in einem pompejanischen Wandgemälde, welches nach Schelling's tiefsinniger Auslegung die Hochzeit des Kronos und der Rhea darstellt, auf eine höchst geniale, echt griechische Weise angedeutet. Zu Füfsen des auf einem Felsabhang thronenden Gottes, welcher die bräutlich geschmückte Rhea an sich heranzieht, erscheinen drei kräftige Jünglingsgestalten, in wunderlieblicher Weise gruppirt, aber von so kleinen Dimensionen, dafs sie mit der Hauptdarstellung gar keine nähere Verbindung eingehen. Sie zeigen insofern einen rein symbolischen Charakter. Der eine derselben aber, welcher am höchsten thront, schaut nach der oben vorgehenden Handlung mit gespannter Aufmerksamkeit und ganz so empor, als wolle er den günstigen Augenblick wahrnehmen, in welchem auch er in das Leben kräftig einzugreifen habe. Nichts ist natürlicher, als in dieser durch Entschlossenheit und feinen Anstand hochgeadelten Gestalt den zukünftigen Beherrscher des Olympos, den noch jugendlichen Zeus zu erkennen, welcher zum Sturz auch dieser Weltherrschaft und zur Begründung einer neuen berufen und vom Schicksal ausersehen war. Einen etwas tieferen Sitz nimmt Poseidon ein, und der Umstand, dafs der dritte der Brüder nur von dem Rücken sichtbar ist

und die niedrigste Stelle in dem Gemälde einnimmt, macht es sehr wahrscheinlich, daſs auf diese bezeichnende Weise der zukünftige Herrscher der Unterwelt angedeutet sei.

308. Die Hochzeitsscene selbst ist für unsere Kenntniſs des Verhältnisses des Kronos zur Rhea von hoher Bedeutung. Noch erscheint er hier als der jugendlich entschlossene Gott, der rasch zur That schreitet und noch von keinen Argwohnsgedanken erfaſst ist. Ein Eichenkranz schmückt seine Stirn, ein Schleier wallt von dem Hinterhaupt auf die Schultern herab, in der Linken hält er nachlässig gefaſst den Scepterstab, den Goldfinger dieser Hand umschlieſst der Trauring. Er streckt die Rechte nach der ihm nahenden, gleichfalls durch den Ring symbolisch gefesselten Gemahlin aus und umfaſst ihren linken Arm halb stützend, halb begierig ergreifend, um sie an sich heranzuziehen. Mit diesem festen, sicheren Wesen des Kronos tritt die Götterbraut in einen bemerkenswerthen Gegensatz. Sie naht dem ihr von dem Schicksal bestimmten Gemahl zaghaft und schaut mit ernsten, aber groſsartigen Blicken aus dem Gemälde heraus. Es ist, als ob sie ahne, was ihr alles bevorstehe. Ihre Tritte lassen sichtliches Widerstreben wahrnehmen, obwohl sie von einer geflügelten Mädchengestalt, die ihr mit dem reichsten Wohlwollen zur Seite steht, geleitet werden. Sie unterstützt ihre Arme und führt sie so dem harrenden Gemahl zu, ganz wie die Brautjungfer nach griechischem Hochzeitsbrauch zu thun pflegte. Rhea ist prachtreich geschmückt. Ueber das

durch Stickereien vielgegliederte, die Gestalt grofsartig umschliefsende Gewand fällt in faltenreichen Massen der Schleier von dem Hinterhaupt über Schultern und Busen herab, in das Haar ist eine goldene Stirnkrone eingeflochten. Bergesklüfte, baumreiche Waldthäler bilden das Hochzeitsgemach. Auf einer Säule kauern drei Löwen, die Symbole der grofsen Göttermutter, mit der man die Rhea zu identifiziren pflegte, für die man sie gemeinhin ansprach. Flöten, Cymbeln und Tympanum, welche daselbst aufgehängt sind, erinnern an ihren orgiastischen Cultus, den wir bald darauf auch in der griechischen Sage von der Rettung des neugeborenen Zeus wieder antreffen werden. Kronos läfst in der ganzen Haltung, in dem Gesammtausdruck seines Wesens Leidenschaft wahrnehmen, aber keine Spur von Liebe.

309. Es ist höchst bedeutungsvoll, dafs Hestia als die älteste Tochter dieser Götterehe genannt wird. Beider Eltern Sinn und Charakter sind in ihr zu einer so gleichmäfsigen Verbindung zusammengetreten, dafs man nicht zu sagen vermag, ob sie mehr dem Vater oder der Mutter gleiche. Von dieser imposanten Gestalt würden wir eine nur sehr unvollkommene Vorstellung gewinnen können, wenn wir ausschliefslich auf das beschränkt wären, was die Schriftsteller von ihr melden. Zum Glück haben wir gerade von ihr eine Marmorstatue, welche das vollendetste Götteridol darbietet, das wir aus dem Alterthum erhalten haben, indem dasselbe zu den wenigen statuarischen Denkmälern gehört, welche nicht blos von poeti-

schem, sondern auch von religiösem Gefühl erfüllt sind. Es ist dies die berühmte Statue des Palastes Giustiniani, ein Werk griechischen Meifsels und primitiven, gleichwohl aber vollendeten Kunstvortrags. Sie tritt uns ernst und hehr entgegen. Ihr einfaches Gewand gleitet in grofsartigen Massen über die Füfse herab, von denen keine Spur zum Vorschein kommt. Hinterhaupt und Schultern sind mit einem Schleier verhüllt, welcher jeden sinnlichen Reiz keusch verbirgt. Schmucklos fällt auch das unbeschnittene und nicht gescheitelte Haar in die Stirn herab. Die Göttin zeigt in allem jenen Typus jungfräulicher Zurückgezogenheit, welche für das christliche Nonnenleben typisch geblieben ist. Um so reiner und voller tritt die Wirkung des weiblichen Seelenadels vor. Nur ein einziger Gedanke belebt und erfüllt die ganze Gestalt. Es ist die Idee häuslicher Stetigkeit, welche durch den heimischen Herd und durch das reine, nimmer verlöschende Feuer symbolisirt ward. Gelassen und mit grofsartiger Ruhe setzt sie die eine Hand in die Seite ein und deutet mit der anderen gen Himmel, dem wahren Mittelpunkt alles Erdenglücks. Der Ausdruck ihrer Züge ist gedrängt gesammelt, fast finster, dennoch aber unendlicher Milde voll. In dieser Göttin tritt uns die ganze Macht des weiblichen Bewufstseins in ihrer Fülle entgegen. Alle Elemente desselben sind vorhanden, aber sie sind wie in der Rosenknospe verschlossen und können daher nur durch ahnungsreiche Betrachtung zu Kraft und Wirkung gelangen. Dazu bedarf es nicht blos der Zeit, son-

dern auch der Rückwirkung von Erfahrungen, die erst in späteren Lebensstadien gewonnen werden können. Erst wenn wir mit ihren nachgeborenen Schwestern Bekanntschaft gemacht haben werden, sind wir im Stande zu entdecken, was alles in diesem compacten Charakter verborgen liegt. Durch das Hervortreten desselben als bloſse Möglichkeit ist schon zu einer ganz neuen Weltordnung der Grund gelegt. Das Prinzip der Sittlichkeit ist mit ihr in's Leben getreten; das des rohen und unvermittelten Egoismus ist getilgt. Hestia ist wesentlich der Ausdruck des Gesetzes und Pflichtgefühls, vor dem jede selbstische Empfindung, jeder unlautere Wunsch verstummen muſs. Sie tritt insofern mit beiden Eltern in einen scharfen Gegensatz, indem ihr der selbstsüchtig starre Sinn des Kronos ebensowohl wie die einseitig leidenschaftliche Kindesliebe der Rhea durchaus fremd ist. In ihr finden beide Richtungen des Menschengeistes einen gemeinsamen Einigungs- und versöhnenden Ruhepunkt. Zum ersten Mal sehen wir durch sie und in ihr das Bewuſstsein zu einem gewissen inneren Frieden gelangen, der freilich noch keine dauernde und vollkommene Erlösung von den Qualen des Daseins bietet, aber doch alle Widersprüche desselben an einen gemeinsamen Mittelpunkt fesselt und das Auseinandergehen bis zur völligen Auflösung verhindert.

310. Hestia ist wesentlich als Jungfrau zu denken. In diesem Begriff gehen alle ihre Beziehungen auf. Ihr ist der Feuerherd jeder Wohnung, ja der

häusliche Mittelpunkt des ganzen Staats, das Prytaneion, und in gleichem Sinne der des Götterstaats oder des Olympos heilig und zur Verwaltung anvertraut. Sie weilt in stiller und bescheidener Zurückgezogenheit, ihr Jungfrauengemach ist unzugänglich. Selbst bildlich erscheint sie seltener als jede andere Gottheit. Das Symbol reinen Himmelsfeuers, welches, wenn es erloschen war, nur dem Blitz oder durch Brennspiegel der Sonne entnommen werden durfte, genügte in der Mehrzahl der Fälle, ihr keusches Walten zu vergegenwärtigen. In dem Maaſs aber, in welchem ihre Bilder selten sind, ist ihre Verehrung häufig. Sie hatte in jedem Tempel den Ehrenplatz insofern inne, als bei allen Brandopfern ihrer zuerst gedacht wurde. Gerade deshalb aber hat sie verhältniſsmäſsig nur wenige selbständige Heiligthümer. Diese aber, wo sie vorkommen, bilden den sittlichen Mittelpunkt des ganzen Staats.

311. Man würde weit von dem ursprünglichen Begriff abgeleitet werden, wollte man die Hestia für eine Personificazion des Centralfeuers nehmen. Dieses ist ihr Symbol, aber ihr Wesen macht es so wenig aus, daſs man umgekehrt eher behaupten darf, sie sei der reine und zwar ideale Gegensatz desselben. Denn dem Makrokosmos des Weltsystems gegenüber begründet sie zuerst den Mikrokosmos des sittlichen Daseins. Durch sie gewinnt der Mensch einen festen Wohnsitz, an welchen sich alle Banden des Familien- und Staatslebens anheften. Die Idee des Gemeinwesens, welches in gemeinsamer Gottesverehrung culminirt, tritt mit ihr

in's Leben. Am herrlichsten aber tritt das echt Menschliche ihres Wesens in dem Schutz hervor, welchen sie denjenigen gewährt, die sich an ihren heiligen Feuerherd flüchten und um denselben flehend bitten.

312. Wasser, Oel und Wein, die junge Saat, von den Früchten die Erstlinge und einjährige Kuhkälber waren ihr bei den verschiedenen Opfern heilig. Ihre Priesterinnen sammelten von dem siebenten bis zum vierzehnten Mai Aehren ein, die aber nimmer wieder keimen durften. Sie rösteten sie selbst, zerstampften sie im Mörser, — die älteste Weise des Mahlens, — und brachten sie auch wohl auf die Mühle. Daher ist ihr der Esel heilig als dasjenige Thier, welches vorzugsweise dazu verwandt wurde, den schwerlastenden Mühlstein über das Fruchtkorn zermalmend hinzuwälzen. Denn die Vestalinnen waren damit beauftragt, dreimal im Jahr feierlich den Opferschrot zu bereiten, an den Lupercalien, dem Schäferfest, welches den 15. Februar der Fruchtbarkeit des Frühlings zu Ehren gefeiert wurde, an dem Fest der Göttin selbst und am 13. September, welcher in die Zeit der Ernte fällt. Und die Körner, welche man dazu benutzte, waren eben jene im Mai gepflückten Erstlingsähren. Denn um diese Zeit beginnt im Süden das Korn bereits zu reifen. An dem Festtag vom 8. Junius erschienen die Esel sinnvoll geschmückt. Kleine Brode, auf Schnüre gereiht, bildeten ihre Halsbänder, auch waren sie bekränzt, was den von uns angedeuteten symbolischen Bezug dieses Thieres zu dem Wesen der Göttin beweisen und erläutern kann. Diese schwer ge-

plagten Thiere hatten an diesem Fest Rasttag. — Von den der Göttin dargebrachten Opfern durfte nichts mit nach Hause genommen werden, was offenbar einen ähnlichen Sinn hat wie das Rösten des Saatkorns. Jede Rückkehr in's Leben war damit für immer abgeschnitten. Von einer analogen Bedeutung ist es, daſs das in Krügen aufgefangene, zum Dienst der Göttin bestimmte Wasser nicht wieder mit der Erde in Berührung kommen durfte, weshalb die dafür gebräuchlichen Krüge fuſslos waren und daher nicht auf den Boden gesetzt werden konnten.

313. Es gibt gewisse Symbole, die keiner Nazion besonders angehören. Zu diesen muſs das Bild der ewigen Lampe gezählt werden, dessen sich Christus in der so schönen, an den lieblichsten wie an den furchtbarsten Contrasten reichen Sage von den klugen und den thörichten Jungfrauen ebensowohl bedient, wie die Römer, welche der Vesta auf Münztypen eine Lampe in die Hand geben. Dieses Emblem genügt, das nimmer verlöschende Feuer anzudeuten, welches die Göttin auf ihrem heiligen Herd schürt. Der Begriff der Reinheit ist bei allem, was ihren Dienst angeht, so wesentlich, daſs jedes ihrer Symbole, jeder der ihr geheiligten Gebräuche zunächst auf diesen Bezug hin in's Auge gefaſst werden muſs. So wurde, um nur ein Beispiel unter vielen auszuwählen, zur Lustrazion in ihrem Dienst flieſsendes Wasser verlangt, welches aber nicht durch Röhren geleitet worden war. Bei der groſsen Tempelreinigung am 16. Junius, welche acht Tage nach den Vestalien fiel, die man als

das Sommererntefest und als Sonnenwendenfeier fassen darf, wurde der Staub in die Tiber geworfen.

314. Obwohl der Dienst der Hestia auch in Griechenland an einzelnen Orten, wie in Hermione, zu einer selbständigen Entfaltung gelangt war, so hat er seine welthistorische Bedeutung doch erst in Rom und zwar, wie die Sage bezugreich berichtet, durch Numa erhalten. Dieser ist der mythische Begründer jenes gehaltvollen, nicht auf Verflachung des Nazionalgefühls beruhenden Weltbürgerthums, welches nachmals Rom zum Mittelpunkt der ganzen Welt erhoben hat. Familien- und Staatswohl sind durch ihn zuerst zu jener das ganze Glück der Menschheit umfassenden Geltung gelangt, welche der Idee der Republik ein so feierliches Ansehn gesichert hat, daſs sie nach Jahrtausenden noch das Zauberwort des politischen Aberglaubens darbietet. Nur pflegen leider diejenigen, welche von dieser Staatsform alles verhoffen, gemeinhin zu vergessen, daſs sie ohne den Mittelpunkt, welchen das Heiligthum der Vesta bezeichnet, ohne das Herz, dessen nimmer rastende Thätigkeit durch ihren keuschen Dienst dargestellt war, zur Marionette wird, welche keiner selbständigen Lebensregung fähig ist.

315. Das Leben und der Charakter der Vesta stellt sich uns in den reinen Sitten der ihr geweihten Jungfrauen in einer sehr reichen Entfaltung dar. Nur ist das, was bei der Göttin Natur und ewiges Wesen ist, hier durch die Strenge des Gesetzes gesichert. Sie hatten das heilige Feuer zu unterhalten und in allen ihren Verrichtungen das Bild echter, unverbrüchlicher

Häuslichkeit darzustellen. Die Idee dieser beruht wesentlich auf dem Begriff des Ungetheilten und Untheilbaren, den wir ganze Nazionen, wie Aegypter und Chinesen, Jahrhunderte lang in strenger Absonderung von jeder fremden Gemeinschaft aufrecht erhalten sehen. Die Jungfrau vergegenwärtigt die Idee häuslicher Abgeschlossenheit, jener compacten Einigung aller Familienglieder, in welcher diese wie die Blätter der Centifolienrose in der Knospe trennungslos bei einander liegen. Der römische Tiefsinn, welcher sich in der Handhabung der auf das praktische Leben bezüglichen Gebräuche allezeit wunderbar tactvoll zeigt, hat diese innige Verbindung aller Familienglieder unter einander und der Geschlechter im Staatsverband auf das nachdrücklichste hervorzuheben und durch die unverbrüchlichsten Religionssatzungen zur Anerkennung zu bringen gesucht. Der ganze Staat erkannte noch in späten Zeiten den gemeinsamen Mittelpunkt an, welchen alle mit dem römischen Bürgerthum beehrten Fremden in dieser Art der Gottesverehrung besafsen. Ihr wird es vorzugsweise verdankt, dafs das Verhältnifs der Freigelassenen zu den Familien, in deren Schoofse sie aufgewachsen waren, ganz das von Kindern zu einem gemeinsamen Feuerheerd war und da, wo alte Sitte nicht verwischt worden ist, bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

316. Die zweite Tochter der Rhea ist Demeter. Diese bildet zu der Hestia den schärfsten Gegensatz, der sich denken läfst. Denn sie ist vorzugsweise als Mutter zu denken, wie der Theil ihres Namens, wel-

cher verständlich ist, deutlich besagt. Während Hestia in ihrem ganzen Thun und Wesen darauf bedacht ist, die individuelle Einheit ihrer eigenen Person, der Familie und des Staats, freilich in einem anderen und viel höheren Sinne als ihr Vater Kronos, eifersüchtig festzuhalten und zu überwachen, ist Demeter ganz Hingebung an die Zukunft. Alle ihre Empfindungen und Gefühle gehen in der Kinderliebe auf. Sie hat keinen anderen Gedanken, als das Wohl derer, die nach ihr kommen, zu fördern und zu pflegen. Der Charakter der Rhea tritt demnach in ihr veredelt und in der reichsten Entfaltung aus ihrem Leben hervor. Wir glauben diese zum andern Mal zu erblicken, in einem höheren Zusammenhang und durch die Leiden, welche wir werden über sie kommen sehen, verklärt.

317. Auch bei der Demeter müssen wir in Erinnerung bringen, was wir bei anderen Gottheiten ihrer Sphäre schon öfters anzudeuten Gelegenheit gehabt haben, daſs sie nemlich keineswegs blos als Personificazion der Saatfrucht und des Saatenlebens, etwa wohl auch des Getraidebau's gefaſst werden darf. Wer bei diesem Begriff stehen bleiben wollte, würde nur zu einer sehr verkümmerten Anschauung ihres so bedeutungsvollen Charakters gelangen können. Ihr Wesen umfaſst weit mehr. Die Welt, welche mit ihrem Erscheinen entsteht, ist nicht blos doppelt so groſs als die der Hestia, sondern verhält sich zu ihr wie die Mannigfaltigkeit unbegrenzter Fülle, die uns in dem ährengekrönten Halm im Gegensatz zu dem stillen, in sich beschlossen liegenden Saatkorn entgegentritt.

Dieses ist daher ihr Symbol, aber nicht ihr Leib. — Der hiermit angedeutete Unterschied ist für das Verständniſs der gesammten Mythologie von einer solchen Wichtigkeit, daſs er nicht scharf genug in's Auge gefaſst werden kann. Sollte es daher auch unsere Leser ermüden, ihn immer wieder in Erinnerung gebracht zu sehen, so müssen wir dennoch darauf zurückkommen, indem eine leise Verschiebung des Begriffs gerade an diesen Uebergangsstellen die gröſste Verwirrung verursachen und die Beschäftigung mit mythologischen Ideenreihen überhaupt zu einem müſsigen Spiel herabwürdigen könnte.

318. In der Demeter entfaltet sich das mütterliche Bewuſstsein. Zu seiner Vollendung vermag dieses nicht zu gelangen ohne schweres Leiden. Der Hochgenuſs der Freuden, den seine Entwickelung bietet, fällt mit dem tiefsten Weh, fällt mit dem Trennungsschmerz zusammen. In dem Leben der Tochter erhalten die Gefühle der Mutter ihre reichste Entfaltung. Alle ihre Wünsche drängen nach der Höhe des Daseins hin, zu der sie selbst emporgelangt ist. Aus eigener Erfahrung weiſs sie, daſs nur in dem ganzen und vollen Aufgeben ihrer selbst jene Wonne liegt, um welche sie alle Freuden der Jugend willig wieder hingeben würde. Um aber zu dieser Erfüllung des weiblichen Lebensberufs zu gelangen, muſs sie selbst noch eine Stufe erklimmen, welche zu dem Gipfelpunkt der Entsagung, welcher nur das Weib fähig ist, hinaufführt. Auf solchen Schmerz, auf diese Macht der Trauer war sie nicht vorbereitet, solche

Gefühle hat sie selbst früher nie gekannt. Die Mythologie schildert diese Katastrophe in der grofsartigsten Weise, indem sie dieselbe unter einem Bild darstellt, welches den Wendepunkt des gesammten Menschenlebens, ja alles Erdendaseins in mächtigen Contrasten vor Augen legt. Die Tochter wird ihr geraubt, entrückt, ja für immer entführt. Mit ihrem einzigen Kinde sind alle jene Hoffnungen dahin, die sich ihr in der reichsten Fülle dargestellt hatten. Die glücklichste aller Frauen ist zur schmerzensreichsten geworden. Und alles dies weifs die Mythologie zu den höchsten Tröstungen zu verwenden, die dem Sterblichen geboten werden können, wie wir seiner Zeit sehen werden. Hier haben wir nur den Kerngehalt des Charakters der Demeter in Schattenbildern, die auf ihre nachmaligen Schicksale hinweisen, andeuten können.

319. Sowie wir oben gesehen haben, dafs die jungfräuliche Abgeschlossenheit der Hestia durch die Erstlingsfrüchte der Saaten, ja durch Fruchtkörner, welche geröstet und zermalmt, und daher vor jedem Wiederaufkeimen für immer gesichert wurden, symbolisirt ward, so sahen die Alten umgekehrt in dem Jahresleben der Natur, in dem Keimen, Grünen, Blühen und Reifen der Saatfrucht das Gemüthsleben der mütterlichen Demeter abgespiegelt. Die lange Todesnacht des Winters, welche zwischen der Ernte und den ersten Frühlingsregungen des neu belebten Korns in der Mitte liegt, dient dabei trefflich dazu, die Oede zu schildern, in welche die von jedem Trost verlas-

sene Seele der allein zurückgebliebenen Mutter gerathen ist. Aehren und Fackeln bilden daher die ständigen Symbole der Demeter, denen sich häufig auch die Schlange beigesellt, als das lichthungrige, sonnensüchtige Thier, welches in der Zeit der Sonnenferne wie die Saatfrucht unter der Erde in tiefen Winterschlaf versenkt ruht.

320. Die hehre und dabei doch so liebfreundliche Erscheinung der Demeter kann uns am schicklichsten und ganz genügend ein pompejanisches Wandgemälde schildern, welches sie mit Kornähren bekränzt auf hohem Throne prangend darstellt. Sie hält in der Linken ein Aehrenbündel und eine hochauflodernde Fackel wird in ihrer Rechten zum Königsscepter. Sie ist von matronaler Würde umkleidet und der grofsartige Faltenwurf, welcher die mütterlich strotzenden Formen ihres Götterleibes eher hervorhebt als verschleiert, schildert uns in schönem und ausdrucksvollem Gleichnifs den Reichthum des weiblichen Herzens und jene erhabene Anmuth, zu welcher der weibliche Körper nur bei der Vollentwickelung aller in ihm verborgenen Elemente und auf der Höhe des Lebensberufs gelangt. Mit klaren, festen, aber gemüthreichen Blicken überschaut sie die zurückgelegten Lebensbahnen. Schmerz und Weh sind verklärt. Sie ist mit dem Dasein vollkommen ausgesöhnt. Zu Füfsen des Thrones steht einerseits ein Korb mit dem Ertrag der Jahresernte, gefüllt mit Aehren, andrerseits aber erblicken wir einen nackten Feldstein, auf welchem die Göttin freude- und hoff-

nungslos gesessen hatte, als tiefer Kummer ihr Gemüth umnachtet hielt. Es ist dies der berühmte Stein Agelastos, der Zeuge jener endlosen Trauer der Göttin gewesen ist, zu welcher kein Lächeln den Zugang zu finden vermochte.

321. Die Demeter ist durch ihre Erlebnisse mit des Daseins tiefsten Geheimnissen vertraut geworden. Sie hat nicht blos den Schmerz, sondern auch die höchsten Tröstungen kennen gelernt, welche die Natur zu bieten vermag. Kein Wunder daher, dafs sich das gequälte und in mannigfachen Irrungen umhergetriebene Bewufstsein des Heidenthums gerade an sie wandte, um jene Beruhigung und jenen Trost zu empfangen, den nur derjenige zu gewähren vermag, welcher selbst den Becher des Wehs geleert und die Fülle der Leiden kennen gelernt, ihre Wunderwirkung in eigenen Erfahrungen erprobt hat. Jede echte Tröstung ist einfach wie die gereifte Wahrheit. Ein Geheimnifs bleibt sie aber für denjenigen, welcher nicht auf dem Wege des Bedürfnisses, in dem Drang der Sehnsucht und mit der vollen Hingebung an ihre Wunderkraft in ihren Besitz gelangt ist. Die eleusinischen Geheimnisse der Demeter, deren Genufs die Alten und zwar die gröfsten Geister unter ihnen dem Vorgefühl himmlischer Freuden und absoluter Seligkeit vergleichen, haben sicherlich nichts enthalten, was man nicht aus den Händen der Natur unmittelbar auch erhalten könnte. Ihr Zauber aber bestand wesentlich in jener prüfenden Entfaltung der Seelenthätigkeiten und Gemüthskräfte, welche hier in ähnlicher

Weise methodisch geschult worden sind, wie die Körperkräfte in der Palästra. Auch das Gymnasium vermag dem Menschen nichts zu geben, was er nicht schon von Natur besitzt, aber weise Lehre entfaltet, was wie die Blüthe im Keim verborgen liegt. Die dramatische Wirkung, welche die Griechen den Erlebnissen des mütterlichen Bewuſstseins durch die Entfaltung des Mythos der Demeter zu sichern, und die Weise, wie sie diese Erfahrungen auf andere zu übertragen, ja zu vererben verstanden haben, hat diesem religiösen Institut eine welthistorische Bedeutung geliehen. Sich den Zauber dieses Bildungsprozesses zu vergegenwärtigen, ist ebenso unmöglich, wie es selbst dem genievollsten Künstler unmöglich sein würde, sich die Herrlichkeit der verlorenen und berühmtesten Werke des Phidias zu versinnlichen. Gewisse Erscheinungen kehren wie die Kometen unberechenbarer Bahnen nur einmal wieder.

322. Die dritte Tochter der Rhea ist Here. In ihr treten uns die Eigenschaften der Hestia und Demeter harmonisch verschmolzen entgegen. Sie vertritt die Rechte der Frauen, indem sie die Ehe begründet, in welcher die jungfräuliche Abgeschlossenheit der älteren Schwester mit der mütterlichen Hingebung der Demeter nicht blos zur Aussöhnung kommt, sondern sich wechselseitig durchdringt. Als rechtmäſsige Gemahlin des obersten Gottes, zu der sie vom Schicksal auserkoren war, bringt sie die Würde der Frauen auf die höchste Geltung und entwickelt eine Charakterkraft, vor der selbst Zeus bei

aller seiner Macht da, wo sie in ihrem Recht ist, erbebt.

323. Da sich das Glück und der Segen treuen ehelichen Bundes unmittelbar so wenig wie das Licht zur Darstellung bringen läſst, sondern ähnlich wie die Gesundheit erst dann fühlbar wird, wenn man derselben verlustig gegangen ist, so treten uns auch die hochherrlichen Charaktereigenschaften der Here weit mehr in verletzenden Contrasten als in jener über alle irdischen Conflicte erhabenen Ruhe entgegen, welche wir uns als von der Idee der Gottheit untrennbar zu denken pflegen. Die Homerischen Götter haben von den Erdenmenschen nicht blos Gestalt und Wesen, sondern auch alle Seelenthätigkeiten entlehnt. Sobald diese daher in Bewegung gerathen, treten dieselben Leidenschaften hervor wie bei den Menschen. Wir müssen uns dabei immer erinnern, daſs alle solche Verhältnisse nichts anders sind als die Constructionsformen einer Sprache, deren Ausdrücke nicht in Worten, sondern in Gestalten bestehen. Wir dürfen daher nicht bei dem einfachen, schlichten Sinn stehen bleiben, sondern müssen in den höheren der Metapher einzudringen suchen, welcher sich aus dem Zusammenhang ergibt. Sowie man sich aber nun an den der gemeinen Wirklichkeit entnommenen Zügen, die in den Gemälden des Raphael und selbst des Michael Angelo ganz so naiv wie im Leben selbst wiederkehren, freuen kann und darf, so ist es auch begreiflich, wie gar viele und bei weitem die meisten fast nur an den Dingen Interesse nehmen, die ihnen als ergötzlich

auch aufser solchem Zusammenhang entgegentreten. Dadurch aber ist es gekommen, dafs von der würdevollsten aller Göttinnen die unwürdigsten Begriffe in Umlauf gekommen sind und dafs wir von Kindheit auf gewöhnt werden, bei der Here nur an ihre leidenschaftliche Eifersucht und an andere Possen zu denken, deren sich das Genie des Homer mit der Allgewalt des Humors zu bemächtigen gewufst hat.

324. Here überragt alle anderen Göttergestalten durch sittlichen Ernst. Die Idee der Ehe als eines unveräufserlichen Rechtsverhältnisses hat sie bis zur Wurzel erfafst. Sie ist eiferig, aber keineswegs in eigenem Interesse, sondern weil der höchste Ausdruck des Sittengesetzes in ihr Fleisch und Blut geworden ist. Sie ist es daher, welche dem Zeus gegenüber die ewigen Rechte des Schicksals geltend machen, wenigstens in Erinnerung bringen mufs, als er in Gefahr war, sie zu übertreten. Mit welcher Zärtlichkeit, mit welcher Fülle der Liebe sie ihrem Ehegemahl ergeben war, sehen wir freilich nur in einzelnen Wonnemomenten durchblicken, die mit jenen olympischen Zank- und Streitscenen grofsartig contrastiren. Es setzt sittliche Tiefe voraus, das inmitten dieser Stürme unerschütterlich dastehende Grundverhältnifs des Zeus und der Here zu verstehen. Diejenigen, welche befähigt sein würden, dasselbe zu einer alle Elemente harmonisch befassenden Darstellung zu bringen, pflegen ihre Kräfte und Talente gewöhnlich für eine solche Arbeit als zu gut zu erachten. Gleichwohl offenbaren sich die Tiefen und das Vermögen des weiblichen

Gemüthes nirgends so naturwahr und bedeutsam wie in diesen Zügen der Sage. Freilich sind die Wendepunkte derselben häufig dem Blick eher entzogen als offenbart worden, und es setzt einen grofsen Reichthum an eigenen, tiefinnerlichen Erlebnissen voraus, die Idee überall zu ergreifen, welche allen jenen scheinbar scherzhaften Aeufserungen der Laune und leidenschaftlichen Eigenwillens zu Grunde liegt. Für uns ist es genug, zu wissen, dafs Here den Zeus nie aufgibt, dafs sie mitten in Zank und Hader untrennbar an ihm hängt, dafs sie selbst den unversöhnlichsten Conflicten gegenüber die Idee unlösbarer und unzerstörbarer Einigung nie aufgibt, dafs sie die Macht des Bandes, durch welches der Gatte und die Gattin zusammengejocht sind, auf das grofsartigste zur Anschauung bringt. Es zeigt sich bei der gröfsten und heftigsten Spannung unzersprengbar und erhebt den Ehekörper zur Bedeutung einer einfachen, keiner Theilung mehr fähigen Substanz.

325. Auch um von dem Charakter der Here einen würdigen Gesammtbegriff zu gewinnen, ist uns die bildende Kunst von dem wesentlichsten Nutzen, zumal wir gerade von dieser Göttin ganz vorzügliche Darstellungen besitzen. Die berühmteste derselben ist der Colossalkopf der Villa Ludovisi, ein Werk hoher Vollendung und glücklicher Erhaltung. Wenn wir uns unbefangen dem Eindruck hingeben, den die erhabene Anmuth dieser Züge auf jeden fühlenden Menschen hervorbringt, so überrascht uns zunächst jene wunderbare Verschmelzung von Jugend und

Fülle, von Blüthe und Reife, welche uns aus diesen Zügen entgegentritt. Sowie es himmlische Bildungen gibt, bei denen man in Zweifel sein kann, ob sie dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehören, so ist es in diesem Falle schwer zu sagen, ob wir die gereifte Jungfrau oder die bereits in die Rechte des Weibes eingetretene Götterkönigin vor uns haben. Blicken wir auf die Frische ihres ganzen Wesens, auf jene unbewufste Keckheit, die sich in jeder Lebensregung geltend macht, so werden wir an die schöne Sage erinnert, der zufolge die Here aus dem Bade der Quelle Kanathos jedes Jahr auf's Neue als Jungfrau hervorstieg; lassen wir dagegen den geistigen Ausdruck dieses Kunstwerks auf uns wirken, so fühlen wir uns unter dem widerstandslosen Einflufs jener mächtigen sittlichen Kraft, zu der die Menschenseele nur in dem vollendeten Weibe, in der durch ewige und unabänderliche Rechte geschützten und getragenen Ehefrau gelangt. Von der Höhe des Lebens schaut sie festen Blicks, aber ruhig und mild hernieder. Die sittliche Strenge, deren würdevolle Vertreterin sie ist, offenbart sich zunächst an ihr selber. Die Erfüllung des Natur- und des Sittengesetzes ist gemeinsam und in wechselseitiger Durchdringung an ihr und in ihr erfolgt. Alle Elemente des physischen Daseins sind in ihr zur Vollentwickelung gelangt. Sie prangt in einer Schönheit, die gleichzeitig der Ausdruck der edelsten Kraft ist. In ihr reich wucherndes Haar ist eine wollene Binde eingeflochten, welche zu beiden Seiten auf die Schultern herniederfällt. Eine halb-

mondförmige Krone erhebt sich über der schöngewölbten offenen Stirn und leiht dem Haupte den Anschein der Grofsheit auch in Rücksicht auf den Eindruck, welcher von der räumlichen Ausdehnung abhängig ist. Palmetten versinnlichen die Blumenpracht, mit welcher die Alten sich ihr Brautbett geschmückt dachten. Ihr Auge zeigt jene strotzende Kraft und Spiegelklarheit, welche Homer, nach einem für unser modernes Gefühl befremdenden Vergleich, durch das ständige Beiwort der stieräugigen bezeichnet. Diejenigen Theile, welche die Natur zum Schutz dieses edelsten aller Organe des animalischen Körperbau's geschaffen hat, erscheinen daher vorzugsweise stark entwickelt. Ihr fester Charakter aber offenbart sich mit besonderer Macht des Ausdrucks in den Zügen des Mundes, die so mannigfach belebt sind, dafs jede Muskelfaser zu selbständiger Thätigkeit gelangt zu sein scheint. Die Beredtsamkeit des Genie's, welche jedem Worte Flügel zu leihen vermag, offenbart sich in diesen Theilen, welche bei Menschen, die die Kraft der Rede durch Studium und Uebung haben erringen müssen, krampfhaft verzogen zu sein pflegen. Die Blüthenfülle dieses unvergleichbaren Götterantlitzes tritt ganz besonders in den breiten, nicht übernährten, und doch so reich entfalteten Formen des Kinns hervor, welche ein sehr charakteristisches Abzeichen der Lebensperiode des weiblichen Körperbau's darbieten. — Wenn es schwer wird, für die formelle Auffassung einer so erhabenen Schöne äufsere Haltpunkte zu gewinnen, und in dieser Beziehung

gerade das Umgekehrte von der Erscheinung stattfindet, welche die Homerische Here darbietet, die überall scharfe, bald schneidende, bald stechende Krystallformen zeigt, so ist dagegen die Gesammtwirkung des hier verkörperten Charakters eine um so harmonischere. Ihr gegenüber vergessen wir alle jene Vorurtheile, die den Charakter der Zeusgemahlin allen, selbst den in Poesie und Mythologie Erfahrenen so schwer geniefsbar machen. Wir fühlen uns nicht blos versöhnt mit der Idee der strengen Gebieterin, sondern diese tritt uns als letzter und höchster Ausdruck des Sittengesetzes, als Idee des Rechts und der Billigkeit verklärt entgegen. Denn Here, so befremdend ihr Götterwalten manchmal erscheint, ist von dem Gedanken der gleichmäfsig austheilenden Gerechtigkeit weit stetiger erfüllt, als dies selbst beim Zeus der Fall ist, der durch sein gnadenvolles Wesen zuweilen in Gefahr geräth, willkührig zu verfügen, was bei der Here, der das Gleichgewicht der Empfindungen angeboren ist, nie der Fall zu sein scheint.

326. Dieselbe Steigerung der Begriffe, welche wir in der Aufreihung dieser drei Gottheiten wahrgenommen haben, zeigt sich nun auch in ihren Symbolen. Der Hestia entsprach das Feuer, der Demeter die Saatfrucht und der Here ist die Gans heilig. Dieses Thier hat in Bezug auf die Ehegöttin offenbar keine andere Bedeutung als die des mütterlichen Brütens, welches vorzugsweise durch diesen Vogel vergegenwärtigt wird. Als ein an die Erde gebanntes, leicht zu zähmendes und daher häusliches Thier tritt

es mit dem Adler des Zeus in einen sinnvollen und beziehungsreichen Gegensatz. Dieser Gegensatz aber wird noch schärfer durch den Kuckuk hervorgehoben, in dessen Gestalt Zeus sich ihr beigesellt haben sollte. Die Abneigung dieses Vogels gegen das Ausbrüten seiner eigenen Eier ist bekannt und er erinnert daher auf eine zarte Weise an das Verhältnifs des Mannes zur Ehefrau, der der eine Theil der Mutterpflichten allein überlassen bleibt.

327. In späteren Zeiten, wo die prachtvolle Erscheinung der Himmelskönigin, namentlich in der Kunst, auch eine augenfällige und glanzreiche Symbolik verlangte, wurden diese älteren einfacheren Abzeichen der Ehegöttin durch den Pfau ersetzt, welcher als ein auch auf der Erde weilendes, dem Hühnergeschlecht angehöriges und daher zum Brüten besonders geeignetes Geflügel alle jene Eigenschaften eines treuen Hausthieres mit in sich begreift, dann aber durch seine Farbenpracht alle anderen Vögel weit überstrahlt, ganz wie dies mit der Himmelskönigin im Verhältnifs zu den übrigen Göttern der Fall ist.

328. Demeter zeigt uns die Idee der Fruchtbarkeit in einer niederen Daseinssphäre. Sie wird nicht blos durch den Körnerreichthum der Aehren hervorgehoben, sondern auch noch ganz besonders durch Mohnköpfe, welche mit ihren tausend und abertausend Samenkörnern das Bild unendlicher Mannigfaltigkeit darbieten, die, wenn man sich jedes dieser Körner als Pflanze wieder aufgehen und ebensoviel Mohnköpfe mit der gleichen Anzahl von Samenkör-

nern zeitigen denkt, das berühmte Beispiel der geometrischen Progression, auf welche der Erfinder des Schachspiels seine anscheinend so bescheidene, in der That aber riesenmäſsige Forderung stützte, weit überbietet. Weit überboten aber wird auch dieses Symbol durch das der Here, welcher der Granatapfel heilig ist. Diese samenreichste, wahrhaft königliche Baumfrucht führt uns den Begriff der Fruchtbarkeit in der höchsten Steigerung vor, deren er menschlichem Fassungsvermögen gegenüber überhaupt fähig ist. Denn wenn wir des Blüthenreichthums gedenken, mit welchem der Granatbaum im Frühling prangt, und uns dann erinnern, daſs jede dieser Blüthen eine jener wuchtvollen Früchte verkündet, deren zahllose Samenkörner von der Natur bestimmt sind, als ebensoviele neue Bäume mit der gleichen Anzahl samenreicher Früchte aufzugehen, wenn wir bedenken, daſs diese Fülle des Wuchers sich nicht blos jedes Jahr wiederholt, sondern mit dem Wachsthum des Baumes von Jahr zu Jahr sich mehrt, so erhalten wir ein Bild endloser Vervielfältigung, welches dem Aristophanischen so kühn klingenden Ausdruck des Meeressandmalmeeressands spottet. — So hoch haben die Alten den Kindersegen der Ehe angeschlagen. Dieser tritt nun zwar nicht in derartigen numerischen Gröſsen hervor, aber selbst diese können seinen intensiven Gehalt nicht ganz erschöpfend ausdrücken, da jeder einzelne Mensch möglicher Weise eine ganze Welt umschlieſst, wie wir ihn denn auch unter dem Schutz der Here als Ehegöttin in der Mythologie und selbst

bei echt historischer, wahrhaft concreter Anschauung mehr als einmal zur Nazion werden sehen. Zu dieser Höhe des Begriffs der Fruchtbarkeit werden wir bei folgerechter, der Natur entnommener Betrachtungsweise durch den Gedanken, welcher der Ehegöttin zu Grunde liegt, emporgeleitet.

329. Nach der Seite des weiblichen Bewufstseins hin waren mit der Geburt der Here alle Elemente, welche den Grundgehalt der Rhea bildeten, zu Tage gekommen. Trotz aller Kraft und Herrlichkeit aber, welche diese drei sich einander so wunderbar ergänzenden Gestalten offenbaren, waren sie nicht blos einzeln, sondern auch als ein Ganzes gedacht, aufser Stande, den Kreislauf zu durchbrechen, welcher, so lange Kronos herrschte, jeden Uebergang in die freie Entfaltung der Wirklichkeit, in die Geschichte unmöglich machte. Und doch sollte es der Bestimmung des Schicksals zufolge gerade dazu kommen. Das fortgesetzte Ringen des Weltgeistes, welcher mit unermüdlicher Beharrlichkeit nach dem endlichen Besitz der Freiheit strebt, offenbart sich nun in einer Reihe von ebenso vielen männlichen Götterwesen, die den bisher betrachteten genau entsprechen, aber mit Eigenschaften ausgerüstet sind, welche die Natur dem weiblichen Charakter versagt hat. Zu diesem Zweck aber mufs auch der Geist ganz so wie die Natur wieder zu den Anfängen zurückkehren, um einen Ausgangspunkt für eine neue Entwickelung zu gewinnen. Es ist selbst dem Genie, von dem die Mythologie und, da diese der Ausdruck

des Griechengeistes ist, der gesammte Hellenismus erfüllt ist, nicht beschieden, mit einem einzigen kühnen Wurf das Ziel zu erreichen, welches er mit solcher Leidenschaft verfolgt. Es bedarf dazu einer Reihe durch einander bedingter Erlebnisse, welche sich uns in den mythologischen Begriffen des Hades, des Poseidon und des Zeus darstellen.

330. Der Name des Hades scheint nach einer sehr feinen und tiefgreifenden Bemerkung Joh. Heinr. Vossens ursprünglich Chades gelautet zu haben und durch χανδάνω mit dem Chaos wurzelhaft in Verbindung zu stehen. Das ι in der Nebenform Aides und das ι subscriptum in Haides selbst würde demnach aus dem ν durch vocalische Umwandelung entstanden sein. Wir erlauben uns eine solche für diese Art des Vortrags sonst nicht geeignete Bemerkung blos deshalb, weil wir den falschen Begriff, welchen schon die Alten mit dem Namen des Gottes der Unterwelt verbanden, nemlich den des Unsichtbaren, vor allem beseitigt zu sehen wünschten. Wir erinnern daran, daſs einer der euphemistischen Namen, mit welchen die Griechen des Schattenfürsten zu gedenken liebten, ihn als den die Menge aufnehmenden Gott, als Polydektes bezeichnet. Solche unabhängig von etymologischen Grübeleien entstandene Namen sind für das richtige Verständniſs der dunkleren, der Urzeit angehörigen Formazionen besonders zu benutzen. In diesem Falle würde der Name Polydektes nichts anders als eine Umschreibung von Hades = Chades, dem fassenden, allumfassenden, alles verschlingenden Gott, darbieten.

331. Die Feststellung des Sinnes dieses Namens ist bei dieser Gottheit von gröfserem Belang als bei mancher anderen, welche durch ihre ganze Erscheinung sich genugsam ausspricht, da Hades zu denjenigen Götterbegriffen gehört, welche die Griechen eher umgangen als hervorgehoben haben, und zu denjenigen Gestalten der Mythologie, die die Sage eher verschleiert als in's Licht stellt. In der Poesie und in der bildenden Kunst erblicken wir ihn nur als eine flüchtige Erscheinung, welche häufig noch durch poetische Umkleidung ganz unkenntlich geworden ist. In dem grofsartigen Gemälde des griechischen Göttersystems haben die heiteren Gestalten des Olympos jenen mehr düsteren Erscheinungen der Nachtseite des Daseins allen Platz weggenommen. Dies ist eine Folge der rein künstlerischen Darstellungsweise der Mythologie.

332. Hades hat mit der Hestia nicht blos die stille Zurückgezogenheit gemein, sondern ist ihr auch darin ähnlich, dafs er seinem Wesen nach jeder Hingebung an ein höheres Prinzip abhold ist. Während aber bei seiner älteren Schwester alles nur auf das Zusammenhalten des zu frischem Leben Geborenen hinstrebt, äufsert sich bei ihm diese Centripetalkraft vielmehr in einer unwiderstehlichen Neigung, das Entstandene wieder zu verschlingen. Er ist in dieser Beziehung das leibhaftige Ebenbild seines Vaters, des Kronos, und wäre dessen Sturz bereits durch ihn erfolgt, so würde eine von der gegenwärtigen ganz und gar verschiedene Weltordnung eingetreten sein. Der

härteste Despotismus würde sich zur grausamsten Tyrannei gesteigert haben, wie denn auch in der Geschichte wirklich Nazionen vorhanden sind, die den Griechen gegenüber Jahrtausende lang in einem solchen Zustand der absoluten Bewegungslosigkeit ausgeharrt haben. Wir brauchen in dieser Beziehung blos an die Chinesen zu erinnern, deren freudenloses, dabei aber üppiges Dasein im Gegensatz zu den Aegyptern sich etwa so verhält wie die Herrschaft des unter der Reichthumsfülle begrabenen, aber mit eisernem Scepter regierenden Hades zu der starren Herrschergewalt des Kronos.

333. Ein solcher Charakter mufste den Griechen, welche vor der Idee des Unfreien allezeit zurückschreckten, nicht blos fremd, sondern auch unverständlich bleiben, weshalb er auch weder durch die Poesie, noch durch die bildende Kunst eine Ausbildung erhalten hat, welche ihm selbständige Geltung sichert. Neben den lebensvollen Erscheinungen seiner Brüder tritt er selbst nur wie ein Schatten auf und mitten in der dramatischen Bewegung, von der wir ihn werden fortgerissen sehen, zeigt er ein finsteres, nach Innen gekehrtes Aussehn, welches selbst in Kunstwerken untergeordneten Ranges bemerkbar hervortritt. Auch die Leidenschaft nimmt bei ihm einen wild verzehrenden Charakter an, den man aber nicht blos in den Gesichtszügen, sondern in seinem ganzen Behaben und Walten aufsuchen mufs.

334. Die Betäubung, durch welche er an sich selbst festgebannt ist und die ihm für alles, was um ihn

vorgeht, den Sinn hinwegnimmt, offenbart sich am grofsartigsten in dem Erwachen aus derselben bei dem Götterkampf, welches Homer so herrlich beschreibt. Ihm wird, als er das Hallen des Donners vernimmt und die Erde durch Poseidon erschüttert wird, um nichts bange, als dafs die Decke gesprengt werden könne, welche sein finsteres Grauenreich den Menschen und Göttern verbirgt. In ihm steigert sich demnach die Lichtscheu, welche wir schon an einer Reihe von Nachtgeburten des Chaos zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, bis zur Sucht, alles ihm Zugefallene ängstlich zu verschliefsen. Das Symbol des Schlüssels, welches wir bereits bei dem Janus und der Hekate angetroffen haben, dient daher auch zur Bezeichnung seiner Herrschergewalt und die Bedeutung desselben erläutert rückwirkend dieses Attribut an den beiden eben genannten Götterwesen. Dabei mufs aber immer wieder erinnert werden, dafs, obwohl der Charakter des Hades keinen absolut neuen Gedanken darzubieten scheint, die Idee des lichtfeindlichen Elements in ihm eine so mächtige, allumfassende Entwickelung erhalten hat, dafs die Nachtseite alles Daseins dadurch einen organischen Mittelpunkt gewinnt. Desselben bedarf es, um dem Thron des Zeus gegenüber das Gleichgewicht zu halten. Denn in der ganzen Welt der Erscheinung gibt es nichts Absolutes und der oberste Gott in aller seiner Herrlichkeit ist allezeit von den Griechen als ein bedingtes Wesen gefafst und dargestellt worden. Hades hat dem Zeus gegenüber unveräufserliche Rechte, die er geltend

zu machen weiſs und durch die er die Bedeutung der Erde in Beziehung auf die Welt des reinen Lichts mit Macht hervorhebt.

335. Kunstdarstellungen des Hades sind verhältniſsmäſsig selten. In gröſseren Composizionen kommt er zwar öfter vor, allein in diesen erhält jeder Zug nur in dem Zusammenhang seine Geltung. Seine Erscheinung ist nicht blos finsteren Aussehens, sondern in seiner ganzen Haltung spricht sich auch jene starre Schwerbeweglichkeit aus, welche ihn in seiner Abgeschiedenheit zurückhält. Treffen wir ihn thronend, so lassen alle Formen seines Körpers eine Steifheit wahrnehmen, durch welche er sich von allen anderen Göttern unterscheidet. Kommt er als handelnde Person vor, wie bei dem Raub seiner Gattin, so zeigt er ein wildes, heftiges Wesen.

336. Sein Charakter scheint keine sehr selbständige Ausbildung erhalten zu haben. Es gibt nur wenige Köpfe, welche hinreichendes künstlerisches Verdienst haben, um danach sein Ideal festzustellen. Ich spreche ihm eine Maske der Villa Albani zu, welche seine ungebändigte Leidenschaftlichkeit trefflich vergegenwärtigt. Er zeigt in derselben einen finsteren Ernst bei groſser Neigung zur Heftigkeit. Das Haar fällt etwas wild und unordentlich von der Stirne nieder. Der Blick ist scharf, fast stechend, die Nase stark angezogen, so daſs sie habichtartig sich krümmt.

337. Die Darstellungen des Hades sind zum Theil auch deshalb so selten, weil sie in der alexandrinischen Epoche durch ein analoges Götterwesen

ersetzt worden sind, nemlich durch den Serapis. Obwohl diese Gottheit eine secundäre und daher nicht rein mythologische Formazion darbietet, so sind doch in das Ideal derselben Züge aufgenommen worden, welche von Urbildern des Hades entlehnt sein mögen, welche weit trefflicher gewesen sind als alles, was wir von diesem Gott übrig haben. Sein finsterer Ernst erscheint in diesen Bildungen verklärt und läſst daher einen süſsen Schmelz der Wehmuth wahrnehmen, welcher mit den erwähnten herben Charaktereigenschaften des Hades in einem schlagenden Gegensatz steht. Die Haare fallen wie ein Schleier von dem Scheitel über die Stirn herab. Seine Züge sind edel und harmonisch. Sein Ausdruck ist mild und gütig. Auf dem Haupte trägt er den Modius, welchen man gewöhnlich für ein Fruchtmaſs und das Symbol des Reichthums der Erde erklärt. — Die Entstehung dieses merkwürdig gearteten Ideals wird deutlich, wenn man auf die Sonnenstrahlen Acht hat, die seine Stirn gemeiniglich oder vielleicht ausnahmslos in der Siebenzahl bekränzen. Dieses Attribut beweist, daſs hier eine Verschmelzung mehrerer Typen zu einem Gesammtideal statt gehabt hat. Der Gegensatz, in welchen wir den Hades mit dem obersten Gott, den wir als Zeus kennen lernen werden, haben treten sehen, ist hier nicht sowohl ausgeglichen, als vielmehr verinnerlicht. Sowie in einem Magnet Kräfte, die nach zwei Welten hin unversöhnlich auseinander streben, eng an einander geschmiedet liegen, so sehen wir hier Begriffe substanziell mit einander verbunden,

die man sonst als wechselseitig unnahbar erachten würde.

338. Symbol des Hades ist der Kerberos, jener dreiköpfige Höllenhund, dessen Natur wir bereits näher in's Auge gefaſst haben. Dieser vergegenwärtigt die unersättliche Gier, mit welcher sein Herr alles Entstandene zu verschlingen droht, trefflich. Die Kunst hat dieses Ungeheuer noch mit dem Attribut der Schlangen umwunden, wodurch sein unterirdischer Charakter noch mehr hervorgehoben wird. Er ist der neidische Hüter der in der Erde verborgenen Schätze. Diese aber sind selbst wieder zum Gegenstand symbolischer Andeutung geworden. Von ihnen nimmt Hades den Namen Pluton an und erscheint als solcher mit dem Füllhorn, dem Sinnbild nie versiegenden Reichthums: so daſs wir auch hier wiederum die hellenische Phantasie des starrsten und unversöhnlichsten Götterbegriffs Herr werden sehen, indem sie ihn gleichsam in sich selbst zurückbeschwört und ihn dann als eine verjüngte, gnadenreiche Gottheit wieder hervortreten läſst, die zum Grund alles Erdensegens wird. Als solchen treffen wir ihn auf einer schönen Schale des British Museums auf einem Triclinium gelagert. Er schmückt das Innere derselben und erinnerte daher den frohen Zecher immer auf's Neue an den gütigen Reichthumsgeber, welchem in letzter Instanz auch der süſse Rebensaft verdankt wird.

339. Poseidon, welchen die Rhea zunächst zur Welt bringt, überragt seinen älteren Bruder bereits

durch mächtige und edle Charaktereigenschaften. Sowie die Gewässer die Erde weithin überfluthen, so drängt auch sein Geist fort und vorwärts zu freiem Walten. Zur Meeresherrschaft erscheint er daher geboren. Mit ihr erfährt die ganze Welt des sittlichen Daseins eine Veränderung und Umgestaltung, der sich keine andere vergleichen läſst. Denn durch den Sturm und Wogen beschwichtigenden, ja mit unwiderstehlichem Machtwort bändigenden Gott wird den Elementen ein Theil ihres Reichs abgerungen, welches sie eifersüchtig und miſsgünstig überwachen. Er zuerst ist es, der das unabsehbare Gebiet der Gewässer denselben ewigen Gesetzen unterwirft, welche auf Erden die Jahreszeiten, das Wachsthum und Gedeihen der Saaten regeln und geordnet erhalten. Es bedurfte der kühnen Entschlossenheit seines Wesens, der angeborenen Raschheit und Furchtlosigkeit seines Charakters, um ihn zur Uebernahme solcher Würden tüchtig zu machen. Zur Weltherrschaft war indessen auch er noch nicht erkoren. Dazu bedurfte es noch anderer Kräfte, höherer, edlerer Geistesanlagen, die ihm versagt sind. Ihm ist es nicht beschieden, sich über den Streit, in welchen er selbst mit verwickelt wird, emporzuschwingen. Den physischen Kräften hat er nur physische Macht gegenüberzustellen. Dadurch, daſs jene in dieser zur Einheit verbunden erscheinen, vermögen sie freilich absolut mehr, als dieselben Elemente in unendlicher Häufung bei dem gewaltigsten Antoben gegen ein höheres Prinzip auszurichten im Stande sein würden.

340. Auch den Charakter des Poseidon lernen wir nur in Gegensätzen kennen. In Zorn und Unwillen mufs er sich offenbaren, wenn wir die Fülle der Macht und Gewalt kennen und beschätzen lernen sollen, welche ihm inwohnt. Wenn er Felsen bricht, die Wogen und Winde zu Paaren treibt oder gar Giganten unter Inseln, die er wie Feldsteine schleudert, begräbt, dann werden wir inne, welcher furchtbare Gott er ist und wie es seinem Bruder bangen konnte, als die Erdrinde über ihm zu bersten drohte. Homer nennt ihn daher den Erderschütterer, Enosichthon, ein Name, welcher sich mit dem Kern seines ständigen Götternamens Poseidon wurzelhaft berührt.

341. Poseidon bändigt die Wogen wie schäumende Rosse. Diese sind daher das Symbol seines Herrschersegens. Das edle Thier pflegt bei allen Nazionen die muthig sich bäumenden, kühn vorandringenden und sich überstürzenden Wellen zu versinnlichen. Es hat aber zu ihm auch noch einen besonderen, obwohl nicht ganz so wesentlichen, Bezug, indem es vorzugsweise in den Marschländern längs der Meeresküste gedeiht und daselbst wie eine Ausgeburt der Meereswogen erscheint. Von ihm wird nicht blos gerühmt, dafs er das dem Menschen so nützliche Thier geschaffen, sondern dafs er es auch bändigen gelehrt habe. Dadurch ist für den an die Scholle gefesselten Erdenbewohner eines der mächtigsten und bedeutungsvollsten Verbindungsmittel gewonnen, welches die Wunder der Seefahrt sinnvoll veranschaulicht. Denn, indem der Gott die Wogen mit Ruder und Steuer

zäumen und lenken lehrt, öffnen sich und ebnen sich dem Menschen die nassen Pfade. Ja selbst Flügel leiht er dem schwanken Fahrzeug durch die Anfügung der Segel, und es ist daher nicht ganz so gewagt, als es auf den ersten Anblick hat scheinen mögen, wenn man in dem Pegasos eine symbolische Verherrlichung der Schifffahrt hat erblicken wollen. Aehnliche Phantasiebildungen sind von den Alten in mehr als einem Sinn verwandt worden und es liegt daher nahe, das Flügelroſs dem beschwingten Fahrzeug zu vergleichen, nachdem das Bild der Roſswogen ein so geläufiges geworden war. Auch die Mythologie hat das Recht wie die Sprache, denselben Ausdruck, dasselbe Wort in mehr als einer Bedeutung, in der ursprünglichen und der übertragenen, zu gebrauchen.

342. Poseidon aber ist nicht blos der Beherrscher des nassen Elements, sondern vorzugsweise auch der König seiner Bewohner. Ihm wird der Reichthum verdankt, welchen der Fischfang den Menschen gewährt. Darum ist die dreizackige Harpune sein Hauptattribut. Diese wird in seiner Hand zum gewaltigen Scepter, ja zur furchtbaren Waffe. Mit ihr sehen wir ihn Felsen sprengen und die Ungeheuer der Tiefe züchtigend bedrohen.

343. Unter den Bäumen ist die Fichte ihm heilig, nicht blos weil sie in sturmumsauster Meeresnähe aushält, sondern ganz besonders auch weil sie Schiffbauholz gewährt und unter der Hand des Menschen zum kühnen Wogenschwimmer wird. Als wogenbeschreitender Gott hat er aber vorzugsweise den Del-

phin bei sich, welcher das lieblichste Bild rascher Seefahrt darbietet.

344. Poseidon bietet bereits eine sehr concrete Göttererscheinung dar. Seine breite Brust hebt Homer durch ein stehendes Beiwort hervor. Der Entwickelung der Brust entsprechen allezeit die oberen Gliedmaſsen. Diese sind bei Seeleuten vorzugsweise thätig und erhalten durch die freiste Uebung aller Kräfte die schönste Ausbildung. Die Füſse dagegen sind bei ihnen zwar stämmig und fest, aber ihre Anwendung ist eine einseitige. Und diese Einseitigkeit, aber auch darauf begründete Macht stellt Poseidon dar. Sein Ideal ist das des Seemanns. Er zeichnet sich daher durch weithin tragenden Scharfblick aus. Dieser ist indeſs nicht durch stark geöffnete, groſse Augen, sondern im Gegentheil durch die concentrirteste Bildung dieser Theile angedeutet. Die Bedeckungen derselben umschlieſsen das zarte Organ prall und fest. Die Muskelkraft, welche den Lichtkörper befähigt, die fernsten wie die nächsten Gegenstände scharf umrissen vor die Seele zu bringen, ist dermaſsen erstarkt, daſs sie den Lichtmassen des Aethers festen Widerstand zu leisten vermag. Seine Nase ist straff angezogen, wie dies bei Personen, die mit gespannter Aufmerksamkeit ihre Blicke auf die Gegenstände der Auſsenwelt richten, der Fall zu sein pflegt. Sein Haar ist feucht und fällt etwas wild von dem Haupte hernieder.

345. Wäre das Dasein in den Grenzen dieser sichtbaren Welt beschlossen, so würde Poseidon al-

lerdings hingereicht haben, die Oberherrschaft zu führen. In dieser Welt der Erscheinung nimmt er als eine praktisch vollendete Natur den ersten Platz ein. Der Fülle seiner mächtig concentrirten Kräfte widersteht nichts. Den fürchterlichsten Elementen gebietet er Schweigen. Gewöhnlich tritt er uns daher in majestätischer Ruhe entgegen. Diese Ruhe aber gibt sich als eine mühselig erworbene kund. Er pflegt den einen Fuſs auf einen Felsblock, auch wohl auf einen Schiffskiel aufzustützen und dadurch diejenigen Theile seines Leibes zu entlasten, welche bisher in der angestrengtesten Thätigkeit ausgeharrt haben. Daher setzt er auch den einen Arm auf das durch die angegebene Stellung erhöhte Knie auf und gewinnt auf diese Weise auch für den Oberkörper eine behagliche Lage. Sein ganzes Wesen aber zeigt, daſs er eine Gottheit des Kampfes und nicht von angeborenen Herrschergaben ist. Noch ist das Genie nicht erstanden, welches sich über alle Beschwerden und Mühseligkeiten des ganzen Daseins, des leiblichen wie des sittlichen, kühn emporschwingt und die Stadien rasch durchläuft, welche nach diesem Gipfelpunkt der Existenz hinaufführen. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, wo auch dieser im Herannahen ist. In dem Poseidon kündigt sich der oberste Gott als bald erscheinend schon an. Die Weise aber, wie er in die Welt kommt, ist von der seiner Schwestern und Brüder wesentlich verschieden. Diese befinden sich gegenwärtig noch als kosmische Potenzen in dem Leibe des Erzeugers, ganz so wie Gedanken eines Dichters oder Künstlers, die

diese nicht an das Licht zu stellen wagen. Zeus dagegen gelangt sofort an das Licht der Sonne.

346. Als die Zeit herannahte, in welcher Rhea den jüngsten ihrer Söhne gebären sollte, wandte sie sich in ihrer Herzensangst an ihre Eltern, den Uranos und die Gaea, mit flehendem Gebet um Abwendung des Geschicks, welches ihre Kinder alle bisher betroffen habe. Diese denkwürdige Scene sehen wir, freilich nur bruchstückweise, auf der einen Fläche der capitolinischen Ara dargestellt, welche die Geschichte des Zeus in groſsartig umrissenen Bildern schildert. Denn Zeus ist der erste Gott, welcher eine Geschichte hat, geboren und aufgenährt wird und schlieſslich auch den Hochpunkt des Lebens in Folge gedeihlichen Wachsthums erreicht. Für das volle Verständniſs solcher Begriffe sind Kunstvorstellungen von hohem Werth, da sie uns eine praktische Anleitung geben, die Gedanken, welche der einfache, manchmal befremdliche Ausdruck der Sage anregt, in concrete Bilder zu übertragen.

347. Auf Anrathen des Uranos machte Rhea von einer List Gebrauch, mit deren Hülfe sie den neugeborenen Knaben rettete. Sie hüllte statt seiner einen Stein in Windeln ein und überreichte ihn wie gewöhnlich dem argwöhnischen Gemahl, der ihn, wie dies der Mythus in seiner derben Ausdrucksweise versinnlicht, verschluckte, ohne darauf Acht zu haben, welchen Gegenstand jene Hülle der Täuschung berge. Der eifersüchtige Gott glaubte dadurch alles gethan zu haben, was zur Erhaltung seiner ausschlieſs-

lichen Weltherrschaft nöthig sei, und verharrte demnach in dumpf brütender Ruhe, ohne zu ahnen, daſs sich bereits eine ganz neue Ordnung der Dinge vorbereitet habe.

348. Die Sage ist in ihrem Bericht über das Verfahren des Kronos viel zu einsilbig, um uns von dem Charakter desselben eine concrete Anschauung zu vergönnen. Auch hierbei kommt uns die bildende Kunst zu Hülfe, der wir in dem bereits erwähnten capitolinischen Denkmal eine ausführliche, höchst charakteristische und lebensvolle Schilderung des Charakters des Kronos sowohl wie der Rhea verdanken. Diese, welche in der ersten Scene dieses welthistorischen Drama's am Boden liegend erscheint, zeigt einen leidenschaftlich erregten Gemüthszustand. Sie stützt sich mit dem rechten Arm auf einen Feldstein auf, der ihr zum Kissen dienen muſs, und streckt die Hand flach aus, wie es der Hülfeflehenden geziemt, während sie die Linke mit lebhafter Mimik emporstreckt und ihre heiſsen Bitten auf das nachdrücklichste unterstützt. Ihr Haar fällt gelöst auf den entblöſsten Busen herab und ihr Hinterhaupt verhüllt ein lang herabwallender Schleier. Ihre Lage ist für diejenige, welche der Stunde der Geburt entgegenharrt, charakteristisch. Ueber den Gedanken an das Wohl ihres Kindes vergiſst sie jedes andere Lebensinteresse. Es ist, als ob sie Errettung aus Todesnöthen erflehen wolle, und die Weise, wie sie fremdes Mitleid gerade in dieser Stellung in Anspruch nimmt, hat etwas ungemein Ergreifendes und tief Rührendes.

349. In der Darstellung der Täuschungsscene tritt uns der Charakter der Rhea in einer Weise entgegen, welche uns auf den ersten Anblick zweifelhaft lassen könnte, ob es dasselbe Wesen sei. So mächtig äufsert sich in ihr die weibliche Verstellungsgabe. Mit freundlicher Zuvorkommenheit bietet sie ihrem Gemahl den als Kind maskirten Stein dar, ihn dabei aber scharf in's Auge fassend und ihre Bangigkeit, entdeckt zu werden, unter anmuthreichen Manieren bergend. Kronos dagegen streckt seine Hand gierig nach dem dargebotenen Pfand der Liebe seiner Gattin aus, von finsterer Leidenschaft beherrscht, die ihn, den Argwöhnischen, jeder Vorsicht beraubt. Sein Haupt, welches ein lang herabwallender Schleier verhüllt, stützt er, als sei es gedankenschwer, auf seine linke Hand auf, deren Fingerstellung die Gefühle neidischer Habsucht treffend vergegenwärtigt. Auch er sucht indessen seine wahre Absicht eher zu verschleiern als zu verrathen, und wäre nicht der Sinn der Darstellung hinreichend bekannt, so könnte man zweifelhaft sein, ob es sich nicht um die freudenvolle Entgegennahme eines Thronerben handele. Bei aller Grofsartigkeit der Haltung läfst er aber in einzelnen Zügen eine gewisse Ungeduld durchblicken, wie dies sich unter andern in der halberhobenen Stellung des einen Fufses offenbart.

350. Während die Kunst auf diese Weise befähigt ist, manchen Zug der Sage in ausdrucksvoller Sprache fein und schön zu entwickeln, sieht sie sich andrerseits aber wieder auf eine gewisse Schweigsam-

keit angewiesen, die ihr verbietet, auf die naive Derbheit des mythologischen Wortlauts einzugehen. Das Verschlucken des Steins der Täuschung ist in dem beschriebenen Bild hinreichend motivirt. Die Sage hält dieses Bild habgieriger, ja geizbeherrschter Verblendung fest und berichtet, wie es der Rhea nun auch gelungen sei, ihre fünf in dem Bauch des Kronos geborgenen Kinder zu befreien. Dies sollte in Folge der Wirkung eines ihm gleich listiger Weise verabreichten Brechmittels geschehen sein. Das Wiedervonsichgeben durch Erbrechen werden wir in der Heldensage noch einige Male als den ständigen Ausdruck des Unvermögens der rohen Naturkraft einem höheren Prinzip gegenüber angewandt finden. So werden Herakles und Iason von den Drachen, die sie bereits, wie Kronos seine Kinder, verschlungen hatten, wieder ausgespieen. Eine solche Metapher ist keineswegs so kindisch gedankenlos, wie sie auf den ersten Anblick scheinen könnte, sondern läſst sogar eine begriffliche Zerlegung des Bilds der Unverdaulichkeit zu. Letzteres tritt uns namentlich in der ausdrücklichen Bemerkung entgegen, daſs Kronos nicht blos seine eigenen fünf Kinder dem Tageslicht zurückerstattet, sondern auch jenen Stein der Täuschung wieder von sich gegeben habe. Diesen zeigte man späten Geschlechtern noch als eine Reliquie und es unterliegt kaum einem Zweifel, daſs derselbe einer jener Meteorsteine gewesen sei, deren Verehrung aus einer vorhellenischen Zeit stammt und in die spätere Weltanschauung mit herüber genommen worden ist,

ja dafs derselbe den Krystallisazionspunkt dieses ganzen Mythus bildet.

351. In der Nähe des delphischen Tempels wurde dieser Stein gezeigt, welcher wahrscheinlich ein Gegenstand religiöser Verehrung gewesen war, lange bevor man an Zeus gedacht hatte. Er wurde täglich gesalbt und an Festtagen mit Wolle umwunden. Als man in späteren Zeiten altreligiöse Gebräuche mit dem neuen Glauben in Uebereinstimmung zu bringen veranlafst war, wurde auch für ein solches Symbol eine Erklärung verlangt, und was war näher liegend, als es auf den wunderbar geretteten Gott zu beziehen, der in den Räumen thronte, aus denen jener Aerolith herstammte? Meteormassen waren in der That dem Zeus vorzugsweise heilig und auf Kunstwerken, welche die primitiven Symbole seines Cultus versinnlichen, kommt er mit denselben in unmittelbarer Verbindung vor. In gleichem Sinne waren ihm die Wipfel der Berge geweiht, welche in den Aether hineinragen und den Zusammenhang zwischen Himmel und Erde wiederherstellen. Daher heifst auch der ganze Helikon Altar des Kronion: eine Benennung, welcher wir gleich Eingangs der Hesiodeischen Theogonie begegnen.

352. Diese Symbolik werden wir auch bei der weiteren Ausbildung der Sage streng und folgerecht festgehalten finden. Kein Ausdruck ist zufällig, sondern jedes Element des Mythus ist mit Rücksicht auf die Natur des Gottes, um dessen zeitliche Offenbarung es sich handelt, gewählt. Den kleinen Zeus sehen wir

daher den Eutern einer Ziege zum Aufnähren übergeben. Die Ziege ist unter den Thieren das, was der Adler unter den Vögeln ist, indem sie der Berge höchste Spitzen erklimmt und von steilen Felsenspitzen schwindelfrei in Abgründe und Thalebenen hinabschaut. Sie ist daher von allen Thieren allein zur Amme des für die Herrschaft des Aethers bestimmten Gottes ausersehen. Daſs dies der Sinn der Sage ist, beweist die Variante derselben, der zufolge Tauben ihn beköstigt haben sollten. Tauben umkreisen wie der Adler Bergeswipfel und wetteifern mit dem König alles Geflügels in der Schnelligkeit der Schwungkraft.

353. Wir haben bereits gesehen, daſs in die Sage von der Jugend des Zeus Elemente früherer Culte aufgenommen worden sind, welche natürlich in dem neuen Zusammenhang eine wesentlich verschiedene Geltung erhalten haben. So sehen wir auch den neugeborenen Zeus von den Repräsentanten eines orgiastischen Cultus umgeben, welcher mit seinem Erscheinen für immer zurückweichen sollte. Korybanten umtanzen in Jubeltaumel seine Wiege. Die griechische Sage, welche diese Spuren asiatischen Sensualismus vorfand, faſste den Ausdruck einer wild erregten Naturreligion in einem ganz anderen Sinne auf und deutete den rauschenden Lärm des Waffentanzes auf das Bemühen der Rhea, den kleinen Zeus vor den argwöhnisch lauernden Blicken seines Vaters zu verbergen. Schreien ist des Kindes erste Lebensfunction. Damit aber die dem Vaterohr sonst so sü-

ſsen Töne nicht das des Kronos mit gellendem Klang erreichen möchten, rief die bange Mutter die Korybanten, die helmwandelnden Jünglinge, herbei, welche durch das Scheingefecht eines Waffentanzes einen solchen Lärm erregten, daſs in demselben das Winseln des der Mutterpflege entbehrenden Knäbleins spurlos verhallte. Sie schlugen mit ihren Schwertern auf ihre Schilde wechselseitig los und bewegten sich in tactmäſsigem Tanzschritt froh umher. Spät noch wurde das Andenken an diese wunderbare Begebenheit durch solche lärmende Waffentänze in Griechenland gefeiert. Der Männermuth trat in denselben durch die Eurhythmie, welche Gymnastik und Musik im Sinne der Alten vereint gewähren, veredelt auf und der fanatische Taumel der Religionen des Orients ward hier einer wahrhaft hellenischen, des Zeus würdigen Verklärung theilhaftig.

354. Auch diesen Vorgang schildert eine der Seitenflächen der mehr erwähnten capitolinischen Ara mit wenigen, charakteristischen und geistvollen Zügen. Wir erblicken den kleinen Zeusknaben auf einsamer Berghalde an den Eutern der Ziege, welche nachmals als Amalthea unter die Sterne versetzt wurde. Die Korybanten, welche als behelmte Jünglinge gebildet sind, umtanzen ihn, indem sie mit ihren Schwertern auf die einander entgegengestreckten Schilder losschlagen. Fröhlich schauen sie um sich, wie selbstgefällige Tänzer. Auf einem benachbarten Felsensitz thront die Insel Kreta, mit aufmerksamen Blicken des jungen Gottes gefahrvolle Tage überwa-

chend. Ihr Haupt schmückt eine Mauerkrone, das Symbol des städtereichen Eilands. Sie hält mit der Linken den Zipfel ihres Gewandes gefaſst, welches sie über ihre Schultern zu ziehen im Begriff ist. Ihre ganze Haltung läſst die lebhafteste Spannung wahrnehmen und die verhängniſsvolle Lage des bedrohten Götterknaben wird dadurch im Reflex sehr treffend hervorgehoben.

355. Den Korybanten, welche den kleinen Zeus retten, werden in einem kostbaren Reliefffragment der Villa Albani die Titanen gegenübergestellt, welche den Zagreus zerreiſsen. Von diesem Gott haben wir zwar nur durch sehr späte Schriftsteller Kunde, allein es unterliegt keinem Zweifel, daſs er einen sehr alten mythologischen Begriff darstellt, ja daſs derselbe vielleicht älter ist als Zeus selbst. Uns ist freilich nicht einmal der Name verständlich, obwohl er in der jüngeren Form Agreus mit mehr als einem Gott epithetisch verbunden vorkommt. Der Contrast, welchen in dem erwähnten Relief sein Schicksal zu dem des Zeus darbietet, ist aber hinreichend bedeutungsvoll, um die Stellung zu ahnen, welche er dem zukünftigen Weltbeherrscher gegenüber einnimmt. Auch wirft der Parallelismus, in welchem sich die Titanen zu den Korybanten befinden, auf letztere ein gewisses Licht. Sie erscheinen als jugendliche, kampfgeübte Dämonen, und wenn man auf ihren Namen die Analogie von Lykabas anzuwenden wagen darf, so würden sie als bergwandelnde, die Höhen bewohnende Krieger mit dem Zeus in beson-

ders nahe Berührung treten. — Der Rettung des Zeus gegenüber macht die Zerfleischung des Zagreus den Eindruck, welchen in christlichen Bilderreihen der bethlemitische Kindermord im Vergleich mit der Flucht nach Aegypten hervorbringt. Jedenfalls ist dieser Gegensatz concreter und ergreifender als die Sage von dem Verschlingen der Geschwister des Zeus durch den Kronos.

356. Zeus wuchs in der Verborgenheit zum mächtigsten und schönsten aller Götter heran. Wir treffen ihn erst nach dem Sturz seines Vaters, den er mit Gewalt des Thrones entsetzt und in die Abgeschiedenheit zurückdrängt, wieder. Mit seinen beiden Brüdern theilt er sich in die Herrschaft der Welt. Hades erhält das Schattenreich in den freudenlosen Räumen des Erdgrundes zuertheilt, dem Poseidon fällt die Meeresherrschaft zu und Zeus selbst thront über beiden hocherhaben in den lichten Räumen des Aethers. Der Blitz ist seine Waffe und der Adler sein Hausthier. Ein schönes Marmorrelief des Museums von Mantua zeigt uns seinen Thron von diesen Symbolen seiner Macht umgeben. Ueber denselben ist der königliche Purpurmantel ausgebreitet. Der Scepter lehnt neben an und der beflügelte Donnerkeil ist obenauf gelegt. Der Adler steht dabei und bewacht die Insignien der höchsten Herrschermacht wie ein treuer Hund.

357. Den siegesgekrönten hochherrlichen Gott selbst erblicken wir inmitten der Olympier auf der vierten Seitenfläche des mehrerwähnten capitolini-

schen Altars thronend. Unter dem Herrschersitz liegt die Weltkugel. Seine Geschwister und Kinder umstehen ihn wie einen Patriarchen. Die sinnvolle Aufreihung aller dieser Gestalten gewährt uns eine deutliche Einsicht in die Gliederung des von ihm beherrschten Götterstaats, in welchem er zwar unter seines Gleichen der Erste ist, dessen Grundgesetz aber ihn ebensowohl bindet wie jeden anderen. Bevor wir jedoch mit den einzelnen Götterwesen dieser erlauchten Versammlung nähere Bekanntschaft anknüpfen können, müssen wir diejenigen seiner Kinder, welche mit ihm den Olymp bewohnen, in ähnlicher Weise vorzuführen suchen, wie dies bei der Nachkommenschaft des Kronos und der Rhea geschehen ist. Unterdessen müssen wir es uns an einem flüchtigen Ueberblick dieser schöngefügten Zusammenstellung und an dem aus diesem Anblick erwachsenden Begriff des Olymposbeherrschers genügen lassen.

358. Die Weltmacht des Zeus bringt die Mythologie durch eine Reihe von Eheverhältnissen zur Anschauung, aus denen Götter- und Heroenwesen hervorgehen, welche seine Herrschergröſse entfalten und den Götterstaat darstellen. Nichts ist verkehrter, als wenn man diese Ausstrahlungen seines sittlichen Daseins in dem Sinne gemeiner Vielweiberei faſst. An diese darf dabei so wenig gedacht werden, wie an irdische Bedürfnisse, die sich nur ganz phantasielosen, rohen Menschen vor die Seele drängen können, wenn sie himmlische Wesen unter dem Gleichniſs sterblicher Creaturen dargestellt sehen. Dem Dichter ist

es zwar erlaubt, selbst diese erhabene Bildersprache nachträglich mit Humor zu behandeln, wie dies Homer in der That mit so wunderbarem Geschicke thut; derjenige aber, dem es um die Erkenntniſs und Anschauung der Wahrheit zu thun ist, hüte sich vor der Hebelkraft solcher Ironie, welche diejenigen, welche sich unberufen an ihre Anwendung wagen, in das Nebelreich trockener Verstandestäuschungen hinauszuschleudern pflegt. Die Mythologie bedient sich des Bildes einer kindergesegneten Eheverbindung als des höchsten Ausdrucks der Combinazion polarer Kräfte, welche allezeit die Ausschlieſsung und selbständige Entwickelung einer dritten Gröſse zur Folge hat, die sich als die Verbindung zweier sich selbst nicht genügender Wesen zu einem dritten, das sich vorerst als unabhängig und harmonisch in sich beschlossen kund gibt, herausstellt.

359. Hesiodos schildert die Organisazion des durch den Zeus begründeten Götterstaats in der Aufzählung einer Reihe ethischer Gröſsen, welche ein harmonisch geschlossenes System bilden. Dieses ist so abgerundet und schön verwoben, daſs, wäre man veranlaſst, irgend eine noch so leichte Versetzung der einzelnen Elemente vorzunehmen, wir sicher der Nachrede nicht entgehen würden, modern philosophische Ideen der schlichten Auffassungsweise der Alten substituirt zu haben. So aber sind wir im Stande, auch bei dieser Darstellung dem Dichter buchstäblich zu folgen und durch einfache Uebertragung des mythologischen Ausdrucks eine Anschauung von der

Macht zu gewinnen, durch welche Zeus von den Höhen des reinen Geistes aus das ganze reale Dasein beherrscht. Von der Weisheit bis zum Herakles hin, welcher diese Reihe beschliefst und seinem himmlischen Erzeuger die durch das Geschlecht der Iapetiden veruntreute und entfremdete Menschenwelt, so zu sagen, wiedererobert, ist ein so gleichmäfsiger Fortschritt zu beobachten, dafs die Absicht des Dichters unverkennbar ist, die Ausbreitung und das allmähliche Wachsthum der Herrschaft des Zeus systematisch zu schildern. Wir besitzen an dieser Darstellung eines der tiefsinnigsten und gehaltreichsten Erzeugnisse hellenischer Weltanschauung, an der Poesie und Philosophie einen so vollkommen gleichmäfsigen Antheil haben, dafs von einer Abmarkung der Grenzen der einen und der anderen Auffassung durchaus nicht die Rede sein kann. Dies gewährt uns gleichzeitig eine Einsicht in das innerste Wesen der Mythologie selbst, die man nicht anders ansehen darf, als wie das Kind des Forschergeists und des den Dichtern belassenen Tiefgefühls, welches die letzten Wahrheiten auf die naivste Ausdrucksweise zurückzuführen vermag und dadurch die Wirklichkeit, das concreteste Leben mit der Welt des Geistes in eine alle Widersprüche aussöhnende Verbindung bringt. Wäre es dem Menschen beschieden, auf diesem Standpunkt kindlich-ernster Naturanschauung zu verweilen, so würde er vor dem Irrthum ewig bewahrt bleiben. So aber sehen wir gar bald den Menschengeist nach zwei diametral verschiedenen Richtungen hin fortstreben

und mit sich selbst zerfallen. Philosophie und Poesie gerathen mit einander in einen keiner dauernden Ausgleichung fähigen Zwiespalt. Der Körper der Mythologie wird von beiden zerfleischt und wir sehen auch auf diesem Gebiet des Bewufstseins eine Sprachverwirrung eintreten, die das Verständnifs der verschiedenen Ausdrucksweisen nicht weniger erschwert, ja zuweilen unmöglich gemacht hat, als die babylonische. So sehen wir denn auch Philosophen und Dichter mit einander in offene Fehde gerathen und Plato, obwohl er die mythologische Ausdrucksweise mit dem Homer gemein hat und gerade in ihr seine allerhöchste Kraft besitzt, greift den Vater der Dichter so lebensgefährlich an, dafs an eine Wiederherstellung des Friedens nicht mehr zu denken ist. Andrerseits sehen wir einen Dichter wie den Euripides durch die philosophische Reflexion seiner edelsten Eigenschaften verlustig gehen. Hesiod und Pindar stehen über diesen Widersprüchen erhaben da.

360. Metis, die Weisheit, ist die Gemahlin, mit welcher Zeus, so zu sagen, sein Glück begründet. Durch sie wird er eigentlich zum König der Götter. Sie verleiht ihm die Ueberlegenheit, der er seine absolute Erhabenheit dankt. Denn von ihr wird ausdrücklich gesagt, dafs sie von den Göttern und den unsterblichen Menschen diejenige sei, welche das Meiste w i s s e. Mit ihr befand sich der nun zur Weltherrschaft gelangte Gott ganz in derselben Lage, wie sich Kronos im Verhältnifs zur Rhea und Uranos der Gaea gegenüber befunden hatte. Auch ihm drohte die Gefahr,

von der Höhe verdrängt zu werden, zu welcher er sich emporgeschwungen hatte. Auch war es vom Schicksal vorherbestimmt, dafs ihm die Metis überaus kluge Kinder gebären solle, nicht blos die blauäugige Tritogeneia, die dem Vater an Kraft und sinnvollem Rath gleiche Jungfrau, sondern auch den zukünftigen König der Götter und Menschen mit übergewaltigem Muth.

361. In der Weise, wie er einer ähnlichen Geschickeswendung vorbeugt, offenbart sich sein ganzes Genie. Noch bevor ihm die Metis die Pallas Athene geboren hatte, nimmt er sie in sein eigenes Innere auf. Dies wird aber nicht als ein Act der Gewaltthätigkeit bezeichnet, sondern als eine Ueberlistung, die er mit schmeichelhaften Worten vollbringt. Damit ist nicht blos die Idee tyrannischen Zurückhaltens beseitigt, sondern sogar die der Wiedergeburt eingeleitet. Durch letztere wird der eigentliche Fortschritt zu der Freiheit des Geistes gewonnen. Zeus gibt das endlose Streben auf, welches selbst ihn in ewiger befriedigungsloser Kreisbewegung umhergetrieben haben würde, und kehrt zum Mittelpunkt alles Daseins zurück. Es beginnt ein Leben in einem neuen gewissen Geist, welches sein weises und gemäfsigtes Herrscherwalten überall offenbart. Denn die Metis, welche er in sein Inneres aufgenommen hat, lehrt ihn fortan Gutes und Böses unterscheiden. Hiermit ist die sittliche Weltanschauung gewonnen.

362. Zum Sittengesetz wird diese durch seine Vereinigung mit der Themis, der Satzung im umfang-

reichsten Sinne des Worts. Sowie Zeus zur herzinnigen Vereinigung mit der Metis auf den Rath des Uranos und der Gaea geschritten war, welche beide auf den innersten Grund des Daseins zurückweisen, so ist die sittliche Weltordnung umgekehrt in der Oekonomie der Natur vorangedeutet. Themis gebiert ihm die Horen, deren gleichmäſsiges, harmonisches Walten sich in dem regelmäſsigen Wechsel der Jahres- und Tageszeiten am herrlichsten offenbart. Sie treten in der Dreizahl auf und ihre Namen enthüllen die innersten Gründe ihres wunderbaren Zusammenwirkens. Eunomie, die in der Ordnung des Gesetzes Prangende, veranschaulicht mit einem einzigen Wort, dessen schöne Begriffsfügung in jeder anderen Sprache unnachahmlich ist, die die ganze Natur beherrschende Gesetzmäſsigkeit, welche sich aber nicht als Zwang offenbart, sondern als freie Hingebung an jene uranfänglichen Vorschriften, durch welche die Welt im Innersten zusammengehalten wird. Ihr steht die Dike, die Göttin des Rechts, zur Seite. Den Rechtsbegriff stellt diese in der höchsten Entfaltung, nemlich als Billigkeit, dar. Sie bewerkstelligt die gleichmäſsige Vertheilung aller Lebensgüter, und beide, die Eunomie wie die Dike, gelangen in der dritten Schwester, der Eirene, zur Blüthe. Diese verherrlicht den Frieden, welcher sich über die ganze Natur verbreitet, wenn die Töchter der Themis die Werke der Menschen durch gemeinsames Zusammenwirken zeitigen.

363. Der Begriff der Zeitigung ist der concreteste Ausdruck der Erfüllung des Gesetzes, welches

wir in der Themis persönlich dargestellt gefunden haben. Die Satzung gelangt durch das Wachsthum, welches die Horen vergegenwärtigen, zu ihrer höchsten und reichsten Entfaltung und alle Momente dieses Entwickelungsprozesses sind in den so ausdrucksvollen Namen der drei Schwestern angedeutet. Daſs sie nicht die drei Phasen des Sonnenjahres allein personifizirt vorführen, geht schon aus diesen gewichtigen, viel umfangreicheren Benennungen hervor. Die Jahreszeiten lassen ihre weitgreifende Thätigkeit nur am sichtbarsten wahrnehmen. Wie wenig aber der Begriff der zeitigenden Reife in ihnen aufgeht, läſst sich schon daraus abnehmen, daſs selbst die edleren unter den Pflanzen eine weit gröſsere Entwickelungssphäre in Anspruch nehmen. Durch die Horen aber wird der Begriff der Zeit selbst auf die höchste Steigerung gebracht, deren er fähig ist. Die Jahresproducte sind daher bei ihnen nur als Symbole zu betrachten, welche auf die verschiedenen Grade der Entfaltung des Gewächses als solchen hindeuten und die mächtigen concentrischen Kreise veranschaulichen, welche um den gemeinsamen Mittelpunkt alles Keimlebens herumgelagert sind.

364. Der Begriff der Horen hat sich den Griechen nicht mit Einem Male in solcher Fülle dargestellt, sondern wir können sein eigenes Wachsthum von Entwickelungsstufe zu Entwickelungsstufe verfolgen. Zuerst tritt er in dem reinen Gegensatz von Blüthe und Frucht, Frühling und Herbst, Jugend und Alter hervor. In Athen verehrte man noch in späten Zeiten

eine Hore des Blüthentriebes, Thallo, und deren Schwester Karpo, welche das Wachsthum der unter der Zeitigung schwellenden Frucht durch ihren Namen versinnlicht. Obwohl die Symbole nicht ausdrücklich erwähnt werden, durch welche dieses Götterpaar kenntlich gemacht und seiner Bedeutung nach hervorgehoben war, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daſs dazu die einfache Angabe der Blüthe und Frucht ausgereicht haben wird. Später wenigstens finden wir diesen schlichten Ausdruck der Zeichensprache der Natur auch für den Ausdruck höherer Verhältnisse beibehalten und die reichere Entwickelung des Begriffs gibt sich nur dadurch kund, daſs der Knospe, welche selbst in blätterreicher Entfaltung nicht aus den Grenzen substanzieller Einheit heraustritt, diejenige Frucht ständig gegenübergestellt wird, welche durch die Fülle ihrer Samenkerne das Bild unendlicher Mannigfaltigkeit, die aber auch durch die gemeinsame Fruchthülle als einig erscheint, auf das vernehmbarste vergegenwärtigt. — Die sogenannten Spesfiguren sind mit dem einen Attribut der Horen, mit der sich zur Blüthe erschlieſsenden Knospe, versehen. Manche Terracottenbüsten zeigen das Symbol der Blüthe und Frucht, was uns berechtigen würde, in ihnen eine Darstellung des Begriffs der Horen zu erkennen, wären nicht Gründe vorhanden, sie mit Wesen einer höheren Gattung in Verbindung zu bringen.

365. Die bildende Kunst ist bei diesem unvermittelten Ausdruck des Jahressegens nicht stehen

geblieben, sondern hat namentlich das Symbol der Fruchtbarkeit mehrfach gegliedert vor Augen geführt. Bei dieser Darstellung der Vieleinigkeit, welche sich in allen Erzeugnissen der Natur offenbart, tritt nun zunächst der Gegensatz der Einjahrspflanze und des in langsamen Wachsthum gedeihenden Baumlebens hervor. Aehren und Mohnköpfe hat im Süden die Sonne bereits gezeitigt, noch bevor sie ihren Wendepunkt am Himmel erreicht. Die Baumfrüchte dagegen verlangen zu ihrer Reife das ganze volle Jahr und sie dienen daher zur Bezeichnung des Herbstes.

366. Die abstracte Eintheilung des Jahres in vier Zeitabschnitte gibt keinen mythologischen Begriff. Um diesen zu gewinnen, müssen wir die vier Jahreszeiten, wie sie auf Kunstwerken dargestellt vorkommen, auf die ursprüngliche Doppelzahl zurückführen. Da ergibt sich denn, dafs dem Wachsthum der Pflanze das animalische Leben parallel gegenübergestellt worden ist, und sowie die Hore des Frühlings mit einem eben erst auf blumensprossender Wiese geborenen Lämmlein erscheint, so tritt der Spätherbst (nach moderner Auffassungsweise der Winter) mit Jagdbeute und Mastvieh auf. Dieses Beispiel wird deutlich machen können, was wir unter dem Leben des mythologischen Begriffs verstehen. Sehen wir ihn hier nicht allmählich wachsen und an Fülle zunehmen, wie eine Pflanze? Bevor sich dem menschlichen Geist der Gedanke in dieser Gliederung darstellt, bedarf es vieler Erlebnisse und langer Zeit.

367. Die genievolle Weltanschauung, welche den Griechen eigenthümlich war, befähigte sie, über alle diese Mannigfaltigkeit auf Geistesschwingen hinwegzueilen und kühn bis zu dem Begriff des ethischen Waltens vorzudringen, welches sich in dem Jahresleben offenbart. Bei Homer eröffnet die Hore sogar die Pforten des Himmels, ein Bild, welches noch weit tiefer in die Gründe alles Wachsthums zurückführt. Welcher Tiefsinn gehörte aber nicht dazu, von diesen Anfängen aus den Gedanken der die Werke der Menschen fördernden Zeit so folgerecht auszubilden, dafs er zuletzt nicht blos individuell ausgeprägt, sondern sogar reich entfaltet dasteht! Das Leben der Natur tritt uns in jenen drei Gestalten zunächst als Cultur entgegen, dann aber auch als Geistesleben. Ja, diese scharf gezeichneten Charaktere bieten in ihrem harmonischen Zusammenwirken den höchsten Ausdruck des Sittengesetzes dar. Und doch bildet dieser Dreiverein nur das erste Glied einer Kette, welche noch ganz andere Ideen umschliefst. Denn obwohl wir gesehen haben, dafs die Horen noch weit mehr umfassen, als den kurzen Zeitraum, welcher durch die Rückkehr der Sonne zu ihrem Ausgangspunkt bezeichnet ist, so sind sie doch andrerseits auf eine verhältnifsmäfsig niedere Daseinssphäre beschränkt, indem sie die Grenzen leiblichen Wachsthums nicht überragen. Sie fördern und zeitigen die Werke der Menschen, auf das Schicksal derselben aber erstreckt sich ihre Macht nicht. Trotz aller Begeistigung des Naturlebens, welche sie herbeiführen, kann dieses doch nie auf das

Reich des Geistes einen absolut bestimmenden Einflufs ausüben. Dieser erkennt nur seine eigenen höheren Gesetze an, welche andere Wesen handhaben.

368. Die Schicksale der Menschen sind den Moeren anvertraut, welche an dieser Stelle nicht mehr als die Töchter der Nacht auftreten, sondern zu Kindern des Zeus und der Themis erhoben werden. Zwar sind sie dem Namen und der Gewalt nach dieselben, ihre Bedeutung aber hat sich in Folge der Ereignisse, die uns die Göttergeschichte vorgeführt hat, wesentlich geändert. Dort waren sie der Ausdruck jenes blinden Geschicks, auf welchem die leblose Natur wie auf einer unverrückbaren Grundlage ruht; hier erscheinen sie als die jüngeren Schwestern der Horen, unter deren Händen das ganze Weltall eine durchaus veränderte Gestalt erhalten hat. Das Geschick löst sich in Schicksale auf, durch die, trotz aller Härte der Beschlüsse, die individuelle Freiheit eine unberechenbare Ausdehnung erhält. Denn der Zufall, der fortan einen Antheil an der Regelung der einzelnen Menschenleben zu erhalten scheint, gewährt der Entfaltung der Persönlichkeit einen viel freieren, wenn auch noch so unsicheren Spielraum.

369. Sowie im gemeinen Leben über das Bereich einer höheren und göttlichen Fügung noch heut zu Tage die allerverkehrtesten Begriffe obwalten und diejenigen, welche von einer Vorsehung reden, nicht viel besser daran zu sein pflegen als die, welche alles Uebermenschliche in dem Gang der Weltereignisse einer uranfänglichen Vorherbestimmung gedanken-

und sorglos zuweisen, so sind auch über die Bedeutung und das Walten der Moeren oder Parzen die allerverkehrtesten Vorstellungen im Umlauf. Da nun aber die Alten diesen Begriff sehr tiefsinnig und fein gegliedert zur Darstellung gebracht haben, so kömmt viel darauf an, ihn nicht blos im Ganzen richtig zu erfassen, sondern auch im Einzelnen gründlich zu verstehen. Auch hierbei ist eine aufmerksame Betrachtung von solchen Kunstwerken, die der Ausdruck eines echten Dichtergeistes sind, vorzugsweise von Nutzen, indem sie uns den Faden bieten, welcher uns durch die labyrinthisch verflochtenen Vorstellungen, denen wir bei den Alten begegnen, allein sicher hindurch zu leiten vermag. Denn selbst in den Dichtungen der mythologischen Urzeit, wie in denen des Aeschylus, treten sie uns zuweilen in einer Weise entgegen, die auf den ersten Blick etwas Befremdendes hat, während alle Widersprüche sich leicht und sicher lösen, wenn wir solche künstlerisch verkörperte Grundbegriffe festhalten.

370. Der Gedanke, welcher sich den Alten mit der Idee des Schicksals seit den frühesten Zeiten untrennbar verknüpfte, ist der des Spinnens, mit welchem Geschäft auch der Name der Klotho in deutlichem Bezug steht. Dieses Bild ist ebenso tiefsinnig als fein gewählt und erheischt daher sorgsame Beachtung. Schöner konnte kaum das Heraustreten des Individuums aus der Allgemeinheit veranschaulicht werden, als durch den Gegensatz des werdenden Fadens zu der formlosen Substanz der Wolle, welche

sich um den Rocken lagert. Ein solches Gleichnifs verlangt aber eine vorsichtige Behandlung, indem es nur einen einzigen flüchtigen Moment darbietet, der, wenn er geistlos festgehalten wird, zu Widersprüchen und zuletzt zu baarem Unsinn führt, wie wir dies in dem gegebenen Fall sehen können. Spätere Dichter nemlich haben der Spinnerin eine Frau, welche den werdenden Lebensfaden mit der Scheere zertheilt, entgegengesetzt und dadurch das so zart angelegte Bild in seinen wesentlichsten Bezügen gestört. Auch in der Mythologie lieben es die Alten nicht, ein einziges Gleichnifs allzu lang festzuhalten, sondern sie gehen rasch von dem einen Bild zum andern fort und bringen dadurch die vielseitig angeregte Vorstellung der Wahrheit immer näher. Wir sehen daher der Klotho, welche mit unablässig rollender Spindel den Faden in das Dasein hinaustreibt, die Göttin des Zufallslooses, die Lachesis, schwesterlich zur Seite treten. Ihre Erscheinung an dieser Stelle ist von der höchsten Bedeutung, indem dadurch der Begriff uranfänglicher Geschicksnothwendigkeit wesentlich modifizirt wird. Im Loos hat der Zufall das freieste Spiel und denjenigen, welche die Idee des Schicksals in diesem Stadium erfassen und aufser Zusammenhang festhalten, stellt sich das Geschick, das dem Einen als unabwendbar und eisern erschien, als blind und willkührlich dar. Mit einer so flachen Auffassung der tiefsten Lebensbezüge hat sich indefs das mythologische Alterthum nie begnügt, sondern es hat durch den geistreichen Schlufs dieser Trias jede Spur einseitigen Waltens ge-

tilgt. Atropos stellt das Schicksal allerdings als unabänderlich und als unabwendbar dar, aber wohlverstanden als Factor der beiden vorher betrachteten Elemente. Ihr Walten bezieht sich auf etwas bereits Gegebenes, in dem allerdings das Schicksal ganzer Geschlechter und einzelner Individuen als ein zukünftiges enthalten gedacht ward, aber so, wie in dem keimungsfähigen Samenkorn die Natur des darin verschlossen liegenden Baumes verborgen ist. Bei ihr tritt der Zeitbegriff in voller Geltung auf. Sie pflegt daher die Sonnenuhr und den Sternenglobus bei sich zu haben. Das Unabänderliche der ihrer Verwahrung anvertrauten Beschlüsse wird durch die Schicksalsrolle angedeutet, in welche dieselben eingezeichnet sind.— Um eine so tiefsinnig verwobene Folge von Begriffen ihrem wahren Werth nach zu verstehen, müssen wir aber alle modernen Vorurtheile vorher zu beseitigen suchen. Diese sind vorzugsweise durch eine Vermengung sittlicher Freiheitsbegriffe und historischer Daseinsbedingungen veranlaſst und sie machen daher jede Auffassung antiker Denk- und Handlungsweise in Kunst- und Dichterwerken wie in der Wirklichkeit unmöglich. Gedanken wie die, welche wir täglich mit der menschlichen Willensfreiheit zu verbinden pflegen, sind den Alten nie in den Sinn gekommen, dagegen haben sie von der Idee des Schicksals eine viel klarere und vollere Anschauung gehabt als wir trotz höherer Belehrung, die uns geworden.

371. Nach diesen Andeutungen werden wir im Stande sein, die poetische Idee, welche der schönen

Darstellung des Humboldt'schen Reliefs zu Grunde liegt, besser zu verstehen, als dies bisher der Fall gewesen, wo man über das Symbol der Hauptfigur nicht auf's Reine kommen konnte. Diese stellt nemlich die Lachesis vor, wie sie eines der drei Schicksalsloose zieht, die sie in ihrer Linken hält. Sie blickt hinter sich und drückt durch ihre ganze Stellung das unparteiische Walten aus, welches der Sterbliche so gern ein blindes nennt. Diese Gestalt bietet ein sehr grofsartiges Aussehen dar, dessen Wirkung sich bei wachsendem Verständnifs verdoppelt. Links sitzt auf einem Felsabhang die spinnende Klotho, während rechts Atropos abgewandt steht und mit ihrer Rechten auf die in die Schicksalsrolle unabänderlich eingezeichneten Verhängnisse hindeutet.

372. Pindar, der alle mythologischen Begriffe nicht blos bei der Wurzel fafst, sondern sie auch allezeit bis zu der höchsten Entwickelung steigert, deren sie fähig sind, und sie demnach in Ideen verwandelt, nennt die Tyche, welche ihm als die Tochter des befreienden Zeus gilt, als der Moeren eine und fügt noch ausdrücklich hinzu, dafs sie ihre Schwestern an Macht und Ansehn weit überrage. Ihm, dem prophetischen Sänger, war es nicht verborgen geblieben, dafs die Göttin des Glücks das befreiende Prinzip darstellt, und deshalb begrüfst er sie als die rettende Gottheit. Hiermit ist ein unendlicher Fortschritt in der mythologischen Weltanschauung gewonnen und der Antheil, welcher sittlichen Wesen an der Freiheit zusteht, gesichert. Vergebens würde man sich später bemühen,

denselben durch allerlei transscendentale Einsprüche zu wahren, wäre nicht das Prinzip wahrer Freiheit bei diesen Fundamentalbegriffen des ethischen Daseins schon bedacht. Aber um einen so tiefsinnigen Gedanken zum vollen Ausdruck zu bringen, bedurfte es des thebanischen Sängers, der wie kein anderer Sterblicher die Bedeutung des Sittenlebens durchforscht und ergründet hat. Ohne ihn würden wir nimmer zu einer richtigen Einsicht in das Wesen des Begriffs, welchen sich die Alten von den Moeren gebildet hatten, gelangt sein. Von derselben aber hängt die wahrheitsgemäfse Bewerthung der ganzen mythologischen Weltanschauung ab.

373. Pindarische Wuchtworte müssen wie Orakelsprüche hingenommen und beurtheilt werden. Sie deuten und auf dem Wege trockner Reflexion auslegen zu wollen, ist nicht blos nutzlos, sondern selbst gefährlich. Zu ihrem vollen Verständnifs gelangt man nur auf dem Wege des Erlebnisses. Darunter verstehen wir nicht blos die Erfahrungen unseres eigenen Inneren, sondern die Gedankenentfaltung, welche sie auf dem Boden des hellenischen Bewufstseins selbst erhalten haben. Diese aber wird uns durch nichts besser veranschaulicht als durch Kunstwerke, welche unter dem Einflufs solcher Ideen entstanden sind. Auf dem Deckel eines capitolinischen Sarkophags, welcher das bittere Trennungsloos zweier in trauter Liebe vereinter Ehegatten schildert, sind wir bereits früher einer Darstellung der Moeren begegnet, der offenbar jener Pindarische Begriff in irgend einer

Weise zu Grunde liegt. Zwischen der spinnenden Klotho und der die Rolle mit den unabänderlichen Schicksalsschlüssen handhabenden Atropos steht an der Stelle der Lachesis, ihre beiden Schwestern an Gestalt überragend, eine Frau in der Mitte, welche in der einen Hand das Füllhorn der Tyche und in der andern die Wage der alles gleichmäfsig vertheilenden Nemesis hält. Durch eine solche Zusammenstellung fein gewählter und allgemein faſslicher Symbole sehen wir den Begriff der wegen ihres grausen Waltens so verschrieenen und nie ohne Schauer genannten Schicksalsgöttinnen zu seiner wahren und höheren Bedeutung zurückkehren, bei welcher die Moeren nicht blos als die Verwalterinnen blinder Nothwendigkeitssatzungen, sondern als der Themis, der Göttin weisen Gesetzes, freigeborene Töchter erscheinen.

374. Die strenge Folge, in welcher bei Hesiod die verschiedenen Gemahlinnen des Zeus auftreten, leiht diesem Theil der Darstellung der allmählich werdenden Göttermannigfaltigkeit eine Vielseitigkeit des Ausdrucks, wie sie aufserhalb eines so vollkommen gegliederten systematischen Zusammenhangs bei solcher Bündigkeit und Kürze nicht denkbar ist. Alle stehen unter einander in den lebhaftesten Wechselbezügen und fordern einander in dem Fortgang der eingeleiteten Begriffsentwickelung. So wie in dem Leben eines reich begabten und genievollen Menschen eine Durchgangsepoche die andere mit Nothwendigkeit herbeiführt, so sehen wir hier den höchsten der Götter von Persönlichkeit zu Persönlichkeit fortge-

trieben, und in der Aufreihung dieser Verhältnisse, aus denen wir stets neue Göttergestalten hervortreten sehen, wird uns seine eigene Lebensgeschichte vor Augen gelegt. Die zahlreichen Elemente, welche wir hier in Wahlverwandtschaft treten sehen, gehen unter einander so viele Combinazionen ein, dafs sie zu erschöpfen fast unmöglich, aber auch nur die wichtigsten zur Darstellung zu bringen sehr schwierig ist. Wir müssen uns daher begnügen, nur die Hauptgruppen, welche sich bei näherer Betrachtung vor unseren Augen bilden, hervorzuheben.

375. Die erste derartige Gruppe kommt durch den Zutritt der Eurynome zu der Metis und Themis zum Abschlufs. Diese, welche sich durch ihren Namen als die weithin waltende ankündigt, führt uns mit einem Male hinaus in die bunte Mannigfaltigkeit des Daseins. Sie steht nicht blos zu der durch den Entschlufs des Zeus tief verinnerlichten Weisheit der Metis, sondern auch zu den festen und unabänderlichen Satzungen der Themis in dem schärfsten Gegensatz, der sich denken läfst. Während selbst die letztere, trotz der reichen Entfaltung, die sie in den beiden Dreivereinen ihrer Kinder, den Horen und Moeren, erhalten hat, alles in strenger Gebundenheit zusammenzuhalten sucht, schaltet Eurynome weit und breit mit nimmer rastender Freigebigkeit. Dennoch aber ist sie ihrem innersten Wesen nach haushälterisch, und Homer überträgt daher ihren Namen auf die durch weise Sparsamkeit ausgezeichnete Schaffnerin des Odysseus.

376. Mit dieser liebreichen Tochter des Okeanos verbindet sich nun Zeus und erzeugt mit ihr die Chariten, ebenfalls Drillinge, welche, trotz der ungebundenen Freiheit, mit der sie sich in allen Richtungen bewegen, so innig unter einander verbunden sind, daſs sie in den Kunstwerken, welche sie darstellen, unter einander verwachsen zu sein scheinen. Die schöne Gruppe von drei nackten Jungfrauen, welche sich wechselseitig umschlungen halten, muſs als der höchste Ausdruck des Begriffes zwangloser Freiheit, welche sich in der Anmuth uns zum sinnlichen und geistigen Genusse darbietet, betrachtet werden, nach dessen Verkörperung sich die griechische Kunst während der ganzen Dauer ihrer Entwickelung gesehnt, von dem sie, so zu sagen, besessen gewesen ist. Es hat lange gedauert, bevor sie sich eines ebenso einfachen, als allseitigen Ausdrucks bemächtigt hat, und jene Gruppe darf in Wahrheit als das Symbol eines solchen Strebens nach echter Anmuth betrachtet werden. Sie ist die Edelfrucht eines Baumes, welcher seine Wurzeln erst tief in den Boden echter Cultur hat einsenken müssen, bevor er die ersten Knospen anzusetzen befähigt war. Uns Neueren fehlt freilich der Sinn für derartige Gebilde, und so wie wir die Schwierigkeiten nicht sehen, welche in einer solchen Darstellung überwunden worden sind, so haben wir auch selten den Sinn für die kostbaren Ergebnisse einer begrifflichen Gliederung, ohne welche die kostbarsten Ausdrücke, zu denen die Anmuth vor allem gehört, so leicht zu todten Namen herabsinken, bei denen sich zuletzt keiner mehr etwas Leibhaftiges denkt.

377. Die Gruppe der drei Grazien, von welcher wir zahlreiche Wiederholungen in Sculptur und Malerei besitzen, verdankt ihre Zauberwirkung der Vereinigung dreier Gestalten der vollendetsten Bildung, welche die Natur aufzuweisen hat, zu einem in sich selbst beschlossenen Ganzen. Alle Anmuth beruht wesentlich auf dem Zusammentreffen zarter Entfaltung und unbewufster Selbständigkeit. Der Mittelpunkt, welcher der letzteren einen gemeinsamen Halt gibt, darf nicht absichtlich hervorgehoben werden und mufs doch augenfällig sein. Ohne eine solche gleichmäfsige Abrundung vermag weder die feinste Gliederung, noch die abgemessenste Bewegung jenen eigenthümlichen Reiz zu erzeugen, welcher dem Erhabenen das Gegengewicht hält und die kleine Welt, welche sich auf unserem Auge abspiegelt, dem Weltall gegenüber ebenbürtig erscheinen läfst. Beide Eigenschaften treten nun in jener Gruppe der drei Grazien auf die edelste Weise in Spannung und sie darf als der wesenhafteste Ausdruck des Chors betrachtet werden, in welchem das Menschliche aus einer ungebundenen Vielheit in einer höheren Einheit uns entgegentritt. Alle drei Schwestern halten sich wechselseitig umschlungen und dieser harmonische Bund ist auf eine so allseitig befriedigende Weise zu Stande gekommen, bietet so entschieden das Bild innerer Vollendung dar, dafs die gröfsten Künstler der neueren Zeit bei der Wiederaufnahme dieses Gedankens nichts anderes versucht haben, als ihn so auszubilden, wie es die Absicht des grofsen Erfinders gewe-

sen ist, ohne jedoch irgend eine wesentliche Umgestaltung oder auch nur die Umstellung einzelner Elemente zu wagen. Wir besitzen derartige Palingenesieen von Raphael sowohl wie von Thorwaldsen, welchen letzteren man wenigstens in Rücksicht des ernsten Strebens, in den Gedankenreichthum der Antike tief einzudringen, dem grofsen Zeitgenossen des Michel Angelo vergleichen darf.

378. Bevor jedoch die bildende Kunst zu einem so concreten Ausdruck dieses mythologisch gefafsten Gedankens gelangt ist, hat sie mancherlei Versuche machen und sich wiederholt mit sehr unvollkommenen Darstellungsweisen begnügen müssen. Lange Zeit hat sie sich genöthigt gesehen, von der Poesie Hülfe zu entlehnen und durch beigesetzte Namensinschriften oder Embleme, welche statt dieser sprechend den gemeinten Sinn erläutern konnten, den bildlichen Vortrag zu ergänzen. Da wo sie zu dreien erschienen, unterschieden sie sich nicht von ähnlichen Dreivereinen und die Kunst blieb weit hinter der Dichtkunst zurück, welche mit wenigen Worten die nimmer zu lösende Verbindung und das eigenthümliche Wesen jeder dieser drei Gestalten hervorzuheben vermochte. In der erwähnten Gruppe tritt sie dagegen nicht blos ebenbürtig auf, sondern ist sogar im Stande, mit ihr zu wetteifern. Sie führt uns mit einmal die hohe Bedeutung jener wahren, gesteigerten Einheit vor Augen, welche auf Eintracht und nicht auf selbstischer Zurückgezogenheit beruht, und ohne welche jene göttlichste aller Erscheinungen, echte und dau-

ernde Harmonie, nicht denkbar ist. Diese veranschaulicht uns vor allem jene wunderherrliche Gruppe, zu deren Würdigung und tieferem Verständnifs freilich mehr verlangt wird, als eine trockne Kritik der formellen Mängel, welche den auf uns gekommenen Resten derselben anhaften. Nichts vermag den auf das Prinzip wahrer sittlichen Freiheit gegründeten Götterhaushalt des Zeus treffender zu veranschaulichen, als jenes von der sinnenden Phantasie ausgetragene und unter dem Einflufs der reinsten Weisheit zur Ausbildung gelangte Kunstwerk. Ob Sokrates an ein solches Hand angelegt habe, ist eine Frage von geringerem Belang, dafs aber gerade von ihm eine Gruppe der Chariten erwähnt wird, ist höchst bedeutsam. Ohne die Mitwirkung eines philosophischen Genies von einer so durchgreifend praktischen Richtung, welches ausschliefslich die sittliche Veredelung des Menschengeschlechts vor Augen hatte, wäre diese Idee vielleicht nie zu einer so allseitig vollendeten Entwickelung gelangt. Die von ihm erwähnten Huldgöttinnen waren noch bekleidet, ein Umstand, der uns zeigt, wie langsam und allmählich diese letzte Entfaltung der lange vorbereiteten Blüthe zu Stande gekommen sei.

379. Die ausdrucksvollen Namen der Chariten werden von Hesiod und Pindar in derselben Folge aufgeführt und durch dieselben ist die Idee der Anmuth allen ihren Potenzen nach auf das schärfste bestimmt. Gewöhnlich pflegt man sich das Anmuthige als den absoluten Gegensatz des Erhabenen zu den-

ken und das eine mit dem andern für unvereinbar zu halten. In der That aber stehen beide unter einander in einem ewig lebendigen Wechselverband und alle Anmuth, die eines solchen Zusammenhangs verlustig gegangen ist, sinkt zur saftlosen Eleganz herab und ist von der unerquicklichsten Wirkung. Daher begrüſst Pindar die älteste der drei Schwestern, die Aglaia, deren Name sie uns von himmlischem Glanz umflossen erscheinen läſst, als die hehre. Mit ihr tritt Euphrosyne, die Frohsinnige, und Thalia, die Lebensfreude, zu jenem unauflösbaren Bund zusammen, welchen wir als die Quelle aller Anmuth kennen gelernt haben. Jene nennt Pindar, bei dem jedes Wort inhaltsschwer ist, die gesangesfrohe, diese die gesangliebende: ein Unterschied, den wir nur mit Mühe und Nachdenken wieder aufzufinden im Stande sind. Gleichwohl ist er ein wesentlicher und tief bedeutsamer, und erläutert das Verhältniſs der einen Schwester zur anderen. Wenn wir uns das Walten der Euphrosyne durch jene behagliche Stimmung vergegenwärtigen können, die nur bei traulichem Beisammensein im engeren Freundeskreise möglich ist, so vermag die Wunderwirkung der Thalia nur ein heiteres Festgelage zu veranschaulichen. Der griechische Chorreigen muſs vorzugsweise und wesentlich anmuthreich gewesen sein, und diese Eigenschaft muſs auch da alle anderen zurückgedrängt haben, wo er, wie in den Eumeniden, die erhabensten Schauer um sich verbreitete.

380. Auch die Chariten wurden wie andere derartige Wesen ursprünglich in einem dualistischen

Sinne gefaſst und in der Doppelzahl sind sie nicht blos in Sparta, sondern selbst in Athen verehrt worden. Es ist höchst belehrend, zu beobachten, aus welchen Keimen sich der Begriff der Anmuth an beiden Orten entwickelt hat. Der dorische Realismus faſst dabei diejenigen Eigenschaften der Materie in's Auge, welche den Sinnen den ersten Eindruck einer Lebensbewegung zuführen. Die Luft- und Lichtwelle sind die ersten Regungen eines höheren Lebens in den unbeweglichen Massen, welche den Menschen rings umgeben. Schall und Schimmer — wie Ed. Jacobi die uns überlieferten Namen Kleta und Phaenna geistreich übersetzt hat — sind die Grundelemente aller Anmuth, und während in dem bereits betrachteten Dreiverein Aglaia die Stelle der Phaenna einnimmt, wird die Kleta durch Euphrosyne und Thalia, welche beide der Welt der Töne angehören, vertreten. Der Athener faſst diesen die ganze sittliche Welt beherrschenden Begriff gleich von vorne herein in ideeller Weise. Ihm kündigt sich das höhere Leben der Freiheit, welches sich nur in der Anmuth entfaltet, in den ersten Regungen des Wachsthums an, und daher nennt er die eine der beiden Chariten Auxo, dann in der Führung, deren alles sich Mehrende bedarf, um zu einer gesteigerten Daseinsform zu gelangen, weshalb wir der Auxo, der Wachsthumsmehrerin, die Hegemone, die Führerin, gegenübergestellt finden. Die wahre Bedeutung dieses Paares wird uns aber durch die wichtige Angabe des Pausanias enthüllt, der zufolge beim Hermesianax Peitho, die Göttin der Ueberredungs-

gabe, als eine der Chariten genannt wird. Diese Nachricht ist für das tiefere Verständnifs dieses mythologischen Begriffs von einer ähnlichen Wichtigkeit wie das Pindarische Fragment, welches der Tyche unter den Moeren erwähnt, für die richtige Auffassung der griechischen Schicksalsidee. Alle Beredtsamkeit beruht auf jener Dialektik, die an und für sich nicht ohne Anmuth gedacht werden kann, und welche in der Kunst und Poesie dem Zauber schöngegliederter Ideenentfaltung entspricht, die die Alten als eine Gabe der Chariten zu preisen gewohnt waren. So vielseitig ist der Begriff der Anmuth durch die Griechen ausgebildet und mythologisch verkörpert worden. Bei uns wird er sogar von Kunstphilosophen nur kümmerlich und einsilbig behandelt.

381. Horen, Moeren und Chariten bilden zusammen eine neungliederige Gruppe, welche sich um die Metis, Themis und Eurynome schaart. Von diesen drei Gemahlinnen des Zeus erscheint die erste zur Zeit noch kinderlos, weshalb auf die Themis zwei Drillingsgeburten kommen, die der Horen und Moeren, welche allerdings unter sich in dem innigsten Wechselverband stehen und sich einander gegenseitig bedingen. Alle drei Frauengruppen treten aber zu einem gröfseren Bunde zusammen, welcher so eng und fest geschlossen ist, dafs wir keine Spur von jener Bedürftigkeit entdecken können, welche selbst bei den Göttinnen ein ständiges Attribut weiblicher Zartheit und formeller Vollendung bildet. Die einzelnen Gruppen haben in sich einen alles befassenden Ab-

schlufs erhalten und der ganze Chor, zu dem sie zusammentreten, ist sich selbst genug. Wir können uns kaum eine Macht denken, welche im Stande sei, die auf diese Weise gebundenen Elemente zu zersetzen und nach aufsen hin auseinander zu treiben. Nur die Liebe würde dies vermögen, aber diese gerade bildet den unsichtbaren Mittelpunkt, um welchen alle diese Gestalten kreisen. Das Leben und Weben, welches sich in ihnen vor unseren Augen entfaltet, ist zwar bereits durch und durch ein sittliches, aber es hat einen so gesetzmäfsigen, keiner Störung zugänglichen Verlauf, dafs wir es uns nur durch den Sphärentanz der Weltkörper vergegenwärtigen können und durch den Theil der Schöpfung, welcher der Cultur unnahbar, aber ihrer auch nicht bedürftig ist, und die herrlich dasteht wie am ersten Tag.

382. Eine ganz neue Welt aber eröffnet sich unseren Blicken bei der Verbindung, welche Zeus nun mit der Demeter eingeht. Bei ihr tritt die Mutterliebe mit Allgewalt hervor und ihre einsame Tochter wähnt sie auch dann noch untrennbar mit sich verbunden, als sie längst jedem Bedürfnifs irdischer Pflege entwachsen ist. Sie scheint keine Ahnung von dem Naturgesetz zu haben, welches den Kindern dieselbe Unabhängigkeit sichert, deren sich die Eltern erfreuen, und als die Gattenliebe über die Mutterliebe einen unerwarteten Sieg feiert, ist sie von der Kunde der dadurch veranlafsten und gebotenen Trennung wie vom Donner gerührt. Diesen Widerstreit der Empfindungen und den blutigen Kampf der heiligsten Gefühle,

welche das Menschenherz beleben, schildert die griechische Sage von dem Raub der Persephone mit wunderbarer Groſsartigkeit und Naturgetreuheit. Der Schmerz der ihres Kindes verlustig gegangenen Mutter tritt dabei so mächtig in den Vordergrund, daſs die zarteren Regungen der Liebe, welche die Jungfrau überwältigen, fast verwischt werden. Sie hat fortan weder Rast noch Ruhe, durcheilt suchend den weiten Erdkreis und ist endlich so glücklich, den Aufenthalt ihrer Tochter zu erfragen. Nun wendet sie sich höchst naiver Weise an Zeus selber und dieser vermag dem Bittensturm, den sie gegen ihn richtet, nicht zu widerstehen. Er sieht sich genöthigt zuzusagen, worüber er bereits nicht mehr verfügen kann. Persephone ist durch Banden gebunden, welche selbst der oberste und mächtigste der Götter nicht zu lösen vermag. Dies deutet die Sage auf eine zarte, aber höchst ausdrucksvolle Weise symbolisch dadurch an, daſs sie die Gattin des Fürsten der Unterwelt von der Granatfrucht kosten läſst. Diese ist unter den edleren Erzeugnissen des Pflanzenlebens dasjenige, welches das Prinzip der Wiedergeburt durch den unendlichen Reichthum von Samenkörnern, welche diese Frucht birgt, auf das faſsbarste veranschaulicht. Sobald das Samenkorn in der Erde keimt, gehört es ausschlieſslich einem neuen Leben an, und so sehen wir auch in der neuvermählten Tochter der Demeter die Kindesliebe der in ihr erwachten Mutterliebe, zu welcher sich die Gattenliebe entfaltet, weichen und ihr Herz ist fortan zwischen Zukunft und Vergangenheit ge-

theilt, was die Mythologie dadurch zur concreten Darstellung bringt, daſs sie die Persephone die Jahresfrist zwischen Pluton und Demeter theilen läſst.

383. Die Entführung der Persephone wird meist als gewaltsam dargestellt und gilt insofern als ein Bild jähen Todes, welcher aus tückischem Hinterhalt hervorbricht und seine Beute erbarmungslos davonschleppt. Dies darf indeſs keineswegs für den Kerngehalt der Sage genommen werden. Mädchenräubereien kommen in vielen anderen Mythen vor und an manchen Orten galten sie sogar für Hochzeitsbrauch. Sie müssen vielmehr als ein Ausdruck der Allgewalt genommen werden, mit welcher die Liebesleidenschaft sich des geliebten Gegenstands bemächtigt und mit ihm davoneilt. Diese plötzliche Trennung ist später häufig zu einem Bild des Todes verwendet worden, ohne daſs die Sage selbst des Sterbens gedenkt, was sie da, wo sie dieses damit meint, ausdrücklich thut. In der That schildert uns ein von Millingen herausgegebenes Vasengemälde die Trennung der Persephone von ihrer Mutter ganz deutlich als eine Abschiedsscene. Die Neuvermählte ist bereits mit der Stirnkrone geschmückt, die sie als Königin der Unterwelt bezeichnet, und steht neben ihrem ungeduldig harrenden Gemahl auf dem Wagen, welchen vier feuerige Rosse davonzutragen im Begriff sind. Beide, Mutter und Tochter, strecken einander die Arme entgegen wie zum letzten Scheidekuſs.

384. Wem daran gelegen ist, eine tiefere Einsicht in das Wesen eines Mythus zu erhalten, muſs

sich ohne Furcht vor Spitzfindigkeit solcher feinen Unterschiede befleifsigen und vor allem den Charakter der darin auftretenden Hauptgestalten recht scharf in's Auge fassen. Auch in der Mythologie ist wie im echten Drama das Schicksal der handelnden Personen in ihrem eigensten Wesen begründet. Nur derjenige, welcher alle Ereignisse auf diesen Keimpunkt zurückzuführen versucht, kann daher an dem Studium der griechischen Sagengewebe dauernde Freude sich sichern. Nun können wir aber an der Persephone keine andere hervorstechende Charaktereigenschaft entdecken als die echt mädchenhafter Unschuld. Sie freut sich der Blumen auf grünender Flur und wird, als sie in die Betrachtung der Schönheit einer frisch gepflückten Hyacinthe oder Viole versunken ist, von ihrem ungeahndet sie beschleichenden Liebhaber entführt. Das Erwachen aus dem süfsen Traume der Kinderunschuld konnte kaum schöner, zarter und wahrer geschildert werden. Die Wiedergeburt, welche die Natur im Frühling feiert und die sich in tausend und abertausend Blüthen festlich ankündigt, stellt sich der eben erst erblühten Jungfrau zum ersten Male als das grofse Lebensräthsel dar. Sie wird von unbewufstem Liebessehnen erfafst und fällt als ein Opfer desselben. Ihr weiteres Schicksal wird durch die nun sich entfaltende Episode von den Sehnsuchtsqualen der Mutter verdeckt und wir sehen sie nicht eher wieder erscheinen, bis es dieser gelungen ist, die angestammten Rechte auf ihr geliebtes Kind geltend zu machen. Da aber sehen wir, dafs ihr echt

weiblicher Charakter der Versuchung, welche ihr in der gereiften, körnerreichen Frucht geboten worden ist, ebenso wenig zu widerstehen vermocht hat. Sie hat von dem Granatapfel gekostet und ist fortan wie dieser von dem Mutterstamm getrennt und folgt dem eigenen Lebenstrieb, welcher seine Wurzeln tief hinabsenkt in unterirdische Verborgenheit und sich nur für die kurze Dauer des Jahreslebens mit diesem in gleicher Freude des Keimtriebs begegnen und vereinen darf. Persephone, weit entfernt ein Bild des Todes zu sein, versinnlicht uns vielmehr in ihrem Schicksal das Trennungsloos, welches die schönsten Freuden des Menschenlebens verbittert und der in Jugendschöne prangenden Jungfrau ihre Vollendung nur unter der Bedingung gönnt, daſs sie sich von dem Busen der sie zärtlich behütenden Mutter losreiſst. Persephone wurde daher auch schlechtweg das Mädchen, Kora, genannt.

385. Die Vermählung des Zeus mit der Mnemosyne, welche jetzt folgt, ist das bedeutungsvollste Ereigniſs auf dem Gebiete der sittlichen Entwickelung, die uns durch diese wunderbar schön gegliederte Reihe von tief wurzelnden Verhältnissen, in die wir den Begründer einer auf Freiheit abzielenden Weltordnung eintreten sehen, veranschaulicht und ihren Elementen nach vor Augen gelegt wird. Mnemosyne ist nicht blos das Gedächtniſs schlechthin, wie wir es auch in den höheren Gattungen des Thierreichs und bei Menschen, die sich dieser Gabe statt der Urtheilskraft bedienen, antreffen, sondern jene

Macht, welche die Vergangenheit in Gegenwart verwandelt und das Erlebniſs verewigt. Bei denjenigen Sterblichen, in denen die Erinnerung mit solcher Urkraft auftritt und wahres Wissen in's Leben ruft, sehen wir das Gedächtniſs Wunder wirken und Sehergaben entfalten, vermöge deren es uns die Zukunft in dem untrüglichen Spiegel der Vergangenheit blicken läſst und die Gegenwart zu ihrer wahren Bedeutung erhebt. Hier werden wir zum ersten Male des ewigen Gehaltes des Lebens inne. Die flüchtige Erscheinung des Daseins wird durch eine solche Wiederaufnahme des dahingeschwundenen Moments keineswegs festgehalten, sondern vielmehr ihrer täuschenden Hülle entkleidet und das Geschehene zum Ereigniſs erhoben. Die Mnemosyne haben wir ebensowohl wie die Themis unter den Titanen aufgeführt gefunden. Beide müssen daher als Weltmächte betrachtet werden, mit denen Zeus sich verbindet. Welche Macht aber das Gedächtniſs als jene durch den Genius geweihte Gabe der Erinnerung ist, lernen wir an groſsen Männern kennen, bei denen es sich zuweilen mit staunenswerther Wiederbelebungskraft offenbart.

386. Mit diesem geistigen Schöpfervermögen verbindet sich nun Zeus in der Person der Mnemosyne, deren Töchter in der bedeutungsvollen Neunzahl sich zu einer Gesammtheit verbinden. Es sind die Musen, an denen sich die bereits aufgeführten Zaubergaben des Gedächtnisses auf das herrlichste offenbaren, und die sogar noch um eine reicher auftreten. Die Weise nemlich, in welcher sie

des Vergangenen gedenken, macht aller Leiden und alles überstandenen Ungemachs vergessen und beschwichtigt die Sorgen. Dadurch treten die Begebenheiten uns nicht blos von den Eindrücken störender Mannigfaltigkeit befreit, sondern in dem Lichte der Verklärung entgegen. An keiner andern Stelle der Theogonie konnte aber ihr Erscheinen von einer so beseligenden Wirkung sein, als gerade in dem Augenblick, in welchem wir an den Schmerzen und Seelenqualen der Demeter Theil genommen und die Liebessehnsucht des vereinsamten weiblichen Herzens an dem Schicksal der Persephone kennen gelernt haben. Aller derartige Zwiespalt ist jetzt auf einmal verschwunden; die Musen stimmen einen innig verschmolzenen Chorgesang an, von dem die Wohnungen der Unsterblichen widerhallen und an dessen seelenlösenden Accorden Zeus selbst vor allen seine Freude hat. Ihr erstes Lied ist den Uranfängen der Göttergeschichte und den gewaltigen Katastrophen, unter denen sie in's Leben getreten sind, gewidmet. Zum zweiten aber besingen sie die Herrlichkeit des Zeus, des Vaters der Götter und Menschen, mit dem sie ihren Gesang beginnen und mit dem sie ihn beschliefsen, verkündend, wie er unter den Göttern der vornehmste und an Macht der gröfste sei. Endlich gedenkt ihr Lied auch des Geschlechts der Menschen und der gewaltigen Giganten, und dies erfreut den Sinn des Zeus im Olympos. Nicht gar fern von der Spitze des schneegekrönten Götterberges haben sie ihre Wohnungen und dort führen sie ihre liebrei-

zenden Chorreigen auf. Bei freudigen Gelagen ertönt ihre Stimme. Sie verherrlichen die Gesetze des Alls und die Sitten und Gebräuche der ewigen Götter, und die schwarze Erde hallt von ihren Gesängen wider und süſs ist der Tactschlag ihrer schlanken Füſse, wenn sie zu ihrem Vater dahin wandeln.

387. Der Musenchor ist so compact und in sich abgeschlossen wie ein jeder der Dreivereine der Horen, Moeren und Chariten, aber während alle Glieder desselben unter einander auf das nothwendigste verbunden sind und keines davon abgelöst werden kann, ohne die Harmonie des Ganzen zu zerstören, ist jede einzelne Gestalt in sich vollendet und bietet eine kleine Welt dar. Daher darf diese Göttergruppe als das edelste und reichste Bild wahrer Freiheit und Unabhängigkeit betrachtet werden, ja sie läſst uns solche All-Einheit in einer übersehbareren Weise wahrnehmen als der Götterstaat des Zeus selbst. Die Wechselverbindungen, welche sie unter einander eingehen, sind zahlreich, und es würde uns von unserem Ziele weit abführen, wollten wir auch nur die vorzüglichsten namhaft machen, die uns ganz besonders die Werke bildender Kunst kennen lehren. Wir beschränken uns deshalb auf die Verzeichnung zweier Beispiele einer solchen Aufreihung in einem höheren Sinne, von denen das eine der Poesie, das andere der Kunst entnommen ist. Haben wir dann mit den hehren Töchtern des Zeus auf diese doppelte Weise eine so zu sagen persönliche Bekanntschaft eingeleitet, so werden wir mit um so gröſserem Nutzen es wagen

dürfen, an die Betrachtung jeder einzelnen Gestalt heranzutreten.

388. Wir beginnen mit der Aufzählung, die wir dem Hesiod verdanken. Da dieselbe durch die von dem Hexameter geforderten Versfüſse bestimmt zu sein scheint, so ist man auf den ersten Anblick nicht geneigt, das Prinzip einer Anordnung im höheren, geistigen Sinne dabei vorauszusetzen. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich indessen bald, daſs die sprechenden Namen nicht blos formell an einander gereiht sind, und wir nehmen eine sichtliche Steigerung der Begriffe wahr, welche zuletzt in der Kalliope, die hier als die Göttin praktischer Redegabe und in dem Gefolge ehrwürdiger Könige auftritt, ihren Gipfelpunkt erreicht. Wollen wir zu einem richtigen Verständniſs der so zusammengestellten Namen gelangen, so müssen wir vorerst von allen den Begriffen absehen, welche wir nach Maſsgabe späterer Kunstwerke und Dichtungen damit verbinden gelernt haben. So wie wir bei dem Anruf, welchen Homer an die Muse des Gesanges richtet, noch nicht an die Hesiodeische Begriffsentfaltung, die diese Idee erhalten hat, denken dürfen, so müssen wir uns wiederum jeder Einmischung nachmaliger Gedankenbestimmungen in jene älteste schlichte Anschauungsweise des boeotischen Sängers enthalten. Diesen sehen wir auch hier mit jener Gewissenhaftigkeit zu Werke gehen, die alle seine Darstellungen auszeichnet. Der Wahrheitssinn ist dabei auf des Lebens nächstes Bedürfniſs gerichtet und mitten im frohen Spiele, welches des Daseins Einerlei zu entfalten und die Langeweile zu verscheuchen zum allei-

nigen Zweck zu haben scheint, sehen wir plötzlich ein Wesen hohen Ernstes und der erhabensten Lebensansicht auftreten, welches dem Menschenleben seine eigene Bedeutung sichert. Kalliope leiht dem Königthum, dessen Diensten sie sich bei Hesiod vorzugsweise geweiht hat, die gröſste Herrlichkeit, zu der es gelangen kann, nemlich den Glanz und Ruhm geistiger Ueberlegenheit, die sich in milden Redegaben, nicht in harten Tyrannenworten, kund gibt. Er erklärt sie daher auch für die vornehmste aller Musenschwestern, was wir bei diesem Dichter, der überall praktische Tendenzen verfolgt, so verstehen müssen, daſs in ihr die ganze Familie so zu sagen zu ihrem angestammten Ruhme gelangt oder mit anderen Worten zu sich selber kommt. Denn daran erkennen wir die Tochter des Olymposbeherrschers und der Mnemosyne, die wir echter Erfahrung in solch' praktischer Beziehung am besten vergleichen werden, daſs sie sich an die Spitze des ganzen Chors stellt und allen seinen Lebensregungen einen höheren Sinn mitzutheilen versteht. Sie heiſst die Schönstimmige, nicht weil sie die leiblichen Ohren mit des Gesanges süſsen Gaben zu bezaubern vermag, sondern weil sie in Wahrheit beredt ist und diejenigen, welche sich ihr vertrauen und denen sie wohl will, mächtig hinstellt in allem Volk. Der Gerechtigkeit waltend und Händel schlichtend steht ein solcher Liebling der Musen hochehrwürdig und allgemein bewundert da, ja geehrt wie der unsterblichen Götter einer, wenn er sich der staunenden Menge zeigt.

389. Hesiod beginnt seine Musenreihe mit der Kleió, der Ruhmverkünderin, welche mit vollem Recht als die erstgeborene Tochter der Mnemosyne angesehen werden darf. Der Thaten der Vorzeit mit preisender Anerkennung zu gedenken, ist die erste und edelste Aeufserung derjenigen Erinnerungsgaben, die den Menschen von dem Thier unterscheiden und ihm den Vorschmack der Unsterblichkeit gewähren. Ernst ist der Anblick dieses erhabenen Frauenwesens, aber dieser feierliche Ausdruck wird noch gehoben durch die Nähe derjenigen ihrer Schwestern, welche ausschliefslich dem Frohgenufs des Augenblicks ergeben zu sein scheint. Euterpe drückt denselben durch ihren klar verständlichen Namen aus. Sie stellt die reinste Freude, welche ja hienieden immer nur flüchtig erscheint, dar. Thaleia läfst uns dieselbe schon auf einer höheren Stufe ansichtig werden. Sie ist nicht mehr auf die Ergötzlichkeit des Einzelnen beschränkt, sondern wir begegnen ihr beim frohen Mahle, auf dessen rauschende Festlichkeiten ihr Name zunächst hinweist. Ohne die Würze laut widerhallenden Gesanges hätte sich der Grieche diese nicht zu denken vermocht. Daher sehen wir Melpomene, die Liederkundige, in ihrem Gebiete auftreten. Einseitige Gesangesübung war aber wiederum den Alten etwas Unerhörtes. Der ganze Mensch sehnte sich bei ihnen nach der Theilnahme solchen Genusses, und so mufste der Chortanz der durch des Liedes zaubermächtige Accorde angeregten Lebenslust zum Ausdruck verhelfen. Terpsichore ist diese erhöhte Lebensthätigkeit,

welche sich in der allseitigen Entwickelung sämmtlicher Bewegungsorgane kund gibt; sie nennt sich die reigenfrohe. Das lebensweckende Element aber ist ein höheres und gibt sich bald als Liebe zu erkennen, welche zwischen den tanzenden Schaaren ihr frohestes Fest feiert. Deshalb schliefst sich Erato mit so inniger Zuneigung an die Terpsichore an. Jetzt aber bricht die Woge vielstimmigen Chorgesanges mit Macht hervor und Polymnia setzt sich in den Besitz aller Gaben, die ihren älteren Schwestern geworden sind. Und ganz so reich ausgestattet tritt uns der Chor in dem attischen Drama entgegen, welches aber bei aller Ueppigkeit und Fülle, die auf sein Haupt gehäuft sind, der bunten Mannigfaltigkeit des Erdenlebens jene erhabene Ruhe und Einfachheit vorzieht, die nur der Tanz der Himmelssphären veranschaulichen kann. Urania, die Himmlische, ist daher nicht zufällig gerade mit dieser ihrer Schwestern so eng verbunden. Sie bringt die ewigen Gesetze des Alls mit einem einzigen Male vor unsere Seele, und nun erst darf Kalliope, die herrlich Redende, mit der Gewifsheit der Erfüllung ihres erhabenen Berufs auftreten. Sie ist die jüngste ihrer Schwestern, aber die Blüthe und Krone der ganzen Schaar. Ihre Bestimmung ist es, die Gesetze des Himmels auf Erden zu verkünden und zur Geltung zu bringen. Das ist ihr königliches Amt, welches sie den Vertretern ihres Vaters, den Herrschern der Völker, überträgt. Sie selbst aber handelt und wirkt im Namen aller ihrer Schwestern, und was von ihr gilt, ist somit von allen gesagt. Da-

her geht Hesiod, nachdem er uns diese wunderbar schön entwickelte Reihe vorgeführt hat, rasch in den Plural über und spricht von dem ganzen Musenchor in gerade so concreten Ausdrücken wie Homer von der einzeln stehenden Muse des Gesanges reden würde. Die herrliche Schilderung gottgeweihter Beredtsamkeit, welche dieser Aufzählung der Musen folgt, veranschaulicht uns auf das wonnigste das segensreiche Treiben dieser Gesammtheit. Nichts vermag uns diese kostbarste Frucht wahrer und veredelter Freiheit so richtig würdigen zu lehren, als die All-Einheit, welche der Musenchor vergegenwärtigt und vor unseren Augen bis zu den zartesten Uebergängen entfaltet. Denn hier stehen in Wahrheit alle für eine und, wie dies von der Kalliope mit besonderem Nachdruck hervorgehoben wird, eine für alle. Sie erscheint keineswegs vor ihren Schwestern bevorzugt, sondern diese gelangen nur in ihr zur Blüthe wie die wahre Volksfreiheit in dem König oder wer an Gottes Statt die Gesetze handhabt, ohne welche der Staat sich selbst zur Last wird und den Einzelnen hart bedrückt. Nichts endlich kann uns das innere Leben der Wissenschaft so faſslich machen als dieses unbewuſste Zusammenwirken aller Kräfte, wie wir dies durch die von Hesiod geschaffene Reihe ausdrucksvoller Namen veranschaulicht gesehen haben. Neidlos arbeiten alle der Kalliope in die Hände.

390. Nach einem durchaus verschiedenen Prinzip finden wir die Musen in dem durch Ideenreichthum und Klarheit des künstlerischen Ausdrucks un-

vergleichlichen Basrelief des Archelaos von Priene gruppirt, welches die reiche Entfaltung der griechischen Poesie in der dramatischen Kunst darstellt und unter dem Namen der Apotheose des Homer weltbekannt ist. Da es sich hier darum handelte, zu zeigen, auf welche Weise der mächtige Baum des attischen Dramas aus der epischen Poesie wie aus einem weithin verzweigten Wurzelsystem aufgeschossen ist, so mufste der Ausgangspunkt ebensowohl wie der hoch wipfelnde Abschlufs ein ganz anderer sein. Dieser ist in der Melpomene gewonnen, welche als die Muse der Tragödie dem Throne des Zeus zunächst erscheint, während jener durch den vielstimmigen Chorgesang, den die Polyhymnia vergegenwärtigt, bezeichnet ist. Zwischen diesen beiden Polen begegnen wir nun dem Begriffsspiel des buntesten Lebens und es eröffnet sich vor unseren Blicken eine Welt ungeahndeten Reichthums. Polyhymnia steht von den übrigen Schwestern abgewandt und lauscht mit in sich selbst verlorener Begeisterung den rauschenden Accorden, die aus der korykischen Höhle hervordringen. Sie vergegenwärtigt uns die Zeiten, in welchen das Geschlecht der Sterblichen von einem unverstandenen Drang erfafst wurde, in das grofse Naturconcert einzustimmen, aus welchem namentlich die dramatische Kunst ihre Grundaccorde herübergenommen hat. Hinter ihr erscheint Urania, welche der vor ihr sitzenden Schwester an dem Himmelsglobus die Gesetze nachweist, nach welchen sich die Sternensphären in ewig gleichmäfsigem und doch nimmer eintönigem

Tacte fortbewegen. Es ist Terpsichore, welche die weisen Lehren der Urania mit gespannter Aufmerksamkeit anhört. Sie hat die mächtige Leier an ihrem Arme, mit welcher der Chorführer dem Gesangesreigen ursprünglich voranzuschreiten pflegte. Jetzt wendet sich die Reihe urplötzlich und auf einem höheren Abhang begegnen wir der Klio, welche die in Wachstafeln eingezeichneten Thaten der Vorzeit mit begeisterungsvollem Mimenspiel verliest. Mit grofsartiger Ruhe, aber nicht ohne tief innerliche Theilnahme hört sie Kalliope an, welche hier nun als die Göttin wahrhaft poetischen Ausdrucks, als die Fürstin der Musen auftritt. Ihre Haltung ist edel und hehr; sie läfst sich von keiner Bewunderung hinreifsen und ist doch voll von Bewunderung. Zu ihrem erhabenen Wesen bildet Erato durch anmuthsreiches Behaben und Naivität des Ausdrucks einen bemerkenswerthen Gegensatz. Ihre Gewandung umschliefst die leicht beweglichen Glieder mit unerschöpflich reichen Faltenmotiven. Sie blickt mit mädchenhafter Neugierde nach der Inschrift hinauf, auf welche Euterpe, die mit ihr die Freude an des Lebens nächsten Reizen theilt, mit ihren Doppelflöten hindeutet. Beide Schwestern machen uns einen Augenblick vergessen, dafs das Dasein noch andere Interessen zu bieten vermag, als die, welche die unmittelbare Gegenwart umschliefst. Um so mächtiger ist der Contrast, welchen uns Melpomene, die hier nun als die personifizirte Tragödie auftritt, wahrnehmen läfst. Sie ist bis zu den Höhen emporgedrungen, auf welchen Zeus selbst in ewiger

Herrlichkeit thront. Von Hochgefühl getragen schaut sie mit gleicher Zuversicht zu dem Vater der Götter und Menschen hinauf, mit welcher wir Kalliope auf die durch die Klio verkündeten Thaten der Sterblichen haben herabblicken sehen. Ihre Schwester, die Thalia, wird dagegen von einem ganz anderen Triebe erfaſst und stürzt sich in lustigem Tanzschritt in die Thäler des Parnaſs hinab. Nichts vermag uns das wunderbare Treiben der Komödie, zu der die Göttin froher Gelage herangewachsen ist, klarer und zugleich tiefsinniger zu schildern, als diese anmuthreiche Gestalt, welche durch Selbstvergessenheit und süſsen Wonnetaumel das erreicht, was Melpomene in gewaltigem Selbstgefühl vergebens beansprucht. Sie führt die dramatische Kunst zu den Anfängen zurück, von welchen wir sie in der Polyhymnia haben ausgehen sehen, und wo sich ihr jetzt nach so reichen Erlebnissen die Quellen unerschöpflichen Witzes sprudelnd eröffnen. Sie holt die Freiheit wieder ein, welcher der Musenchor durch den stolzen Wahn der Melpomene verlustig zu gehen bedroht war. Denn ihr kühnes Streben hatte sie verführt, sich den oberen Göttern gleich zu stellen, und durch solche Ansprüche war es um die Unbefangenheit geschehen, ohne welche der Mensch seinen edelsten Eigenschaften zum Opfer wird. Auch Zeus ist bescheiden angesichts des Geschicks.

391. Wir haben gesehen, daſs in beiden Reihen die einzelnen Musen zu Paaren zusammentreten, wobei dann allemal die neunte vereinzelt zu stehen kommt

und den Ausgangs- oder Schlufspunkt bildet. Bei Hesiod war dies Kalliope, in der Apotheose des Homer Polyhymnia; es lassen sich aber noch andere Combinazionen denken, und sie kommen vor, wo bald diese, bald jene der in gleicher Liebe verbundenen Schwestern den übrigen vorantritt, oder, wie dies namentlich auf Sarkophagvorstellungen öfter der Fall zu sein pflegt, zwischen sie in die Mitte tritt und das Centrum zweier Halbchöre bildet, welche sich ihr zu beiden Seiten aufreihen. So sehen wir sie namentlich auf dem berühmten vormals capitolinischen Sarkophag erscheinen, welcher im Louvre zurückgeblieben ist. Auch dort theilt Polyhymnia, welche in solchem Zusammenhang die gemeinsame Quelle aller poetischen Thätigkeit, die Mythenfülle, vergegenwärtigt, den Musenchor in zwei Hälften. Diese treten polar einander gegenüber und man kann im Allgemeinen sagen, dafs auf der einen Seite der Geist der Melpomene vorherrscht und auf der anderen der mehr auf das Irdische gerichtete Sinn der Thalia. Diejenigen, welche sich mit dem Charakter der einzelnen Musen vertraut zu machen wünschen, werden daher gut thun, auf eine solche Trennung immer ein waches Auge zu haben, da die Kunstwerke, welche sie uns vorführen, den Seelenausdruck der einzelnen Gestalten hervorzuheben nicht befähigt oder befugt sind und die Attribute, welche sie kenntlich machen sollen, nach den Uebergängen der Composizion häufig wechseln oder wohl gar verschwinden. Auch ist dabei noch besonders zu berücksichtigen, dafs mehrere derselben

doppelt wiederkehren und dafs deren charakteristischer Unterschied nicht immer so scharf angegeben ist wie bei der tragischen Maske der Melpomene und der komischen der Thalia.

392. Polyhymnia hat durch die bildende Kunst den am schärfsten ausgeprägten Charakter erhalten. Auch ohne Hülfe jedes Attributs ist sie an ihrer aufgelehnten Stellung und durch den Ausdruck des rückhaltslosen Beherrschtseins durch einen Gegenstand, dem sie ihre ganze Aufmerksamkeit und Bewunderung zuwendet, kenntlich. Ihr Wesen ist durch und durch sinniger Natur. Dieser Zug wird auch von denjenigen Kunstwerken festgehalten, welche von der erwähnten typischen Vorstellung abgehen und andere Motive einführen, welche jedoch nie so schlagend wirken, dafs sie nicht der Hülfe einer erklärenden Inschrift oder der Erläuterung, die aus dem Zusammenhang, in welchem sie auftritt, erwächst, bedürften. Sie veranschaulicht uns jenen Zustand der ersten jugendlichen Begeisterung, die noch ganz in dem Anschauen verloren ist und bei welchem das Echo des menschlichen Herzens nur mit den Aeolsharfenklängen des Volkslieds zu antworten im Stande ist. Darin offenbart sich ja eben das wundersame Wesen des Mythos, dafs er in der Einfalt eines kindlichen Gemüths für diejenigen Erscheinungen der Natur und der Urgeschichte der Menschheit einen adäquaten Ausdruck zu finden weifs, welche der Forschung der weisesten Männer aller Zeiten in ihrer Unzugänglichkeit spotten. Dieses Wunder wird aber durch nichts

anderes bewirkt, als durch jene Hingebung, ohne welche selbst die gröſsten Gelehrten nie eine Entdeckung gemacht haben. Diesen bedeutsamen Zug sinnvoller Unschuld veranschaulicht uns jene Gestalt der Polyhymnia, welche vielleicht durch den Archelaos von Priene in die Kunst eingeführt worden ist. Mit wahrhaft kindlicher Pietät hängt sie an den Lippen eines höheren Wesens, von dem sie alle ihre Eingebungen empfängt. Diesen Stoff der Sage nimmt sie mit Andacht in sich auf, unbekümmert, ob es ihr je beschieden sei, selbst an denselben die bildende Hand anzulegen. Wir aber können wahrnehmen, daſs er bald in ihrem Bewuſstsein sich selbst beleben und in zahllosen Weisen des Gesanges hervorbrechen werde. Sie tritt uns als das leibhaftige Abbild des jugendlichen Griechenthums entgegen, und so wie ihr Name an die Liederfülle erinnert, die die Menschheit Jahrtausende nachher beschäftigt hat, so zeigt ihr ganzes Wesen diesen innerlichen, unerschöpflichen Reichthum angeborenen Genie's.

393. Urania gibt den Grundaccord voll und vernehmlich an, welcher in dem Halbchor, dem sie angehört, seine reichste Entfaltung und eine, man kann sagen, erschöpfende Auflösung erhält. Hehr und ernst tritt sie uns entgegen, wie keine ihrer Schwestern. Sie gehört ganz und durchaus einer höheren Weltordnung an, in deren Betrachtung wir sie entweder verloren sehen oder deren ewige Gesetze sie mit froher Gewiſsheit verkündet. Die Harmonie des Weltalls, welche sich vor allem in dem regelmäſsigen

Kreisen der Gestirne spiegelt, ist ihr eigentlichstes Element. Sie ist der Inbegriff jenes bewunderungswürdigen Systems von Stylgesetzen, welche in den zahlreichen Sphären griechischer Kunst und Poesie einen allseitig concreten Ausdruck erhalten haben. Sie stellt das Prinzip echter Idealität verkörpert dar und durch ihr stilles Walten wird dieses irdische Leben von den Einflüssen störender Mannigfaltigkeit befreit, welche unser gemeines Dasein mit den Anforderungen eines höheren Dranges in beständigen Widerspruch bringen. Dem tiefen Bedürfnifs unserer Brust, die Erscheinungen der Wirklichkeit ihres täuschenden Mantels zu entkleiden und auf ihre wahre Gestalt zurückzuführen, kommt sie zunächst entgegen. Ihr verdankt die Sprache rhythmische Gliederung und ihr die Kunst jene strenge Fügung, durch welche die Gestalten dieser Erde den Himmelsgebilden assimilirt werden. Als die Himmlische gibt sie sich durch ihren Namen kund und überirdisch ist ihr ganzes Streben. Wenn man sie die Muse der Astronomie genannt hat, so darf man dabei nicht vergessen, dafs sie in diesem Zusammenhange mit der abstracten Wissenschaft nichts gemein hat, die sich aus der Betrachtung der Sternengesetze im Laufe von Jahrhunderten entwickelt hat. Sie ist eine durch und durch poetische Gestalt und ihr Wirken ist daher ein unmittelbar praktisches. All ihr Wissen offenbart sich in der Metamorphose als ein angewandtes und ihr verdankt das gesammte Griechenthum jene vollendete Durchbildung, welche in der Weltgeschichte einzig dasteht.

Sie hält an dem Aufgang zum Parnaſs Wache und weist jeden Musenlehrling mit den Worten zurück, die über dem Eingang eines der berühmtesten Heiligthümer der Weltweisheit geschrieben standen: „Keiner, der nicht mit den Grundlehren des Daseins vertraut ist." Die Wissenschaft dieser Grundlehren hat nun aber selbst wieder eine Entfaltung erhalten, daſs die Mannigfaltigkeit, welche sie darbietet, den Anforderungen des Lebens gegenüber störender und sinnverwirrender wirkt wie der Gesammtanblick des Lebens selbst. Daher ist die Mathematik mit allem poetischen Streben in einen unversöhnlichen Gegensatz getreten, ebenso wie die Grammatik, trotz dem, daſs beide mit dem Künstler und dem Dichter ursprünglich eins waren. Die bildende Kunst macht sie äuſserlich durch das Symbol der Himmelskugel kenntlich, welches wir bereits bei einer der Schicksalsgöttinnen getroffen haben. Bei beiden hat dasselbe gleichen Sinn, aber eine wesentlich veränderte Bedeutung. Die Moere weist darauf hin, um anzudeuten, daſs auch das Schicksal des einzelnen Menschen in jenen kosmischen Verhältnissen wurzele, welche uns der Sternenhimmel gleichsam unverschleiert vor Augen führt; Urania dagegen erinnert daran, daſs alle Harmonie und Schöne auf Erden nichts anderes sei als der sittliche Abglanz des Weltalls und seiner Herrlichkeit. Es ist daher eine sehr oberflächliche und unerquickliche Auffassung dieser Symbolik zu nennen, wenn man den Globus der einen Moere als eine Anspielung auf Astrologie und Horoskop, und den der

Urania als das Abzeichen der Astronomie betrachtet. Sie mögen dazu herabgesunken sein, ursprünglich aber sind sie nicht so gemeint gewesen. Das Symbol ist der concrete Ausdruck einer transscendental poetischen Anschauung, welche die Menschheit allerdings selten lange Zeit festzuhalten im Stande ist. Gewöhnlich sinkt es sehr bald zum abstracten Attribut herab, bei dem man sich zuletzt nichts mehr zu denken pflegt. Sobald diese entartende Umwandelung eintritt, weicht der lebendige Glaube geistloser Superstizion, die uns um den kostbarsten Gehalt der griechischen Mythologie gebracht hat.

394. Wir können die erhabene Stellung der Urania durch nichts besser veranschaulichen als durch den Gegensatz, in welchen wir sie mit der Euterpe bringen, der Muse sinnlichen Frohgenusses, welche ausschliefslich auf dieser Erde heimathlich zu sein scheint. Sie tritt uns überall, wo wir ihr begegnen, als ein lebenslustiges Wesen, nicht selten mit dem Ausdruck freudiger Ausgelassenheit, entgegen. Sie geht ganz in der Gegenwart, ja in dem Genufs des Augenblicks auf. Kaum lassen sich zwei ungleichartigere Schwestern denken als die Urania und Euterpe, und doch sind sie durch tief innere Harmonie unter einander in Liebe verbunden. Während jene den himmlischen Gesetzen auf Erden Geltung zu verschaffen beflissen ist, reifst Euterpe alles in scheinbarer Regellosigkeit zum rauschenden Wonnetaumel mit sich fort. Dieses Aufgehen im sinnlichen Genufs symbolisirte sich den Griechen durch die Flötenmusik,

weshalb wir auch diese Muse in der bildenden Kunst fast ausnahmslos mit dem Attribut der Doppelflöten auftreten sehen. Die Schallschwingungen, welche durch dieses Instrument hervorgebracht werden, sind vergleichungsweise materieller Art und der musikalische Rausch, welchen dasselbe erzeugt, stellte sich den Alten als der Wollust am nächsten verwandt dar. Die Flötenmusik galt sogar in vielen Beziehungen als barbarischen Ursprungs und vergegenwärtigt allezeit die süfsen Freuden sinnlichen Genusses. Euterpe führt gewöhnlich die Doppelflöten, welche vielleicht absichtslos, aber unwillkührlich an den Wonne- und Klageton erinnern, auf welchen die Benennung der rechten und der linken Flöten, unseren Dur- und Molltönen entsprechend, anzuspielen scheint.

395. Terpsichore reiht sich der Urania an und tritt der Euterpe insofern gegenüber, als sie uns mit dem gesetzmäfsigen Ernst des Chores bekannt macht und diesen durch die veredelten Klänge des Saitenspiels freudig zu stimmen weifs. Sie ist durch einen erhabenen Charakter ausgezeichnet und jede ihrer Bewegungen zeigt jene grofsartige Einfachheit und Ruhe, welche die griechische Tragödie inmitten der heftigsten Stürme glühender Leidenschaft und in den Kämpfen mit dem finstersten Geschick festzuhalten gewufst hat. Sie schreitet in dem langen Choragengewand daher und führt die schwere, mit einem Steg an dem linken Arm befestigte Leier, die wir unserer Harfe vergleichen dürfen. Die Saiten derselben rührt die Rechte mit dem Plektron, während die Finger der

Linken sie greifen. Von dem Mechanismus dieses Instruments haben wir keine klare Idee. So viel aber läſst sich dem ganzen Apparat entnehmen, daſs es die Wirkung der Harfe und unseres Flügels oder Pianoforte's vereint darbot, in Beziehung auf letzteres nur mit dem Unterschied, daſs die todte Maschinerie des Tastwerks weniger hemmend zwischen den Virtuosen und die Saiten in die Mitte trat. Raphael, der die Wirkung des Plektrons durch die Violine, welche er seinem Apollo in die Hand gegeben, zu veranschaulichen gesucht hat, mag der Wahrheit im transscendentalen Sinne auch hierin am nächsten gekommen sein. Aus allem geht hervor, daſs das Ganze einen sehr feierlichen Ausdruck darbot und uns einen Begriff gewähren kann von den hoch erhabenen Weisen, mit welchen die Gesänge des Pindar zuerst in's Leben getreten sind. Vermöge solcher Mittel war sie im Stande, auf den Chor nicht blos erheiternd, sondern selbst begeistigend zu wirken und ihn seinem hohen Beruf entgegenzuführen. Darauf muſste der Charakter der alten Musik einen entschiedenen Einfluſs haben. Nun wissen wir von dieser zwar weniger als von der antidiluvianischen Schöpfung, aber so wie diese ihre Fuſstapfen in hartem Felsgestein, das damals die Eindrücke weichem Thone gleich annahm, zurückgelassen hat, so können wir auch in den erhabenen Gefügen griechischer Lyrik die Spuren entdecken, welche die Schallschwingungen jenes erhabenen Tongewoges gleichsam materiell verkörpert wahrnehmen lassen. Aus dem Nachhall dieser Saitenklänge, die uns aus

jenen Chorgesängen so zu sagen versteinert entgegentreten, müssen wir uns den Charakter der Terpsichore und ihr grofsartiges Walten zu ergänzen und zu vergegenwärtigen suchen.

396. Erato stellt sich, auf der Seite der Euterpe, der Terpsichore gegenüber. Sie ist die Muse heiteren Scherzes, an welchem die Liebe den vorzüglichsten Antheil hat. Wenn es uns schwer wird, von dem erhabenen Walten der Terpsichore eine leibhaftige Anschauung zu gewinnen, so wird uns dies in Rücksicht auf das frohe Treiben der Erato fast unmöglich. Der moderne Sinn ist dem zarten Spiel unerschöpflichen Witzes zu sehr entfremdet, um sich in diese Welt sinnreicher Täuschungen versetzen zu können. Diejenigen, denen es darum zu thun ist, sich mit den Zaubergebilden antiken Humors und auf diese Weise annähernd mit den Schöpfungen der Erato bekannt zu machen, verweisen wir auf die lyrischen Theile Aristophanischer Komödien, in denen uns dieser Geist echter Liebes- und Lebensfülle reiner und anmuthsvoller entgegenweht als in den Trümmerresten Anakreontischer Lyrik. Dagegen kann uns die Statue, welche wir von dem jugendlichen Greis von Teos besitzen und die eine der vorzüglichsten Zierden der Antikensammlung in Villa Borghese ist, den Geist der poetischen Stimmung, welche Erato überwacht und hervorruft, am besten vergegenwärtigen. Mächtig ist die Gluth, die aus seinen Augen sprüht, und die ganze Gestalt ist von einem so überschwänglichen Lebensdrange erfüllt, dafs wir ein mächtig angeschürtes

Feuer zu gewahren meinen, welches sich mit unermüdlicher Leidenschaft an sich selbst zu verzehren droht. Mehrere Epigramme der griechischen Anthologie schildern den Eindruck einer ähnlichen Statue des Anakreon und machen namentlich auf den untergeschlagenen Fuſs und die schwankende Stellung des wonnetrunkenen Sängers aufmerksam. Er ist im Begriff, in die Saiten der kleineren Leier, die er in der Linken hält, hineinzurauschen. Diese dürfen wir unserer Zither vergleichen und ein solches lautenartiges Instrument ist dasjenige, welches die Erato vor der würdevolleren und majestätischen Terpsichore auszeichnet. Sie wandelt in leichtem Tanzschritt an uns vorüber und jede ihrer Bewegungen läſst uns den Zauber anmuthreicher Nachlässigkeit bewundern, der für die an gesetzmäſsige Haltung gewöhnten Griechen so groſsen Reiz hatte. Was sie durch denselben ungesucht erreichten, kann uns ganz besonders ein Vergleich der griechischen Sylbenmaaſse in gebundener, aber eben dadurch beflügelter Rede mit der dürren Regelgerechtigkeit lateinischer Versschemen begreiflich machen. Während hier die freie Regung des sprachlichen Ausdrucks hinter grammatischen Schnürleibern verkümmert, entfaltet dort der fein abgewogene Austausch langer und kurzer Sylben eine nimmer zu erschöpfende Mannigfaltigkeit und ewig frischer Naturtrieb ruft wie im Pflanzenleben täglich und stündlich neue Farben- und Gestaltenverbindungen in's Leben, bis er wie bei übel geleiteter Gartencultur in eigener überwuchernder

Fülle erstickt. Wo eine solche Entartung durch das Uebergewicht des musikalischen oder sprachlich plastischen Elements eintritt wie in der späteren Lyrik der Griechen, da weicht Erato verschämt zurück und überläfst die weihelose Dichtung sich selbst und ihrem eigenen Schicksal. Denn obwohl sie den Gesetzen regungsloser Stetigkeit, welche Terpsichore verkündet und mit gebieterischer Strenge aufrecht erhält, in kindlicher Ungebundenheit spottet, so ist sie doch aller Zügellosigkeit auch dann feind, wenn sie sich, wie die Manier, der Gesetze künstlerischer Schöpfungskraft bemächtigt, aber sie nicht in dem Sinne des Grundgesetzes alles Schönen handhabt. Wo die Dichtkunst auf solche Weise verwildert, da wird die sonst nur Liebe athmende Muse zur strengen Richterin, und mit welcher Schärfe sie ihre Urtheile fällt, lernen wir aus Aristophanes, welcher dieses Amt der ästhetischen Kritik mit einem Genie verwaltet hat, welches kaum je wieder seines Gleichen finden wird. Wenn Erato zürnt, wird dieser Liebling der Grazien ungezogen und seine ausgelassenen Späfse müssen als die Reactionssymptome des Zersetzungsprozesses gelten, den er im Auftrag der beleidigten Muse mit wunderbarer Kühnheit einleitet.

397. Kalliope, welche unmittelbar neben der Terpsichore Platz nimmt, hebt die Bedeutung der Gesangstimme, in ihrer Veredelung, im Gegensatz zu allen anderen musikalischen Mitteln hervor. Wir haben gesehen, welcher Fortschritt durch die Einführung und Ausbildung des hellenischen Saitenspiels im Ver-

gleich zu der phrygischen Flötenmusik gewonnen worden war. Von ungleich höherer Bedeutung ist nun aber in der Geschichte der Musik die selbständige Ausbildung der menschlichen Stimme, weil in ihr der melodische Ausdruck durch Verschmelzung mit dem Wort so zu sagen durchsichtig, ja durchleuchtet wird. Poesie und Musik gehen dabei einen vollkommen ebenbürtigen Eheverband ein und das schöne Gleichgewicht, welches sich dadurch zwischen Sinnenzauber und geistiger Befriedigung herstellt, bringt einen der herrlichsten und erhebendsten Genüsse zuwege, deren die menschliche Natur theilhaftig werden kann. Wenn wir uns nach einem Bilde umsehen, welches diesen bedeutungsvollen Moment des Mündigwerdens der Musik veranschaulichen könne, so tritt uns die in Terracina aufgefundene, jetzt im Lateran befindliche Statue des Sophokles entgegen, welche mit den Gaben aller der bisher betrachteten Musen reich ausgestattet ist, die aber durch die Weihe, welche sie von der Kalliope empfangen hat, erst zu jener Allmacht gelangt zu sein scheint, vermöge deren die attische Biene den Siegespreis davon trug. Jeder Regung der wunderbar harmonischen Gestalt sieht man es an, daſs der schönste aller sterblichen Männer in den Tanzreigen der Terpsichore sowohl wie der Erato seine Ausbildung erhalten habe, aber weder der edle Wuchs, noch die anmuthreiche und doch majestätische Haltung können die Wirkung überbieten, welche der zarte und dabei so gewaltige Ausdruck des Mundes hervorbringt. Nur durch die vergleichende Be-

trachtung solcher Erscheinungen können wir uns des Gehalts der griechischen Ideale versichern, welche nicht mit den todten Schema's verwechselt werden dürfen, denen wir in unerfahrener Jugend so gern nachhängen. Solche blasse Tugendbilder sind freilich schaal, wohingegen die Idealgebilde griechischer Kunst eine Fülle des mannigfachsten, reichsten Lebens umschliefsen, dessen Wiederentfaltung oft ganze Menschenalter in Anspruch nimmt. An den Musen können wir unser Verständnifs des classischen Geistes mit ganz besonderem Nutzen üben, weshalb es mir passend geschienen hat, eine Anleitung zum Studium solcher Phantasie- und Kunstgebilde zu geben. So lange man ähnliche Bilder- und Begriffsreihen blos als einen Gegenstand gelehrter Neugierde betrachtet, müssen die in denselben niedergelegten Schätze poetisch und künstlerisch vorgetragener Weisheit nothwendig todt und begraben liegen bleiben, wie dies in Beziehung auf die Musen nur allzu sehr der Fall gewesen ist. Kein einziger Kunstgelehrter hat sich bemüfsigt gefühlt, diese so schön durchgebildeten Gestalten einer gründlichen Betrachtung zu unterwerfen. Die Meisten haben sich mit einer schwankenden Aufzählung äufserlich gefafster Attribute begnügt und die danach bestimmten Benennungen sind ebenso oberflächlich ausgebeutet worden. Das auf diesem Wege erzielte Resultat ist daher auch ein sehr unsicheres gewesen und noch heutzutage gibt es Gelehrte, denen die Spuren von Wachstäfelchen hinreichen, in einer Statue die Kalliope zu erkennen, unbekümmert,

ob der Ausdruck der ganzen Gestalt zu einer solchen Benennung paſst. Allerdings kann sie mit diesem Abzeichen vorkommen, zuweilen aber fehlt es, und im Allgemeinen läſst sich behaupten, daſs ihr eher die Rolle zustehe, durch die sie sich von der Muse der Geschichte unterscheidet, welche die Thaten der Vorzeit in jene Täfelchen einzuzeichnen pflegt. Sänger und Dichter trugen aus Rollen vor.

398. Klio bildet den entschiedensten Gegensatz zu der Muse des hochpoetischen Ausdrucks, als welche Kalliope gefaſst werden muſs. Ihr Amt ist es, die Thaten der Vorzeit und alles Geschehene der schlichtesten Redeform anzuvertrauen und aufzuzeichnen. Begeisterungsvoll wendet sie sich diesem Gegenstand ernstester Beschäftigung zu, aber ihr Sinn ist nur auf die Wirklichkeit dieser irdischen Dinge gerichtet, und obwohl sie unsterblichen Ruhm verkündet, so haftet ihr Blick doch unverwandt auf den Ereignissen, die sie bis zu ihren Anfängen hin zu erforschen, ja recht eigentlich zu ergründen sucht. Das Ideal dieser Göttin ist zu einer sehr concreten Ausbildung gekommen und wir erblicken in demselben den Geist des Herodot und Thukydides in wechselseitiger Durchdringung verkörpert. Die kindliche Freude, welche der Mensch in den Tagen ungetrübter Begeisterung bei der Betrachtung des Groſsen und Edlen empfindet, ist auf eine höchst zarte und wahrheitsgetreue Weise mit jenem an Verschlagenheit gränzenden Scharfsinn vermählt, der den dramatischen Historiker befähigt, die verborgenen Beweggründe offen zu legen, auf

welchen die Weltbegebenheiten ruhen, von denen sie getragen werden. Prüfend betrachtet sie daher die in die Wachstäfelchen, welche ihr constantes Attribut bilden, eingezeichneten Facta und wir glauben wahrzunehmen, wie die Thaten der Vorzeit sich nicht blos auf ihrer reinen Seele spiegeln, sondern auf dem Boden ihres Bewufstseins eine Palingenesie feiern. Um sich von dem eine concrete Anschauung zu verschaffen, was die Griechen mit dem so reich entfalteten und in Wahrheit vollendeten Ideal der Klio im Grunde gemeint haben, reicht es nicht hin, sich mit dem Geist des Herodot und Thukydides vertraut zu machen, wir müssen einen Blick in das Innere eines zum Historiker geborenen Gelehrten zu thun versuchen. Erst wenn wir das richtige Verständnifs von der geistigen Thätigkeit eines Mannes wie Niebuhr erzielen, wird uns klar, welche Elemente die alte Kunst in einer Gestalt, wie die der Klio ist, zusammenzudrängen gewufst hat. Wir finden hier alle jene Eigenschaften bei einander, die sich im gemeinen Leben zu widersprechen und auszuschliefsen scheinen: frische, jugendliche Begeisterung, maafslose Bewunderung, kritischen Scharfsinn und vor allem jenen rastlosen Drang nach Wahrheit, welcher aber nicht zersetzend wirkt, sondern plastisch gestaltend, so dafs die Wesen der Vorzeit nicht blos als Charaktere auftreten, sondern als lebendige Persönlichkeiten, mit denen der, welcher sie emporgeschworen, selbst zu verkehren, ja Frage und Antwort mit ihnen zu wechseln meint. Eine solche Fülle inneren Lebens können wir an den mannigfach

gewandten Darstellungen der Klio entdecken und eine aufmerksame Betrachtung derselben wird die Ueberzeugung zu gewähren und zu befestigen im Stande sein, daſs derartige Kunstbildungen des classischen Alterthums sich nicht sowohl durch formelle Schönheit, sondern durch einen Gehalt auszeichnen, welcher als der geistige Auszug der reichsten Erlebnisse und Erfahrungen angesehen werden darf. Die Poesie erscheint im Vergleich zu derlei lebensvollen, durch und durch ausgebildeten Gestalten arm und dürftig. Sie ist es nicht. Eben in ihrer Schweigsamkeit offenbart sich die Macht ihres Ausdrucks. Was sie uns für das Verständniſs von so vollendeten Kunstwerken gewährt, lernen wir am besten kennen, wenn wir von der Hülfe, die sie uns dabei, freilich in einer häufig kaum bemerkbaren Weise, leistet, einen Augenblick absehen und uns und Andere fragen, was sie sich bei den Schönheiten irgend einer dieser Darstellungen gedacht haben. Selbst wenn man ihnen bemerkbar macht, daſs die Muse der Geschichte damit gemeint sei, so wirkt dies nur mäſsig anregend auf die Einbildungskraft. Wie mit einem Zauberschlag berührt die Phantasie dagegen der bloſse Name der Klio, weil er die Idee des Thatenruhms weckt.

399. Wir sind jetzt bei der Melpomene angelangt, welche uns von allen Musen mit der vollsten Persönlichkeit entgegentritt. Sie hat das reichste Leben hinter sich. Die dramatische Kunst, welche in ihr sich ihrem wahren Charakter nach offenbart, muſs als die goldene Frucht der gesammten griechischen

Poesie betrachtet werden, die sich wie ein edler Baum mit zahlreichen schön abgezweigten Aesten ausgebreitet hat. In ihr treten alle diejenigen Eigenschaften, welche wir an jeder einzelen ihrer Schwestern aufgezählt haben, zu einem neuen Krystallsystem zusammen, und sowie die Homerische Muse, welche in der Einzahl angerufen wird, alle jene Herrlichkeit, die sich nachmals in der zahlreichen Familie entfaltet hat, wie in der Knospe verschlossen in ihrem Busen trägt, so ist sie nicht blos der geöffneten Blüthe zu vergleichen, sondern der früchtebeladenen Krone jenes Wunderbaums. Diese Fülle und Reife offenbart sich an ihr als mächtiges Selbstgefühl. Die hochherrliche Gestalt wird gewöhnlich so dargestellt, dafs sie im Begriff ist, die letzte Stufe der steilen Felsenhöhe, die ihr Element bildet, zu erklimmen. Zuweilen setzt sie nach Art kampfmüder Götter und Heroen den einen Fufs ruhend auf einen Felsenvorsprung und blickt von da aus stolz auf ihre in tieferen Regionen weilenden Schwestern hinab, zuweilen fühlt sie sich schon in der Gemeinschaft der unsterblichen Götter. Nicht der Lorbeer umschlingt ihre Schläfe, sondern ein Rebenkranz. Der süfse Saft der Trauben vergegenwärtigt am besten das Schwellen des Heldenherzens. Die Attribute aber, welche sie in ihren Händen führet, sind demjenigen Heros entnommen, der mit einem nicht selbstverschuldeten Geschick den härtesten und blutigsten Kampf bestanden, denselben aber so glorreich überstanden hat, dafs ihn die Götter ihrer unmittelbaren Gemeinschaft würdig erachteten. Die

Maske, welche sie in der einen Hand hält, zeigt die durch die Tilgung jeder irdischen Leidenschaft verklärten und götterwürdig gestalteten Züge des Herakles. Die andere Hand ist häufig mit der Keule, zuweilen auch mit dem Schwerte bewehrt. Wir finden uns urplötzlich in die Mitte von schweren Verwickelungen und Kämpfen versetzt und kaum können wir uns noch erinnern, daſs wir durch den fröhlichsten und friedreichsten Reigen bei dieser erhabenen Gestalt eingeführt worden sind. Alle Blüthenträume von Jugendunschuld und Lebensglück sind geschwunden. Hinter uns erblickt das sterbliche Auge nur Greuel, vor uns nur Mühen, Gefahren und Tod. Auf Augenblicke würden wir die Vernichtung für ein Glück erachten, die hehre Tochter des Zeus führt uns aber kühn der steilen Felsenhöhe entgegen. Wir erinnern uns, daſs es nicht Wirklichkeit, daſs es nur eine Erscheinung ist, das fühlende Herz aber wird gewaltiger ergriffen als während der zahl- und endlosen Leiden des gemeinen Lebens. Wir werden dem irdischen Dasein entrückt und unser geistiges Wesen wird ganz von Qualen in Anspruch genommen. Zur Freiheit geboren und berufen, sehen wir uns in dem Hohlspiegel des Schicksals anderer gleichgearteter, aber noch weit höher organisirter Persönlichkeiten dieses kostbarsten aller Güter für immer beraubt. In diesem Augenblick trostloser Verzweiflung ertönt der Gesang der Melpomene und erfüllt unsere Brust mit einem neuen Leben. Wir folgen ihren mächtigen Tritten und rasch umschlieſst uns der von ihr angeführte Chor-

reigen und entrückt uns allen Tod- und Sterblichkeitsgedanken. Wir treten in eine neue Daseinsform ein, deren Wesen durch den grofsartigen Ausdruck der tragischen Maske deutlich genug versinnlicht ist. Jede Regung irdischen Empfindens ist hier verschwunden. Die menschliche Physiognomie hat die letzte Spur von Eigenwillen aufgegeben und geht in jenen Weltaccorden harmonisch auf, welche uns die Architectur in concreten Formen vor Augen bringt. Wie mit einem tausendfältigen, an bedeutungsvollen Pausen reichen Echo hören wir die Melpomene die Grundforderungen der Urania beantworten und es ist, als ob Helden, die in die irdische Mühsal gebannt gewesen, als Götter verklärt zu dem Olympos zurückkehrten. Die Leidenschaften sind gesühnt und die Erdenqual verklärt.

400. Melpomene ist die Muse der Tragödie, diese aber ist nicht im Stande, das ganze Gebiet der dramatischen Dichtkunst allein zu beherrschen. Noch viel weniger vermag sie den ungeheueren Stoff derselben zu erschöpfen. Ueber eine gewisse Grenze der Vergangenheit reicht ihre verklärende Zaubergewalt nicht hinaus. Mit der Gegenwart kann sie selten oder nie fertig werden. Sie bedarf der Vorarbeit der alles reinigenden Zeit und nur das, was sich ihr massenhaft darbietet, wie grofse Länderstrecken und Gebirgszüge, von der Spitze einer alle Umgebungen mächtig überragenden Höhe aus gesehen, eignet sich für ihre poetische Umbildung. Zu den lachenden Thalgründen des täglichen Lebens, selbst zu den Hochebenen der Geschichte hat sie keinen Zutritt. Gleich-

wohl harren auch diese Regionen des Erdendaseins der Versöhnung durch die Musen. Diesem Sehnsuchtsverlangen, dessen Nichterfüllung so häufig entweder Wahnsinn oder eine völlige Abgestumpftheit aller edleren Gefühle zur Folge hat, kommt Thalia entgegen. Sie, das Kind des Augenblicks, erzeugt und geboren in der Mitte froher Gelage, hält nur den einen Gedanken fest, daſs alles vergänglich ist, aber nicht blos die Freude, sondern auch der Schmerz. Alles, das Heiligste und Höchste nicht ausgenommen, wird daher, sobald es mit dem menschlichen Bewuſstsein in irgend eine Berührung gekommen ist, als eine flüchtig vorübergehende und stets mit ihrem geistigen Inhalt in Widerspruch stehende Erscheinung betrachtet und — behandelt. Daran aber offenbart sich ihr gottgeborenes Genie, daſs sie überall die Ueberkraft des Gedankens und jene Fülle des Lebens in's Schlaglicht bringt, welche das von der endlichen Natur geschaffene Gefäſs nicht zu fassen, nicht zu bewahren vermag. Helden und Götter sogar behandelt sie wie Kinder, die von den gereiften Ideen der Erwachsenen zuweilen mit einer Begeisterung erfaſst werden, welche die Wirkung eines Weinrausches hat. Wenn die tragische Verwickelung des Geschickes Mächte, scheinbar von auſsen her, gegen die erhabenen Gestalten der Vorzeit in den Kampf führt, hebt Thalia den Widerspruch hervor, in welchen wir jeden Augenblick mit unserem eigensten Wesen gerathen. Sie setzt ihn überall voraus und die ganze Welt stellt sich ihr als eine verkehrte dar. Gemeinem Spott jedoch ist ihre

schöne Seele völlig fremd. So wie sich bei der Strahlenbrechung das Licht in Farbenpracht offenbart, so wird durch eine solche neckische Auflösung des Vernunftzusammenhangs die Herrlichkeit und ewige Schöne des Ideenlebens erst recht fühlbar. Wie wenn nach langem Schmerz Thränen dem matten Auge die süfseste Labe sind, so werden wir hier nach schwerer Seelenqual der unvergleichlichen Wohlthat der Wehmuth zuerst in Wahrheit theilhaftig. Melpomene kann uns dieselbe weder verschaffen, noch darf sie sie uns gönnen, da sie der Elemente derselben bedarf, um sie für den Versöhnungs- und Erhebungsprozefs zu verwenden, auf dessen Ausgängen ihre ganze Macht beruht. Auch Thalia führt wie Melpomene eine Maske, zur Andeutung der Stimmung, in die sich diejenigen versetzen müssen, welche sich ihrer Führung anvertrauen wollen. Aber die Züge derselben zeigen nicht jene Spannung des gesteigertsten Lebens- und Heldendranges wie die Herculesmaske der tragischen Muse, sondern die zum Theil schon verödeten Höhlen eines halbverlebten Greises. Wir erkennen in ihr die gutmüthig schalkhafte Physiognomie jenes Silen's wieder, der nach der tiefsinnigen Sage des Theopompos in den Rosengärten des Königs Midas aufgefangen wurde und, von dem stolzen, unter der Last des Erdenreichthums schmachtenden Despoten über des Lebens wahre Bedeutung befragt, jene berühmte Antwort gab: „besser sei es für den Menschen, er würde nie geboren, so es nun aber einmal geschehen sei, sei das beste, dafs er möglichst bald sterbe." Ganz

diese melancholisch schöne Färbung tragen aber alle Gedanken der Thalia. Bescheidenheit und wahre Demuth kann der Sterbliche sittlich praktisch nur bei dem Humor lernen. Diese Wundergabe ist der ganze, aber auch unerschöpfliche Reichthum der Thalia, welche daher ihren Hirtenstab, das Pedum, nicht gegen die wuchtvolle Keule des Hercules, die die Melpomene führt, eintauschen würde.

401. Wenn wir auf die bis jetzt an's Licht getretene Nachkommenschaft des Zeus zurückblicken, so finden wir, dafs die vereinsamt geborene Persephone zwischen zwei Gruppen in der Mitte steht, deren jede 9 Köpfe zählt. Von diesen ist wiederum die erste aus drei Triaden gebildet, welche zwar unter einander zu einem harmonischen Ganzen zusammentreten, aber durch keine Art von Wechselverbindung jene unlösbare All-Einigkeit erlangen, die wir an dem Musenchor zu bewundern vielfache Gelegenheit gehabt haben. Es ist ein bemerkenswerther und wohl zu beachtender Umstand, dafs diese sämmtlichen Kinder des Zeus weiblichen Geschlechts sind und dafs der Mann nicht blos unvertreten, sondern sogar bis dahin ziemlich entbehrlich, ja überflüssig erscheint. Horen, Moeren und Chariten haben an sich selbst genug; noch viel weniger sind die Musen eines Ergänzungselements von aufsen her bedürftig. Nur bei der Proserpina sind wir einer solchen Sehnsucht nach weiblicher Vollendung begegnet, aber auch sie wird mehr von der Leidenschaft des Pluto fortgerissen, als dafs ihre Wünsche selbst ihn aufgesucht hätten. Noch

sind wir nicht aus jenem heiligen Verhag der Kinderunschuld herausgetreten, innerhalb dessen kein sterblicher Wunsch rege wird. Ueberall begegnen wir einer Fülle, deren ewig reges Leben zwar den Wechsel, aber kein Abscheiden kennt. Die Idee des Nachwuchses drängt sich uns daher nirgends auf und wir sind, sollen wir die bereits durchmessenen Stadien des organisch entfalteten sittlichen Lebens durch die analogen Sphären der Schöpfung veranschaulichen, noch nicht bei dem bedeutungsvollen Moment angelangt, in welchem die Natur der Weltseele den Eintritt in das bunte, freudenreiche Dasein des Pflanzenreichs gestattet. Hier zuerst sehen wir aus demselben Blüthenkelch ein doppeltes Leben hervordrängen, an welches die Idee der Mehrung der Gattung und sogar der Art geknüpft ist. Duftig und mit vorher nie gekannter Farbenpracht kündigt sich der eine Trieb als Blüthe an, während der andere sich hinter jener Herrlichkeit bescheiden verbirgt, aber nach dem Verblassen und Verschwinden desselben als labereiche, neuer Entfaltungen gewärtige Frucht an den Stengeln und Zweigen prangt und sich an Sonnenkuſs und Erdenfrische das ganze Jahr hindurch labt. Von jeher hat man diese Spaltung des Lebenstriebes, welche in der Pflanze zuerst hervortritt, als eine geschlechtliche Trennung angesprochen und die Benennung und Unterscheidung männlicher und weiblicher Blüthen verdient um so eher eine Rechtfertigung, als sich namentlich in den höheren Pflanzenclassen diese Trennung ganz mit derselben Bedürftigkeit herausstellt wie im

animalischen Leben und wir ganze Wälder wie die durch Zufall in solcher geschlechtlichen Vereinsamung aus Persien nach Europa gerathene Trauerweide jedes Jahr umsonst blühen sehen, weil zur Erzeugung von Früchten das begeistigende Ergänzungselement fehlt. Andrerseits sehen wir Doppelblüthen durch die Gartencultur in eine einseitige Entwickelung gerathen, bei welcher der Samenzeugungsprozeſs erstirbt, aber auch das Blüthenleben nur Farbenpracht ohne Wohlgeruch darbietet. Dagegen gibt es Bäume, wo die Blüthe kaum angedeutet zu sein scheint und, wie bei der Feige, alles in Samen geht. Alle diese Uebergänge des organischen Lebenstriebes müssen sich nun nothwendig bei der ganzen Anlage der griechischen Götterlehre, die ja auf die Verklärung des Weltkörpers durch die Gegenüberstellung einer analog gearteten Geisterwelt berechnet ist, in dem Fortlauf dieser Ideengestaltung bemerkbar machen. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daſs uns das System der griechischen Mythologie nicht blos in einem Trümmerhaufen vorliegt, sondern daſs die Sichtung desselben durch die Beimischung zahlloser heterogener Elemente gar sehr erschwert, ja zuweilen unmöglich gemacht wird.

402. Mit der Leto, deren Bedeutung wir bereits früher in einem anderen Zusammenhang kennen gelernt haben, zeugt Zeus ein Zwillingspaar ganz neuer Bildung und viel höherer Bedeutung. Was sich sonst als Dualismus geltend machte, erscheint in diesem zur Doppeltheit erhoben. Apollon und Artemis sind

die für einander geborenen Geschwister. Sie müssen daher jederzeit als ein Paar gedacht werden, welches dermaſsen untrennbar ist, daſs selbst da, wo wir nur das eine von beiden allein vor uns zu haben meinen, beide in wechselseitiger Verhüllung auftreten. Apollon umkleidet sich gar oft mit den Eigenschaften eines Mädchens, die er von seiner Schwester gleichsam zur Lehne erhält, und umgekehrt sehen wir die Artemis mit Manneskühnheit und Allgewalt als Jägerin die Berge durchrauschen. Sie ergänzen einander und sind daher als der schönste und tiefsinnigste Ausdruck der Götterehe häufig in Anwendung gebracht worden, weshalb wir Hochzeitsfeierlichkeiten sehr oft durch ihre Gegenwart geschmückt sehn. Ihr bloſses Erscheinen genügt, die Idee der Seelenharmonie, als das Ergebniſs angeborener Unschuld, zu begründen. Beide treten uns in voller Blüthe entgegen, aber die geschlechtliche Halbheit ist vollkommen bedürfniſslos; jedes ist seiner Ergänzung in dem anderen gewiſs. Dies ist aber nur dadurch möglich, daſs das eine in der Liebe zum anderen so vollständig aufgeht, daſs jeder Sehnsuchtsdrang für immer getilgt ist. Deshalb können sie auch zu einer solchen Unabhängigkeit und schlieſslichen Selbständigkeit gelangen, daſs man bei Betrachtung der vereinzelten Erscheinung des Apollon oder der Artemis dieser gegenseitigen Bedingtheit so leicht vergiſst. Sie sind aber nicht blos unter einander durch gleiche Bestrebungen und Neigungen auf das innigste verbunden, sondern beide pflegen auch in der wachenden Sorge der Mutter einen gemeinsa-

men Mittelpunkt zu haben. So wie diese bei Homer die Tochter bei der Beschützung der Troer unterstützt, so sehen wir den Apollo, wenn er als Sieger vom choragischen Wettkampf heimkehrt, nicht blos von der Artemis, die bei der feierlichen Handlung als Daduchos erscheint, sondern auch von der Latona im dunkelen Gewande begleitet. Weder die bildende Kunst, noch die Poesie ist jederzeit im Stande, diesen noch ungelösten Familienverband ausdrücklich und vernehmbar hervorzuheben, wir aber müssen uns diese voraussetzliche Trennungslosigkeit jeden Augenblick gegenwärtig erhalten, weil wir sonst auf ganz verkehrte Vorstellungen geführt werden, die mit dem Wesen dieses so reichhaltigen Götterbegriffs durchaus nichts zu thun haben. Apollo ist weder ein dorischer, noch ein Sonnen-Gott und Artemis hat eben so wenig mit dem Mond wie mit kleinasiatischem Naturdienst zu thun. Man mufs sich wohl hüten, die Gleichung für die concrete Wirklichkeit zu nehmen, was freilich im gemeinen Leben gar zu oft geschieht und zur Mehrung der Begriffsverwirrung noch weit öfter statt finden würde, hätte die Mathematik, die ja nur in Gleichnissen redet, ihr Heiligthum durch ihre nur dem Geweihten vernehmbare Sprache gegen das profane Volk nicht so unerbittlich streng abgeschlossen. Nur durch eine solche Verwechselung des Begriffs der Analogie mit der reellen Wesenhaftigkeit, auf welche das mythologische Bild andeutend hinweist, hat es kommen können, dafs man den Apollo zum Sonnengott und die Artemis zur Selene gemacht

hat. Andrerseits hat man sich durch ungeschickte Vergleichung der embryonischen Elemente beider Gottheiten, wie sie im ältesten Griechenland, in Arkadien und Ephesos vorkommen, mit den voll entwickelten Idealen des Homer und Hesiod den Geschmack für die herrliche Göttererscheinung, die uns nicht blos in der Poesie, sondern auch in mehreren der edelsten und erhabensten Kunstbildungen aufbehalten ist, gar sehr verdorben und das klare und genufsreiche Verständnifs derselben für lange Zeit unmöglich gemacht. Die echte Kunde der Mythologie wird an der feinen Zerlegung grofser Kunstwerke gerade so geprüft, wie wahrhaft tiefe Sprachkenntnifs an der Auslegung eines Dichters.

403. Artemis wird zur Führerin des Chors der Musen und Chariten und sie zeichnet sich durch die Gabe des Gesanges ebenso aus wie Apollo als Leierspieler. Beide sind auf diese Weise innigliclist mit einander verbunden und diese trauliche Weise des Zusammenseins sehen wir dargestellt in einem etruskischen Metallspiegel, dessen reine Umrisse dieses Verhältnifs, welches im Laufe der Zeit durch allerlei Wendungen, die die Poesie der Sage gegeben haben mag, allmählich in den Hintergrund gedrängt und zuletzt ganz vergessen worden ist, in dem Geist der älteren epischen Poesie schildern. Beide Geschwister haben sich auf Stühlen, die wir uns golden denken dürfen, niedergelassen und haben ihre Attribute unter einander ausgetauscht. Die Leier des Apollon befindet sich in den Händen der Artemis, jener aber ist

mit einem Armband geschmückt, mit welchem ihn offenbar seine Schwester belehnt hat. Auch wenn wir nicht wüſsten, daſs eine halb verschollene Sage beide Geschwister als ehelich verbunden feierte, würden wir ein ähnliches untrennbares Wechselverhältniſs auf den Grund dieser Darstellung hin haben voraussetzen dürfen. So aber sind wir doppelt berechtigt, die bereits angedeutete Trennungslosigkeit beider Geschwister ganz so zu fassen, wie uns eine spätere mehr mährchenhaft ausgebildete Sage den Ehebund des Amor und der Psyche darstellt. Vielleicht thut man am besten, sich eine solche Kinderehe so vorzustellen wie die geistige, aber darum nicht minder innige Verbindung von Bräutigam und Braut, wobei der Begriff der ewigen Jungfräulichkeit der Artemis am wenigsten eine Störung erfährt. Ueberhaupt kann man sich bei beiden Gottheiten nie genug daran erinnern lassen, daſs sie auf der Grenze zwischen Kindheit und Jugend stehen, aber so gewandt, daſs Apollo mehr von den Leidenschaften des Jünglingsalters fortgerissen wird, während seine Schwester allezeit eine gröſsere Neigung für das zartere Alter hat. Daher ist sie die Beschützerin aller jungen Brut und auch des Kindergeschlechts, deren sie sich mit liebevoller Pflege annimmt, und Apollo ist der Führer der Herden, welche er mit sorgsamen Auge überwacht. Wir sehen, wie schön aus dieser doppelten Neigung beider Geschwister die Idee des Hirtengotts und der Jagdgöttin hervorwächst. Artemis ist als letztere nicht blos von Begierde ergriffen, das Wild zu tödten, son-

dern vor allem es zu hegen, und Apollo nimmt sich der Herden an, um die sich mehrende Jugendfülle einer höheren Ordnung zu sichern und das der Cultur gewonnene Weidevieh nicht wie scheues Wild wieder auseinander stieben zu lassen. Aber auch hier sehen wir beide Götter ihre Attribute zuweilen austauschen und in einer älteren Darstellung des Apollo nimmt sich dieser eines zarten Hirschkalbs gerade so an, wie dies anderwärts Artemis thut. Letztere beschützt auch die Fischbrut, und es ist merkwürdig, zu sehen, wie auch hier ihr Bruder das gleiche Symbol in einem entgegengesetzten Sinne zuertheilt erhält. Ihm ist der König der Seefische, der Delphin, gerade so treu zugethan, wie Artemis mit den Flufsfischen in lebhaftem Verkehr gedacht werden mufs. Der Hirtengott erfreut sich der schönsten Zeit des Jahres, während die Jagd im Herbst und Winter geübt werden mufs. Beide theilen sich daher so in das Jahr, dafs dem Apollo die Lichtseite vorzugsweise geheiligt ist und dafs der Artemis die Nachtseite zufällt. Diese ist von jeher als weiblich gefafst worden und die Mondscheibe ist ihr Symbol, weshalb es begreiflich ist, wie man in abgekürzter Ausdrucksweise des entweder noch unentwickelten oder bereits halb verschrumpften mythologischen Begriffs den Apollon als Sonnengott und die Artemis schlechthin als Mondgöttin hat ansprechen können. Das Verhältnifs der Sonne zum Mond stellt sich in mancher Beziehung als dem der beiden Zwillingsgeschwister analog heraus, nur verlangt das Bild, welches es darbietet, eine sehr vor-

sichtige und zarte Behandlung, weil es sonst, selbst wenn man die in einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältniſs stehenden Gestirne symbolisch faſst, leicht allen Sinn verliert.

404. Bevor wir in der Ausführung dieser Parallele weiter voranschreiten, müssen wir jedoch daran erinnern, daſs Artemis im Vergleich mit dem Apollo durch die griechische Mythologie eine verhältniſsmäſsig geringere Ausbildung erhalten hat. Es ist dies aus mehr als einem Grund begreiflich und natürlich. Im Allgemeinen hat das Alterthum das weibliche Lebens- und Daseinselement in den höheren Sphären sittlichen Waltens nicht so bedacht wie das vielseitige Wirken des Mannes, dann aber hat sich auch das griechische Bewuſstsein von der Nachtseite der Natur, der das zartere, vollendetere, aber schwächere Geschlecht entspricht, frühzeitig abgewandt. Vielleicht ist in dieser Abneigung eine gewisse Reaction gegen den Orient nicht zu verkennen, in welchem weibliche Götterbegriffe und die Idee uranfänglichen Werdens, welche von der einer undurchdringlichen Finsterniſs nicht getrennt gedacht werden kann, eine riesenmäſsige Ausbildung gewonnen haben. Die ephesische Artemis, welche uns einen dieser durch das griechische Bewuſstsein noch nicht bewältigten orientalischen Götterbegriffe darbietet, hebt das mütterliche Prinzip mit eben solcher Ausschlieſslichkeit hervor, wie später die griechische Sage die jungfräuliche Erscheinung mit eifernder Strenge bei demselben Götterwesen festhält. Gerade in dieser scheinbar unvereinbaren Gegensätzlich-

keit offenbart sich aber dem erfahrenen Forscher die Einerleiheit beider Gottheiten, welche nur in verschiedenen Entwickelungsmomenten einander so vollkommen unähnlich werden, daſs wir es mit ganz verschiedenen Wesen zu thun zu haben meinen. An den Küsten Kleinasiens tritt sie uns in der Hemmungsbildung entgegen und, vom griechischen Standpunkt aus betrachtet, bietet daher das mumienartige Bild mit den alles nährenden Brüsten die Erscheinung einer Miſsgeburt dar; in Hellas begegnen wir der stolzen Jungfrau, welche allen weiblichen Empfindungen ihren Busen zu verschlieſsen und zu einem Mannweib zu entarten scheint. Solche schroffe Contraste machen die Bestimmung ihres mythologischen Charakters sehr schwierig und wir müssen, sollen wir durch die bizarren Eigenschaften desselben nicht irre geleitet werden, mit um so gröſserer Vorsicht auftreten und uns die allerdings ermüdende Arbeit nicht verdrieſsen lassen, welche zur feinen Zergliederung der zu Grunde liegenden Idee erheischt wird. Da uns jedoch das Wesen des Apollo, in welchem das der Schwester allezeit mit aufgeht, weit faſsbarer durch die Sage offenbart worden ist, so wird es methodisch gerathen sein, in diesen breiteren und compacteren Massen einen Stützpunkt aufzusuchen, ohne welchen wir in die Regionen der kosmischen Uranfänge zurück zu versinken bedroht sind. Wir können nemlich nicht oft genug daran erinnern, daſs wir uns in dem Bereich des sittlichen Daseins befinden und die kosmischen Potenzen weit hinter uns haben, ja daſs diese der Macht

des Geistes nicht blos zu dienen gezwungen sind, sondern sich nach solcher Unterthänigkeit in einem gewissen Sinne sogar sehnen. Ueberall wo sie daher wieder hervortreten, haben sie die Bedeutung von Symbolen und von Kräften, die sich nicht mehr selbst angehören, sondern höheren Händen anvertraut sind. Wollte man diesen bemerkenswerthen und bedeutungsvollen Umstand nur einen einzigen Augenblick unbeachtet lassen, so würde man in Gefahr gerathen, alle im Verlauf dieser meisterhaften Darstellung des Götterprozesses, die wir dem Hesiod verdanken, gewonnenen Ergebnisse zu verlieren und sich ganz in dem Falle desjenigen befinden, der die geniale Ausdrucksweise der Allegorie wörtlich trocken auf die gemeine Wirklichkeit anwenden wollte, wobei sich denn allezeit, wie dies Goethe so tiefsinnig veranschaulicht, die Schätze, die uns als Perlen und kostbares Geschmeide in dem Moment poetischer oder auch religiöser Aufregung ausgehändigt worden sind, in Mistkäfer verwandeln, die wir nicht blos mit Unmuth, sondern selbst mit einem den Sinn für das Heiligste vergällenden Ekel von uns werfen.

405. Apollo bietet einen Götterbegriff dar, welcher auf dem Boden des hellenischen Bewufstseins ganz besonders gut gedeihen mufste und daher eine wunderbar schöne, vielseitige und zuweilen fast üppige Entfaltung erhalten hat. So wie manche Pflanzen- und Thiergattungen sich bei ihrer Verbreitung und Vervielfältigung unermüdet umzubilden und sich den verschiedenartigsten Forderungen des Klima's, des

Bodens und ihrer Umgebung anzugleichen scheinen, so wechselt auch dieser erstgeborene Sohn des Zeus seine Gestalt und seinen Beruf mannigfach und wir meinen zuweilen es mit einem ganz anderen Götterwesen zu thun zu haben, während doch das Grundwesen unverändert ist und sich eben auch in jener jugendlichen Bildsamkeit offenbart, die jede Ungleichartigkeit der Richtung und jeden Gegensatz des Daseins kühn und mit genievoller Ausgleichungsfähigkeit überwindet. Geistige Ueberlegenheit und die dadurch gesicherte Herrschaft über die gesammte Natur, welche der Materie verfallen und dem Gesetz der Schwere unterthan ist, zeichnet jede seiner Handlungen und alle seine Lebenstendenzen aus. Es ist nicht zufällig, dafs er erst dann das Licht der Welt erblickte, als die Musen bereits von derselben Besitz genommen und sie für den Anbau höherer Ideen hergerichtet hatten. Er bemächtigt sich nicht blos der Gaben, welche sie ihm bieten, sondern gesellt sich ihnen auch in einer Weise zu, wie wir in dem animalischen Organismus das Haupt mit den Gliedern verbunden sehen. Als Musenführer leiht er diesem Chor eine noch weit gesteigertere Lebensthätigkeit und von dem Augenblick an, wo diese Begeistigung erfolgt, werden die Griechen zur weltbeherrschenden Nazion. Durch sie wird alle höhere Cultur in der Weise begründet, dafs sie sich nachmals tüchtig erweist, der Träger einer neuen, durch Gott selbst eingeleiteten Weltordnung zu werden. Dem Judenthum, welches unter dem Gesetz schmachtet, stellt das Griechenthum die Idee der

Freiheit nicht etwa als einen abstracten Begriff, sondern als concret verwirklicht gegenüber. Wir müssen es jener höheren Fügung zuschreiben, die sich in der Weltökonomie überall offenbart, dafs es des hellenischen Sprachidioms bedurfte, um dem Gedankenreichthum, welcher in den Büchern des Neuen Testaments als ein der ganzen Menschheit gehöriger Schatz niedergelegt ist, jenes gleichmäfsige, wunderbar originelle Gepräge aufzudrücken, durch welches diese Erlösungsideen bei dem kindlich gesinnten Wilden und bei den Meistern der Weisen gleichen Eingang finden. Die auf die Veredlung des sittlichen Menschen berechnete Erziehung, der wir ein solches Gemeingut geistiger Bildung verdanken, nannten die Alten die musikalische und als Begründer derselben mufs Apollo angesehen werden. Wenn wir sehen, wie das in musikalischen Accorden verkörperte Zeitmaafs sich bei dem ersten Trompetenstofs in den geschlossenen Reihen einer bereits im Marsch begriffenen Kriegerschaar unwillkührlich durch eine Steigerung zusammenwirkender Bewegungen manifestirt, so werden wir begreifen lernen, wie die in jener Region zuerst begründete Ordnung sich allmählich dem ganzen menschlichen Dasein mittheilen konnte. Dieses ist die Macht der Sympathie, welche solches vermag, eine unsichtbare, aber darum nicht minder stete Gewalt, welche zuletzt alles, im guten wie im bösen Sinne, unwiderstehlich mit sich fortreifst. Ohne diesem Prinzip volle Rechnung zu tragen, können wir das Wesen des Apollo und die Wege seiner Offenbarung nicht verstehen.

Nachdem wir durch Chladni die Klangfiguren kennen und durch diese Weise der Mittheilung des Tons an die Molecüle der Körperwelt begreifen gelernt haben, wie unser leibliches Wesen von Accorden und Harmonieen tief innerlich durchbebt und recht eigentlich umgestimmt wird, mufs es uns klar und klarer werden, dafs die durch den Apollo vertretene Geistesrichtung sich als Culturprinzip unwiderstehlich erweisen und die gesammte Menschheit zuletzt mit einem höheren Drang behaften und fort und fort erfüllen mufste.

406. Zum Musenführer wird Apollo nicht urplötzlich und mit einem Male, sondern erst im Laufe der Zeit. Er dient sich hinauf zu einer so hohen Würde, was die Sage dadurch versinnlicht, dafs sie ihn bei dem Völkerfürsten Laomedon als Knecht dessen Herden am Ida weiden und dem Admetos, den er zum Ungebändigten und daher umgekehrt zum Bändiger der wildesten und reifsendsten Thiere macht, den Wagen des Pelias mit einem Löwen und einem Bären bespannen läfst. Gesetz und Ordnung offenbart sich in der Musik zuerst durch die richtige Bewerthung der Zeit, durch Einhalten des Tacts. Es ist nicht sowohl jene die irdischen Sinne in einen Wonnerausch einwiegende Färbung der Töne, nicht jener symphonische Reiz, dem die Bewältigung des selbstsüchtigen Lebenstriebs verdankt wird, sondern die ordnende Gewalt des Zeitmaafses, welche den Menschen dem Thier gegenüber unwiderstehlich macht. Da wo die Musik dieses strenge Element wieder auf-

gibt und dem melodischen Sinnenzauber das Uebergewicht gestattet, sehen wir im Gegentheil einen dem Wahnsinn zuführenden Taumel erzeugen, welcher sich in den vorhellenischen Culten als wilder Orgiasmus geoffenbart hatte und der sich nachmals in der süſsen Schwärmerei gottbegeisterter Maenaden auf's Neue geltend macht. Der Eurythmie des Tactes entspricht in räumlichen Verhältnissen die Symmetrie. Diesem Ebenmaaſs verdanken schön gegliederte Massen nicht blos ihr wohlgefälliges Aussehn, sondern die Festigkeit und Unzerstörbarkeit ihrer Fügung, von welcher jenes nur der physiognomische Abglanz ist. Daher wird vom Apollo berichtet, daſs er der Erbauer unüberwindlicher Mauern gewesen sei. Daraus entwickelt sich dann mit naturgemäſser Leichtigkeit die Idee des Städtegründers, die wiederum zu der des Staatenordners führt. Das Walten dieses Gottes ist überall streng razionell. Selbst da, wo er später ein Gebiet beschreitet, welches der Vernunftthätigkeit durchaus unzugänglich zu sein scheint, sehen wir ihn überall Gesetzmäſsigkeit und gerechtes Wesen zur Anerkennung und zu Ehren bringen. Maaſs und Gewicht werden mit angeborener Sicherheit und unbewuſster Leichtigkeit von ihm und seinen Verehrern und Schutzbefohlenen zum Heile der Menschheit gehandhabt. Daher wird auch in den ihn betreffenden Mythen die Sieben- und die Neunzahl so bedeutungsvoll hervorgehoben. Als ein siebenmonatliches Kind sollte er zur Welt gekommen, um neun Tage aber seine Geburt verzögert worden sein. Diese Gegen-

überstellung beider Zahlen mit solchem Bezug ist höchst tiefsinnig, wie wir leicht entnehmen werden, wenn wir uns erinnern, daſs die Schallwelle in der Octave geradeso in sieben Töne zerlegt wird, wie der Lichtstrahl durch das Prisma in die gleiche Anzahl von Farben, und daſs neun Eintheilungspunkte, durch welche irgend eine Gröſse zerfällt wird, zu dem Dezimalsystem führen, dem wir die bequemste Handhabung aller Weltmassen und so auch der Zeit verdanken. Wenn sich daher die Siebenzahl auf die in der Entwickelung der Substanz hervortretende Gliederung bezieht, so spielt die Neunzahl in diesem Zusammenhang offenbar auf die Eintheilung, welche das Gewordene theils durch die Natur selbst, theils durch die in dem Sinne der Natur thätige Einbildungskraft der Menschen erfährt, an. Als das Quadrat der Dreizahl ist die Neunzahl das Symbol der absoluten, keineswegs aber einer unbegrenzten, sondern der einheitlich verbundenen Mannigfaltigkeit. Denn wenn die Dreiheit die belebte und daher verwirklichte Einheit darstellt, so erscheinen in der Neunzahl wiederum alle Elemente der Dreizahl in gleicher Weise potenzirt und gewähren jene reiche Anschauung des All-Einen, die wir in dem Musenchor so vielfach zu bewundern Gelegenheit gehabt haben. Derartige Zahlenverhältnisse, welche wir uns nur mit Mühe oder, wie in der Mathematik, abstract vergegenwärtigen können, stellten sich den Alten in der Fülle des Lebens vor Augen.

407. Als Führer des Musenchors tritt Apollo in einem lang herabwallenden Gewand auf, welches

selbst in vollendeten Statuen sein Geschlecht auf den ersten Anblick unentschieden, ja wohl auch zweifelhaft erscheinen läſst. In seiner ganzen Haltung und in jeder seiner Bewegungen, die in dem reichen Faltenwurf, der seine edlen Glieder umkleidet, gleichsam helltönend und verstärkt widerhallen, drückt sich jener zarte Sinn für das Ebenmaaſs aus, welches sich im rhythmischen Element der Musik als der Träger der Harmonieen offenbart. In der Linken hält er die Phorminx, welche an einem die Wucht derselben unterstützenden Tragband befestigt ist. So schreitet er mit erhabener Anmuth in einem eigenthümlichen Tanzschritt, für dessen bedeutungsvolle Schönheit uns Modernen der Sinn abhanden gekommen ist, dem Frauenchor voran, von dessen wunderbarer Wirkung als ein geschlossenes und gleichzeitig reich belebtes Ganzes wir uns durchaus keinen Begriff zu machen im Stande sind. Man denke sich eine Mimik, an der alle Bewegungsorgane des menschlichen Körpers einen gleichmäſsigen Antheil nahmen, die aber in demselben Augenblick, wo jeder Ton der Saiten und jedes auf Gesangesschwingen emporwirbelnde Wort durch eine feine Gesticulation, wie wir sie in den edelsten Kunstwerken des Alterthums antreffen, sich den Sinnen auch räumlich verkörpert vorstellte, die ganze Menschengestalt wie eine Säule in der Architectur in sich selbst vollendet erscheinen lieſs. Kleine Figürchen aus gebrannter Erde, die man aus griechischen Gräbern an's Licht gezogen hat, können uns mit einer Ahnung dessen erfüllen, was sich in der Orchestik

der Alten, von welcher unsere Tanzkunst nur sehr schwache und noch dazu barbarische Elemente darbietet, offenbart haben muſs. Mit welcher Feierlichkeit und stiller Pracht sich eine solche harmonisch verbundene Gestaltenreihe daher bewegt haben wird, können wir aus den schönen choragischen Reliefs abnehmen, von denen wir mehrere Wiederholungen besitzen. Apollo schreitet in denselben, wie bereits bemerkt, seiner Schwester und seiner Mutter voran und empfängt aus den Händen der Siegesgöttin den Labetrank als süſsen Lohn für den ruhmreich bestandenen Wettstreit. Der Styl dieser Marmorbilder ist der streng architektonische, den wir Neueren so gern mit dem alterthümlich steifen verwechseln. Hier scheint derselbe durch den Gegenstand gefordert worden zu sein, indem kaum ein anderer Vortrag vermocht haben würde, jene feste, groſsartige Haltung zum Ausdruck zu bringen, die sich in ähnlichen Festaufzügen offenbarte. Jede Regung ist abgemessen und doch können wir hinter diesem unverbrüchlichen Rituel deutlich den Charakter, ja die Seelenregung jeder einzelnen Gestalt unterscheiden. Wenn wir dann von diesen Darstellungen zu der Betrachtung des Apollo Musagetes fortschreiten, welcher zu der die neun Musen schildernden Statuenreihe gehört, so wird erst die gewaltige Ekstase recht auffällig werden, mit welcher er den Paean absingt, eine Aufregung aller Lebensgeister, die man bei dieser Geistesrichtung, in der überall die strengste Zucht vorwaltet, kaum für möglich halten sollte. Denken wir uns

eine der Siegesoden des Pindar mit einer solchen freudevollen Lebendigkeit vorgetragen, so werden wir erst inne, welch eine gesättigte Kraft das Ergebniſs der musikalischen Erziehung der Alten, der Apollo vorstand, gewesen ist. Denn obwohl der ganze Mensch in allen Richtungen seines sittlich-leiblichen Daseins bei solchen Kunstäuſserungen in Anspruch genommen wurde, so zeigt sich doch überall gleiche Lebensfrische, was nur dadurch erklärlich ist, daſs man bei der Ausbildung aller Kräfte und Lebensregungen vorerst darauf sah, daſs keine sich einseitig hervordrängte, wodurch sie die anderen nicht blos verdunkelt, sondern auch deren Entwickelung durch Gleichgewichtsstörung gehemmt haben würde.

408. Wie die Sonne aus Wolken hervortritt, so sehen wir den Apollo in seiner ganzen Pracht und Jugendschöne erscheinen, nachdem er Leier und Choragengewand abgelegt und mit Bogen und Chlamys vertauscht hat. So erblicken wir ihn in der berühmtesten der auf uns gekommenen Statuen des Alterthums, in dem unvergleichlich vollendeten Standbild des vaticanischen Belvedere. Wenn er in der soeben betrachteten Darstellungsweise von der reinsten Begeisterung himmelan getragen wurde, so offenbart sich jugendliche Götterfülle und lichtgeborenes Wesen hier in Contrasten. Hervorgerufen werden diese durch die Berührung, in welche er mit den Ausgeburten der Finsterniſs geräth. Eben hat er einen seiner ferntreffenden Pfeile gegen das Ungeheuer, dessen Anblick seine ganze Entrüstung hervorruft, abgesandt

und noch verharrt die linke Hand, welche den Bogen haltend gedacht werden mufs, in schufsgerechter Lage. Die Rechte aber, welche das beschwingte, tödtlich gespitzte Rohr hat entgleiten lassen, drückt die Ungewifsheit des Erfolgs aus, welche zuversichtlichem Siegesstolz auf eine unaussprechlich und unnachahmlich schöne Weise die Wage hält. Noch sind alle Glieder des herrlichen Götterleibes in einer Spannung begriffen, die wir uns nur durch das in diesem Falle so nahe liegende Bild der klirrenden Bogensenne vergegenwärtigen und verdeutlichen können. Ich bin überzeugt, dafs manche Einzelheiten, die uns an diesem in allen Haupttheilen so staunenswerth schön ausgebildeten Werke befremdend entgegentreten, auf stark markirten, aber naturgemäfsen Vorkommnissen beruhen, welche die Alten bei Bogenschützen täglich zu beobachten Gelegenheit hatten. Das dramatische Leben, von welchem die in Wahrheit gottgeadelten Züge des Antlitzes erfüllt sind, macht uns nun aber mit der eigentlichen Charaktertiefe dieses Gottes näher bekannt. Der Zorn, welcher ihn erfafst, führt ihn nicht über die Grenzen hinweg, deren Ueberschreitung auch Götterwesen entadeln und herabwürdigen würde. Zwar schlagen seine Nüstern und seine Lippen schwellen hoch auf, sein Blick aber gleitet, erhaben über eine solche momentane Störung seines Seelenfriedens, hinüber in eine bessere, frohere Zeit. Er schreitet sieghaft voran und nimmt im Namen der Cultur Besitz von Delphi, welches vor ihm Gaea, Poseidon und Themis inne gehabt hatten und wo er fortan

sein berühmtestes Heiligthum gründet. Noch aber ist es die Behausung finsterer Erdmächte, welche durch den Drachen Python, eine Ausgeburt der Gaea, vertreten sind. Diesen hat er mit seinen Pfeilen erlegt und die stolze Freude über diesen folgenreichen Sieg sehen wir durch die vaticanische Statue verherrlicht. Von diesem Augenblick an offenbart sich Apollo als Orakelgott, ein Begriff, der zu den schwierigsten gehört, weil er eine so überaus zarte und vorsichtige Behandlung erheischt, ohne welche er unvermeidlich zu baarem Unsinn führt. Solch einen verkehrten Aberglauben bei den geistvollsten Männern, ja bei den gröſsten Nazionen des Alterthums vorauszusetzen, ermangeln wir aber aller Berechtigung. Dasjenige, was den Glauben an diese religiösen Anstalten bei dem Einzelnen sowohl wie bei dem Staat Jahrhunderte lang aufrecht erhalten hat, muſs daher etwas anderes gewesen sein als gemeine Zeichendeuterei. Daſs die Orakel zu solcher ausgeartet sind, darf nicht gegen das Vernunftgemäſse ihres Wesens angeführt werden, sondern dieser Umstand kann nur beweisen, daſs ihnen der rechte Sinn abhanden gekommen ist. Diesen wieder aufzufinden, wenn auch nur zum ausschlieſslichen Zweck der razionellen Erklärung eines so merkwürdigen Phänomens, wird uns ebenso schwer wie die Nachweisung der wahren Ursachen der unbegreiflichen Vollendung antiker Kunst und der ihr zu Grunde liegenden, so eigenthümlich gearteten, erfahrungsgemäſsen, aber nicht wie die unsere von der Erfahrung so ausschlieſslich abhängenden Wissenschaft.

409. Keine Art von Leben ist ohne eine gewisse Voraussicht dessen, was da kommen wird und kommen kann, denkbar. Selbst an den niedrigsten Pflanzengattungen offenbart sich dieselbe als eine gewisse Art des Vorgefühls, welches zunächst auf die Entwickelung des Keimlebens eine entscheidende Wirkung auszuüben scheint. Die überall vorhandenen, unsichtbar zerstreuten Samenkörner erwachen aus ihrem tausendjährigen Schlummer in dem Augenblick, wo ihnen die ausreichenden Daseinselemente geboten werden. Bei höher organisirten Wesen gibt sich dieses Vorausgefühl des Zukünftigen als Witterungskunde zu erkennen. Eine solche erstreckt sich nicht etwa blos auf den nächstbevorstehenden Wechsel der Temperatur und der Atmosphäre, sondern auf die Gestaltung des ganzen Jahres. Auch dem Menschen ist es von der Natur zubeschieden, an dieser Art des Gemeingefühls, welches man das tellurische nennen kann, einen gewissen, obwohl beschränkteren Antheil zu haben. Die Uebertragung desselben auf das sittliche Gebiet, auf welchem der Mensch sein wahres Leben entfaltet, ist aber so naheliegend, so folgerichtig, daſs wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir die ältesten Völker der Erde dem Glauben ergeben sehen, daſs auch die Entfaltung der geistigen Lebens- und Daseinselemente nach denselben Gesetzen erfolge, welche uns die Gewiſsheit geben, daſs aus einer Eichel nur ein Eichbaum und aus einem Dattelkern nur eine Palme erstehen könne. Dieser Drang nach der Kunde dessen, was das Individuum

in ganz gleichem Sinn als Schicksalsantheil erhalten hat, ist in der menschlichen Natur unvertilgbar, und es ist das grofse Verdienst der Griechen, die Gaben der Voraussicht, welche einzelne eigenthümlich organisirte Menschen vor andern voraushaben, so entwickelt zu haben, dafs die zur kunstgemäfsen Ausübung derselben eingesetzten Anstalten auch von den grofsen Nazionen des Orients benutzt wurden. Apollo ist der Gott, in dessen Cult sie die höchste und razionellste Ausbildung erhalten haben. Bevor wir jedoch einen Blick auf das berühmteste Heiligthum dieser Art werfen, werden wir gut thun, die Anfänge in's Auge zu fassen, aus welchen auch diese Kunst sich nach und nach entwickelt hat. Wir werden dabei bemerken, dafs sich der Mensch zu diesem Zweck immer an die beweglichen Elemente wendet, in denen sich die ersten Lebensregungen gewissermafsen spiegeln. Der Wind, der in den Bäumen rauscht, plätschernde Wellen nimmer rastender Gewässer, die leicht beweglichen Staubkörnchen des Opfermehls werden dabei zu einer Gleichung verwandt, der das Geschick des Befragenden als eine zu entwickelnde und zu definirende Gröfse im zweiten Gliede gegenübertritt. Eine Wahrscheinlichkeitsrechnung ganz eigenthümlicher Art kommt auf diesem Wege zu Stande und die Resultate, welche sich dabei ergeben, sind trotz der Wunderlichkeit ihrer Entstehung oft noch weit gehaltreicher als diejenigen, welche man in unseren Tagen aus geistlos angelegten statistischen Tabellen zu entnehmen gewohnt ist. Diese einfachste

Art der Zeichenbefragung scheint indeſs immer nur auf ganz bestimmte Fälle beschränkt geblieben zu sein. Von welchem Nutzen dabei eine solche Symbolik der Zweideutigkeit gewesen sei, können wir natürlich nicht beurtheilen. Die Thatsache ist nur insofern von Interesse für uns, als sie uns auf den Weg leitet, welchen wir die im Lied und in der Sage hochgepriesenen Seher des Alterthums andachtsvoll wandeln sehen. Dieser nimmt seine Richtung aufwärts zu den Sphären des organischen Lebens und die weisesten Männer ihrer Zeit wählen dabei die Thiere zu ihren Führern, deren untrüglicher Instinct ihnen denselben Eindruck macht, welchen die Kindeseinfalt auf den Verstand der Verständigen ausübt, und dem sie daher nur Worte zu leihen sich bemühen.

410. Bei der Weihsagung aus den stummen, aber sinnlich wahrnehmbaren Zeichen der Thierwelt ordnet sich der Mensch dem Instinct, welcher in dieser mächtiger hervortritt und gröſsere Verläſslichkeit bietet, unter und bedient sich desselben sogar als einer ergänzenden Hülfe, um das zu ergründen, was, obwohl bereits vorbereitet in der Welt der Erscheinung, sich seinem durch die Cultur geschwächten Gemeingefühl entziehen würde. Zunächst beschränkt sich dies zwar nur auf die Beobachtung von auſserordentlichen Vorfällen, die nicht dem Zufall, sondern unsichtbaren Ursachen, die in einer höheren Weltordnung gründen, zugeschrieben werden. Bald aber wird diese Zeichenschauerei zum Experiment erhoben, durch welches man die Thiere zwingt, das

zu offenbaren, was sie in ihrem Inneren als dunkele, aber bedeutungsvolle Lebensregung verschlossen tragen. Uns muſs eine solche Untersuchung derjenigen Organe, welche allerdings Sitz der Empfindung sind und in denen diese daher auch bedeutende Störungen hervorrufen muſs, wenn sich in der Natur oder selbst in den Kreisen des Menschenlebens, sobald sie als Hausthiere in dasselbe eingetreten sind, Auſserordentliches vorbereitet oder ereignet, abgeschmackt erscheinen. Die Alten haben an der kunstgemäſsen Ausübung dieser Weise der Erforschung des Zukünftigen in den besten Zeiten ihres geistigen Lebens festgehalten. Uns steht daher nicht zu, über das Trügliche oder Untrügliche eines uns befremdlichen Verfahrens abzuurtheilen. Alles, was wir thun können, ist, Möglichkeiten aufzusuchen, welche demselben überhaupt einen vernünftigen Sinn zu leihen und zu sichern im Stande sind. Nun ist aber so viel gewiſs, daſs die edleren Hausthiere sich durch ein sehr feines Spiel der Empfindungen in Betreff alles dessen, was ihren Herrn angeht, auszeichnen. Homer veranschaulicht dies in poetisch ergreifender Weise in der Weihsagung des nah bevorstehenden Todes des Achilles durch sein Roſs. Daſs er diesem den Ausdruck der Sprache verleiht, ist höchst bezeichnend, weil bei diesen Thieren die Mittheilungsfähigkeit zuweilen einen in der That hohen Grad erreicht. Nehmen wir nun aber, versteht sich im Sinne der Alten, die Möglichkeit einer solchen Steigerung der Wahrnehmungsgabe in Betreff der Veränderungen, die sich in einer höhe-

ren Sphäre vorbereiten, an, so würde der Zeichendeuter bei der Oeffnung des Leibes jenes Thieres in seinen Eingeweiden nothwendig auf Spuren solcher Betrübnifs gestofsen sein. Denn so wie die Centralorgane dem Gefühl zum Ausdruck verhelfen und dessen Sitz sind, so ist keine Empfindungsthätigkeit ohne Rückwirkung auf dieselben denkbar. Die Frage, wie lange solche Eindrücke dauern können und inwieweit der Mensch im Stande sei, dieselben zu entdecken oder gar zu entziffern, ist eine ganz andere, mit der wir uns hier nicht zu beschäftigen haben. Uns darf es genügen, den vernunftgemäfsen Ideenzusammenhang zum Bewufstsein zu bringen, welcher bei einer sinnvollen, durch und durch begeistigten und mit keiner Art von Phantasterei behafteten Nazion, wie die Griechen der besseren Zeit waren, durchaus als vorhanden gedacht werden mufs. Denn das ist es eben, was die Apollinische Religion so vortheilhaft charakterisirt, dafs sie jene ursprünglich empirischen Gebräuche mehr und mehr auf ein sinngemäfses, ja, wie wir bald sehen werden, auf ein razionelles Verfahren zurückgeführt hat. In dem gegenwärtigen Zusammenhang haben wir es nur mit der Methode zu thun, welche man bei Ausübung desselben befolgte. In dieser offenbart sich wiederum jener feine, nüchterne Sinn, welcher uns in allem, was die Griechen gethan, sei es in Kunst oder in der Wissenschaft, im Dichten oder im Handeln, Bewunderung abverlangt. Selbst dann, als der Aberglaube mit Macht hereinbricht, erweist sich dieselbe noch als ein Schutz gegen gemeinen

Betrug, der in den besseren Zeiten hart geahndet wurde, wie die Geschichte ausdrücklich berichtet.

411. Eine der lieblichsten Darstellungen des jugendlichen Apollo, welche den Praxiteles zum Urheber hat, kann uns ein lebendiges Bild von der Geistesthätigkeit gewähren, mit welcher sich die Seher des Alterthums der Erforschung des Zukünftigen in der feinen und sinnigen Beobachtung des thierischen Gemeinsinnes zuwandten. Es ist dies die Statue des Apollo Sauroktonos, von der wir unter mehreren Wiederholungen eine Bronze der Villa Albani besitzen, welche so zarter Bildung ist, daſs sie uns den psychologischen Act, um dessen genauere Kenntniſs es uns hier zu thun ist, in der vollständigsten Entfaltung vor Augen legt. Welcker hat das groſse Verdienst, uns den Sinn dieser Darstellung zuerst erschlossen zu haben, indem er darauf aufmerksam gemacht hat, daſs der Gott, obwohl knabenhaft gebildet, hier nicht als muthwillig spielend gedacht werden dürfe, sondern daſs die Eidechse, welche den Stamm, an welchen er sich lehnt, hinaufläuft, und die er zu spieſsen im Begriff ist, hier als ein der Zukunft kundiges Thier erscheint, dessen krampfhafte Todeszuckungen dem Eingeweihten allerlei Merkmale dargeboten haben mögen, nach denen er abnehmen konnte, was sich im Jahresleben vorbereitete. Denn die prophetische Gabe dieses Thierchens offenbart sich zunächst an der sicheren Weise, mit welcher es den Eintritt, ja das Herannahen der groſsen Jahresepochen anzeigt. Lange bevor irgend ein Baum neue Lebensregungen wahrneh-

men läſst, verkündet die muntere Lacerte des Südens den Beginn des Frühlings, indem sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorruschelt und die neugeborene Sonne froh begrüſst. Ebenso verbleicht ihr grüner Mantel lange bevor die Blätter gilben, und erinnert an das Herannahen der finsteren Jahreshälfte. Wir können uns wohl denken, daſs dieses Thierchen dem Kundigen schon im Frühjahr die Natur des bevorstehenden Winters verkündete und daſs es bei jenen Orakelbefragungen zunächst darauf abgesehen war, dieses für den Hirten und den Landmann so wichtige Geheimniſs ihm abzudringen. Die eigenthümliche Regung des Scharfblicks, welche wir nicht blos an der ganzen Gestalt, sondern auch in der Stellung der silbernen mit convexer Pupille stark hervordrängenden Augen gewahren, zeigt uns deutlich, daſs es sich hier nicht blos darum handelt, dem raschen Thiere aufzulauern, sondern daſs der Gott, welcher die Völker des Alterthums lehrte, die Anfänge zukünftiger Begebenheiten in der nächsten Gegenwart, den Reichthum des Jahresertrags in unscheinbaren Samenhüllen aufzusuchen, darauf aus ist, jede Bewegung des animalischen Lebens, in welchem sich die ganze Natur mikrokosmisch spiegelt, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit gewissenhafter Sorgfalt zu überwachen. Die sinnige Bewerthung dieses Phänomens, welches dem ideenlosen Kunstbeobachter nichts anderes darbietet als die sinnlichen Reize eines schönen Götterknabens, vergönnt uns eine tiefere Einsicht in die Innigkeit des Rapports, in welchem die Alten sich mit der Natur

zu erhalten gewufst haben, und zwar zunächst dadurch, dafs sie die Ueberlegenheit der Thiere in allem, was die unbewufste Wahrnehmungsgabe, den Instinct, betrifft, so trefflich und so gründlich zu bewerthen verstanden. Hier sehen wir dies dadurch veranschaulicht, dafs sich ein Gott nicht blos dem Menschen dienstbar unterordnet, sondern selbst der Thierwelt sich in einer Weise hingibt, welche deutlich zeigt, wie sehr die Alten die Ueberlegenheit derselben in der sinnlichen Daseinssphäre anerkannten. Sowie an uns der höhere Geistesruf ergeht, zur Kinderunschuld zurückzukehren, um der sittlichen Vollkommenheit und himmlischer Gemeinschaft theilhaftig zu werden, so fühlten sie sich aufgefordert, um ganz Mensch zu sein und als solcher sich der Fülle des Erdendaseins zu versichern, zu jener Unbefangenheit des reinsten Naturlebens zurückzublicken, in welcher die Thiere uns meistern können. Die menschliche Vernunft kann zum vollen Ausdruck der Weltseele nur dann gelangen, wenn sie sich durch die Bruchtheile des Thierverstandes nach Maafsgabe der Umstände reintegrirt.

412. Es lag nun aber in der ganzen Richtung des Griechenthums, den Menschen selbst, als das vollkommenste animalische Wesen, zum Gegenstand eines Experiments in obigem Sinne zu machen. Dazu aber war vor allem nöthig, ihn in jenen Urzustand zurückzuversetzen, in welchem das Gemeingefühl bei ihm sich zu derselben Höhe steigert wie beim Thier der Wildnifs. Erzielt wurde dies dadurch, dafs man die aus einer Felskluft bei Delphi hervorbrechenden

heifsen Dämpfe benutzte, um eine Frau, bei der ohnehin alle Gefühlsorgane eine so zarte und vollendete Ausbildung erhalten haben, dafs sie weit feiner reagiren wie beim Manne, in einen heiligen Rausch zu versetzen, in welchem sie die ihr vorgelegten Fragen in ihrer Weise beantwortete. Sie selbst war sich dabei dessen, was sie vorbrachte, nicht bewufst, sondern befand sich ganz in gleicher Lage wie das Thier, das Zeichen von sich gibt, von denen es keine Ahnung hat. Um die Ergebnisse ihres gesteigerten Wahrnehmungsvermögens zu benutzen, bedurfte es jedoch der Dazwischenkunft eines vernunftbegabten, seiner selbst mächtigen Wesens, welches zunächst Apollo ist, dann derjenigen, die ihn an heiliger Stätte vertreten, der Priester. Als er den Pythonsdrachen tödtete, nahm er daher jene Höhle, durch deren Erdschlund die Verbindung mit dem Centralleben des Erdkörpers ermöglicht wurde, im Namen der hellenischen Cultur in Besitz. Er lehrte die Griechen zuerst von diesen tellurischen Kräften eine vernünftige Anwendung machen und Delphi wurde dadurch in Wahrheit zum Mittelpunkt der damals gebildeten Welt, was symbolisch durch den Stein versinnlicht wurde, welcher als der Erdnabel galt. Obwohl wir auch hier aufser Stande sind, diese Anstalt allen ihren Einrichtungen nach zu würdigen, so können wir aus dem Wenigen, was wir davon wissen, doch so viel entnehmen, dafs der ganze Prozefs ein sehr vermittelter und an sinnvollen Uebergängen überaus reich gewesen ist. Von der Wirkung berauschenden Erdhauchs können wir

uns einen Begriff verschaffen, wenn wir einen Blick auf die begeistigende, ja verjüngende Kraft heiſser Quellen werfen, deren Gewässer und Gase sich zu den arzneilichen Eigenschaften der Pflanzen etwa so verhalten, wie die apollinische Begeisterung zu der bacchischen, von der wir späterhin sehen werden, daſs sie durch Wein und die Exhalazionen frischgetödteter und zerstückter Thiere erzeugt wurde. Ferner verkündete die so in einen heiligen Rausch versetzte Pythia, welche an die Stelle des Drachen Python versetzt worden war, die Zukunft nicht schlechthin, sondern sie antwortete nur auf ganz bestimmte Fragen, von deren Stellung natürlich auch die Gründlichkeit und Tiefe des Bescheids abhängig sein muſste. Endlich wurden diese noch unvermittelten, der Menge daher unverständlichen Aeuſserungen des qualvoll aufgeregten Herzens durch das Bewuſstsein apollinisch gebildeter Priester hindurchgeleitet, welche dann jene gottvollen Aussprüche modelten, die wir, wüſste man nicht, daſs sie auf diesem Wege gewonnen worden sind, als die Frucht der Weisheit eines der hochbegabtesten und gröſsten Sterblichen bewundern würden. Sie sind ebenso nüchtern als tief, so gehaltreich als einfach, und unterscheiden sich von den Aeuſserungen derer, die in dem Geruch der Zauberei stehen, oder von den sogenannten Hexenprophezeiungen wesentlich dadurch, daſs sie der Zukunft nie vorgreifen, sondern die Frage wie ein keimendes Samenkorn durch Belebung eines Doppeltriebs in zwei Hälften spalten, deren eine dem Wurzel-, die an-

dere dem Blüthensystem zugewandt ist. Das Naturgemäfse dieser Einrichtung geht auch daraus hervor, dafs die Orakel im Monat April ertheilt wurden, wo im grofsen Ganzen der Natur ebenso wie im Mikrokosmos des Individuums ein neues Leben beginnt. Eröffnet wurden sie den siebenten dieses Monats, welcher der Bysios oder Pythios, der Fragmonat, hiefs und zu welcher Zeit die Wirkung jener Dämpfe auf den menschlichen Organismus am kräftigsten gewesen sein mag.

413. Culte von einer so hohen geistigen Entwickelung, wie der apollinische ist, wurden von den Alten nicht als das Werk des Augenblicks betrachtet, sondern man stellte ihre Verbreitung ganz so dar, als sei sie auf dem Wege der Cultur erfolgt. Versinnlicht wird dies dadurch, dafs man sich die Götter selbst als in einer räumlichen Ortsveränderung begriffen denkt, welche durch die dem bezüglichen Götterwesen zustehenden Symbole bewerkstelligt wird. Auf diese Weise sehen wir auch die Einsetzung des delphischen Orakeldienstes durch ein griechisches Vasenbild verherrlicht, in welchem Apollo auf einem Dreifufs sitzend erscheint, der beflügelt ist und über die Meeresfläche dahingetragen wird. Die Gewässer sind von Alters her im Bereiche der Cultur und des Völkerverkehrs nicht als eine Scheidewand wie die Berge, sondern als ein Bindeelement betrachtet worden. Daher wird von den meisten Culten, und von dem des Apollo ganz besonders, berichtet, dafs sie über das Meer her gekommen seien. Der Dreifufs

aber, auf welchem der Gott thront, ist das faſslichste Symbol derjenigen Vermittelung, welche eines der Hauptmomente der delphischen Orakeleinrichtung bildete. Dieses sinnvoll construirte Geräthe, während es einerseits die auf demselben sitzende Pythia mit den heiſsen Dämpfen, welche aus der Bergkluft ruckweise hervorbrachen, in eine allseitige Berührung brachte, verhinderte dabei jedoch gleichzeitig einen lebensgefährlichen Contact und bewerkstelligte, was bei derlei Experimenten stets eine Hauptsache ist, eine vollständige Isolirung. Die Meeresfläche, über welche der Gott ruhig dahinschwebt, ist von allerlei Seegethier belebt, Delphine aber tauchen aus derselben mit lustigen Sprüngen hervor und begrüſsen den leierspielenden Gott. Dieses kluge Thier, dessen Musikliebe mehr als eine Sage verherrlicht, muſs vor allen auch den witterungskundigen und daher weihsagerischen Geschöpfen beigezählt werden. Seine Nähe weist daher in diesem Zusammenhang auf die Natur der Mission hin, welche Apollo übernommen hat. Als Verbreiter der Cultur ist er nun aber nicht blos mit der Leier versehen, deren harmonische Klänge alle lichtgeborenen Creaturen beherrschen, sondern auch mit Köcher und Bogen, Waffen, deren er bedarf, um sich Bahn zu machen durch die unversöhnlichen Mächte der Finsterniſs. Diesen muſs vor allen der Drache Python zugewiesen werden, welcher sich wie Kröten und giftige Schlangenbrut in dem Dampfbrudel betäubenden Erdhauchs fett genährt hatte und dem Gotte selbst den Zutritt zu dem ihm vom Schick-

sal zubeschiedenen Orakelsitz versagte. Mit welcher Entschlossenheit er diesem Ungeheuer dabei begegnete, mit welcher Sicherheit er durch fernhin treffenden Todespfeil dasselbe, mit Umgehung materiellen verpestenden Gemetzels, zu bändigen wufste, haben wir bereits in der Statue des Belvedere mit prachtreichen Zügen geschildert gesehen. Jetzt bleibt uns nur noch übrig, die Folgen dieser That zu betrachten, wobei wir unvermuthet auf ein ganz neues Gebiet seiner Wirksamkeit geleitet werden. Denn obwohl Apollo sich nicht materiell mit dem Blute des Python besudelt hat, so schreit dasselbe doch um Rache und dem Gerechtigkeitsgefühl der Alten zufolge war die Idee der Vergeltung eine so allumfassende, dafs auch ein Gott sich ihrer Anwendung nicht entziehen konnte. Die Sage stellt dies so dar, als sei er durch diesen Mord mit Blutschuld behaftet worden, von der er sich dann habe reinigen müssen. Dies führt auf die Idee der Sühnung, zu deren Zweck er sich selbst allen den Bedingungen unterwirft, unter welchen eine solche nach dem Gange der durch Zeus gewährleisteten Weltordnung möglich ist.

414. Bevor wir jedoch auf diesen Begriff der Versöhnung, welcher im Apollocultus eine sehr zarte und tiefsinnige Entfaltung erhalten hat, näher eingehen, werden wir gut thun, einen Augenblick länger bei der Betrachtung des zürnenden Gottes zu verweilen, als welcher er zum Verderbengeber und Verbreiter von Todesschrecken wird. Die grausenhaft schöne Schilderung der Pest, welche durch seine Pfeile in

das vor Troja lagernde Griechenheer kam, ist allein vollkommen hinreichend, uns das Verhältnifs zu veranschaulichen, in welches die Alten den Apollo zu einer solchen Räthselerscheinung brachten, bei deren Erklärung wir Neueren uns mit der Nachweisung einiger, wenn auch nur halb ausreichender, physischer, höchstens tellurischer Ursachen begnügen würden. Den Griechen dagegen galt eine Störung der Naturgesetze als eine Folge der Verletzung sittlicher Bezüge. Apollo war durch des Agamemnon Herrscherübermuth in der Person seines Priesters gekränkt und durch diesen zur Rache aufgerufen worden, und diese nimmt er nun mit seinen ferntreffenden Geschossen. Er richtet sie aber keineswegs gegen seinen Beleidiger, sondern gegen alles, was mit der Cultur zusammenhängt, deren harmonische Ordnung er vertritt, aber nur auf dem Grund des Sittengesetzes, dessen Störung er dann an dem ganzen Gesellschaftskörper ahndet. Er beginnt mit Maulthieren und Hunden und von diesen äufseren Kreisen des Zusammenlebens aus verbreitet sich der Vernichtungsprozefs wie ein Krebsschaden nach den edleren Theilen hin. Das Wesen einer Pestseuche konnte aber kaum grofsartiger und wahrer dargestellt werden als durch die Wirkung unsichtbarer Pfeilschüsse, welche den Einen hinwegraffen und den Anderen unerklärbarer Weise verschonen. Dieses Bild wurde dann aber auch festgehalten, wenn man von unerwarteten Todesfällen sprach, die dem linden Geschofs des Gottes zugeschrieben wurden. Dabei ist das so bedeutend, dafs die Alten das fried-

liche Ableben des Einzelen dem Zorn des Apollo, also einer Störung der durch ihn vertretenen sittlichen Harmonie beilegten, und nichts ist daher ungerechter als der Vorwurf, welchen christliche Zeloten dem Griechenthum machen, als habe es das Herbe des Todeswehs lügenhaft verschleiert. Eher darf man behaupten, dafs der Hellene uns darin überlegen ist, dafs er nicht alles Uebel blos auf die unbekannte Gröfse der Erbsünde, sondern auf das selbstverschuldete Geschick des Individuums zurückführt. Und gerade dies ist andrerseits wiederum so schön in der Idee der Versöhnung hervorgehoben, welche überall mit Apollo untrennbar verbunden ist. Er selbst ist es, der die Menschen lehrt die Seuchen zu beschwören, welche er gesandt hat, und wenn er zu solchem Zweck als Orakelgott befragt wird, so weisen seine tiefsinnigen Aussprüche nie auf gemeine Heilmittel hin, deren jede Pest spottet, sondern auf die Quelle alles Heils, auf die Reinigung und Läuterung der Leidenschaften, welche solche Störungen hervorgerufen haben. Er macht die Menschen mit der geheimnifsvollen Kraft der Sühne bekannt, und zwar dadurch, dafs er sich selbst der Bufse unterzieht, ohne welche, auch nach den Vorstellungen der Griechen, dieselbe nicht zu Stande kommen kann. Als Versöhnungsgott tritt er nun in doppelter Gestalt auf, einmal als Reiniger von Blutschuld und Entsühner, dann aber als Arzt und Abwehrer des Uebels. Auf beiden Gebieten, auf dem sittlichen wie auf dem physischen, erweist er sich aber wiederum wirksam durch die Macht der Demuth, auf

welche sich alle seine Sühn- und Heilverfahren stützen, und vermöge deren er zu seiner eigentlichen Gröfse und Herrlichkeit gelangt.

415. Apollo war nach der Tödtung des Python der Sühne bedürftig wie jeder Andere, der Blutschuld auf sich geladen hatte. Die nächste Folge davon ist Verbannung aus der Gemeinschaft der Unsterblichen. Diese aber ist bürgerlichem Tode gleich zu achten. Gewöhnlich wird dadurch sein Hirtendienst beim Admet motivirt. In dieser Sage wird ausschliefslich der Bufse durch Knechtschaft gedacht, andere Mythen heben dagegen auch die Zeit bedeutsam hervor, welche jene Abwesenheit gedauert hat, und die Sühnmittel, deren sich der Gott bediente, um von dem Mord gereinigt zu werden. Die Zeitdauer seiner Verbannung, die als eine lange Pilgerschaft zu denken ist, wird auf 7 Jahre oder, was gleichbedeutend ist, als eine Oktaeteris angegeben. Mit dem Eintritt des achten Jahres ist im Menschenleben einer der grofsen Cyklen beschlossen, deren dasselbe nach einer Normalberechnung zehn zählt. Das Individuum ist im Verlauf einer solchen Periode ein ganz anderes geworden und darf als wiedergeboren betrachtet werden. Die Zeit hat ihre reinigende und versöhnende Kraft ausgeübt; nun bedurfte es aber noch eines Symbols der leiblichen Disinfection und dies bringt der Gott in dem Lorbeer mit, dessen wunderbare Arzneikräfte den Alten nicht unbekannt geblieben waren. Uns sind dieselben gröfstentheils aus dem Gesicht entschwunden, da sie durch anderen herzhafteren Würzkram verdunkelt

worden sind. Wir müssen uns daher daran erinnern lassen, daſs der Kampherlorbeer und ähnliche aromatische Bäume derselben Pflanzengattung angehören, und die Erwähnung jener erstgenannten, alle Fäulniſs tilgenden und die Lebensgeister gewaltig aufregenden Arzneisubstanz genügt auch bei uns, die Idee des Reinigungsprozesses vor die Seele zu führen, um welchen es sich hier zunächst handelt. Alle diese Andeutungen reichen indeſs noch nicht hin, die Idee der Entsühnung vollständig zum Ausdruck zu bringen. Diese ist nothwendig an die Bedingung des Opfers, ja des Opfertods geknüpft. Wo Blut geflossen ist, da muſs nach dem Naturrecht, welches auch die Griechen anerkannten, wiederum Blut flieſsen. Der Mörder konnte nur durch die Blutstropfen des an seiner Statt geschlachteten Opferthiers gereinigt und vollständig gesühnt werden. Zu letzterem aber wurde ein Thier gewählt, welches durch seine Widerwärtigkeit und Abscheulichkeit den Gedanken der tiefsten Erniedrigung rege machte. Diese erfuhr der zu Sühnende in der Person seines Stellvertreters. Dem Apoll war von allen Creaturen der Esel am meisten verhaſst, ja geradezu ein Greuel, und dies ist daher sicher der geheime Sinn der Eselshekatomben, deren ekelerregenden Anblick Pindar durch einige kühn humoristische Züge zu mildern sucht. Sie wurden ihm von den Hyperboreern dargebracht, bei denen er den Lorbeer und das Ziel seiner Wanderung gefunden hatte, und es unterliegt keinem Zweifel, daſs die Eselsopfer, welche er, wie wir jetzt aus einer Inschrift

wissen, auch in Delphi erhielt, gleiche Bedeutung hatten. — Zeus vollbringt nach Aeschylus die Reinigung durch Bespritzung mit Schweineblut und in gleicher Weise sehen wir auf einem Vasengemälde den Apollo die Entsühnung des Orest vollbringen. Dieser sitzt auf dem Altar, an welchem er eigentlich selbst hätte bluten sollen, und wird von dem Versöhnungsgott dadurch von der Blutschuld gereinigt, daſs dieser ein frisch geschlachtetes Schwein über sein Haupt hält und die Blutstropfen des häſslichsten und niedrigsten aller Thiere auf dasselbe niederrieseln läſst. Auf diese Weise wird die Opferhandlung mit einem Act der tiefsten Demüthigung identifizirt und die Versöhnung vollkommen zu Stande gebracht.

416. Apollo ist aber endlich auch ein Abwehrer drohenden Unheils, der Helfer und allgemeine Arzt. Als letzterer tritt er nicht sowohl an das Krankenbett des Einzelen heran, sondern ganze Städte und Länder wandten sich an ihn um Rath und Hülfe, wenn verheerende Seuchen und weit verbreitete Krankheiten das Gemeinwohl gefährdeten. In solchen Fällen pflegt er sich dann wiederum wunderkräftig zu erweisen, nicht durch Nachweisung von Arzneimitteln, sondern durch Aufdeckung der tief verborgenen Gründe solcher lebensverderblichen Störungen der Harmonie des leiblichen Daseins. Er tritt dabei als Seherarzt auf und lehrt die Menschen Erscheinungen in einen Causalverband bringen, die Niemand vorher mit einander in irgend einem Wechselbezug gedacht hat. Alle seine Verordnungen, die er zur Abwehr vorhan-

dener oder herannahender Uebel gibt, zielen auch hier auf die Idee des Opfers und der Sühne hin. Uns müssen diese seine Orakelsprüche in den meisten Fällen räthselhaft bleiben, da wir der Kenntnifs aller der Umstände entbehren, welche ihnen Bedeutung leihen. Die Weise seines göttlichen Heilverfahrens kann uns aber der Mythus der Alkestis am besten klar machen. In diesem erscheint er als der Arzt des Admetos, den er vom Tod errettet, aber nur unter der Bedingung, dafs den Moeren an seiner Statt ein anderes Menschenleben als Opfer dargeboten werde. Das universelle Naturgesetz, dem zufolge bei einmal eingetretener Gesundheitsstörung ein solches Opfer verlangt wird, sehen wir von den Aerzten aller Schulen unausgesprochen oder ausdrücklich anerkannt. Dasselbe wird in dem Verhältnifs gröfser sein müssen, in welchem die Todesgefahr wächst. In unseren Zeiten, in welchen eine mehr materielle Ansicht der Dinge zu allgemeiner Geltung gelangt ist, nennen wir's Krisen, bei denen man sich übrigens ziemlich allseitig einverstanden erklärt, dafs das Leben durch sie oft um die Hälfte der Existenz erkauft werden mufs. Nicht blos einzelne Glieder, sondern ganze Systeme sterben ab und wir sehen die Natur den Gebrauch dieser Organe willig aufgeben, um den Gesammtorganismus aus schweren Krankheitsstürmen zu retten. Diese eigenthümliche Art der Wiederherstellung der Harmonie des leiblichen Daseins wird nun aber durch nichts treffender und tiefsinniger veranschaulicht als durch den Scheintod des Schlafs, während dessen Dauer das Leben des

Individuums sich in dem Gesammtleben des Universums verbirgt. Die heilsame Wirkung dieser ruhigen Hingebung an das Gemeingefühl wird daher vorzugsweise dem Apollo zugeeignet. Selbst der Adler des Zeus wird durch die lieblichen Harmonieen seiner Leier in Schlaf eingewiegt und mit Anspielung auf die besänftigende Gewalt der Töne finden wir bei dem durch den Apollo angeführten Musenchor der vaticanischen Statuenreihe ein Standbild des Schlafgottes aufgestellt. An solchen Aeufserungen seiner Macht lernen wir die Bedeutung des Apollo als Heilgottes kennen. Wir erinnern uns dabei, welchen beruhigenden Einflufs die Musik auf das materielle Befinden, namentlich auf die durch körperliche Störungen hervorgerufene Geistesverwirrung hat. Alles dies wirft Lichtblicke auf die Ansicht, welche die Alten von der Krankheit überhaupt hatten, und wie sie glauben konnten, dafs die Harmonie des Geisteslebens auf das leibliche Wohlbefinden nicht blos einzelner Menschen, sondern ganzer Staaten eine so verbindliche Rückwirkung haben könne, dafs sie der Disharmonie der Körperkräfte vorzubeugen im Stande sei. Auch hier erscheint Apollo nicht als ein mit den Kräften der Natur willkührlich schaltender Zauberer, sondern als ein echter Zeussohn, der überall auf Gesetz und Ordnung hält und dessen Wunderwirkungen nur darauf beruhen, dafs er die Ausgleichung irdischer Conflicte innerhalb einer höheren, aber immer noch natürlichen Daseinssphäre ermöglicht. Sein Wesen ist daher durchaus razionell, ein Prädicat, welches wir bei helleni-

schen Göttergestalten vor allen andern in's Auge zu fassen haben. Sobald dasselbe nicht mehr nachzuweisen ist, können wir darauf rechnen, daſs entweder unser Verständniſs ein gefährdetes oder die vorliegende Bildung eine entartete ist.

417. Als Arzt bedurfte Apollo einer besonderen Vertretung auf Erden und diese übernimmt Asklepios, der zu ihm als Gott der Heilkunde ganz in demselben Verhältniſs steht, wie Apollo selbst zum Zeus. Sowie dieser seinen Willen durch den Orakelgott kundgibt, so erhält die apollinische Weisheit durch den Asklepios eine streng praktische Anwendung. Aber auch er befaſst sich noch nicht unmittelbar mit Krankenpflege oder Arzneikram, sondern seine Aufmerksamkeit ist zunächst der Erforschung der Krankheitserscheinungen zugewandt. Um uns von seinem sinnvollen Walten einen Begriff zu verschaffen, dürfen wir nur eines der unsterblichen Werke des Hippokrates aufschlagen, aus denen uns der Geist, in welchem sich die Alten den Asklepios thätig dachten, klar entgegenleuchtet. Wir finden in denselben die ewigen Gesetze verzeichnet, welchen auch der erkrankte Organismus gehorcht, ja unter deren Obhut er auf Umwegen der Gesundheit wiederum entgegengeht und zustrebt; vor allem aber finden wir daselbst die groſsen kosmischen Mächte scharf charakterisirt, welche dem Mikrokosmos des Menschenlebens feindlich gegenüberstehen. Durch die Bewahrung der dort vorgetragenen Lehren vermag, namentlich im Süden, die Heilkunde weit mehr als durch das Aufgebot der

kräftigsten Arzneisubstanzen. Um uns von dem Gott selbst ein Bild zu machen, der die Griechen ein so sinnvolles Verfahren gelehrt hatte, sind die Sagen weniger geeignet, nicht etwa weil sie zu schweigsam sind, sondern weil sie im Gegentheil in diesem Fall nur allzu redselig den allverbreiteten Ruhm des grofsen Helfers verkündigen. Wir würden kaum hoffen dürfen, durch die vielfach sich verwirrenden Angaben zu einer klaren Anschauung von seinem Charakter durchzudringen, hätte uns nicht die Kunst eine Reihe von Bildern aufbehalten, aus denen uns das Wesen des Asklepios mit der gröfsten Bestimmtheit und Gleichförmigkeit entgegentritt. Eines dieser Standbilder, welches jetzt in dem Museum von Neapel aufbewahrt wird, stammt aus dem Heiligthum, welches dieser Gott auf der Tiberinsel in Rom hatte, und wir können mit Hülfe desselben uns eine ganz deutliche und genügende Vorstellung von den hohen Eigenschaften machen, welche die Alten in ihm dankend anstaunten. Auf den ersten Blick glauben wir dem Zeus selbst zu begegnen, nur dafs sein Ausdruck milder, sein ganzes Wesen herablassender ist. Eine erhabene Ruhe zeichnet ihn aus, und seine Menschenfreundlichkeit kennt keine Grenzen aufser denjenigen, welche ihm durch den Ungehorsam und den Unglauben derjenigen, die sich seinem Rath vertrauen, gesetzt werden. Diese Hemmnifs seiner liebevollen Thätigkeit, welche er im Geist voraus erblickt, verbreitet über sein Antlitz einen Zug der Wehmuth, wie sie auch wohl uns befällt, wenn wir nicht helfen können,

weil wir nicht rathen dürfen. Er hat einen tiefsinnigen, gesammelten Ausdruck und sein Erfahrungsreichthum wird durch die Abzeichen voller Manneskraft hervorgehoben. Sein Symbol ist der Wanderstab, der an den nimmer rastenden Hülfespender, auch wohl an den vielgereisten Forscher erinnert. Derselbe ist von einer Schlange umwunden, seiner treuen Begleiterin, welche selbst ihm bei der Anwendung instinctmäfsiger Klugheit zum Vorbild dient. Die Haut, mit welcher sich dieses Thier jedes Frühjahr neu umkleidet, bot noch aufserdem ein Bild der Verjüngung dar, wie sie nur bei naturgemäfser Lebensweise während der Dauer unserer Vollentwickelung möglich ist. Auf diese ist sein Wirkungskreis beschränkt. In dem Hain, welcher mit dem berühmtesten seiner zahlreichen Heiligthümer, mit dem von Epidauros, in Verbindung stand, durfte kein Mensch geboren werden und keiner sterben, was darauf hinzudeuten scheint, dafs ihm nur Macht gegeben war, soweit die Grenzen des Erdendaseins reichen. — Die Stellung, welche er in dem Göttersystem einnimmt, ist die eines Halbgotts. In diesem Sinne ist sein Ideal durch die gröfsten Künstler des Alterthums ausgebildet worden.

418. Nichts vermag das wahre Wesen des Asklepios besser zu erläutern als die Frauengestalt, welche in Kunstdarstellungen mit ihm auf das innigste vereint erscheint. Es ist dies die Hygieia, seine Tochter, welche ihm in ähnlicher Weise gegenübertritt wie die Artemis dem Apollo. Sie ist das leibhaftige Ab-

bild der Gesundheit, deren sich diejenigen erfreuen, welche ihrem Vater sich vertrauen. Die Schlange, welche dessen treue Begleiterin ist, nimmt sie in liebevolle Pflege und reicht ihr Milch aus einer Schale, der jene begierig, aber vorsichtig naht. Ihre Züge spiegeln die scharfsichtige Beobachtungsgabe des Asklepios als zarte Aufmerksamkeit ab, durch welche sich die Frauen namentlich bei der Krankenpflege vor den gröſsten Aerzten hervorthun; deshalb ward diese auch von den Alten vorzugsweise dem weiblichen Geschlecht überlassen. Hygieia läſst uns alle die herrlichen Eigenschaften, welche sich in der Uebung eines so heiligen Berufs entfalten, in ihrem harmonischen Zusammenwirken wahrnehmen. Eine derartige Göttererscheinung vermag nur die bildende Kunst in's Leben zu zaubern. Zwar hat es die Sage versucht, diese vielseitige Thätigkeit der Tochter des Asklepios durch eine Reihe ausdrucksvoller Namen, die sie ihren Schwestern beilegt, zu versinnlichen, allein diese Begriffsfolge bleibt in ihrer Wirkung auf die Phantasie weit hinter dem Eindruck zurück, den wir von einem so vollreifen Ideal erhalten, wie das ist, welches uns die Statuen der Hygieia darbieten. Die ganze und rückhaltslose Hingebung, mit welcher sie das Leben in Schutz und in Pflege nimmt, contrastirt auf eine rührend schöne Weise mit der Nüchternheit, welche sie inmitten dieser leidenschaftlichen Theilnahme bewahrt und mit der sie den Gegenstand, in welchem sie so zu sagen aufgeht, weil sie sich mit ihm identifizirt, klug überwacht. Praktisch und in den niederen

Lebenssphären kann sich die Nächstenliebe kaum schöner offenbaren als in diesem Bilde der uneigennützigsten Beeiferung. — Der Begriff der Arzneidarreichung tritt übrigens auch hier noch ganz hinter dem gedeihlicher Ernährung zurück. Mit der Kirke, der Medea und ähnlichen mythologischen Kräuterweibern, die der Natur Gewalt anthun und sie mit Giftwirkungen bestürmen, hat sie nichts gemein. Dieser Unterschied ist wichtig und mufs daher festgehalten werden, weil davon die richtige Auffassung des Apollinischen Heilsystems des Asklepios fast ganz allein abhängt. Was wir damit meinen, wird noch mehr hervorgehoben durch den Gegensatz, in welchen der Dämon der Genesung, Telesphoros, mit der urkräftigen Hygieia tritt. In ihm begegnen wir zum ersten Male dem Schatten der Krankheit im Geleite des Asklepios. Die kleine Gestalt, in der er auftritt, bezieht sich auf das Nebensächliche seiner Erscheinung, nicht auf eine niedere Altersstufe. Seine des Schutzes bedürftige Lage wird nur durch einen Capużenmantel hervorgehoben, welcher ihn gegen die Uebermacht atmosphärischer Einflüsse sicher stellt. Nirgends aber findet sich eine Andeutung anderweitiger arzneilicher Kräfte, denen er die Wiederherstellung seiner Gesundheit verdanke. Euamerion, der Gott ungestörter Gesundheit, welcher in Titane mit dem Heiligthum des Asklepios in einer gleich innigen Verbindung stand, ist der reine Gegensatz des Telesphoros. Ihm opferte man offenbar deshalb, um sich unter seinem Schutz ungetrübter Tage zu versichern. Auch er

läſst uns die weise Tendenz der Griechen wahrnehmen, sich mehr um die Erhaltung der Gesundheit zu bemühen, als von den Mitteln, die zur Verscheuchung der Krankheit gerühmt wurden, viel zu hoffen. — Wenn wir auf den eminent praktischen Sinn der Römer Rücksicht nehmen, so dürfen wir es kaum für zufällig erachten, daſs wir der Statue der Hygieia in dem Tempel der Concordia begegnen. Die Gesundheit ist für das leibliche Dasein von derselben Bedeutung, von welcher die Eintracht für das Staatswohl ist. Beide erläutern einander wechselseitig.

419. Nachdem wir in obiger Weise den Gestaltenreichthum des Apollo bis in seine äuſsersten Verzweigungen verfolgt haben, kehren wir zu seiner hehren Zwillingsschwester zurück, welche von ihm nicht blos überstrahlt, sondern in nächtliches Dunkel zurückgedrängt wird. Auf den ersten Blick sollte es zwar scheinen, als ob Artemis in der griechischen Göttersage eine gleich reiche Entfaltung erhalten habe, bei genauerer Untersuchung zeigt es sich indeſs, daſs das Sagengewirr, welches sich an ihren Namen knüpft, in andere Mythensysteme hineinwuchert und wesentlich von ihr verschiedene Göttergestalten, wie die Hekate und Selene, wild umrankt. Um uns vor den Verführungen solcher Irrlichter, die uns aus dunkeler Sagennacht verlockend entgegenblinken, sicher zu stellen, bedarf es vor allem eines kühnen Entschlusses, alle diejenigen Ueberlieferungen, welche einer solchen Vermengung verschiedener und noch dazu ganz verschiedenartiger Begriffe ihre Entstehung ver-

danken, vorerst ganz unberücksichtigt zu lassen. Dabei wird sich der grofse Vortheil ergeben, dafs uns die Tochter der Leto nicht blos in sich klar und verständlich, sondern auch in jener innigen Wechselverbindung mit ihrem Zwillingsbruder entgegentritt, welche wir gleich zu Anfang als wesentlich hervorgehoben haben. Da wo dieser Zusammenhang aufgegeben oder entschwunden zu sein scheint, müssen wir ihn dennoch voraussetzen. Es wird sich dann zeigen, dafs Artemis in einigen Gegenden Griechenlands in ähnlicher Weise das Uebergewicht erhalten hat wie sonst meist Apollo. In Arkadien ist sie offenbar zu einer solchen scheinbaren Alleinherrschaft gelangt; eine genaue Prüfung ihrer Eigenschaften und Symbole kann uns jedoch die Ueberzeugung gewähren, dafs ihr Bruder immer zu denselben in einem scharfen, wenn auch unausgesprochenen Gegensatz gedacht werden mufs. Der Bär, welcher ihr in Arkadien vorzugsweise heilig war, und der Eber, welcher allerwärts mit ihr in Verbindung vorkommt, sind winterliche Thiere, die aber gerade auf die sonnenbegeistigte Jahreshälfte mit Nothwendigkeit hinweisen, und wenn die Mythologie dies eher verschweigt als hervorhebt, so verfährt sie dabei gerade so wie der gemeine Mann, der bei einem fetten Bären und einem feisten Wildschwein zunächst nur an die Jahreszeit denkt, die ihm diese Jagdbeute bringt, und der Sommermonate, in denen diese Thiere ein Doppelleben geführt und sich für das ganze übrige Jahr genährt haben, keine Erwähnung thut, weil er sich in jener Zeit

nicht um sie zu bekümmern hat. Auf den Bergen ist ewiger Winter und es war daher sehr natürlich, dafs in einem Gebirgsland wie Arkadien Artemis ebenso zur Alleingeltung kommen mufste, wie in den sonnigen Länderstrecken des übrigen Griechenlands Apollo den Vorrang ihr abgewonnen hatte. Sobald wir zu dieser Ueberzeugung gelangt sind und sie festzuhalten vermögen, werden sich alle Widersprüche, die uns auf den ersten Anblick sinnverwirrend entgegentreten, nicht blos friedlich lösen, sondern wir werden auch durch deren richtige Würdigung zu einer tieferen Einsicht in das Wesen beider Gottheiten gelangen, in denen sich uns das männliche und weibliche Prinzip zum ersten Mal in seiner vollen Geltung und in jener untrennbaren Einheit darstellt, deren razionelle Nachweisung in den niederen Sphären des Daseins eine ganz neue Gestaltung der Wissenschaft herbeigeführt hat. Was wir bei der ersten Regung des metallinischen Lebens jetzt von jedem Schulknaben als Positiv und Negativ ansprechen hören, erscheint hier in der höchsten Steigerung, zu der es bei Festhaltung der substanziellen Einheit und ohne Berührung mit neuen Kräften gelangen kann. Wir werden daher gut thun uns zu gewöhnen, den Apollo und die Artemis ganz so wie die beiden Pole eines Magnets oder die einander entgegenwirkenden Ausströmungen derselben elektrischen Kraft zu behandeln und uns bei dem Erscheinen des einen immer den andern Theil gegenwärtig zu denken.

420. Einer der hervorstechendsten Züge in dem

Charakter der Artemis ist der einer Göttin liebevoller Pflege, die mit echt weiblichem Sinn vorzugsweise alles jugendlich Zarte in Schutz nimmt. In diesem Sinne nimmt sie die Fischbrut und das junge Wild, die Kinder und sogar ganze Städte und Staaten in Obhut. Viele Namen verkündigen ihren Ruhm als die kinderpflegende, kinderliebende und kinderheilende Gottheit, und wir müssen es vorzugsweise dem Umstand, dafs sie als die Beschützerin der saugenden Jungen galt, beimessen, wenn wir sie mit der Geburtsgöttin, deren Wesen wir späterhin als ein ganz anderes kennen lernen werden, verwechselt finden. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie sich der neugeborenen Kinder annimmt, steht mit ihrer ewigen Jungfräulichkeit keineswegs in Widerspruch, sondern ist vielmehr ein bezeichnendes Attribut derselben. Wir sehen es in so manchen Sagen alter und neuer Zeit und durch die Poesie bei jeder Gelegenheit hervorgehoben, dafs die ältere Schwester sich des zarten Säuglings mit besonderer Theilnahme erbarmt. Die Mythologie, welche in einem so breiten, grofsartigen Styl schildert, findet natürlich selten Gelegenheit, solche Motive weiter zu entwickeln und sie mit derjenigen Ausführlichkeit zu behandeln, welche verlangt wird, wenn solch ein Grundzug zur selbständigen Darstellung gelangen soll. Beiwörter, die wir in gedankenloser Gewohnheit den sogenannten schmückenden beizuzählen pflegen, erwähnen desselben nur flüchtig und gleichsam beiläufig. Um so herrlicher ist die Entfaltung, welche diese Seite ihres Wesens in denjeni-

gen Culten erhalten hat, in denen sie als die rettende Göttin auftritt. Viele Münztypen feiern sie als solche und in dem Augenblick der höchsten Bedrängnifs hören wir sie als Stadtwalterin anrufen. Die Idee echter Jungfräulichkeit feiert in dieser Göttergestalt ihre herrlichste Entwickelung. Denn in ihr spiegelt sich die reinste und uneigennützigste Liebe. Selbst der Begriff des Apollo erhält durch sie erst seine Verklärung. Sie ist die Erhalterin dessen, was er schafft, und die Staaten, welche er gegründet hat, nimmt sie in ihre schützende Obhut und die Völker vertrauen sich ihrer weisen Führung. So hat sie namentlich an der hochgelegenen Python als obwaltende Schirmerin mit Apollo ganz gleichen Antheil und dieses Verhältnifs kann ganz besonders dazu dienen, uns über den Sinn zu belehren, in welchem sie im Gegensatz zum Apollo Archegetes die Völker führte. Dieser leitet sie auf die Wege des Wohlergehens als Orakelgott, und als Orakelgöttin mufs ihm daher auch seine Schwester beigestanden haben. Wirklich wird ihrer als der delphischen Sibylle gedacht und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dafs die Pythia die Stelle einnimmt, welche ihr ursprünglich zugehörte. Sie wird nemlich durch diese gerade so vertreten wie Apollo durch den Orakelpriester. In ganz ähnlicher Weise entspricht sie als Hymnia und Chorführerin der Musen und Chariten ihrem Bruder, der dem gesammten Reigen mit der Leier voranschreitet. Viele dieser Beziehungen, die unausgesprochen und halbverborgen angegeben sind, müssen wir uns auf dem Wege der

Analogie zu vergegenwärtigen suchen. Sobald wir dies nur mit der gehörigen Zartheit thun, wird sich uns das Wesen dieser Göttin, das man sich nach modernen Begriffen so frostig vorzustellen pflegt, nach und nach enthüllen. Es lohnt aber der Mühe, dieser lieblichen Erscheinung alle nur mögliche Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil von dem richtigen Verständnifs derselben die Einsicht in die reichsten Gebiete der Mythologie, namentlich aber in das Allleben der Natur abhängig ist, welches sie so umfangreich schildert. Artemis vergegenwärtigt uns dasselbe auf die sinnvollste Weise und die Idee der jungfräulichen Allmutter, welche sie darbietet, ist so zart gegliedert, dafs sie allen Forderungen der pantheistischen Weltanschauung genügt, aber jede blinde Vermengung des Götterbegriffs mit dem des Weltkörpers von vornherein verhindert.

421. Die wundervolle Statue, welche unter der herkömmlichen Benennung der Diana von Versailles weltberühmt ist, stellt die Göttin als Beschützerin des Wilds dar. Die Hirschkuh mit goldenem Geweih, welche Taygete ihr als der Orthosia geweiht hatte, erscheint neben ihr. Diesen Beinamen führt sie als die rettende, die Wildbahn schützende Gottheit, ohne deren Dazwischenkunft die Thiere des Waldes bald ausgerottet sein würden. In dem Augenblick, wo sie den frevelnden Verfolger der flüchtigen Hindin gewahr wird, greift sie nach den tödtlichen Pfeilen, die ihr Köcher zur Zeit noch verbirgt. Dies Motiv zeigt deutlich, dafs sie nicht selbst im Jagen begriffen war, als

ihr die befremdende Erscheinung begegnete, die wir uns durch die Phantasie vergegenwärtigen müssen. Welchen Eindruck dieselbe auf sie macht, können wir aus der Zornesaufwallung abnehmen, unter der ihr ganzer Charakter erbebt. Dieser neigt zur Raschheit, ja zur Heftigkeit, der Gemüthssturm aber bricht sich an der ethischen Sammlung, welche ihr ganzes Seelenleben so gedrungener Fügung, aber auch so durchsichtig erscheinen läſst wie den härtesten Edelstein. Die jungfräuliche Sprödigkeit, welche sich bei einem solchen Anprall eines feindlichen Prinzips in ihrer ganzen Strenge kundgibt, stellt sich als das edelste Selbstgefühl heraus, welches über jede Regung irdischer Leidenschaftlichkeit hoch erhaben ist. Zu einer tieferen Würdigung des Seelengehalts dieses formell so vollendeten Standbilds gelangen wir am sichersten durch eine fein abgewogene Vergleichung mit dem Apollo von Belvedere, zu dem es ursprünglich als Gegenstück bestimmt gewesen zu sein scheint. Beide Gottheiten sind ganz in gleicher Gemüthsverfassung und es stellt sich daher bei der vollkommensten Identität des Charakters die Verschiedenheit des Ausdrucks als geschlechtlich motivirt heraus. Kaum läſst sich aber ein erhabeneres Schauspiel denken, als das ist, welches uns der so zu Tage kommende Antagonismus darbietet. Apollo greift an, Artemis vertheidigt, aber während sein Zorn in hellen Flammen aufzulodern scheint, macht sich der seiner Schwester als ein Kältegefühl bemerkbar, welches den sinnvollen Beschauer mit dem versteinernden Todesschre-

cken des Gorgonenhaupts erfaſst. Während Apollo uns den Eindruck eines Jünglings macht, dessen Blut kochend zu dem Herzen und in's Antlitz dringt, scheint uns Artemis mit blassen Zügen anzuschauen, und je länger wir vor diesem Bild verweilen und je mehr es sich vor unseren Augen mit dem intensivsten Leben erfüllt, um so stärker tritt der Ausdruck der gänzlichen Gefühllosigkeit hervor, welche keiner Empfindung milderer Art den Zugang zu gestatten scheint. Die Mutterliebe, mit welcher sie das zu ihr geflohene bange Wild beschützt, hat sich in unerbittlichen Zorn umgesetzt und wir sehen sie dasselbe vertheidigen wie etwa eine Löwin ihre noch nicht erbeuteten Jungen schützen würde. Dieses Beispiel kann uns zeigen, auf welchem Weg die sonst so liebreiche Göttin zur grausen Todesgöttin wird, die mit ihren Pfeilen ganze Geschlechter dahinrafft und namentlich die Frauen kaltsinnig durchbohrt. Als die Verderberin tritt sie mit der Geburtsgöttin, die man so häufig mit ihr verwechselt hat, in einen entschiedenen Gegensatz, und wenn sie den Wesen, die jene zur Welt gefördert hat, nicht wohl will, so werden sie dem Dasein ebenso rasch wieder entrückt. — Ganz anders ist die Erscheinung, welche uns dieselbe Göttin darbietet, wenn sie jagend über die Gebirge dahineilt. Sie tritt uns dann als ein schmuckes, rasches Mädchen entgegen, welches das Wild auf frischer Spur unermüdet verfolgt. Ein Hund erscheint dann neben ihr, der uns augenblicklich auf die Fährte leitet, deren Anblick die leidenschaftliche Jägerin so gewaltig aufregt, daſs sie

keinen anderen Gedanken fassen zu können scheint, als die scheuen Thiere zu erlegen, die sie zu anderen Zeiten so sorgsam gehegt hat.

422. Apollo und Artemis, welche der Sage zufolge auf Delos unter einem Palmbaum das Licht der Welt erblickt hatten, sind zunächst durch dieses Symbol auf das treffendste ihrem ganzen Wesen nach charakterisirt. Dieser Baum, welcher seine Königskrone über die niederen Luftschichten stolz emporträgt, läſst bekanntlich die Vorzüge, aber auch die Nachtheile der geschlechtlichen Sonderung in der auffallendsten Weise wahrnehmen. Bei der Selbständigkeit, zu welcher der vereinzelte Stamm gelangt, sehen wir die zur Zeitigung süſser Früchte erkorene Hälfte oft vergebens des begeistigenden Blüthenstaubs der männlichen Palme harren, die, durch ferne Länderstrecken getrennt, den Balsamduft des Frühlings in die öden Lüfte verhaucht. Von den übrigen Symbolen hat das Zwillingspaar nur den Lorbeer und das Bogengeschoſs beständig mit einander gemein. Andere, wie die Hirschkuh und die Leier, wechseln sie vor unseren Blicken, denen allerdings ein sehr beschränktes Gesichtsfeld auf dem Gebiet der Sage vergönnt ist, nur flüchtig mit einander aus. In dem Augenblick, wo Artemis vorzugsweise den Bogen und Apollo mit Vorliebe die Leier ergreift, treten sie in einem ganz entgegengesetzten Sinne einander gegenüber. Artemis wird zur Amazonenkönigin und Apollo bietet im musischen Choragengewand ein auffallend weibliches Aussehn dar. Von da ab gewinnt er nun aber auch

in dem der höheren geistigen Bildung zugewandten Hellas ein entschiedenes Uebergewicht, und indem er den Dreifufs besteigt, wird er zum weltbeherrschenden Orakelgott. Die Sprache der Zukunft aber ist nicht süfstönend wie der Schwanengesang, der sich beim Ableben eines schön verbrachten Erdendaseins vernehmen läfst, und als dem Verkünder zweideutiger Weihsagungen wird ihm daher der Rabe als Symbol zuertheilt, während der Musengott auf den weichen Fittigen des von der See wie von den Lüften getragenen Schwanes davonschwebt. Weihsagerisch ist auch seine Stimme, denn sie verkündet den herannahenden Tod. Schlange, Eidechse und Delphin sind ihm in gleichem Sinne heilig, wie wir gesehen haben. Alle drei dürfen übrigens auch als die polarischen Gegensätze giftiger Nattern, scheufslicher Molche und menschenräuberischer Seefische gelten. Ihren gemeinsamen Schlufspunkt erhalten alle diese Symbole in dem Greifen, einem fabelhaften Thiere, das aus der Verbindung des Königs der Vierfüfsler und des Königs der Vögel erwachsen ist. Diese, der Löwe und der Adler, leben beide in der Sommergluth und dem Blendlicht der Sonne. Hätte die Ártemis in der griechischen Sage eine gleich vollwüchsige Ausbildung erhalten, so würden wir ihr zur Seite wahrscheinlich die Sphinx als das dem Greif entsprechende Symbol treten sehen. Mit dem Mond, der die Artemis im Gegensatz zum Apollo bezeichnet, kommt dieser Würgengel der thebanischen Pest in entschiedenem Wechselbezug vor. Auch sehen wir die Sphinx

mit den Greifen wenigstens häufig verbunden, um den blutigen Kampf, in welchem die Thierwelt begriffen ist, hervorzuheben. Artemis nimmt an demselben insofern Theil, als der Hund ihr Begleiter ist und dieser sie auf die Fährte des zum Tode geweihten flüchtigen Wildes begleitet. Diesem tritt der Hirsch dann gegenüber, wenn sie dem Vernichtungsprozeſs Einhalt thut und ihre Brut schützt. Als die Symbole ihres winterlichen Charakters, welcher ihr als der vorzugsweise weiblichen Göttin, der die Nachtseite des Daseins gehört, zukommt, haben wir den Bären und vor allen den Eber kennen gelernt, welcher letztere zu ihrem ständigsten Attribut geworden ist, wie wir später bei der Heroensage namentlich sehen werden. Als der stolzen Jungfrau, die hochgeschürzt über die Berge dahineilt, ist ihr auch noch der Gürtel besonders zugeeignet. Es ist derselbe, den wir späterhin den Herakles der Amazonenkönigin werden abnehmen sehen. — Sonne und Mond sind in den Zeiten, in welchen die Symbole ihre tiefere Bedeutung groſsentheils verloren hatten, als trockene Abzeichen des Apollo und der Artemis zurückgeblieben.

423. Es wird hier der Ort sein, wo wir am schicklichsten auf die hehren Frauenwesen einen Rückblick thun, mit welchen Zeus in Folge eines stetig verlaufenden Prozesses in eine innige Wechselbeziehung getreten ist und mit denen er jene Gestaltenfülle gezeugt hat, die uns die Gesetze einer höheren Weltordnung, die mit und durch ihn in's Leben tritt, gleichzeitig verkörpert und begeistigt vor Augen

führt. Wir haben gesehen, wie in der Metis, die ihm bereits einen Thronerben versprach, der Gedanke zu seinen Lebenscentren zurückgekehrt, ja, wie dies die Mythologie durch das kühne Bild des Verschlingens der schwangeren Gemahlin ausdrückt, in seine Anfänge zurückgedrängt worden ist. Mit der Themis und Eurynome hat er Ordnung und Gesetz allseitig begründet. Die Schicksalsgöttinnen, welche vordem nur kosmische Mächte gewesen, haben in dem allmählich sich gestaltenden Reich der Freiheit Sitz und Stimme erhalten und thronen fortan zwischen den Ordnerinnen des Zeitenlaufs und den Walterinnen aller räumlichen Verhältnisse, zwischen den Horen und den Chariten. In den Schicksalen der Demeter hat sich uns bereits diese neue Welt eines freieren persönlichen Daseins mit all dem Weh, welches die Wonnen desselben aufwiegt, offenbart: die Innigkeit der Mutterliebe, welche auch bei den edleren Thiergattungen mächtig, aber auf kurze Zeit beschränkt hervortritt, stöſst plötzlich und ahnungslos auf den Trennungsschmerz, der nun zu endlosen Rechten gelangt. Mit der Mnemosyne eröffnet sich uns ein Bereich rein geistigen Waltens, in welchem die Zöglinge der Musen hoch über die Schranken von Zeit und Raum dahingetragen werden, wo selbst der Erdenmensch, wenn er zu demselben Zutritt erhalten hat, des Schutzes beider Anschauungsformen nicht mehr benöthigt ist. Zuletzt sahen wir aus der Verbindung des Zeus mit der Leto ein Zwillingsgötterpaar hervortreten, welches alle Herrlichkeit, die der Olymp, wie

ihn die Griechen sich dachten, aufzunehmen vermag, zum vollständigen Abschlufs zu bringen schien. Einen Wendepunkt bezeichnet das Erscheinen des Apollo und der Artemis allerdings und es ist wohl keinenfalls zufällig, dafs Here in der uns bei Hesiod erhaltenen Reihe von Zeusgemahlinnen gerade die siebente Stelle einnimmt. Diese nun sehen wir mit dem herrschergeborenen Gott einen dauernden, durch Rechte gefestigten und gesicherten Ehebund eingehen.

424. Von dem Tage an aber, wo Zeus sich der Here vermählt, beginnt auch in dieser Region der Mythologie der Ernst des Lebens. Mit diesem sind wir selbst durch das Leiden der Demeter nicht so vertraut gemacht worden, wie wir es jetzt durch den Begriff der sittlichen Verbindlichkeit oder den der Pflicht werden. Der Schmerz der von ihrer Tochter gewaltsam getrennten Mutter bezieht sich, auch wenn wir ihn uns als in alle Zeiten hinein fortdauernd denken, immer nur auf die Vergangenheit, die Idee der Ehe dagegen beherrscht die ganze Zukunft. Die Ausschliefslichkeit, mit der sie sich gleich bei ihrem ersten Auftreten geltend macht, ruft daher sofort die unversöhnlichsten Conflicte in's Dasein, und so kommt es, dafs, während wir bei der Betrachtung aller anderen Verhältnisse, die wir den Zeus haben eingehen sehen, mit Heiterkeit und wonnigem Behagen erfüllt werden, uns der Gedanke an den Ehebund mit der Here allezeit ernst stimmt, und da, wo wir zu einer humoristischen Auffassung der Störungen häuslicher Eintracht fortgerissen werden, macht sich jener tragische Hintergrund nur noch grofsartiger geltend.

425. In der Ehe gelangt der Mann praktisch zur höchsten sittlichen Vollendung, deren der natürliche Mensch fähig, ja bedürftig ist, theilhaftig kann er aber derselben nur dadurch werden, daſs er seine Freiheit rückhaltslos zum Opfer darbietet. Ein solcher Bund verlangt ein festes Herz und gestattet der Empfindung und vorübergehender Liebesregung keine weiteren Rechte. Da wo des Menschen Schwäche sich offenbart, dürfen wir auch seine Stärke voraussetzen, und da die Griechen sich selbst den höchsten ihrer Götter durchaus menschlich dachten, so sehen wir auch sein groſses Herz allen den Anwandlungen theilnahmsreichen Liebesverlangens blos gegeben, denen im gewöhnlichen Leben die edelsten Gemüther so leicht und so oft erliegen. Wer in solchen Zügen der Sage nur die Spuren gemeiner Fleischeslust erblickt, der hat die Dichter der groſsen Zeit mit geringem Nutzen gelesen und die Kunstwerke, welche sie schildern, nicht verstanden. Es handelt sich dabei um die reinsten und zartesten Herzensregungen, die bei genauer Betrachtung selbst frivolen Seelen kaum einen Anlaſs zur Verdächtigung darbieten würden. Gleichwohl tritt die Eifersucht der Here gerade bei solchen scheinbar ganz unschuldigen Aeuſserungen der Vorliebe, die ihr Gemahl an den Tag legt, mit besonderer Leidenschaft hervor. Sie ist die Hüterin der ehelichen Treue, und wenn sie sich als solche nicht immer liebenswürdig erweist, so haben wir auf der anderen Seite Gelegenheit, gerade bei solchen Begegnungen den sittlichen Ernst um so mehr zu bewundern, durch

welchen sie den Götterstaat des Olympos zusammenzuhalten weiſs. Es bedarf der spezifischen Kenntniſs des südlichen Frauenherzens, um manche Züge bei Homer verstehen und würdigen zu können, die dem Bewohner des Nordens grell erscheinen und gemeinhin stillschweigend als Spuren einer durch die hellenische Cultur noch nicht ganz getilgten Rohheit betrachtet werden. Die Streitsucht der Here hat eine tiefere Bedeutung als jene eigenwillige Empfindlichkeit, die sich bei jeder Gelegenheit entweder vernachlässigt oder verletzt fühlt. Sie hat allezeit einen groſsen Ausgangs- und Zielpunkt, und obwohl der Dichter genöthigt ist, seine Schilderungen auf scheinbar geringfügige Motive zu stützen, so sind die wahren Triebfedern ihres Handelns doch nie kleinlicher Art. Aber sowie wir der köstlichsten Güter des Lebens meist nur dann gewahren, wenn wir in Gefahr sind, ihrer verlustig zu gehen, so tritt uns auch die Gattenliebe der Here fast ausschlieſslich in den Stürmen und Ungewittern des gestörten Hausfriedens entgegen. Sie ist auf Kämpfe und Zwistigkeiten angewiesen und eben darum, weil sie sich solchen Prüfungen so völlig gewachsen zeigt, ist sie allein würdig, des Zeus Gemahlin zu sein und mit ihm die Segnungen der Ehe zu begründen. Dieses ihr kühnes, aber beharrliches und gedeihliches Walten offenbart sich in den Kindern, deren sich dieser dauernde Bund erfreut. Hebe, die Göttin ewiger Jugend, ist ihre erstgeborene Tochter und in ihr erblicken wir das Ebenbild des Vaters. Ihr selbst gleicht dagegen an Charakter und Wesen

der Sohn, den sie demnächst zur Welt bringt. Es ist Ares, der kühne Schlachtengott, der keinem zu Liebe und keinem zu Leid stets da zu finden ist, wo das Kriegsgetümmel am heftigsten und heifsesten ist. Dieser feurige Götterjüngling, der, dürfte er unbeschränkt walten, die Menschheit mit ihrem Untergang bedrohte, erhält nun aber ein sinnvolles Gegengewicht in seiner jüngeren Schwester, in der Eileithyia, der Geburtsgöttin, durch welche sich die sinkenden Geschlechter immer auf's Neue verjüngen und durch welche die Ehe ihres reichsten Segens theilhaftig wird.

426. Hebe ist als Redefigur ein sehr bekanntes Wesen, als mythologische Gestalt tritt sie dagegen sowohl in der Kunst wie in der ursprünglich belebten Poesie der Griechen um so seltener aus ihrer Verborgenheit hervor. Selbst Homer gedenkt ihrer verhältnifsmäfsig nur sehr spärlich. Gerade dieser Umstand aber ist überaus bezeichnend. Als die Tochter des Hauses ist sie nach althellenischer Sitte an stille Zurückgezogenheit gewöhnt und da, wo sie sich unseren Blicken zeigt, tritt sie uns mit jener bescheidenen Dienstwilligkeit entgegen, welche zahllose Vasenbilder schildern bei Darstellung des gastlichen Empfangs kampfmüder, aber ruhmreicher Helden, oder in Abschiedsscenen, wo die Jungfrau dem scheidenden Krieger den Labetrank reicht. So nimmt sie auch bei dem Göttergelage der Olympier nicht selbst Platz, sondern füllt den frohen Zechern die Becher mit Nektar. Ihren Bruder, den Ares, badet sie und hilft ihn ankleiden, ganz wie dies die Vasen als griechischen

Frauenbrauch andeuten. Ihrer Mutter steht sie beim Anschirren des Wagens bei, wie wir gleichfalls solche Jungfrauen in ähnlichem Sinne beschäftigt sehen. Sie ist das Kind in dem Hause des Zeus; als solches hat sie die Grenze der Mannbarkeit kaum erreicht, während Artemis sie bereits überschritten. Späterhin werden wir sie vermählt wiedertreffen, und gerade bei dieser Gelegenheit werden wir ihr wahres und spezifisches Verhältniſs zu der olympischen Haushaltung noch genauer kennen lernen. Da es die von uns befolgte Methode nicht erlaubt, Charaktere, die erst in einem späteren Zusammenhang auftreten können, vorzeitig in unser Gesichtsfeld hineinzuziehen, so müssen wir es uns vorerst an diesen sparsamen Andeutungen genügen lassen. Da der Name dieses Götterwesens so klar und ausdrucksvoll ist und sie als die olympische Jugend bezeichnet, die der ewigen gleichbedeutend ist, so bedarf es einer näheren Bestimmung ihres Wesens nur deshalb, um diesen Ausdruck eines vollwichtigen mythologischen Begriffs nicht zu einer gedankenlos wiederholten Redefigur herabsinken zu lassen, wie dies nur gar zu häufig geschieht. Der Unterschied zwischen dem abstracten Gedanken und der mythologisch concretirten Idee ist aber ein allgewaltiger, wie wir dies bei einem Vergleich der Homerischen Hebe mit der gleichbedeutenden römischen Juventas recht deutlich ersehen können. Obwohl von letzterer ein so bedeutendes Ereigniſs gemeldet wird, wie das ihrer Standhaftigkeit bei der Ausweihung des Capitols, so kann sie doch dadurch nie zu jener leben-

digen Einwirkung auf unsere Phantasie gelangen, welche die Tochter des Zeus und der Here auf dieselbe unwillkührlich ausübt. Bei den Römern sind die meisten mythologischen Begriffe in ihrem Keimleben erstickt oder in ihrer Fortentwickelung wenigstens beträchtlich gehemmt worden. Dagegen haben sie einen mächtigen Einfluſs auf die Sitte und das praktische Leben erlangt, wie dies auch bei der Juventas der Fall gewesen ist. Servius Tullius soll bereits das Gesetz erlassen haben, daſs alle diejenigen, welche in die Zahl der Männer aufgenommen wurden, an das eine ihrer Heiligthümer in Rom einen Tribut erlegen muſsten. Der Sinn dieser Abgabe kann kein anderer sein als der der Erkenntlichkeit für den Schutz, welchen die Göttin während einer an Gefahren besonders reichen Lebensepoche gewährt hatte. — In Kunstdarstellungen kommt sie allerdings vor, allein in einer Weise, welche ihr ihre Bedeutung vorzugsweise durch den Zusammenhang, in welchem sie auftritt, sichert, weshalb wir auf dieselben erst dann zurückkommen werden, wenn sich uns zu der Erwähnung solcher Schilderungen eine passende Gelegenheit darbietet. Eine selbständige Ausbildung scheint ihr Ideal in den groſsen schöpferischen Epochen der griechischen Kunst nicht erhalten zu haben.

427. Ares, der Gott des Kriegsgetümmels, ist zunächst die höchste Steigerung des Zorneseifers seiner Mutter Here, deren Charakter sich in seinem innersten Wesen ganz so klar und concentrirt spiegelt, wie wir später bei der Athene sehen werden, daſs sie

das reine Widerspiel der Weisheit ihres Vaters, des Zeus, ist. Seiner Schwester, der Hebe, die wir als die in häuslicher Zurückgezogenheit bescheiden verharrende Jungfrau kennen gelernt haben, tritt er als kampflustiger Jüngling gegenüber, dem jede zartere Seelenregung ewig fremd zu sein scheint und der keine andere Freude kennt, als seine Manneskraft in Schlachtensturm und Gefahren zu bewähren. Gewisse Arten blutdürstiger Thiere, welche, auch ohne vom Hunger getrieben zu sein, blos aus Mordlust jede sich ihnen darbietende Beute überfallen, können uns sein Wesen in den Hauptzügen am besten vergegenwärtigen. Er stürmt von dem einen zum andern fort, ohne an der Streitfrage selbst irgend einen ernsteren Antheil zu nehmen. Wir erblicken in ihm den Inbegriff der reisigen Jugend des älteren Griechenlands, die nichts Höheres und Schöneres kannte, als auf kühnen Streifzügen ihre Tapferkeit und Stärke zu erproben. Man würde jedoch gewaltig irren, wollte man ihn für nichts anderes als für den Gott des Faustrechts halten. Sinnlos ist sein scheinbar blindes Walten nicht und zu seiner wahren Bedeutung gelangt er als Gott der Blutrache. Als solcher stand er in Athen einem Gerichtshof, dem Areopagos, vor, in dessen Namen der seinige widerhallt. In Thracien und bei den Scythen, wo die hellenische Cultur einen unüberwindlichen Widerstand fand, genofs er vorzugsweise Verehrung, dann bei den Römern, die ihm während der ganzen Dauer ihres Völkerlebens treu geblieben sind. Sein Thun und Treiben schildern die Beinamen, mit denen er von

Zeit zu Zeit urplötzlich und furchtbar vor uns hintritt. Als der Menschenvernichter und allgemeine Verderber gibt er sich als mordbefleckt und wild kund. Der kriegerische Gott eilt in Sturmschritt oder mit Rosseskraft daher, schwingt die mächtige Lanze und durchbricht das Schutzdach der feindlichen Schilde. Vor allem aber erkennen wir ihn an seinem weithallenden Schlachtenruf, der sich, als er geistiger Ueberlegenheit weichen muſs und verwundet wird, in gewaltiges Brüllen verwandelt. Sein Charakter offenbart sich in einer nicht weniger unzweideutigen Weise in den Thieren, welche ihm geweiht waren. Unter diesen nimmt der Wolf den vornehmsten Platz ein. Er charakterisirt seine unersättliche Blutgier. Der Hund, welcher derselben Thiergattung angehört, vertritt namentlich auf Bildwerken wohl besonders deshalb zuweilen seine Stelle, weil es bei manchen kriegerischen Völkerschaften Brauch war, Hunde mit in den Krieg zu führen. Der Hahn und der Specht, welche ihm beide heilig sind, bezeichnen seine Kampflust, welche bei ersterem mehr auf Eifersucht beruht, bei diesem dagegen auf tückischem Vernichtungstrieb. In allen diesen so symbolisirten Eigenschaften ist indeſs sein Wesen so wenig erschöpft, daſs wir ihn bald aus dem Grauengewölk, mit dem sie ihn umhüllen, wie die Sonne aus finsterem Gewittersturm werden hervortreten sehen. Denn obwohl es nicht an Kunstdarstellungen fehlt, die ihn uns als den wild herandrängenden Kriegsgott schildern, so scheint er sich in seiner ganzen Herrlichkeit und Göttergröſse doch da offen-

bart zu haben, wo er nicht als Sieger, sondern besiegt und einer Macht unterliegend erscheint, von der wir kaum ahnden konnten, dafs sie an dieser Stelle eine solche Umwandelung der Menschenseele zu bewerkstelligen im Stande sein würde. Diese Macht ist Aphrodite, die Göttin der Liebe, welche wir in dieser höheren Daseinssphäre mit erneuten Gewalten wiederauftreten sehen.

428. Ares unterliegt der Allgewalt der Liebe und verbindet sich auf dem Wege einer später zu erörternden Wahlverwandtschaft mit Aphrodite. Wir können hier nur auf die Betrachtung des wunderbaren psychologischen Vorgangs eingehen, in Folge dessen eine solche Umstimmung seines Sinnes und, wenn auch nur auf Augenblicke, eine gänzliche Umwandelung seines Wesens statt findet. Die weltberühmte Gruppe der Villa Ludovisi zeigt uns den rauhen Schlachtengott in gemächlicher Ruhe. Er scheint sich derselben mit um so gröfserem Wohlbehagen hinzugeben, als er offenbar von der langen und rastlosen Waffenübung sehr ermüdet ist und das angezogene linke Knie mit beiden Händen umfafst hält. In dieser Stellung, durch welche fast alle Muskeln des Körpers, der Brust sowohl wie des Rückens und der Glieder, entlastet werden, schaut er still vor sich hin. Sein Blick ist jener feste und scharfe, welcher auf dem Schlachtfeld oft von einer weit entscheidenderen Wirkung ist als des Armes Stärke und des Körpers Wucht. Aber seine kühnen Augen scheinen diesmal nicht den Feind zu suchen. Der sonst so thatenlustige Jüngling

ist auf dem Punkt, in Nachdenken zu versinken und von Gefühlen ergriffen zu werden, die er früher nie gekannt, die seinem eigensten Wesen völlig fremd sind. Welcher Art der Herzensdrang ist, der sich aller seiner Sinne bemächtigt, zeigt die Nähe des kleinen Flügelknabens an, der, ihm selbst unbemerkt, unter seinen Füfsen Platz genommen hat und halb triumphirend, halb schadenfroh nach ihm emporschaut. Es ist Eros, der ihn mit Liebesgedanken erfüllt, und es ist die Sehnsucht nach jener Selbstvollendung, die nur die Vereinigung mit einem gleichfühlenden, polarisch ergänzenden Wesen gewähren kann, welche an die Stelle endlosen Thatendrangs getreten ist und sich mit ganzer Gewalt geltend macht.

429. Nur die Griechen haben es vermocht, einen Heldencharakter von so fester Fügung uns in einer Fassung vor Augen zu bringen, die zwischen Glüh- und Schmelzpunkt mitten inne schwebt. Selbst die Gröfsten unter den Neueren würden, wie wir uns bei einer tieferen Betrachtung der Werke des Michel-Angelo und Shakespeare leicht überzeugen können, nicht im Stande gewesen sein, die Grenzen einzuhalten, jenseits deren das Spiel der Empfindungen mit jener eigenthümlichen Macht beginnt, die wir uns am besten durch die Wirkung des Lichtstrahls versinnlichen können, der in dieser Welt der Erscheinung überall widerstandslos eindringt und jedes Staubtheilchen der Körperwelt, das er erreichen kann, nach und nach zersetzt. Auf einen solchen Unterschied antiker und moderner Kunstschöpfungen aufmerksam zu machen, ist

gerade bei Gegenständen dieser Art sehr wichtig, weil eine sentimentale Auffassung nicht blos ganz fremdartige Elemente in dieselben hineinleiten, sondern auch alle organischen Bestandtheile aus ihnen heraustreiben würde, wie uns dies die Geschichte der Palingenesie der Antike tausendfältig vor Augen führt. Die Umwandelung, welche Ares durch die Nähe der Aphrodite erfährt, darf nicht etwa dem Zersetzungsprozeſs verglichen werden, in Folge dessen selbst die edelsten Metalle ihrer Gestalt und Farbe beraubt und in eine ganz andere Daseinssphäre hineingedrängt werden, sondern sie erinnert eher an jenen wunderbaren Vorgang, welcher dem Eisen entweder durch Berührung mit einem Magnet oder durch die Wirkung des polarisirten Lichtstrahls eine höhere Seele leiht und es gleichsam mit einem Sehnsuchtsdrang erfüllt, der nicht blos die mit Verlangen gesuchten Ergänzungselemente mit Macht anzieht, sondern auch diejenigen Theile der Körperwelt, welche in gleicher Bedürftigkeit verharren, eifersüchtig und unversöhnlich abstöſst.

430. Sowie gewisse Worte fast in allen Sprachen gleichlautend wiederkehren, so gibt es auch Bilder, welche die verschiedensten Nazionen zur Bezeichnung desselben Verhältnisses benutzen. Zu diesen gehört das Symbol des Rings, welches zwar seine äuſsere Gestalt mannigfach wechselt, aber immer auf die Verkettung hinweist, welche jede Liebesgemeinschaft zur Folge hat. Wir treffen es bald als Fingerschmuck, bald als Armband an; beim Ares erhält es

durch eine komische Wendung der Sage, die wir erst später in nähere Betrachtung nehmen können, die Form einer Fuſsschelle, welche den ungebändigten Gott als gefesselt andeutet. So erblicken wir ihn in der berühmten Statue des Louvre, welche von der Familie Borghese, die sich früher ihres Besitzes rühmen durfte, den Namen führt. Dieses herrliche Standbild, welches uns jedenfalls Elemente des von Alkamenes geschaffenen Ideals des Ares vor Augen führt, zeigt uns den in Jugendfülle prangenden Sohn der Here in einer ganz eigenthümlichen Stellung, welche wir genau betrachten müssen, noch bevor wir auf die Deutung des Abzeichens eingehen, durch welches dieselbe motivirt ist. Während er nemlich mit dem linken Fuſs fest aufgewurzelt steht wie eine Mauer und sich auf die Lanze, die wir uns auf dieser Seite ergänzt denken müssen, stützt, weist die wehrlos herabhängende rechte Hand auf den rechten Fuſs hin, den er nicht von der Stelle zu bewegen vermag. Sein Haupt senkt sich halb verdrossen, halb verschämt, und seine Blicke sind auf den wunden Fleck in ähnlicher Weise gerichtet, wie man vom Pfau sagt, daſs ihn der Anblick seiner häſslichen, mit dem Schmuck seines Leibes so mächtig contrastirenden Füſse traurig machen soll. Nun erblicken wir aber gerade an dieser Stelle ein ehernes Band, welches kaum etwas anderes bedeuten kann als jene Fesseln, in die er durch die Liebesbegegnung mit der Aphrodite gerathen war. Die von Kraft strotzenden Glieder der schlanken Heldengestalt bilden zu dem Zauberbann, der sie umfan-

gen hält, einen merkwürdigen, höchst ausdrucksvollen Contrast. Es ist als ob das Blut, welches eben noch seine Adern kochend durchtobte, plötzlich erstarren wollte, und wir werden an das kühne Bild eines mitten im Wogensturm gefrierenden Meeres erinnert. — Der Leib des kampfgewohnten Gottes ist mit keiner Art von Schutzwaffe bekleidet, nur das Haupt ist mit einem Helm bedeckt, dessen Seitenflächen ein reifsendes Thier schmückt, während die Stirndecke mit dem spezifischen Symbol des Wolfes oder Hundes verziert ist.

431. Die jugendliche Lebensstufe, auf welcher wir dem Ares in diesen Darstellungen begegnen, ist für diesen Gott so charakteristisch wie für Apollo. Wir Neueren sind geneigt, ihn uns bärtig und im vorgerückten Mannesalter zu denken, was jedoch mit der Homerischen Anschauungsweise in entschiedenem Widerspruch steht. Die Kampflust, mit welcher er sich von einer Gefahr in die andere stürzt, ist vorzugsweise der noch unerfahrenen Jugend eigen, die, unbekümmert um die kreuzweis verwickelten Fäden des Lebensknotens, rasch zur gewaltsamen Lösung jeder Streitfrage schreitet. Seine Züge sind daher der Abglanz der edelsten Männerschöne. Noch ist das Kinn von keinem Flaum umschattet und in der eben betrachteten Statue fällt das Haupthaar schlicht über die Stirn und den Nacken herein. Besonders schön sind die Schenkel und Kniee entwickelt, deren Kraft und Schnelle beim kühnen Vorandrängen keinen Widerstand kennen, demnächst die Arme, mit denen er

Lanze und Schwert vernichtend schwingt. Der Leib selbst ist weniger vielseitig entwickelt und ermangelt der zarten Geschmeidigkeit, welche Orchestik und Palästra gewähren.

432. Eileithyia, die jüngere Tochter der Here, verharrt gleich ihrer Schwester, der Hebe, in jungfräulichem Stande, aber sie übernimmt alle Sorgen einer sich selbst und die Gegenwart vergessenden und nur der Zukunft und dem Nachwuchs lebenden Mutter. Die Ableitung ihres Namens ist dunkel und die Wurzel zu demselben ist sicherlich an einer ganz anderen Stelle zu suchen, als da, wo man sie bisher vermuthet hat, aber man wird nicht gar weit fehlen, wenn man denselben durch Wehmutter übersetzt. Da indeſs auch der deutsche Ausdruck leicht miſsverstanden und auf die den Geburtsact begleitenden Schmerzen bezogen wird, so wird es gut sein, daran zu erinnern, daſs es sich weniger um letztere als vielmehr um die Andeutung jener eigenthümlich wurmförmigen Bewegung handelt, vermöge deren die Ausstoſsung der Frucht erfolgt und auf welche der Name der Eileithyia nicht blos in einer Reihe von griechischen Wortformen, sondern auch in seinen dialektischen Abwandelungen hinweist. Ihr Cult scheint meist esoterischer Natur gewesen zu sein und in der Poesie tritt sie nur episodisch auf, während sich unter den Ueberresten der bildenden Kunst kaum ein sicheres Beispiel nachweisen läſst.

433. Einen Blick in das Wesen der Eileithyia läſst uns die Anekdote thun, welche spätere Dichter

bei der Schilderung der Geburt des Herakles von ihr zu erzählen wufsten. Hier verwandeln sich die die Geburt fördernden Wehen in antiperistaltische, die Frucht überzeitig zurückhaltende Krämpfe, und erzeugt werden diese dadurch, dafs Eileithyia die Hände verschränkt und die Kniee übereinander schlägt. Dieser antidiastaltischen Mimik wird nun eine sympathische Kraft zugeschrieben, deren Vorhandensein anzunehmen uns Neueren in einem so ernsten Zusammenhang lächerlich erscheint, welche wir indessen bei gleichgültigeren Leibesfunctionen oft zu beobachten Gelegenheit haben. Der Zauber wird gelöst durch die ebenso merkwürdige Kraft der Täuschung. Galanthis, die Dienerin der Alkmene, berichtet, dafs die Geburt statt gehabt habe, welche Eileithyia zu hemmen beabsichtigte. Jene sollte zur Strafe dafür in ein Wiesel oder eine Katze verwandelt worden sein, Thiere, deren Fähigkeit, sich durch die engste Oeffnung durchzudrängen, sobald sie nur den Kopf zwischen deren Wände zu zwängen im Stande sind, den Geburtsact besonders deutlich veranschaulicht. Ihr rasches Vorbeiruscheln galt daher der Kreisenden für ebenso förderlich, als jene Zaubermimik für nachtheilig erachtet wurde.

434. Pindar, der überall die sittliche Bedeutung an derartigen Götterwesen hervorhebt, nennt sie die Beisitzerin der Moeren, und Olen, der uralte Hymnendichter, gibt ihr selbst den Lebensfaden in die Hand, indem er sie die Spinnerin desselben nennt. Letzterer macht sie auch zur Mutter des Eros, eine

Weise des Ausdrucks, in welcher das mythologische Bild selbst wieder zur Metapher erhoben wird, die aber für das liebevolle Walten der hehren Götterjungfrau sehr bezeichnend ist. Die Beiworte, mit denen sie auftritt, schildern sie als gnadenvoll und hülfreich, vor allem aber als erlösend. In letzterer Eigenschaft wird sie noch besonders als gürtellösend begrüfst. Wenn wir uns erinnern, welchen Nachdruck die Völker der alten Welt, nicht blos die Griechen, sondern auch die Hebräer, auf das Ungegürtetsein bei manchen Cärimonieen zu legen pflegen, so werden wir es mehr als wahrscheinlich finden müssen, dafs die Lösung des Gürtels in diesem Zusammenhang eine ähnliche Bedeutung haben mufs wie das Entfalten der verschränkten Hände in der Erzählung von der List der Galanthis. Für die Feinheit solcher Unterschiede ist uns Neueren im Leben wie in der Idee der Sinn gänzlich entschwunden.

435. Mit der Eileithyia gelangt die Reihe derjenigen Kinder des Zeus, denen er die von ihm gegründete Weltökonomie anvertraut hat, zu einem symmetrischen Abschlufs. Säulen vergleichbar, welche den Wunderbau des griechischen Tempels tragen, stehen sie stolzprangend da, jedes an seiner Stelle, aber von den Lichtstrahlen des Aethers umwogt und durchwohnt, und vertreten die Gesetze des höheren, freieren Daseins, welches der siegreiche Herrscher des Olympos den finsteren Mächten kosmogonischer Urzeit abgerungen und mit ihrer Hülfe erobert hat. Obwohl wir bereits zu wiederholten Malen bewun-

dernde Blicke auf die an den zartesten Uebergängen reiche Steigerung geworfen haben, welche der mythologische Begriff in dieser uns durch Hesiod aufbewahrten Göttergenealogie erfährt, so wird es doch für das Verständniſs unserer Darstellung förderlich sein, wenn wir die Gruppen dieser Reihe durch nachstehendes Schema zu veranschaulichen suchen.

Zeus vermählt sich mit:

1. Metis, die er sammt dem Kinde, das sie unter ihrem Herzen trug, verschlingt;

2. Themis u.	erzeugt mit ihr	I—III. die Horen und	
		IV—VI. Moeren	9;
3. Eurynome	- - -	VII—IX. die Chariten	
4. Demeter	- - -	X. die Persephone:	einsam;
5. Mnemosyne	- - -	XI—XIX. die Musen:	9;
6. Leto	- - -	XX—XXI. Apollo u. Artemis	Zwillingspaar;
7. Here	- - -	XXII. Hebe	3 selbständige Geschwister.
		XXIII. Ares	
		XXIV. Eileithyia	

436. Sowie sich dem tiefsinnigen Forscher die endlose Mannigfaltigkeit der Naturerzeugnisse in einer Weise gegliedert vor Augen stellt, welche ihn zwingt, den Begriff der Zeit zu Hülfe zu nehmen, weil wir uns ohne ihr Mitwirken keine Entfaltung denken können, so hat auch die Mythologie sich dieser Anschauungsweise bedienen müssen, um das Verständniſs dessen, was sich uns gewohnter Weise als gleichzeitig vorhanden darstellt, einzuleiten. Auf chronologische Präcision kommt es ihr dabei indeſs nicht an und der Unterschied der Zeiten muſs bei mythologischen Bestimmungen nach einem ganz anderen Maaſsstab ge-

messen werden als im gemeinen Alltagsleben. Begegnen wir doch selbst in der Schöpfungsgeschichte, wie sie uns die Wissenschaft der neueren Zeit vor Augen gelegt hat, ähnlichen Widersprüchen, und sowie es Thierarten gibt, die ohne gewisse Kräutergattungen, die ihnen ausschiefslich zur Nahrung dienen, nicht existiren könnten, so lassen sich Pflanzen nachweisen, deren Fortpflanzung ohne die Beihülfe gewisser Insectenarten, deren Schöpfung man doch einem späteren Zeitraum zuzuweisen gewohnt ist, nicht gedacht werden kann. In ähnlicher Weise aber, wie der wissenschaftlichen Aufzählung der verschiedenen Reiche der Natur, liegt obiger Aufreihung mythologischer Gestalten der Zeitbegriff als Classificationsprinzip zu Grunde.

437. Sobald man aber die Annahme gelten läfst, dafs die unvollkommneren oder vergänglicheren Naturproducte der Zeit nach früher in das Dasein getreten sind als die edleren und vollendeteren Wesen, und dafs die Erdarten vorhanden gedacht werden müssen, bevor sie der Schöpfer gleichsam zum Aufbau der höheren animalischen Organismen als Material verwenden konnte, so mufs es uns auch gestattet sein, von der einen Daseinsstufe zu der anderen aufzusteigen und am Ende die ganze Natur als das Vorspiel eines absolut höheren, das gesammte Erdendasein mikrokosmisch umschliefsenden Wesens zu betrachten. Dafs dieses der Mensch sei, gibt zuletzt ein jeder in seiner Sprache zu, nur wenige aber befleifsigen sich der Nachweisung des feinen Unterschieds, ohne

welchen eine solche Gleichung trotz der richtigen Anordnung aller Glieder wegen falscher Bewerthung derselben zu einem durchaus unsinnigen Ergebniſs führen muſs. Der Mensch nemlich ist keineswegs der Gipfel des Thierreichs, sondern reiht sich demselben etwa so an, wie sich das Gehirn mit dem Rückenmark verbindet. Ein solcher untrennbarer Zusammenhang verhindert nemlich nicht, daſs sich das Haupt der ganzen übrigen Körperwucht als ein vollkommen gleichnamiger, aber absolut höherer Organismus polarisch gegenüberstelle. In einem Verhältniſs, welches dem eben angedeuteten vollkommen ähnlich ist, müssen wir uns nun aber die Familie des Zeus, wie sie obiges Schema vor Augen bringt, zu dem Götterwesen denken, dessen Zeit erst jetzt gekommen ist. Es ist jenes Kind, das wir den Olymposbeherrscher sammt der Mutter verschlingen sahen und welches er nun während der ganzen Dauer des Prozesses, den jene Göttergenealogie veranschaulicht, gezeitigt hat und auf dem Wege einer Wiedergeburt selbst zur Welt bringt. Pallas Athene, die eingeborene Tochter des Zeus, hält, wie wir bald sehen werden, der gesammten Nachkommenschaft des Zeus ganz so die Wage, wie man dies im organischen Leben von dem Haupt im Gegensatz zu dem Gliederbau des Leibes sagen kann.

438. Wenn sich irgendwo der tiefsinnige Ausspruch, dem zufolge die Wahl der Gottheit über das Schicksal einer Nazion entscheidet, herrlich offenbart und bewahrheitet hat, so ist es an der Pallas Athene, welche sich diejenige unter den hellenischen Völker-

schaften zu begeisterter, aber auch geistvoller Verehrung auserkohren hatte, welche nicht blos allen Schwesterstämmen, sondern sämmtlichen Nazionen des Alterthums gegenüber vorzugsweise die souveränen Rechte der Intelligenz vertritt. Die Geschichte des Ideenlebens der Stadt, welche ihren Namen als das kostbarste Kleinod erhalten hatte, kann uns am besten das Wesen dieser Gottheit veranschaulichen. Es wäre indeſs ebenso lächerlich, zu sagen, daſs sie eine atheniensische Göttin sei, als es nicht eben glücklich war, den Apollo einen dorischen Gott zu nennen. Solche Formeln üben, eben weil sie im besten Falle gerade so viel falsche als richtige Elemente, beide aber in gegenseitiger Vermischung enthalten, eine sehr störende und ungünstige Wirkung aus und führen nicht blos zu einer sehr einseitigen Betrachtungsweise, sondern verrücken auch unvermerkt das Gesichtsfeld. An der Ausbildung jedes einzelnen Götterbegriffs hat das gesammte griechische Nazionalbewuſstsein einen vollkommen gleichmäſsigen Antheil. Ein solches Zusammenwirken eines ganzen Volksstammes zur Darstellung mythologischer Ideen können wir uns am besten dadurch klar machen, daſs wir sie mit dem organischen Gestalten der neueren Wissenschaft vergleichen, an deren Ausbau sich fast alle Nazionen des gebildeten Europa's in einer Weise betheiligt haben, welche ein ausschlieſsliches Verdienst um die Fortbildung auch nur eines einzigen Wissenszweigs keiner einzeln gestattet.

439. Pallas Athene wird, jener älteren und der-

beren Ausdrucksweise zufolge, deren die Mythologie auch in späteren Zeiten nicht wohl entbehren kann, aus dem Haupte des Zeus geboren. Den denkwürdigen Augenblick, in welchem die hehre Jungfrau stürmend an's Licht trat und, wie Pindar diese Erscheinung mit wenigen Kernworten beschreibt, im Aufschwunge des Schlachtengeschrei's Machtruf begann, schilderte eines der erhabensten Bildwerke, welche die Welt je gesehen, die Statuengruppe, mit welcher Phidias den Ostgiebel ihres Tempels geschmückt hatte. Die ärmlichen Trümmerreste, welche wir von dieser Wunderschöpfung übrig haben, lassen uns das ungeahndete Ereigniſs nur im Reflex wahrnehmen, indem von den Hauptfiguren nichts und von dem Götterchor nur so viel übrig ist, als wir eben bedürfen, um uns von der Herrlichkeit und Pracht einen Begriff zu machen, die hier offenbar geworden war. Zu beiden Seiten der Mittelgruppe begegnen wir auf der einen Seite einem Frauenpaar, welches staunend und voll Jubel nach dem hocherhabenen Gott emporblickt, und auf der anderen einer Gruppe von drei, wie es scheint, schwesterlich verbundenen Wesen, von denen nur die eine von dem, was droben vor sich geht, fortgerissen wird, während die anderen beiden mit ihren Blicken ungestört auf den Meereswogen ruhen, in welche das Roſs der Göttin der Nächte hinabzutauchen im Begriff ist. Letztere scheint es anzuhalten, um noch vor ihrem Scheiden nach der neugeborenen Götterjungfrau zurückzublicken, welche wir uns, wahrscheinlicher Weise, schon in voller Action

denken müssen. Mit dem langsamen Tritt des Rosses der Selene contrastirt auf das Groſsartigste das feuerige Roſsgespann des Helios, welches schnaubend die steile Himmelsbahn emporstürmt und von dem kühnen Wagenlenker, der eben erst aus dem vom Morgenroth vergoldeten Spiegel des Oceans hervortaucht, noch angetrieben wird, um Zeuge zu sein von dem gröſsten und schönsten aller Wunder, welches die hellenische Einbildungskraft sich als verwirklicht denken konnte. — In welcher Weise das Genie des Phidias im Stande gewesen ist, die naive Ausdrucksweise der älteren Kunstwerke, welche uns jetzt durch zahlreiche Vasenbilder und Spiegelzeichnungen ziemlich geläufig geworden ist, zu modifiziren, können wir kaum ahnden. Wenn wir jedoch die überraschenden Gedankenwendungen berücksichtigen, welche die Phantasie dieses Künstlers bei Behandlung selbst der alltäglichsten Gegenstände nimmt, so werden wir uns veranlaſst finden vorauszusetzen, daſs sein Schöpfervermögen bei der ideenhaften Verklärung des Hauptdogma's der Religion, in welcher er auferzogen worden war, einen durchaus transcendenten Aufschwung genommen haben müsse. Einen ungefähren Begriff von einer solchen vergeistigenden Darstellungsweise desselben Gegenstandes kann uns die Figurenreihe, mit welcher die capitolinische Brunnenmündung geschmückt ist, gewähren. Dort sehen wir den Hephaestos, von dem die Sage berichtet, daſs er das Haupt des Zeus habe spalten müssen, als Athene in demselben nicht länger Gelaſs finden konnte, dem Herrscher

des Olympos mit schwerem Schmiedehammer entgegentreten, während unmittelbar hinter seiner Gemahlin die jungfräuliche Göttin, welche jener durch dieses hier so deutlich hervorgehobene Instrument an's Licht befördert haben sollte, bereits selbst erscheint und den Heros, welchem sie vor allen anderen wohl wollte, in die Götterversammlung einführt. Hier ist das Bild der nach gewöhnlichen Begriffen unnatürlichen Hauptgeburt auf eine symbolische Andeutung des Kopfspaltens beschränkt, während jene alterthümlichen Denkmäler dasselbe so wortgetreu durchführen, daſs wir uns in die Stimmung versetzen müssen, welche für das Anhören naiver Märchenerzählung verlangt wird, um es nicht wunderlich zu finden.

440. Keine andere Gottheit steht so zeitfrei da wie Pallas Athene. Sie kennt keine Kindheit und noch viel weniger das Alter. In dem Augenblick, wo sie aus dem Haupte des Zeus hervortritt, befindet sie sich mitten in der Fülle der Jugend, ohne die beschwerlichen Pfade durchmessen zu müssen, welche wir selbst die oberen Götter zu jenem Hochpunkt des leiblichen Daseins haben hinaufklimmen sehen. Es gehört abermals zu den ewigen Verdiensten des Phidias, für eine so absolut erhabene Götteridee einen entsprechenden und vollgültigen Ausdruck aufgefunden und das Ideal der Athene, welches zu den alterthümlichen Idolen dieser Göttin einen polaren Gegensatz bildet, hergestellt zu haben. Obwohl die Kunstwerke, in denen er das Ergebniſs seines genievollen Nachdenkens niedergelegt hatte, verschollen sind, so

hat sich doch ein gutes Theil des Ideenreichthums, welchen der grofse Zeitgenosse des Perikles in dieser Gestalt zu einer Gesammtanschauung gebracht hat, zu uns herübergerettet. Unter den zahlreichen Standbildern der Pallas, die auf uns gekommen sind, nimmt das, welches ursprünglich im Besitz der Familie Giustiniani war und jetzt im Braccio Nuovo des vaticanischen Museums aufgestellt ist, insofern den ersten Platz ein, als es den Grundcharakter der Schöpfung des Phidias vielleicht am reinsten wiedergibt, trotzdem dafs der plastische Ausdruck durch ungeschickte, gedanken- und fühllose Verputzung im Einzelnen sehr abgestumpft erscheint. Zeus selbst tritt uns in dieser Gestalt verjüngt und gleichsam wiedergeboren entgegen. Wir vermissen keine einzige seiner hocherhabenen Eigenschaften und sein ganzes Wesen erscheint durch einen Lichtstrom ungeahndeten Glanzes verklärt. Diese Steigerung der Herrlichkeit des Vaters in der Tochter erhält aber eine noch höhere Bedeutung für uns durch die Weise, in welcher sie erfolgt. Sie wird nemlich nicht dadurch erreicht, dafs der Künstler die hehre Göttin gleichsam in unnahbare Fernen zurückweichen läfst, sondern indem er sie uns menschlich näher bringt, erhebt er das heidnische Götterideal auf die höchste Potenz, deren es überhaupt fähig ist. Jenes Unvermögen, welches durch die geschlechtliche Halbheit jedes irdischen Wesens angedeutet ist, erscheint hier zum ersten Male vollkommen getilgt. Dies war selbst bei dem Apollo und der Artemis nicht der Fall: beide weisen in ihren

vollendetsten Bildungen auf einander hin und da, wo das eine oder das andere dieser Zwillingsgeschwister zu einer absoluten Unabhängigkeit gelangt zu sein scheint, sind sie in Wahrheit innerlich mit einander verschmolzen. Athene ist dagegen nicht blos mutterlos, sondern auch schwesternlos. Sie ist sich selbst genug und alles in allem. Diese Bedürfnifslosigkeit ist es nun aber namentlich, welche ihrem Götterideal einen so erhebenden Ausdruck leiht, dafs wir meinen mit unseres Gleichen zu verkehren, während wir durch den blofsen Anblick so edler Züge dem gemeinen Erdendasein bereits entrückt sind. Sie tritt uns entgegen in einem lang herabwallenden Frauengewand, aber ihre Brust ist von einem Schuppenfell bedeckt, welches die Maske der Gorgone schmückt. Ihre Rechte stützt sich auf die Lanze und zu ihren Füfsen ruht eine Schlange, welche hier als der friedliche Hüter der Oelgärten erscheint und an den erdgeborenen Drachen erinnert, der in ihrem Tempel auf der Burg von Athen gehegt und gepflegt wurde. Ihr Haupt bedeckt der Helm, unter dessen das Gesicht überschattenden Wangendecken ihre genievollen Blicke hervordringen, welche Homer durch das stehende Beiwort bezeichnet, welches wir durch die deutsche Uebersetzung von „blauäugig" nur sehr unvollkommen wiederzugeben im Stande sind, das aber bei den Griechen gleichzeitig den Gedanken an die Meeresfarbe und an die das Dunkel der Nächte durchleuchtenden Augen der Eule rege machte.

441. In der Athene gelangt jene formelle Schön-

heit, welche wir schlechthin als griechisches Profil zu bezeichnen pflegen, zu ihrer höchsten Vollendung. Der Gesichtswinkel ist steiler als bei irgend einer anderen Gottheit. Ihre Züge lassen selbst in den Darstellungen, in welchen sie alle Mittel der Beredtsamkeit in Bewegung zu setzen scheint, jene heilige Stille wahrnehmen, welche wir als die ständige Begleiterin wahren Tiefsinns antreffen. Von der leidenschaftlichen Aufgeregtheit, die den Charakteren der Here, des Apollon und der Artemis eine so eigenthümliche Färbung mittheilt, ist hier keine Spur mehr übrig. An grofsartiger Ruhe gleicht sie allein dem Zeus am meisten. Bei diesem aber ist dieselbe das Ergebnifs gewaltiger Anstrengungen und schwerer Kämpfe, von deren Narben seine Stirne so zu sagen durchfurcht ist, während seiner Tochter dieser Seelenadel mit dem Genie von selbst zugefallen und recht eigentlich angeboren ist. An praktischer Wichtigkeit gewinnt ein solcher Unterschied, der auf einem wesentlichen Fortschritt des Götterlebens beruht, wenn wir die eigenthümliche Weise genauer betrachten, in welcher es der Athene vorzugsweise gestattet ist, sich in das menschliche Treiben so zu versenken, dafs sie an den Handlungen einzelner Helden und an den Ereignissen ganzer Staaten einen unmittelbaren Antheil zu nehmen scheint. Voll rückhaltsloser Hingebung und Fürsorge wird sie mit der guten Sache, die sie beschützt, dermafsen eins, dafs sie das Ansehen hat, als gehe sie ganz in ihr auf und als habe sie sich ihrer Gottheit vollständig entäufsert. Als die Walterin dieses

Mittleramts tritt sie uns besonders grofsartig in dem Aias des Sophokles entgegen. Kein anderes Denkmal des Alterthums ist aber vielleicht so geeignet, uns die Stellung, welche sie zur Menschenwelt anzunehmen vermag, zu veranschaulichen, als das colossale Standbild des Louvre, welches nach seinem Fundort die Pallas von Velletri benannt wird. Diese durch seltene, ja fast wunderbare Erhaltung ausgezeichnete Statue ist ihrer materiellen Ausführung nach zwar kein Werk der besten Zeit, aber wir haben dem trockenen Vortrag, den es wahrnehmen läfst, vielleicht eine um so gröfsere Treue in der Wiedergabe der Hauptzüge des Originals, von dem es herstammt, zu verdanken. Die Göttin tritt uns hier vorzugsweise als die Tochter der Metis entgegen. Die Waffen, welche sie nach Homer vom Zeus geliehen, dienen ihr gleichsam nur zum Schmuck und die schlangenumsäumte Aegis ist in der That wie ein Halsband behandelt. Die Lanze scheint sie ganz abgelegt zu haben und die bedeutsame Mimik beider Arme unterstützt die Darlegung der Gedanken, mit deren Entfaltung sie tief beschäftigt ist. Sie verweilt mit wunderbarer Milde und Bescheidenheit inmitten der Kreise, auf welche menschliches Wissen und Sinnen angewiesen ist. Es ist als ob sie die Hörer ermahne, die vernunftgemäfse Schlufsfolge streng einzuhalten, durch die unser Verständnifs zwar beschränkt ist, durch deren strenge Beachtung es aber allein Halt und sicheren Grund gewinnt. Während sie aber so mit Menschen menschlich verkehrt, überragt sie mit ihrem Geist

alles sterbliche Treiben. Genie's, welche ganzen Weltaltern schauend vorauseilen, können uns am besten das deutlich machen, was der griechische Götterbegriff mit einer solchen absoluten geistigen Ueberlegenheit meint. Ihre Rechte weist, wie sie gegenwärtig restaurirt ist, nach oben und die Lage des Arms läfst kaum eine andere Bewegung zu. Götterscheu ist vorzugsweise die Eigenschaft, welche sie bestimmt, Helden in Schutz zu nehmen, die wir, nach moderner Begriffsweise zu urtheilen, ihres Schutzes kaum werth erachten würden. Dagegen tritt sie selbst denen feindlich entgegen, welche trotz aller Eigenschaften echter Mannes- und Heldengröfse sich selbst höher achten als die Götter oder doch die letzteren über ihren selbstsüchtigen Bestrebungen vergessen. Solche verblendet sie, wie den Telamonischen Aias, und stürzt sie in tiefes Verderben.

442. Die Idee einer göttlichen Vorsehung gelangt bei der Athene mehr als bei irgend einer anderen Gottheit zur Geltung. Selbst Zeus ist vorzugsweise mit der Ueberwachung und Aufrechthaltung der bestehenden Weltordnung beschäftigt. All sein Vorschauen beruht auf der strengen Beachtung uranfänglicher Satzung, von der er nicht abzuweichen wagt, selbst wenn seines Herzens Wunsch ihn dazu bestimmen möchte. Alle seine Orakeleinrichtungen sind tief in dem Reich der Nothwendigkeit gegründet und führen in die Anfänge des Naturlebens zurück. In dem Cultus der Athene begegnen wir dagegen kaum irgend einer Spur von ähnlicher Zeichendeuterei. Hier

nimmt der Geist zum ersten Male einen vollkommen freien Aufflug und man kann die Anschauungsweise, zu welcher er dadurch gelangt, am besten der Vogelperspective vergleichen, welcher das, was sich uns unter dem Bilde der Zeit als vor und hernach darstellt, als allzumal vorhanden erscheint. Ihr ist es daher beschieden, in die Angelegenheiten der Sterblichen in einer Weise einzugreifen, wie kaum eine andere Gottheit, nicht etwa gewaltsam und mit Benachtheiligung der Rechte des Geschicks, sondern durch das Lenken der Gedanken derjenigen, die unter ihrem Schutze stehen. Homer, der diese Form der Wunderwirkung mit besonderer Vorliebe in Anwendung bringt, veranschaulicht sie durch den mythologischen Ausdruck der Verwandlung. Wenn die Tochter der Weisheit einem ihrer Lieblingshelden guten Rath ertheilen oder Muth einflöfsen will, so stimmt sie ihm einen aus dem Kreise der ihm zunächst stehenden bedeutenderen Persönlichkeiten günstig, was dadurch geschieht, dafs sie von seiner Gestalt gleichsam Besitz nimmt oder sich in ihn verwandelt. Diese Weise der Motivirung menschlicher Handlungen ist nicht blos sehr sinnvoll und erhaben, sondern auch wahrheitsgemäfs. Ohne die genaue Beachtung derartiger feiner Unterschiede, die den griechischen Dichtern der besseren Zeit geläufig sind, mufs selbst die göttliche Darstellung des Homer den Eindruck eines Zaubermährchens auf uns machen, während doch bei ihm alles tief razionell begründet ist. Nichts vermag uns eine so klare Einsicht in das Reich der Freiheit und in das Verhältnifs, in welchem

es zu dem der Nothwendigkeit steht, zu verschaffen als eine aufmerksame Vergleichung der Handlungsweise der Athene und der des Zeus, wie sie sich uns in den Gesängen der Ilias und Odyssee darstellt. Der Vater der Götter und Menschen ist zwar der Begründer der Geistesfreiheit, allein er selbst ist den unabänderlichen Satzungen des Verhängnisses so zu sagen verhaftet, während seine jüngste Tochter erst zu dem unmittelbaren Besitz jenes köstlichsten aller Güter gelangen kann, welches er errungen und ihr vorbereitet hat. Sie ist in Wahrheit frei, nicht in ungebundener Zügellosigkeit, sondern durch die völlige Unabhängigkeit von jedem eigenliebigen Wunsch und Willen. Rastlos sehen wir sie auf Erden walten, stets eifrig bemüht, durch die allseitige Verbreitung echter Cultur nach und nach die gesammte Menschheit der sittlichen Vollendung zuzuführen. Sie tritt daher überall mit rein praktischen Tendenzen auf und die Weisheit der Metis, ihrer Mutter, wird durch sie zur Lebensweisheit. Diese weiſs sich alles zu Nutze zu machen und es darf uns demnach nicht wundern, wenn wir die Athene, welche selbst jede directe Theilnahme an den Orakeln zu verschmähen scheint, vor dem Tempel des Apollo in Delphi mit einem eigenen Heiligthum wiederfinden. Nach diesem wird sie gewöhnlich Pronaia, die Göttin des Vortempels, genannt, aller Wahrscheinlichkeit nach aber ist diese Benennung eine gedankenlose Entartung des Beinamens Pronoia, der auch vorkommt und welcher sie als Göttin der Vorsehung bezeichnet. Durch diese erhielt der Orakelcultus des Apollo erst seine eigentliche Weihe.

443. Obwohl Athene in voller Waffenrüstung und mit weithin hallendem Schlachtgeschrei aus dem Haupte des Zeus emporgestiegen war und fortan bei jedem Kampfe betheiligt zu denken ist, so würde man doch sehr irren, wollte man sie dem Ares gleichbedeutend erachten. Viel eher hat man ein Recht, sie mit dem leidenschaftlichen Sohne der Here, der den Krieg um des Kriegs willen liebt, in einen reinen Gegensatz zu bringen. Denn sie bedient sich der Waffen nur als Mittel und der Sieg ist ihr nur um des dadurch erreichten Zweckes willen lieb. Tapferkeit und Heldenstärke allein genügen daher nicht, sich ihres Schutzes und Beistandes zu versichern. Gerathen sie mit den Anforderungen echter Menschlichkeit in Widerspruch, so verläſst sie sogar ihren Günstling, wie dies die Sage vom Tydeus, der im Siegesrausch sich bis zum Thier erniedrigt und in die Barbarei zurückversinkt, indem er das Haupt des erschlagenen Feindes öffnet und sein Gehirn verschlingt, scharf in's Licht stellt. Sie ist daher allezeit auf Seiten der Griechen und dessen, der sich des Griechenthums am würdigsten zeigt. Denn ihr letzter und höchster Zweck ist die Verbreitung und Begründung echter Cultur. Während des ganzen trojanischen Kriegs ist sie daher auf Seiten der Griechen, die in der Sage vom Paris mit den Asiaten in einen bezeichnenden Gegensatz gebracht werden. Hätte der Sohn des Priamos sich entschlieſsen können, ihr vor der Aphrodite den Vorzug zu geben, so würde sie ganz Asien seiner Herrschaft unterworfen, das heiſst mit anderen Worten, der hellenischen

Bildung theilhaftig gemacht haben. Da er dies nicht gethan und sich der sinnlichen Sphäre des Daseins zugewandt hatte, so mufste seine Sache der Athene verhafst sein und trotz aller Heldengröfse, welcher wir in den Schaaren der Troer begegnen, bleibt sie diesen im Ganzen wie im Einzelnen abhold. Sie hat und behält dabei stets nur den grofsen Endzweck im Auge und gesellt sich selbst solchen treu bei, welche bei abgerissener Betrachtungsweise ihres Schutzes weniger würdig erscheinen würden als die troischen Helden, denen sie gegenüberstehen. Es ist gewifs sehr bedeutungsvoll, dafs sie selbst dabei nicht blos mit der Aphrodite, der sie ihrer Natur nach zuwider ist, sondern auch mit dem Apollo in Conflict geräth, welcher den Troern zur Seite steht. Dies zeigt uns recht klar, wie viel höher die jungfräuliche Göttin in der Meinung der Griechen stand und dafs der Zwillingsbruder der Artemis trotz aller erhabenen Göttereigenschaften doch noch bei weitem nicht zu jener absoluten Geistesfreiheit gelangt ist, welche mit der Athene in's Leben getreten ist. Eine solche vergleichende Betrachtung der Stellung, welche die Kinder des Zeus gegen einander einnehmen, kann uns zur tieferen Würdigung des organischen Zusammenhangs verhelfen, welchen die Hesiodeische Aufreihung der oberen Götter darbietet. In der trocken schematischen Zusammenstellung, welche bei neueren Mythologen zur Geltung gekommen ist, gehen nicht blos viele Schönheiten des ideologischen Gewebes, welches alle jene Gestalten darbieten, gänzlich verloren, sondern es

drängen sich auch ganz falsche, wenigstens ungriechische Begriffe ein. Bei der Athene aber ist es gerade von ganz besonderer Wichtigkeit, sich der feinsten Uebergänge des mythologischen Gedankenspiels durch scharfe Bestimmung des Unterschieds, welcher in der antiken Betrachtungsweise ein wesentlicher war, versichert zu halten. Vernachlässigt man den einen oder den anderen Zug ihres so reich ausgebildeten Charakters, so kann es leicht kommen — und bis zum Wiederaufleben des Griechenthums war es fast immer der Fall —, dafs die sittlich vollkommenste Gestalt der Mythologie nicht blos herz-, sondern auch gesinnungslos erscheint, während sie doch auch der Liebe die Fülle besitzt.

444. Als Kampfgöttin entfaltet Athene eine vielseitige Thätigkeit, die sich in den zahlreichen Beinamen abspiegelt, unter denen die Griechen sie verehrten. Diese feiern sie vor allem als stark, kräftig und unbezwingbar. Dann aber gedenken sie auch des Gewinns, welchen der Tapfere in der Beute davonträgt. Die Lacedämonier opferten ihr bei Ueberschreitung der feindlichen Grenzen, weil es als eine dieser Gottheit würdige Eingebung betrachtet wurde, die Kriegsverheerungen von dem Vaterlande abzulenken und mit ihnen den Gegner selbst heimzusuchen. Bei den anderen Völkerschaften Griechenlands aber, welche sich der Wohlthat fester, mauernumhegter Sitze der Cultur erfreuten, galt sie vorzugsweise als die Beschützerin der Städte. Ihrer Obhut waren die Thore anvertraut und sie hatte das Schlüsselamt. Aber auch

der nahegelegenen Höhen und der Meeresbuchten wufste sie sich zu versichern, und so finden wir sie als Burg- und Hafengöttin verehrt. Daher galt sie als Volkeshort und Stadtwart, und in dieser letztgenannten Eigenschaft verherrlichte sie das eherne Riesenstandbild des Phidias, welches erst nach seinem Tode vollendet wurde und von der Höhe der Akropolis aus den fernsten Schiffen entgegenprangte. Den erhabenen Eindruck, welchen diese Göttergestalt auf den Beschauer gemacht haben mufs, versinnlicht uns eine Münze der Athener, auf welcher sie die Prachtbauten des Parthenons und der Propyläen hoch überragt. Sie stützt sich auf die Lanze und hat ihre Linke mit dem mächtigen Schild bewehrt, welcher den Schutz andeutet, den sie der Stadt als Promachos gewährt.

445. Als lanzenschwingende Kämpferin erscheint sie namentlich auf den Preisvasen, die bei den grofsen Spielen durch die athenischen Behörden in ihrem Namen an die ihr nacheifernde Jugend ausgetheilt wurden, häufig. In Marmorstatuen stürmt sie uns mehr als einmal als Heerführerin, die die Schaaren zum Kampf anfeuert und sie zum Siegesziel geleitet, entgegen. Besonders beliebt aber scheinen diejenigen Darstellungen gewesen zu sein, wo sie selbst als ruhmreiche Siegesgöttin auftritt. Wir erkennen sie als solche an der wohlgefälligen Ruhe, mit welcher sie auf das Ergebnifs schwerer Mühen und gewaltiger Anstrengungen herabblickt. Die Farnesische Statue des Museo Borbonico in Neapel zeigt uns diesen Gedanken besonders schön und zart entwickelt. Die zurück-

geschlagenen Wangendecken des mit einer von zwei Flügelrossen umgebenen Sphinx geschmückten Helms erinnern an den Kampf, der vorüber ist, und sie schaut mit einer über allem Wortausdruck erhabenen Milde auf diejenigen gnadenvoll herab, welche sich der Wohlthaten zu erfreuen haben, die sie erstritten. Die ganze Gestalt athmet jene reine Anmuth, welche wir die hellenische nennen dürfen, und der reiche Faltenwurf, in welchem sich jede Bewegung der schön gegliederten Gestalt so treu abgedrückt zeigt, gewährt nur dem sehr erfahrenen Blick eine Ahnung von der Entschiedenheit und Schnelle, mit welcher sie männergleich in das Kriegsgetümmel sich zu stürzen gewohnt gewesen. Gewaltig ist der Contrast, welchen im Gegensatz zu dem himmlischen Ausdruck der Göttin die versteinerten Züge der Gorgone darbieten, welche auf der Aegis zwischen wild geringelten Schlangen prangen. Dieser sinnvolle Waffenschmuck vergegenwärtigt uns mit seiner tief ergreifenden Zeichensprache die Natur des Kampfes, den sie bestanden, und die Ungethüme, welche jene Welt bewohnen, mit der die aus dem Geist geborene Tochter des Zeus in ewigem und unversöhnlichem Widerstreit gedacht werden mufs. Einer solchen Siegesfreude gilt ihr erhabenes Lächeln.

446. Die Allseitigkeit des Ideenlebens läfst sich am besten durch die merkwürdige Eigenschaft der gasartigen Flüssigkeiten versinnlichen, welche bekanntlich nach allen Richtungen hin auf Gegenstände, welche ihnen den Raum streitig machen, einen Druck

ausüben, während das flüssige Nafs vorzugsweise dem Gesetz der Schwere folgt. Sobald der Gedanke in die Region der freien Geistesthätigkeit eingetreten ist, waltet er in ähnlicher Weise widerstandslos in allen Kreisen des creatürlichen Daseins. Er erweist sich praktisch mächtig. Dies offenbart sich an keiner Gestalt des hellenischen Götterkreises herrlicher als an der Athene, die den Inbegriff der Lebensweisheit, welche die Griechen vor allen Völkern der Erde in einem gewissen Sinne auszeichnet, darbietet. Ihr werden daher alle bedeutenden Erfindungen beigelegt, die eben jenem gründlichen Nachdenken verdankt werden, welches überall der Materie Herr zu werden sucht. Es ist belehrend und genufsreich zugleich, sich jede derselben einzeln zum Bewufstsein zu bringen, weil wir dadurch nicht blos mit den Uranfängen der Cultur in einer Weise bekannt werden, die jenen kindlichen, aber sinnigen Zuständen des Menschengeistes genehm ist, sondern auch mit dieser Gottheit eine Vertrautheit gewinnen, wie sie nur die Erinnerungen aus dem Tagebuche eines strebsamen und erfindungsreichen Mannes gewähren können. Auf den ersten Anblick glauben wir es mit einem ganz anderen Götterwesen zu thun zu haben. So ganz entgegengesetzter Natur ist die Thätigkeit, in welcher wir sie geduldig verharren sehen werden, in Vergleich mit der, welche ihr gleichsam angeboren zu sein schien. Mit des Schlachtrufs Machtgeschrei war sie aus dem Haupt des Zeus hervorgestiegen und die Schaaren der Helden schienen sie ausschliefslich und durchaus in Anspruch zu nehmen. Aber als sie eben dem einen ihrer Lieblingshe-

roen, dem Perseus, zum Sieg über die Gorgo verholfen hat, sehen wir sie den nächsten Augenblick nach Art eines dem gemeinen Leben entrückten Forschers in die Betrachtung des enthaupteten Leichnams verloren und das Geräusch beobachten, mit welchem dies Blut aus den grofsen Schlagaderstämmen des Halses hervorströmt. Es genügt ihr nicht, den Grund dieser Erscheinung zu ermitteln, sie schreitet alsobald zur praktischen Anwendung des hier durch Zufall offenbar gewordenen Naturgesetzes, nimmt Rohrpfeifen zur Hand, führt in dieselben durch ihren Mund einen Luftstrom ein, der mit ähnlicher Gewalt und der gleichen Wirkung klageheulend am entgegengesetzten Ende daraus hervordringt. So war die Flöte erfunden, die sie, einer mehr witzigen Wendung der Sage gemäfs, von sich warf, als sie ihr Antlitz dadurch entstellt fand. Von einer noch höheren Bedeutung ist für die kriegerische Göttin die Darstellung eines ähnlichen Blasinstruments, welches gleichsam dem Schlachtruf ein Sprachrohr leiht und als fernhin schmetternde Tuba die Schaaren der Kämpfer unter die unmittelbare Wirkung des Heerbefehls bringt. Mag man sich solche Erfindungen noch so rasch bewerkstelligt denken, so erheischen sie doch immer eine gewisse Folge von Gedankenverbindungen, die nicht ohne die Mitwirkung der Zeit zu Stande kommen können. Athene, indem sie auf diese Weise der Naturbetrachtung eingeht und sich selbst dem Vernunftzusammenhang anheimgibt, wird dadurch zur grofsen Lehrmeisterin des Menschengeschlechts, und als solche hat sie sich

an denjenigen Stämmen und Städten Griechenlands erwiesen, welche sich vorzugsweise ihrem Dienst geweiht und diese Art der geistigen Thätigkeit gepflegt hatten.

447. Am herrlichsten aber offenbart sich ihr Genie allezeit da, wo sie einen praktischen Nutzen bezweckt. Dabei ist das so merkwürdig, dafs ihre Erfindungen stets centrale Abhülfe gewähren und keine Spur von jenen nachtheiligen Eigenschaften wahrnehmen lassen, mit denen sonst alle menschlichen Einrichtungen behaftet zu sein pflegen. Alles, was sie die Menschen lehrt, unterscheidet sich wesentlich von den verschmitzten Angaben jenes stets verneinenden Geistes, den uns Goethe als Mephistopheles in mythologisch concretirter Gestalt vor Augen gebracht hat. Als Bellerophon den Auftrag erhält, die feuerspeiende, windschnelle Chimäre aus der Welt zu räumen, verleiht sie ihm zunächst Gewalt über das Rofs, dem die Mythologie, weil bei ihm die Sturmeshast durch die sicher besteuerte Beweglichkeit der Vögel geregelt ist, Flügel leiht. Sie zeigt ihm im Traume, auf den sie ihre Offenbarungen weisen Götterraths vorzugsweise beschränkt und der bei ihr häufig, wie auch in der Heiligen Schrift, die Stelle der Orakel vertritt, wie er mit Hülfe des Zügels sich dem edelsten und begabtesten aller Thiere einen könne, ohne sich mit ihm bestialisch zu vermischen. Ein leicht spielendes Lenkseil theilt den Willen des kühnen Reiters an das Rofs mit derselben Geschwindigkeit mit, mit welcher in unserem eigenen Körper die Nervenstränge die Glieder mit dem Haupt in Verbindung bringen, indem es

diejenigen Theile des animalischen Körperbau's beeinwirkt, welche die empfindlichsten und doch gleichzeitig weniger verletzbar sind, dabei aber den Sitzen des Willens, der auch bei dem Thiere viel von der bestimmenden Macht des menschlichen hat, am nächsten liegen. Diese sinnige Vorrichtung, welche nicht blos in Beziehung auf den Pegasos der Athene beigeschrieben wurde, galt den Alten so wichtig, daſs sie sie höher achteten als die Gabe des Rosses selbst, mit welcher Poseidon um den Preis von Athen gerungen hatte. Sie wurde als Chalinitis, als die zügelnde Göttin hoch verehrt und einige vermuthen sogar, daſs sie in dem westlichen Giebel des Parthenon in dem Augenblick dargestellt gewesen sei, wo sie das von Poseidon geschaffene Thier gebändigt und den Bewohnern ihrer Lieblingsstadt bleibend unterthänig gemacht habe.

448. Das Roſs ist vorzugsweise dem Krieg und verwandten ritterlichen Beschäftigungen geweiht. Seine Verwendung zum Lastthier mag den Alten im Allgemeinen als ein Miſsbrauch gegolten haben. Als Beförderin und Veredlerin des Ackerbau's macht sie daher die Menschen mit der trägeren, aber ungleich mächtigeren Gewalt bekannt, die in dem Nacken des schwer dahinwandelnden Hornviehs gleichsam verborgen ruht. Sie bringt den Stier unter das Joch und dieser bewegt nun nicht blos die Wucht schwerer Lasten von der Stelle, sondern er hilft auch, vor die Pflugschar gespannt, die Scholle auflockern, deren harte Erdrinde zahlreiche Spaten, von der emsigsten Menschenhand geführt, nur schwer und langsam zu

bewältigen im Stande sein würden. — Derartige genievolle Handgriffe entziehen sich durch die Alltäglichkeit ihrer Anwendung unserer Aufmerksamkeit. Vor einer solchen zur Unerkenntlichkeit führenden Gedankenlosigkeit wufsten sich die Alten durch die Weise, wie sie des Erfinders gedachten, zu verwahren. Ihnen entging es daher nicht, dafs die Verbindung der steten Widerstandskraft mit der Wegsamkeit der Zinken im Rechen eine der Athene würdige Erfindung sei, und sie wurde daher als Agripha, welche die Menschen die in der Vereinzelung so leichten, bei der Ansammlung aber rasch zu einer Wucht heranwachsenden Halme und Blätter häufen gelehrt, dankbar und hoch verehrt.

449. Der Wettstreit der Athene und des Poseidon um den Alleinbesitz derjenigen Stadt, die die erstere durch ihre unscheinbare Gabe zur Weltmacht erhebt und mit ihrem Namen schmückt, läfst uns nicht blos die wunderbar edel geartete Natur ihres Götterideals klarer erkennen, sondern auch einen tieferen Blick thun in die naiv ergründende Anschauungsweise, welche die Alten vom Stoffwechsel und der organischen Metamorphose gewonnen hatten. Poseidon läfst, seinen Reichthum zu zeigen, hoch auf dem die Stadtebene überragenden Burgfelsen eine Salzquelle sprudelnd hervorbrechen. In demselben Augenblick pflanzt Athene den Oelbaum, der mit seinen weitverzweigten, jede Felsspalte aufsuchenden und mit unermüdlichem Drange durchbrechenden Wurzeln das mit dem Salz der Erde geschwängerte Nafs aufsaugt, in die Spitzen der zahllos gespaltenen Zweige mäch-

tiger, lastbarer Aeste hinaufführt und dort in der Sonnennähe unter der Hülle der reifenden Frucht in Oel verwandelt. Durch den Anbau dieser Pflanze wurden die unfruchtbarsten Bergabhänge zu dem ergiebigsten Gelände, und Schätze, die keinem Spaten und keinem Hammer je zugänglich gewesen sein würden, boten sich verhältnifsmäfsig mühelos den Bewohnern Attika's dar. Der Oelbaum, welchen Pallas Athene auf der Akropolis gepflanzt haben sollte, wurde noch späten Geschlechtern etwa so gezeigt, wie man heutzutage sinnigen Nazionalökonomisten in dem botanischen Garten von Padua den Maulbeerbaum zeigt, von welchem alle die Spröfslinge abgesenkt worden sind, welche die unendlich reiche Seidencultur von Norditalien tragen. Dabei ist auch das bedeutsam, dafs von diesem alten, knorrigen Stamm gerühmt wurde, er sei durch den persischen Brand nicht bewältigt worden, sondern habe wie durch ein der Athene zugeschriebenes Wunder neue Zweige getrieben. Die tief gelagerten Wurzeln hatten unter der harten Steindecke, die ihr stilles, nimmer erschlaffendes Leben und Walten dem Sonnenstrahl und daher dem sterblichen Auge entzieht, einen Schutz sogar gegen die verheerende Flamme gefunden, und in der That ist es eine der glorreichen Eigenschaften dieses merkwürdigen Baums, dafs er seine Vollkraft erst dann entfaltet, wenn der Stamm bereits ein Raub der Zeit zu werden droht. Wir Nordländer können eine ähnliche Erscheinung an uralten Eichen beobachten, welche ihre Krone stolz in Stürmen wiegen und das Zweigleben mächtig mehrend auch dann noch unterhalten,

wenn der Kern des Stammes bereits eingeäschert und in Wurmmehl verwandelt worden ist. Das aus den Edelfrüchten des Oelbaums gewonnene feine, lebensnährende oder — wie Sophokles es begeisterungsvoll begrüſst — knabennährende Oel wurde nun nachmals als kostbarster Siegespreis an diejenigen vertheilt, welche sich in den panathenäischen Spielen der Pallas am würdigsten gezeigt hatten. Es wurde ihnen in doppelhenkeligen Spitzkrügen verabreicht, auf denen einerseits die Kampfart geschildert ist, in welcher sie sich ausgezeichnet, während auf der anderen die Göttin selbst in wehrhaft schützender Stellung erscheint zwischen zwei Säulen, auf welchen Kampfhähne an die Streitlust erinnern, ohne welche der edelste Wetteifer nicht bestehen kann. — Sowie die Aegyptier die Katzen als die Beschützerinnen der Reichthümer des fruchtbaren Nilthals göttlich verehrten, so waren der Athene die Eule und die Schlange wohl besonders deshalb heilig, weil beide die Oelwälder gegen verheerenden Mäusefraſs schützen. Damit ist indeſs nicht in Abrede gestellt, daſs beide Thiere zu vieldeutigen Symbolen erhoben worden sind, welche das Walten der Athene nach verschiedenen Seiten hin verherrlichen. Eulenscharfblick und Schlangenklugheit können als der allgemeinste Ausdruck solcher Eigenschaften gelten.

450. In allen diesen Eigenschaften, welche sonst jedem sterblichen Wesen die Fülle des Daseins zu sichern vermöchten, gelangt aber der Charakter der Athene noch keineswegs zu seiner Blüthe. Solche Aeuſserungen ihres sinnvollen Waltens dürfen dem

Blätterkranz verglichen werden, mit welchem die prachtreichsten Pflanzen sich dicht über der Wurzel umgeben, bevor sie den Stengel treiben, der dann kühn sonnenwärts emporschiefst. In einem ähnlichen Sinne sichert die Göttin der Cultur die materielle Wohlfahrt der ihrer Obhut anvertrauten Völker, bevor sie dieselben zu jener höheren geistigen Thätigkeit antreibt, welche sich schöpferisch gestaltend offenbart. Der Kunsttrieb des Menschen erhält erst durch sie jene Weihe, die die Gebilde der Griechen und namentlich der Athener zu den Trägern eines Ideenreichthums gemacht hat, welcher sich ohne diese Göttergabe irdischen Augen und Sinnen nie geoffenbart haben würde. Denn da, wo das Wort den mächtigsten Sängern den Ausdruck versagt und die Mimik das, was das Herz und den Sinn bewegt, nur flüchtig anzudeuten vermag, tritt der bildende Künstler mit seinen ausschliefslichen Vorrechten auf und erschliefst uns nicht blos jene Welt unbewufsten Sehnens, sondern versetzt die Bewohner derselben mitten unter uns. Doch indem sie als Lehrmeisterin kunstbegabter Individuen und ganzer Völker auftritt, verfährt sie wiederum mit jener sorgsamen Behutsamkeit, welche überall beflissen ist, dem Menschen vor allem das Eine, was noth thut, zu sichern und ihn mit seinem höheren Beruf dann erst bekannt zu machen, wenn seine Gedanken mit dem bildsamen Stoff eine solche Vertrautheit gewonnen haben, dafs dieser sich ihnen wie das Wort dem Verlangen willig, ja freiwillig zu Gebote stellt. Wir sehen sie zunächst haushälterischen Frauen nahen, die sie mit dem Geheimnifs bekannt macht,

das wild geballte Vliefs geduldiger Schafe in zart gesponnene Fäden zu zerlegen und diese wiederum tausendfältig so zu verschränken, dafs sie ein Gewebe darstellen, welches an Derbheit und Festigkeit mit den meisten Gebilden der organisch schaffenden Natur wetteifert, an Beweglichkeit und Fügsamkeit aber alle übertrifft. Dabei bleibt sie indefs nicht stehen, sondern sie lehrt sinnige Mädchen den wunderbar geschaffenen Stoff auch waschen und glätten, ja färben. Die schimmernden Flächen werden mit buntfarbigen Fäden durchwoben und zuletzt sehen wir aus dem Frauengemach ein Prachtgewand hervortragen, welches die schlanken Glieder der Göttin zuerst verschleiert, dann verklärend umschliefst und endlich als die kühne Ueberwinderin finsterer Grauenwesen beredter feiert als der begeisterungsreichste Hymnus. In solcher Pracht und Herrlichkeit offenbarte sie sich an hohen Festtagen in der durch Phidias geschaffenen Gold- und Elfenbeinstatue, welche ihr zu dem herrlichsten Tempel umgewandeltes Jungfrauengemach schmückte. — Die Geschichte dieses bescheidensten, aber fruchtbarsten aller Kunstzweige schildert uns mit Theokriteischer Beredtsamkeit der herrliche Fries, mit welchem Domitian oder Nerva den Porticus des der werkthätigen Pallas geweihten Forums verziert hat. Keine Worte vermögen den unerschöpflichen Reichthum sinnvoll verflochtener Motive zu schildern, welche diese wunderliebliche Composizion, vielleicht das letzte Erzeugnifs griechischer Kunstpoesie, durch und durch beleben. Die Göttin beaufsichtigt überall selbst die mannigfaltigen Arbei-

ten der Jungfrauen, denen nicht blos Quellnymphen freudig dienstbar sind, sondern zu deren Hülfe sie sogar die rauschenden Ströme des benachbarten Gebirges herbeiruft, welche sich von hohen Felsabhängen herabzustürzen im Begriff sind und zum Theil schon die Wanderung durch die weite Thalebene, die uns die von Aquäducten durchzogene römische Campagne vor Augen führt, angetreten haben. Die Göttin ermuntert und lobt die fleifsigen, gelehrigen Mädchen, aber nicht der fertigsten ertheilt sie den Preis, sondern als sich Arachne vermifst und die Göttin selbst an Geschicklichkeit zu übertreffen wähnt, indem sie die Fäden rasch verschränkt wie eine Spinne, wird Athene, die sonst so gelassen, von edlem Unmuth erfüllt, sie ergreift den Webebaum und schlägt sie mit demselben vor den Kopf. Sie verweist sie aus ihrer göttlichen Gemeinschaft in die Gesellschaft tückischer Kreuzspinnen, die nur verrätherische Netze zu weben vermögen, aber nimmer der Gottheit lebendiges Kleid.

451. Die Griechen sind in der Schilderung des praktischen Waltens der Athene unerschöpflich gewesen. Jeder Zug, welcher von ihrem erfindungsreichen, sinnvollen Treiben erwähnt wird, ist aber so charakteristisch und verbreitet über die in dieser Gottheit personifizirte Geistesthätigkeit so viel Licht, dafs man kaum einen übergehen möchte. Mit der blofsen Aufzählung ihrer Verdienste um die Menschheit ist es indessen auch dabei nicht gethan und bei jeder Erfindung, die mit ihr in Verbindung gebracht wird, müssen wir uns fragen, welcher Antheil ihr davon

zufällt. Ueberall wo die Alten Gelegenheit gehabt haben, einen derartigen Geistesact mit Ausführlichkeit zu schildern, haben sie einen solchen Unterschied sehr scharf und klar hervorgehoben. So schildert ein schönes Relief aus gebrannter Erde in der Villa Albani die Erfindung der Schifffahrt, welche der Mythus der Athene zuweist. Hier sehen wir einen in der Führung der Axt und des Meifsels geübten Mann mit der Fügung der Balken zum Ziel beschäftigt. Athene dagegen hat seitabwärts Platz genommen und ist im Begriff, an eine Maststange das Segeltuch zu befestigen, durch welches die Winde, welche sonst das schwanke Fahrzeug in der Irre umhertrieben, dem kundigen Seemann dienstbar gemacht werden.

452. Von einer ähnlichen Bedeutung wie das Segel, welches dem Schiff Schwingen leiht, ist für das Edelrofs die Peitsche. Indem Athene die Menschen lehrte, die leicht bewegliche Schnur mit dem Treibstab zu verbinden, hatte sie nicht blos in Absicht, die Wirkung des letzteren durch die durch eine so sinnige Vorrichtung gewonnene Hebelkraft zu vervielfältigen, sondern auch ihrer materiellen Rohheit zu entkleiden. Die von geschickter Hand geführte Schmitze führt den Nervenreiz nur auf die eine Muskelpartie, welche in dem Augenblick gewaltiger und aufserordentlicher Anstrengung einer Hülfe und besonderen Anregung bedarf. Dafs dies der Sinn ist, welchen die Alten mit der Führung der Peitsche verbunden haben, lehrt uns die Darstellung des Wettrennens bei den Leichenspielen des Patroklos, welche wir der von Alessandro François entdeckten chiusi-

ner Riesenvase verdanken. Dort sehen wir den Diomedes, welcher bekanntlich trotz des Unfalls, welcher ihn betroffen, mit Hülfe der ihm von der Athene, im Augenblick der höchsten Noth, gebotenen Geifsel siegt, mit einem einfachen Scepterstab bewehrt, mit welchem er die Rosse nur durch leise Winke antreibt und regiert. Wir können auf den grofsen syracusanischen Silbermedaillons ein ähnliches Verfahren beobachten, indem auch dort der Wagenlenker sich seiner Gerte wie eines Zauberstabs bedient und die zu beregenden Theile nur andeutet und auch die Führung in einer Weise modifizirt, wie es bei so raschem Lauf selbst der Zügel nicht vermag. Diomedes zeigt bei dieser Gelegenheit eine ähnliche Geistesgegenwart wie jener durch Pindar verherrlichte Flötenspieler, welcher, als ihm während des musikalischen Wettstreits die Spitze brach, auf dem Rohr ruhig fortspielte. Wir lernen aber auch bei dieser Gelegenheit mit dem Zauberstab der Athene, mit dessen Hülfe sie in der Odyssee den von Mühen, Anstrengungen und Kummer gebeugten Laertessohn mit erneuter Jugendkraft belebt, einen vernünftigen Sinn verbinden. Athene berührt damit die Sitze seines unsterblichen Seelenantheils, und in dem Augenblick, wo dies geschieht, sprüht der Geist aus ihm hervor wie Funken aus einem vom Stahl berührten Stein. Der Umstand, dafs nur die Göttin dies vermochte, läfst das Wunder unangetastet, durch dessen unvorsichtige Zerlegung jene herrliche Stelle des Homer allerdings ihrer vornehmsten Reize verlustig gehen würde. Wir haben indefs schon früher darauf aufmerksam ge-

macht, dafs Homer auch bei der Schilderung ähnlicher übernatürlichen Vorgänge stets gewisse Grenzen des Möglichen einhält und nie mit den Gesetzen der die ganze Wirklichkeit beherrschenden Analogie in Widerspruch geräth. Die letztere aber ist für den gegenwärtigen Fall in der hochherrlichen Erscheinung gegeben, welche wir in der Geschichte und im gemeinen Leben zu beobachten Gelegenheit haben, wo sich auch hochbejahrter Greise die Begeisterung in einer solchen Weise bemächtigt, dafs nicht blos die Kraft der Jugend auf Augenblicke zurückkehrt, sondern mit ihr auch der Ausdruck leiblicher Lebensfrische, der alle Anwesenden grauer Haare und tief gefurchter Falten vergessen macht.

453. Durch Athene erhält nun aber auch die frei schaffende, von jedem gemeinen Bedürfnifs unabhängige und darum höhere Kunst ihre eigentliche Weihe. Ueberall wo unter den Händen sinnvoller Künstler lebendige Gebilde entstehen, verleiht sie denselben jenen göttlichen Athem, durch welchen sie zu unsterblichen Wesen werden. Als die Boten ewiger Offenbarungen nahen sie der sehnsuchtsvoll harrenden Menschheit und entrücken die gläubigen Anstaunens Fähigen dem Empfindungssturm des Augenblicks. Auf Bildwerken begegnen wir ihr öfter in der Werkstätte des Gottes, welchen wir als den Bändiger des nur durch Feuer zu bewältigenden, der bildenden Hand eigensinnig widerstrebenden Erzes später werden kennen lernen, und zuweilen nimmt sie selbst den Hammer zur Hand und gibt den Kunsterzeugnissen

einer so hohen Bestimmung die letzte Vollendung. In den Darstellungen der besseren Zeit genügte das bloſse Erscheinen der Athene, um anzudeuten, daſs ein im Werden begriffenes Bildwerk jener unsichtbaren Eigenschaften theilhaftig sei, welche das bevorzugte Auge des Kenners befähigen, ein Original von einer Nachbildung zu unterscheiden. Nachmals, als die Kunst sich durch solche geniale Andeutungen nicht mehr verständlich zu machen vermochte, sah sie sich genöthigt, symbolische Formeln zu Hülfe zu nehmen, die den modernen Sinn zwar weit mehr ansprechen als jene zartere Weise des Ausdrucks, welche aber nur einen sehr geringen Bruchtheil des Geistreichthums der Sage aufzunehmen im Stande sind. So sehen wir sie bei dem Prometheus erscheinen, welcher nach Art eines plastischen Künstlers Menschen bildet. Schon stehen sie auf dem Modellirstuhl vor ihm da und er betrachtet den herrlichen Gliederbau mit Wohlgefallen, aber den belebenden Geistesstrom vermag er nicht in denselben einzuführen. Da tritt Athene hülfreich vermittelnd ein und belehnt die flüchtigen Kinder der Zeit mit der Seele, die sie ihnen in Gestalt einer bereits als Schmetterling verklärten Chrysallide einverleibt.

454. Jenes höhere Leben, welches die bloſse Gegenwart der Athene wie mit Zaubergewalt in den Gebilden der Menschenhand hervorruft, beruht auf den eigenthümlichen Mischungsverhältnissen, die auf alle Gestaltungen der Materie bestimmend wirken und für welche der wissenschaftliche Forschergeist keinen

anderen Ausdruck hat als den der Zahl. Es darf daher nicht als ein zufälliges Spiel des Witzes betrachtet werden, wenn wir die Athene als die Erfinderin der Zahl preisen hören. Mit der Zahl beherrscht der Mensch alle Kreise des natürlichen Daseins und die Wunderklänge, welche aus einer anderen Welt zu uns herübertönen, erfüllen uns mit der Voraussetzung, daſs dieselbe in einem höheren Leben ihre Bedeutung nicht blos behaupten, sondern noch weit bündiger geltend machen werde. Den Schlüssel zu diesem offenbaren Geheimniſs bietet die ebenso einfache als tiefsinnig geordnete Zeichensprache dar, deren sich die Mathematik in Wahrheit wie einer Hieroglyphenschrift bedient. Die materielle Aufzeichnung ist für die Handhabung der Ziffer in manchem Betracht wichtiger als die Schreibkunst für die Verbreitung des gesprochenen Worts, welches seiner Natur nach geflügelt ist. Athene darf als die Erfinderin des Zahlensystems und der Buchstabenschrift betrachtet werden, und als solche finden wir sie wirklich in einem vulcentischen Vasengemälde dargestellt. Sie hält die Wachstäfelchen in der einen Hand und zeichnet mit dem Griffel, den sie in der anderen hält, das Ergebniſs tiefen Nachdenkens und sorgfältiger Vergleichung in dieselben ein. Die Alten, welche von der Göttin selbst in die Geheimnisse der arithmetischen und phonetischen Zeichenkunst eingeweiht worden waren, miſsbrauchten dieselbe nicht, wie wir es thun, sondern jedes Schriftwerk war ein Kunstwerk und nur der abgeklärte Gedanke, das gewichtvolle Wort und der

wahrhaft gehaltreiche Ausdruck wurde dieser Zeichensprache anvertraut, die jetzt noch nach Jahrhunderten mit Allgewalt auf die Geister wirkt und an Macht und allgemeiner Verbreitung die Wirkung der herrlichsten Kunstgebilde überbietet.

455. Für keine andere Staatseinrichtung hat das geschriebene Wort eine praktisch höhere Bedeutung als für diejenige, welche mit der Handhabung des Rechts betraut ist. Der Buchstabe des Gesetzes ist der Talisman des Staatsgewalt und das Unterpfand der Gerechtsame des Individuums. Nun ist es aber mit der Wirkung der Zeichen, durch welche das Gesetz verewigt und zur Satzung erhoben wird, so beschaffen, daſs seine Macht von Jahr zu Jahr wächst und zuletzt wahrhaft furchtbar wird. Weder der Richter noch der Gerechte sind vor der Rückwirkung desselben sicher. Es gilt kein Ansehn der Person, keine Berücksichtigung mildernder Umstände. Die Satzung hat eine so unverrückbare Gewalt, daſs sie zuweilen selbst des Fatums zu spotten scheint und den Anblick des letzteren nur noch grausenhafter erscheinen läſst. In jeder streng und wortgetreu gehandhabten Gesetzgebung bleiben einige Reste der Zornesgewalt des Urrechts zurück, aber in der des Drakon war nach dem geistreichen Ausspruch des Solon jedes Wort mit Blut geschrieben. Hier ist es wiederum Athene, welche eine heilsame Reform einleitet, den Sinn des geschriebenen Buchstabens zu neuem Leben erweckt und die Verpflichtungen, welche der Einzelne zur Wahrung seiner Gerechtsame übernimmt, steigert und zu Lie-

besgeboten erhebt. Das ewig denkwürdige Beispiel, an welchem die Göttin den Unterschied zwischen Recht und Billigkeit lehrte, ist das doppelt- und dreifache Jammergeschick des Orestes, welches durch die Sage eine so concrete Ausbildung erhalten hat, dafs wir in der geistigen Anschauung desselben zu einer tieferen Mitleidenschaft fortgerissen werden als durch den Anblick mancher geschichtlichen Greuelfacta. Seine Mutter hat des Vaters Bett entehrt und den glorreich, aber spät heimkehrenden Völkerfürsten meuchlings mit Hülfe ihres Buhlen ermordet, dieser stellt dem zarten Thronerben noch vorher nach dem Leben, durch schwere Gefahren kehrt der zum Jüngling gereifte Sohn des Agamemnon zu der väterlichen Burg zurück und rächt die unnennbare Schandthat nicht blos auf Eingebung seiner Schwester, der zornesmuthigen Elektra, sondern in Folge eines Machtgebots, welches der Sühngott Apollo selbst an ihn ergehen läfst. Das Fatum scheint ihm selbst die Hand zu führen und er senkt den Mordstahl in die Brust der eigenen Mutter, in das Herz, unter welchem er selbst in Kinderunschuld geruht. Qualvoll sind die Martern des eigenen Gewissens, doch diese beschwichtigt der Gott, der ihn seine Wege geführt, und unter der heilsamen Gewalt der Sühne sinken die Täuschungsnebel des Wahnsinns, welche seinen Sinn umnachteten. Vor dem Blutgericht des Areopagos aber, wo die Götter selbst zu Rathe safsen, kann er kein Erbarmen finden. Der Buchstabe des Gesetzes verlangt Aug' um Auge und Zahn um Zahn. Vor demselben erzittern selbst die Himmlischen, die Richterstimmen theilen

sich, schwarze Loose häufen sich in der Urne, schon droht der unerbittliche Urtheilsspruch — da tritt Athene herzu und wirft einen weifsen Stein unter dieselben, mit welchem sie selbst alle die oberen Götter zu überstimmen vermocht hätte, denn es ist das Symbol der Gnade! Sobald einmal dieser Begriff zur Geltung gekommen, ja nur in Anregung gekommen ist, beginnt eine ganz neue Aera des Gesetzeslebens, welche in der geschichtlichen Zeit mit Solon in's Leben getreten ist. Dafs dieser Reformator des Rechtswesens gerade in der der Athene geweihten Stadt sein grofses Werk hat beginnen und vollführen können, ist wiederum nicht für zufällig zu erachten. Denn daran offenbart sich das Walten der griechischen Götter, dafs ihre Ideale ganz mit derselben Macht des Beispiels wirken wie diejenigen Wesen, welche als Menschen unter Menschen gewandelt und den Zeitgenossen wie der Nachwelt als ein nimmer zu übertreffendes, schwer zu erreichendes Musterbild vor Augen schweben. Athene war für die Athener der besseren Zeit, was Christus jedem Christen sein sollte, das allgemeine Maafs aller praktischen Vollkommenheit und Güte.

456. Durch das unerschöpfliche, ja unermüdliche Wohlwollen, welches sie allen denjenigen bewahrt, die der durch sie verbreiteten wahren und echten Cultur zugänglich sind, wird sie nun aber auch zum allgemeinen Arzt, zur Allhelferin und Retterin. Zuweilen wird sie geradezu als Hygieia ebenso begrüfst, wie sie in einem anderen Zusammenhang zur Nike wird. Auf der einen der dreiseitigen Barberini'schen

Candelaberbasen, auf welchen sechs der oberen Götter in beziehungsreichen Zusammenstellungen und mit bedeutsamen Attributen vorkommen, erscheint sie daher mit Beziehung auf die Liebe, mit welcher sie das creatürliche Leben in Pflege nimmt, als Hüterin jener als heilig verehrten Schlange, die in dem ihr als Stadtschirmerin geweihten Tempel als Ortsgenius gehegt wurde. Sie reicht dem klugen Thiere einen süfsen Labetrank aus einer Schale und lehrt die Menschen sich des an die Erde gebannten Geschöpfes, welches ein Symbol ihres eigenen Scharfblicks ist, liebevoll annehmen.

457. Zu ihrer wahren und höchsten Bedeutung gelangt Athene aber als die Göttin des Staats und als die Beschützerin der Verfassung. Auch zu dieser ihr gleichsam angeborenen Würde dient sie sich so zu sagen hinauf. Wir haben bereits gesehen, wie sie den Buchstaben des Gesetzes in einem höheren Sinn auszulegen gelehrt hat. Aber während sie zur Billigkeit räth und Gnade für Recht ergehen läfst, überwacht sie eifersüchtig die Interessen des Gesammtwohls, von welchem das Heil des Einzelnen weit mehr abhängig ist, als selbst von vorübergehender Göttergunst. Sie war zunächst die Schutzgöttin der Phratrien und von den athenischen Jungfrauen, welche durch den Bräutigam einem anderen Geschlechte zugeführt wurden, nahm sie als Unterpfand der der väterlichen Sippschaft bewahrten Treugesinnung den Gürtel in Empfang. Als die im Rathe erfahrene, stets einen Ausweg ermittelnde Göttin weifs sie die Meinungsverschiedenheit der wohlgesinnten Bürger zu dem Ausdruck des Ge-

sammtwillens zu erheben. Die Gedankenoperazion, welche diesem Willensact vorausgehen mufs, kommt auf dem Markte zu Stande, wo alle Männer sich wie die Glieder einer einzigen Familie um den gemeinsamen Heerd versammeln, und Athene überwacht dieselbe als Agoraia. Hier waltet sie unsichtbar, aber glorreich, und jede gute Eingebung wurde auf sie zurückgeführt. Wo etwas Grofses geschah oder Schlimmes verhütet wurde, glaubten sie die Alten leibhaftig gegenwärtig. Sobald sie aber ihr Werk hülfreich verrichtet hatte, kehrte sie zur Rechten ihres olympischen Vaters zurück, neben dem sie thronend gedacht wurde wie die Here. So erschien sie in dem Tempel des höchsten und besten Jupiter auf dem Capitol in der Weltstadt, welche nicht blos irdische Kostbarkeiten von den Griechen erbeutet hatte, sondern, wenn auch auf Umwegen, zur Erbin aller praktischen Weisheit der Hellenen und namentlich der Athener geworden war. In Griechenland selbst finden sich zwar nur spärliche Spuren von einem solchen olympischen Dreiverein, wie er in Rom verehrt wurde, aber sie kommen auch dort vor. Bei den Etruskern, durch deren Vermittelung die Römer in den theilweisen Besitz griechischer Religionsideen gekommen waren, haben sich sogar Elemente des Athenemythus erhalten, welche den Griechen frühe abhanden gekommen zu sein scheinen. In Athen war die hehre Jungfrau zur Alleinherrschaft gelangt und Phidias erkohr daher diesen Gedanken vor allem zum Schmuck ihres Heiligthums. Ihr eigenthümliches Walten offenbart sich in dem Wettstreit mit Poseidon um die meerumsäumte

Hafenstadt, ihr ganzes Wesen aber gibt sich schon bei ihrer Geburt kund. Sowie die Herrlichkeit des Zeus sich vorzugsweise in Olympia entfaltete und die Here in Argos prangte, so erhielt die Tochter der Metis in Athen jene selbständige Ausbildung, in Folge deren sie einen Mikrokosmos des gesammten Götterlebens darstellt. In späteren Zeiten, wo man dieses Wechselverhältniſs zwischen ihr und dem olympischen Götterstaat nicht mehr zu würdigen verstand, wurde ihr Ideal zum geistlosen Träger pantheistischen Zeichenwustes.

458. Die vollendetste Darstellung ihres unsichtbaren Götterwirkens bietet der Fries dar, mit welchem das Genie des Phidias die Cella des Parthenon umgürtet hatte. Hier überblicken wir den ganzen wunderbar gegliederten Staat, dessen Bewohner Athene durch weise, vernunftgemäſse und gründliche Bildung zur Gottähnlichkeit erhoben hatte. Ein Festaufzug, zu Ehren der Göttin veranstaltet, legt uns alle Schichten des Gesellschaftskörpers offen vor Augen. Die breiteste Grundlage wird von der wehrhaften Jugend gebildet, die wir erst mit ihren Rossen und den Vorbereitungen zum groſsen Tag beschäftigt sehen und die dann in edlem Wettstreit an uns vorübertummelt. Den berittenen Jünglingen voran bewegt sich der Zug von Kriegsgespannen, auf welchen Schwerbewaffnete neben den sorgsamen Wagenlenkern Platz nehmen. Sie stellen denjenigen Theil der Streitmacht dar, welcher bei uns den endlosen Zügen schwerer Geschütze entspricht. Herolde sind überall bemüht, die durch schäumende Rosse und ungeduldige Führer bedrohte

Festordnung aufrecht zu erhalten. Musikchöre und Opferzüge von Schafen und Kühen, Männer mit Krügen heiligen Wassers und die Schutzgenossen, welche Mulden tragen, reihen sich endlich dem Doppelchor auserlesener Jungfrauen an, welche von den ehrwürdigen Greisen der Stadt empfangen werden. Sie tragen die kostbaren Geräthe, welche der Göttin geboten werden, und die langen Reihen wunderherrlicher, durch zahllose Motive verflochtener Gestalten bedecken beide Seiten des Tempels. An der Vorderseite aber, über dem östlichen Haupteingang haben inmitten des Jungfrauenchors sechs Heroenpaare Platz genommen, in denen man gedankenloser Weise die oberen Götter wiederzuerkennen geglaubt hat. Die Gruppe des Theseus und Peirithoos zur äußersten Linken des Beschauers, sowie die sich daran reihende der Demeter und des Triptolemos sind auf den ersten Blick verständlich und die übrigen lassen sich nach Maaßgabe der Analogie leicht bestimmen. In der Mitte, unmittelbar über dem Tempelthor erscheint der Priester und die Priesterin der Athene, letztere die Opfergeräthe in Empfang nehmend, jener den kostbaren Mantel in Falten legend, welchen die Göttin bei dieser Festgelegenheit empfing und den sie ihre Verehrer selbst weben gelehrt. Mit diesem Prachtgewand wurde die colossale Gold- und Elfenbeinstatue umkleidet, welche unten in der Cella des Tempels prangte, und ihren letzten und schönsten Schmuck nahm die Göttin aus den Händen der gewerbthätigen Classe entgegen. Sie selbst erscheint nirgends, aber auf jeden Blick begegnen wir Spuren ihres allumfas-

senden, alle Kreise der Geselligkeit durchdringenden, sinnvoll schaffenden Waltens. Die Formenschönheit dieser endlosen Gestaltenfülle ist so alles andere überstrahlend, ja so blendend, dafs es begreiflich ist, wie man selbst jetzt kaum Zeit gefunden hat, sich die Grundgedanken einer so begeisterungsvollen Schilderung klar und geordnet zum Bewufstsein zu bringen. Kaum eignet sich eine andere Kunstdarstellung so zum Elementarunterricht der gesammten, einer freien Erziehung geweihten Jugend, und noch jetzt müfste es das Interesse aller echten, nicht blos auf den Augenblick bedachten Staatsmänner sein, diese Bilder universeller Anziehungskraft aller Orten in Nachbildungen zu verbreiten und den Lehrern zu sorgfältiger und gewissenhafter Auslegung zu empfehlen. Denn sie enthalten den Inbegriff der Staatsweisheit der Griechen und zeigen uns in einem fast magischen Spiegelbild die praktische Gedankenfülle des Perikles, des vollendeten Zöglings der Athene. Da wo das Staatsganze zu einer so allseitigen, in Wahrheit organischen Ausgleichung derjenigen Elemente gelangt ist, welche sich dem beschränkten Blick als höhere und niedere darstellen, verstummt der meist geistlos und daher leidenschaftlich geführte Streit zwischen Demokratie und Aristokratie und es tritt — wie dies allezeit sein sollte — einer für alle ein und alle für einen. In welchem Sinne dieses möglich sei, lehrt uns handgreiflicher Weise die Schilderung des Phidias von dem vollendetsten, durch die Athene selbst geschaffenen Staat an dem Friese des Parthenon.

459. Mit dem Erscheinen der Pallas Athene ist Zeus, dem einen Theil seiner Herrschermacht nach, in die mythologische Offenbarung eingetreten. Aber alle die Gestalten, die er bisher in's Dasein gesetzt hat, tragen einen rein idealen Charakter. Sie sind vorzugsweise himmlische Gewalten und gehen mit dem Erdenleben keine bleibende Verbindung ein. Gleichwohl aber bedarf der Vater der Götter und Menschen auch solcher Götterwesen, welche gleichsam geeignet sind, die gesammte Welt der Erscheinung auch reell zu durchdringen und botmäſsig zu erhalten, was die Mythologie als eine Wiederbringung der Dinge unter allerlei treffenden Bildern zu veranschaulichen weiſs. Es bedarf zu solchem hohen Zweck mehr als einer vermittelnden Persönlichkeit und diese werden wir nun zunächst als die nachgeborenen Söhne des Zeus auftreten sehen.

460. Die Stelle, welche Hesiodos einem jeden dieser Nachkommen des Zeus in der Theogonie anweist, ist nicht eine zufällig gewählte, sondern sie erscheint recht eigentlich als unverrückbar, und sobald wir daher die Bedeutung derselben in dem Zusammenhang des ganzen Gedankengewebes erkannt haben, dürfen wir auch schon des Verständnisses des ihr angehörenden Götterwesens gewiſs sein. Mit derselben Folgerichtigkeit, mit welcher wir die verschiedenen Thierreiche an den groſsartig ausgedachten Wendepunkten der organischen Natur auftreten sehen, sind hier die ethischen Potenzen aufgereiht, die unter einander die lebhafteste und geistvollste Wechselwir-

kung eingehen und schliefslich den mythologischen Kosmos zu Stande bringen, dem die Sage der Griechen ihre allezeit harmonische Abrundung verdankt. Der Vergleich mit dem organischen Theil des Weltkörpers bietet aber auch noch den Vortheil dar, dafs er uns die geniale Weise veranschaulicht, in welcher die Mythologie das Nacheinander des genetischen Prozesses gleichzeitig als ein Zumalvorhandensein zu fassen pflegt, ganz so, wie der Naturphilosoph sich das Werden und Sein des Mineral-, Pflanzen- und Thierreichs vorzustellen genöthigt ist. Denn das Gesammtleben der Natur kann erst beginnen, wenn alle Factoren der Weltökonomie bereits in volle Thätigkeit getreten sind, obwohl die wissenschaftliche Darlegung derselben ein Vorher und Hernach annehmen mufs. Chronologische Widersprüche beirren daher die Mythologie in der durchweg naiven Weise ihres poetischen Vortrags am wenigsten, und sie setzt sich über dieselben hinweg wie die bildende Kunst über das Alter der dargestellten Persönlichkeiten. Und so sehen wir auch den Hephästos, dessen Erscheinen bei der Geburt der Athene als nothwendig von dem Mythus vorausgesetzt wird, erst an einer späteren Stelle des theogonischen Stammbaums auftreten. Mit seiner Geburt machen sich jene Gegensätze auf's Neue geltend, welche dadurch, dafs Zeus zur Weltherrschaft gelangt war, für immer getilgt zu sein schienen. Erde und Himmel gerathen abermals in Conflict mit einander und der Bruch, welcher diesen veranlafst hat, wird unter dem den Griechen so geläufigen Bilde des

Verstoſsens eines ungerathenen Kindes dargestellt. Here entsetzt sich über die Miſsgestalt ihres fern von Zeus geborenen Sohnes und läſst den neugeborenen Knaben vom Olymp auf die Erde herabfallen, wo er von der Thetis und Eurynome in Pflege genommen und unter dem Meeresspiegel liebevoll auferzogen wird. Sein Bildungstrieb offenbart sich sofort an ihm als angeborene Gabe und so schreitet er alsobald zur Anfertigung zierlicher Erzarbeiten, welche er den freundlichen Okeaniden zum Geschenk macht. Die Zeit seiner Abwesenheit vom Olympos wird auf neun Jahre angegeben und durch diese symbolische Zahl als eine jener Regenerazionsepochen bezeichnet, die in der Sprache der Mythologie stets von einer tiefgreifenden Bedeutung sind. Der Gestaltungsprozeſs, dem die Bildungen des Hephästos unterworfen werden, bedarf der Mitwirkung der Zeit. Das Erdfeuer, welches er unter den Rauchfängen der Vulcane schürt, verliert unter seinen Händen einen Theil seiner wildverzehrenden Kraft und erweist sich plastisch, ja, bei seinem sinnreichen Walten, zum anderen Male schöpferisch wie in den Tagen des Weltenanfangs.

461. Hephästos lebt und webt im Feuer, ohne indeſs die bloſse Personificazion desselben zu sein. Es ist sein Element, wie der Aether das des Zeus ist, und insofern pflegen die Götteridee und der Elementarbegriff sich häufig wechselseitig zu vertreten. Allezeit aber muſs beim Hephästos an die Erdgluth gedacht werden, welche auch in der physischen Welt zu dem wärmenden Sonnenstrahl ebensowohl wie zu

der den Wolkenschichten entstammenden Blitzesflamme einen polarischen Gegensatz bildet. Die Sage verfährt in der Durchführung dieser feinen Unterschiede mit jenem sicheren Tact, dem oft dieselben Ergebnisse verdankt werden wie diejenigen, welche die Wissenschaft unserer Tage erzielt. Als der mifsgestaltete Knabe zuerst der eigenen Mutter widerwärtig erscheint und aus der Gemeinschaft der Himmlischen entfernt wird, findet er da eine Zufluchtstätte, wo sich die vulcanischen Feuerherde in stiller Verborgenheit vorzubereiten pflegen. Bekanntlich sind alle feuerspeienden Berge in der Nähe des Meeresufers oder auf Inseln gelegen und dürfen als der See entstiegen betrachtet werden. Solche unterseeische Vulcane sind daher das Symbol und Lebenselement der Jugend des Hephästos, die er bei der Thetis und der weithin waltenden Eurynome verbringt. Die lieblich funkelnden Krystalle, welche das Product dieses geheimnifsvollen Feuerprozesses sind, lassen sich den zierlichen Schmuckarbeiten vergleichen, mit deren Anfertigung er in seinen jungen Tagen sich spielend beschäftigt.

462. Bald aber sollte er den Olympiern selbst furchtbar erscheinen. Als er es daher gar wagt, gegen den Zeus selbst Partei zu nehmen und die Here durch seine scharfsinnigen Künste zu unterstützen, fafst ihn dieser zornig beim Fufs, dem ohnehin schwachen Theil seines Leibes, und schleudert ihn hinab von den Höhen des Olympos. Da fiel er den ganzen langen Tag und erst spät mit der sinkenden Sonne

erreichte er Lemnos, die vulcanische Insel, wo er bei den Sintiern gastliche Aufnahme fand. Jetzt beginnt für ihn eine ganz andere, viel höhere Thätigkeit. Indem er rauhes Erzgestein schmelzen und mit mächtigen Hammerschlägen bändigen lehrt, wird er zum Gott der Schmiedekunst und zum Begründer aller plastischen menschlichen Thätigkeit überhaupt. Denn lange, bevor irgend ein Gestein oder bildsamer Thon der Welt der Kunstideale den Zugang gleichsam gestattet hatte, war es dem Hephästos bereits gelungen, Metall in dünne Streifen zu zerlegen und auf diese Weise umzubilden. An die Stelle des Krystallisazionsprinzips sehen wir das plastige Vermögen der von Ideen geleiteten Menschenhand treten und sich mit Hülfe von Hammer und Zange, Meifsel und Feile zuletzt auch hartes Felsgestein unterwerfen. Ueberall wird die Materie in ewige Nacht zurückgedrängt und zum Sitz gedankenbelebter Formen erhoben.

463. Da der Götterstaat des sinnigen Werkmeisters nicht entbehren kann, so wird er später vermocht in den Olymp zurückzukehren. Um eine solche Versöhnung einzuleiten, bedarf es aber vermittelnder Göttermächte, mit denen wir erst in der weiteren Folge des theogonischen Prozesses bekannt werden können. Ohne das Eintreten derselben würde Hephästos in einer ähnlichen Abgeschiedenheit verharrt haben wie Hades, der Gott der Unterwelt. So treffen wir ihn nochmals wieder inmitten der Himmlischen, wo er sich auf den Höhen des Olympos einen Palast aus glänzendem Erz erbaut hat, welcher zu der Fel-

sengrotte der Thetis einen eben so mächtigen Abstand bildet, wie die staunenswerthen Erfindungen seines Kunstvermögens zu den Spangen und Ringen, Ohrgehängen, Nadeln und Kettchen, welche er dort angefertigt hatte. Die Werkstatt, welche er sich auf dem Olympos geschaffen, wird uns als nicht weniger poetisch und genievoll geschildert als die Kunstgebilde, die aus derselben hervorgehen. Die Beschreibung, welche uns von derselben in den Gesängen der Ilias aufbehalten ist, macht mehr den Eindruck einer erst in unseren Tagen in Erfüllung gegangenen Prophezeiung als einer Darlegung des Culturzustandes in den Zeiten des göttlichen Dichters. Es ist, als ob dieser eine Vorahnung von dem gehabt habe, was der Menschengeist über die Kräfte der Natur vermag, und von der mikrokosmischen Uebertragung der Weltgesetze auf die Gebilde der Künstlerhand. Wir glauben uns inmitten eines der Gewerke zu befinden, in welchen dem menschlichen Gedanken Blitzesschnelle und dem Willen Riesenarme geliehen werden.

464. Da man sich bei dichterischen Schilderungen doch billiger Weise auch etwas denken mufs, so dürfte es lohnend sein, sich von der Natur und dem Wesen der Werkstatt und der Werke des Hephästos Rechenschaft abzufordern. Die homerische Einbildungskraft verliert sich nie in das Willkührliche und Bodenlose, sondern pflegt sich stets an den unter der Erscheinung verborgenen Sinn zu halten, welchen richtig und sachgemäfs zu erfassen, freilich häufig recht schwer wird. Namentlich bei denjenigen Dingen, die dem

Anblick ein Wunder sind, begnügen wir uns gern mit der Freude, welche eine mährchenhafte Erzählung dem kindlichen Gemüthe gewährt. Wo es sich aber um das Verständnifs der Sage und der Dichtung handelt, sind wir genöthigt, das liebliche Bild schärfer in's Auge zu fassen und nach dessen innerer Berechtigung zu fragen. Sobald wir dies in dem gegenwärtigen Fall thun, stellt sich alsobald an den Gebilden und Schöpfungen des göttlichen Feuerarbeiters zweierlei als charakteristisch heraus: bei der Herstellung seines Werkzeugs hat er überall und zunächst die praktische Anwendung der Gesetze der Mechanik im Auge und bei seinen Erzeugnissen ist es auf die Versinnlichung der Idee abgesehen. Indem er sich nach dem Vorbild jener vulcanischen Feueressen, in denen er im Sinne der Natur bilden gelernt hat, eine Schmiede erbaut, weifs er durch Herstellung von selbstgetriebenen Blasebälgen Stoffe und Kräfte künstlich zu erzeugen oder herbeizuziehen, die dort in kosmischer Thätigkeit sind. Räderwerk, nach ewigen Gesetzen geregelt und durch mechanische Vorrichtungen seinem Willen dienstbar gemacht, bildet die Grundlage der Geräthschaften und Werkzeuge, welche sich, sobald sie in Bewegung gerathen, mit menschlichem Leben umkleiden und zu seinen Organen werden. Die künstlichsten und scheinbar verwickeltsten Maschinerieen der Neuzeit lassen sich immer zuletzt auf dieselben einfachen Gesetze zurückführen, deren Wunderwirkung Homer uns poetisch veranschaulicht. Ebenso offenbart sich in den Gebilden seiner Hand das nem-

liche Streben wie in den Werken der vollendetsten Künstler. Gegenstände, die zunächst für den materiellsten Gebrauch bestimmt sind, ja die dem dringendsten Bedürfniſs Abhülfe verschaffen sollen, bekleiden sich mit einem Schmuck, der den Krystallgebilden, Blättern und Blüthen, der Farbenpracht der Vögel und den wunderbar schön bewegten Formen des höheren organischen Lebens analog ist. Sowie diese für den mit der Zeichensprache der Natur vertrauten Forscher stets eine symbolisch phrenologische Bedeutung haben, so waltet auch hier ein ähnliches Verhältniſs vor. Der Schild, welchen er der Thetis für ihren Sohn anfertigt, ist in dieser Beziehung der Inbegriff alles dessen, was die Kunst der Griechen nachmals in ihrer innigen Verbindung mit dem täglichen Leben Groſses und Herrliches geleistet hat. Wir sehen die arabeskenartig sinnvollen Gebilde sich aus dem schön gegliederten Oval der mächtigen Schutzwaffe gleichsam hervordrängen, bald die Bedeutung derselben verherrlichend, bald sich den zweckmäſsig gewählten Grundformen des leicht bewegbaren Schirmdachs symmetrisch anschmiegend. In dem Spiegel der prachtreich geglätteten Metallfläche stellt sich der Himmel mit seinen Wundern als mythisch begeistigtes Bild dar. Zwei einander gegenüber gestellte Städte versinnlichen die Segnungen friedlichen Rechtsbestands und die Unbilden kriegerischer Eigenmächtigkeit. Dann werden die vier Jahreszeiten unter dem Bilde ländlicher Beschäftigungen geschildert. Endlich wird das Ganze von einem Reigentanz umschlossen,

den des Sängers süſse Harmonieen beleben und regieren, bis zuletzt der Kreisstrom des Okeanos das gesammte Phantasiegebilde gleichsam in seine kosmischen Anfänge zurückleitet. Auch bei dieser unnachahmlich schönen Schilderung erweist sich der göttliche Dichter als Prophet. Alles, was die griechische Kunst nachmals in's Werk gesetzt hat, ist so zu sagen nach demselben Prinzip gezimmert, welches sich hier bereits der Idee nach so herrlich offenbart. Bald macht sich der Stoff und die Grundgestalt des so reich geschmückten Gerathes geltend, bald nimmt die bildende Kunst von den ihr dargebotenen Flächen kühn Besitz und verwandelt die öden Felder in das üppigste Gefilde, auf welchem die sinnreichsten Gedanken Blumen gleich emporschieſsen und sich nach allen Richtungen hin frei und doch harmonisch entfalten, so daſs schlieſslich alle Daseinselemente vergeistigt und künstlerisch verklärt erscheinen.

465. Das Miſsgestaltetsein des Hephästos beruht zunächst auf der feinsinnigen Beobachtung der Griechen, der zufolge Constituzionen von verirrtem Bildungstrieb der Sitz wunderbarer Erfindungsgabe und gewaltiger Kraft zu sein pflegen. Nur wirkt letztere in einer einseitigen Richtung und macht daher von dem entgegengesetzten Standpunkt aus häufig den Eindruck von Schwächlichkeit und unbehülflichem Wesen. Eine solche Anlage tritt noch weit greller hervor, wenn ihre Entwickelung durch ausschlieſsliche Uebung gewisser Geistes- und Körperkräfte gleichsam durch einen Wucherungsprozeſs gefördert wird. Ganz

besonders auffällig erscheint sie bei denjenigen Künsten und Handwerken, welche bei einer sitzenden Lebensart, auf die sie durch die Weise ihrer Beschäftigung angewiesen sind, die Arme und Hände stark gebrauchen. Denn hier scheint die Kraft und das Leben der unteren Gliedmafsen zu schwinden und sich ausschliefslich dem Oberkörper zuzuwenden. Die mächtig ausströmende Kraftfülle kündigt sich daher beim Hephästos durch haarigen Busen und nervichten Hals an, die Homer in seiner wahrheitsgetreuen herrlichen Schilderung des fleifsigen und sorgsamen Werkmeisters treffend hervorhebt. Sobald er sich aber von seinem Sitz erhebt, befindet er sich aufser seinem Element und bewegt sich wankenden Tritts einher. Was ihm indefs die Natur versagt, weifs er durch einen ingeniösen Kunstmechanismus zu ersetzen, dessen staunenerregende Wirkung uns der Dichter unter dem Bild von stützenden selbstbewegten Figuren schildert, ohne sich auf die Darlegung der Mittel einzulassen, mit Hülfe deren sie zu Stande kommt.

466. Während wir durch das plastische Bild, welches Homer von dieser Gottheit hinstellt, mit dem Charakter derselben vertrauter werden wie mit dem irgend eines anderen Wesens dieser höheren Daseinssphäre, haben wir an Kunstwerken, die uns das Wesen und Behaben derselben gleich abgerundet vor Augen bringen, sichtlichen Mangel. Dies ist um so mehr zu beklagen, als wir wissen, dafs das Ideal dieses Gottes durch Alkamenes, den berühmten Zeitgenossen des Phidias, seine Ausbildung erhalten hatte. Die

flüchtigen Darstellungen, denen wir in Arbeiten zweiten und dritten Ranges oder in gröſseren Composizionen begegnen, zeigen uns den oberen Theil des Leibes in harmonischer Vollentwickelung. Man sieht ihm an, daſs er im ungetheilten Besitz seiner selbst ist und was er will, durchzuführen vermag. Keine Aufgabe ist ihm zu schwer und den Hammer weiſs er mit gleicher Sicherheit wie die Feile zu führen. Sein dichtes Lockenhaar deckt eine eng anliegende Werkmannskappe, die zunächst den Zweck hat, das Haupt vor Staub zu schützen. Damit er den rechten Arm frei gebrauchen könne, hat er das kurze Untergewand nur über der linken Schulter befestigt. Sein Blick läſst jene Schärfe wahrnehmen, welche bei denen angetroffen wird, die genau wissen, worauf sie ihr ausschlieſsliches Augenmerk zu richten haben. Mit der Selbstgenügsamkeit und dem Künstlerstolz, den auch er nicht verbergen kann und den er selbst den andern Göttern gegenüber geltend zu machen scheint, contrastirt in fast komischer Weise der schwache Bau der unteren Gliedmaſsen, durch den er sich wesentlich vom Odysseus, dem kühnen Seemann und gewandten Streiter, mit dem man ihn zu verwechseln pflegt, unterscheidet. In manchen Darstellungen namentlich der Vasenbilder ist übrigens dieser Mangel gleichmäſsiger Ausbildung der unteren und oberen Körperhälfte häufig bis zur Unkenntlichkeit gemildert, und wäre nicht das Schleppende seines Ganges durch Homer so entschieden hervorgehoben und mit so sichtlicher Vorliebe geschildert, so würde Niemand an diese eigen-

thümliche Leibesbeschaffenheit durch den Anblick der Kunstwerke erinnert werden. Uebrigens dürfte es gerathen scheinen, auch bei dem Dichter mehr an eine säbelbeinartige Mifsbildung als an eine Störung des Gelenkverbands zu denken. Wenn wir ihn an der Göttertafel umherkeuchen und sich des stützenden Stabes in seiner Werkstatt bedienen sehen, so erhalten wir weit mehr den Eindruck eines seines Trittes bei rascher Bewegung nicht mächtigen und des Gehens ungewohnten Mannes, als eines Hinkenden. Dem sei indefs wie ihm wolle, jedenfalls läfst sich mit Gewifsheit annehmen, dafs, wenn wir Kunstdarstellungen von einer jener komischen Scenen, die bei Homer so erheiternd wirken, besäfsen, diese den Gott weit ausschreitend und ungeschickt umhertappend, nicht aber an Krücken hinkend zeigen würden, wie sich dies nach der Analogie der Kampfschilderungen, in denen er erscheint, schliefsen läfst.

467. Hesiod theilt dem kunstreichen Gott die Aglaia, die jüngste der Chariten, als Gattin zu. Keine andere dürfte sich so zu einer häuslichen Hülfe für ihn eignen, wie die Anmuth, welche unbewufst schmückt und dem Werk der Hände den Reiz der Schönheit leiht. Das mächtig contrastirende Paar veranschaulicht jenes durchgreifende Naturgesetz, dem zufolge das, was durch vereinte Kräfte in's Leben gerufen wird, in dem Maafse herrlicher und vollendeter hervortritt, in welchem der polare Abstand der zusammentretenden Elemente ein gröfserer ist. Auch in der Ilias sehen wir die Charis das Haus des rufsigen Feuergottes bedienen und die

Thetis, welche demselben naht, empfängt sie mit zuvorkommender Freundlichkeit.

468. Anmuth und Liebreiz ist indeſs nur eine schmückende Beigabe des an sich Trefflichen. Ein wahrhaft vollendetes Kunstwerk kommt nur mit Hülfe der Liebe, die ihre Schöpfungen nicht blos mit Schönheit umkleidet, sondern sich in sie versenkt und sie von innen heraus umgestaltet, zu Stande. Daher sehen wir auch den Hephästos eine Eheverbindung mit der Aphrodite, der Göttin der Liebe selbt, der die Chariten dienstbar sind, eingehen. Leider aber ist sie ihm nicht treu, sondern läſst sich von der Jugendschöne des stolzen Kriegsgottes blenden. Ares, der sonst gegen alle in wilder Kampflust anstürmt, wird ebenfalls mächtig von ihr angezogen und durch sie, wenigstens auf Augenblicke, wunderbar umgestimmt. Beide gerathen in ein sträfliches Liebesverhältniſs und werden von dem verschmitzten Hahnrei überrascht, nachdem er ihnen vorher Schlingen gelegt und ihre Flucht unmöglich gemacht hat. Er gibt sie dem Spott der Himmlischen blos, die er alle herbeiruft und denen er das gefesselte Paar vorstellt. Bekanntlich bildet die Erzählung dieses Vorfalles eine der heitersten Episoden der Odyssee. Der Gegenstand ist aber auch mehrfach auf Sarkophagreliefs dargestellt und in diesen so sittsam und ausdrucksvoll behandelt, daſs uns durch diese Schilderungen ein Blick in die tieferen Beziehungen dieses Verhältnisses eröffnet wird. Ares und Aphrodite werden in trauter Unterredung überrascht und die zarte Göttin, die sich ihres eigensten Wesens schämen

mufs, wendet sich mit Vorwürfen gegen den Dämon der Eifersucht, der durch Fledermausflügel als zweideutiges Wesen gekennzeichnet ist und die Fackel der Zwietracht im Fliehen emporschwingt. Auch Ares blickt betroffen zu Boden und Eros eilt trauernd hinweg, während ihm Anteros mit Hymen's Fackel, Vorwürfe häufend, entgegentritt.

469. Aber sowie Aphrodite von der ruhmreichen Erscheinung des Kriegsgotts fortgerissen wird, so wird auch Hephästos seinerseits von einem höheren Daseinszug erfafst. Athene selbst, mit deren Beistand er die herrlichsten seiner Gebilde in's Leben gezaubert hat, scheint ihm als Gattin begehrungswürdig. Als er sich aber vermifst, ihr in wilder Liebesgluth zu nahen, wird er von ihr zurückgewiesen und den Umarmungen der Ge überantwortet. Der Sohn, welcher aus dieser Liebesverbindung hervorging, war jener erdgeborene Erichthonios, den Athene gleich bei seiner Geburt in mütterliche Pflege genommen und in ihrem Heiligthum zu Athen auferzogen haben sollte. Auf diese Weise wird ihr jungfräulicher Charakter ebenso streng bewahrt, wie ihre edle Weiblichkeit glorreich hervortritt. Sie nimmt sich des schöpferischen Feuergotts so an, wie Aphrodite den Wünschen des Ares hätte begegnen sollen. Was man unter platonischer Liebe zu verstehen pflegt, wird uns hier durch die zartgewandte Sage als wirkliches Ereignifs vorgeführt. In Freundschaft bleibt Athene dem Hephästos zugethan und seiner Nachkommenschaft nimmt sie sich mit derselben Liebe und Treue an, als wäre er ihr eigener Sohn. Sie

erzieht ihn zum Vorbild der athenischen Jugend und überträgt auf ihn alle Gaben der Weisheit. Sie selbst aber hat einen noch höheren Beruf und der Held ihrer Wahl, dem sie nachmals als treue Gefährtin und himmlisch verklärte Gattin zur Seite steht und den sie selbst in die Gemeinschaft der ewigen Götter einführt, ruht noch im Zeitenschoofs. Sobald dieser hervortritt, ist auch sie zu ihrem Vollberuf gelangt, der nicht in der Bildung von Kunstwerken aufgeht, sondern auf die Verklärung des sittlichen Daseins der Hellenen gerichtet ist.

470. Eine noch viel entschiedener praktische Richtung als Hephästos verfolgt vermöge angeborenen Dranges Hermes, der Sohn des Zeus und der Maia. In dem allerdings dunkelen Namen der letzteren scheint der Begriff des strebsamen Wollens, auch wohl des Begierlichen verborgen zu liegen. Sie ist eine Tochter des Atlas, des alles durchforschenden Titanen, dessen Sinnesart sich auf den Enkel vererbt hat. Bei allem, was dieser anschaut und ergreift, hat er immer nur nützliche Zwecke im Auge und nur dadurch unterscheidet er sich wesentlich vom Apollon, mit dem er sonst so vieles gemein hat, dafs man oft glauben sollte, er stelle dieselbe Götteridee nur unter verändertem Namen dar. Beide sind Hirtengötter und beide sind musikliebend, aber während Apollo sich der seinem Schutze befohlenen, harmonisch geeineten Heerden uneigennützig erfreut, ist Hermes nur darauf bedacht, wie er die wohlgenährten Thiere ausbeuten soll; und während Apollo im Liede, als dem Ergufs der rein-

sten Begeisterung, schwelgt, weiſs Hermes die Töne, welche in dem rhythmischen Bau der organischen Naturgebilde gleichsam schlafend ruhen, durch sinnige Vorrichtungen nicht blos zu wecken, sondern auch einer höheren Gesetzmäſsigkeit dienstbar zu machen. Und in gleicher Weise werden wir ihn als Orakelgott experimentativ auftreten und sich in allen Kreisen des Daseins als erfindungsreichen Geschäftsmann, der jeder Erscheinung reelle Vortheile abzugewinnen weiſs, geltend machen sehen.

471. Sowie Pallas Athene in voller Rüstung aus dem Haupte des Zeus emporsteigt, so gibt sich auch das eigenste Wesen des Hermes gleich in den ersten Stunden nach seiner Geburt kund. Kaum ist er sich selbst überlassen, so macht er sich aus der Wiege, in der ihn seine Mutter beigesetzt hatte, auf und eilt nach Pierien, wo er dem Apollo seine Rinder entwendet. Diesen kühnen Zug der Sage kann die Poesie nur flüchtig berühren, wohingegen es der bildenden Kunst belassen ist, länger bei der Ausmalung des heiteren Mährchens zu verweilen. Auf einer Schale des gregorianischen Museums im Vatican sieht man auf der einen Auſsenseite den Apollo mit dem Hirtenscepter den Dieb seiner Rinder eifrig suchen, während auf der anderen die Mutter sich nach ihrem neugeborenen Kindlein verwundert umzusehen scheint. Der schalkhafte Knabe aber, der soeben verschwunden war, hat sich eilig in sein Wiegenbett zurückgeflüchtet, welches unter dem Schutzdach einer Felsenhöhle steht. Er thut, als ob nichts vorgefallen wäre, und dem Beschauer ver-

räth er sich nur durch den breitkrämpigen Hut, welcher den Hermes als den stets wandernden Gott bezeichnet.

472. Auf eine schickliche Weise Anderen ihr Eigenthum zu entwenden und es zweckmäfsig zu verwenden, galt nach den Begriffen der Alten nicht für schändbar. Eher hatten sie ihre Freude an schlauen und gewandt ausgeführten Unternehmen, bei denen der Mensch den Menschen so übervortheilt wie ein Thier das andere. Auch auf die Götter werden daher dieselben Gesinnungen und Grundsätze übertragen und Hermes hat bei seinem Rinderdiebstahl nichts eiligeres zu thun als zwei Stück zu schlachten und die übrigen in einer Höhle so zu verbergen, dafs nicht einmal ihre Spuren bemerkbar waren, indem er ihnen Besen an die Schwänze geknüpft hätte, die jene verwischten. Die geschlachteten Thiere aber sucht er nach allen Seiten hin auszubeuten; das Fleisch kocht und verzehrt er zum Theil, zum Theil bringt er es den Göttern zum Opfer dar, die Häute dagegen nagelt er an Felsenwände an, offenbar um sie zu trocknen und nutzbar zu machen.

473. Nachdem Verdachtgründe und andere Anzeichen dennoch auf ihn als den verschmitzten Thäter hingewiesen hatten und er vor dem Richterstuhl des Zeus selbst zur Verantwortung gezogen worden war, offenbart sich sein nimmer rathloser Charakter auf eine nicht weniger überraschende und doch äufserst treffende Weise durch unbefangenes Leugnen. Erst nachdem er sich von der Nutzlosigkeit des eingeschla-

genen Vertheidigungsverfahrens überzeugt hat, läſst er sich herbei, dem Apollo sein Eigenthum zurückzuerstatten, und führt ihn nach Pylos, wo er die Rinder verborgen gehalten hatte. Doch gibt er auch jetzt seine Sache noch nicht für verloren, sondern weiſs seinen Ankläger in dem Augenblick der Uebergabe durch Bestechung zu gewinnen und ihm dann den Gegenstand seiner Wünsche selbst durch Vorzeigung eines Spielzeugs, in welches dieser sich verliebte, und das er ihm schlieſslich überlieſs, wohlfeilen Kaufes abzugewinnen.

474. Die Erfindung der Leier wird dem Hermes zugeschrieben und um diese sollte er die Rinder des Apollo eingetauscht haben. Die Sage legt vorzugsweise Gewicht auf die sinnvolle Anwendung des Schildkrötengehäuses als Schallboden, den wesentlichsten Bestandtheil der Leier aber bilden die Saiten, die sich nur aus den Därmen des geschlachteten Heerdenviehes gewinnen lieſsen und die daher recht eigentlich das Product der Industrie sind, die von Hirtenvölkern geübt wird. Auf solch ein kleinliches Detail geht nun freilich der Mythus der Griechen nicht ein, sondern dieser hält sich seiner Natur nach an das mehr Augenfällige und Faſsbare. Die durch einen Steg verbundenen Hörner der Leier, welche sich auf die harmonisch gewölbte Schale der Schildkröte aufstützen, bieten natürlich einen viel bedeutsameren Anblick dar, als die Saitenstränge, deren liebliche Schwingungen weit eher dem Ohr als dem Auge vernehmbar sind. Der Wiederhall derselben aber wird auch dem Anblick des Unge-

bildetsten durch die ausdrucksvolle Construction versinnlicht, die dieses euphonische Gebilde darbietet. Einer mit tausendfältigem süſsen Echo ertönenden Grotte vergleichbar, ist sie in ein tragbares Schallhaus verwandelt und erleichtert dem Menschen die mikrokosmische Reproduction des ewig tönenden Sphärenklangs, dessen Dasein der Tanz der Gestirne bekundet, ohne daſs unser Ohr denselben zu vernehmen vermag.

475. Im Hermes spiegelt sich die allseitige Begabtheit des gesammten Hellenenthums. Diese offenbart sich nirgends so mächtig und glänzend als in dem Zauber der Rede, welchen der gewandte Gott zuerst praktisch nutzbar zu machen gelehrt haben sollte. Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher sich seine Gedanken entfalten und alle Möglichkeiten und Füglichkeiten offen legen, weiſs er Anderen durch wohlgewählte Worte die Sachlage so zu veranschaulichen, wie es ihm gerade frommt, und sie durch Ueberredungskünste unvermerkt zu zwingen, seiner Ansicht beizutreten. Die Dialektik, welche er übt, ist mit allen Mitteln der Täuschung ausgerüstet, deren es bedarf, um den anders Denkenden in den Maschen der strengen Schluſsfolge zu fangen, welche einen Jeden, der auf sie eingeht, widerstandslos mit sich fortreiſst. Vorspiegelungen, Täuschungen, selbst heilige Zusicherungen werden angewandt, den Gegner von seinem Pfad abzulenken und ihn zu beirren. Wer sich überlisten läſst, hat nicht mehr Recht zur Klage wie ein in tückischen Hinterhalt gerathener Feind. Den Grundsätzen der Griechen zufolge galt es

aufpassen in einem solchen Fall und eine geschickte Uebervortheilung wurde keineswegs für einen Rechtsbruch angesehen. Noch jetzt unterscheiden die Bewohner des Südens ein gewandtes, rasches Verfahren streng von einem rechtswidrigen.

476. Mehr als eine Statue schildert uns den tiefsinnigen Gott der Redekunst, vor allen jene hochherrliche des vaticanischen Belvedere, die in mehreren Wiederholungen vorhanden ist und wahrscheinlich von einem Werk des Polyklet abstammt. Mit seinem schlanken ebenmäſsigen Gliederbau, in dem sich seine rasche Behendigkeit und nimmer verlegene Anstelligkeit spiegelt, contrastirt auf eine bedeutungsvolle Weise das sanft verneigte Haupt und der Ausdruck stillen Nachdenkens, welches als die Vorbereitung zum dialektischen Kampf erscheint, zu dem er den Plan entwirft. Während er aber nach auſsen hin eine fast feierliche Ruhe bewahrt, ist sein Geist in rastloser Thätigkeit begriffen. Er hat nur ein Ziel vor Augen, nemlich das der erfolgreichsten Gedankenentwickelung, bei der es ihm vor allem darauf ankommt, einen möglichst günstigen Anknüpfungspunkt zu gewinnen. Diesen scheint er zu erspähen und man fühlt deutlich, daſs, sobald er einmal zu Wort gekommen sein wird, der gewandte Götterjüngling jeder ihm entgegentretenden Meinung Herr werden muſs. Denn seinen wachen Blicken entgeht kein Wechselverhältniſs und darin äuſsert sich seine Ueberredungsgabe vor allem mächtig, daſs er sich den Ansichten des Gegners nicht sowohl widersetzt, als vielmehr auf dieselben geschickt

einzugehen und sie dann unvermerkt so zu wenden weiſs, daſs dieser glauben muſs, er sei jetzt erst zum Verständniſs seines wahren Vortheils gelangt. Die ganze Gestalt zeigt mitten in der Ruhe jene zarte Beweglichkeit, welche im Vordringen überall auszuweichen versteht und durch mild freundliches Behaben gröſsere Ergebnisse erzielt als durch die Wucht persönlichen Ansehns und jene geistige Ueberlegenheit, die im voraus des Sieges gewiſs ist und vornehm auf den Widersacher herabschaut.

477. Ihre wahre Bedeutung erhält die Beredsamkeit des Hermes dann, wenn sie zum Ausdruck des höchsten Götterwillens wird. Ueberall wo Zeus diesen kundzugeben und eindringlich darzulegen beabsichtigt, bedient er sich der Vermittelung des Hermes, der ihn auch auf Erden sowohl wie in der Unterwelt als Botschafter mit dem vollen Ansehn seiner Person vertritt. Die wunderbare Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, mit welcher er sich nicht blos in die verschiedensten Verhältnisse zu finden, sondern sich auch ganz und gar in den Sinn dessen zu versetzen weiſs, welchem er als Anwalt beisteht, macht ihn ganz besonders zum Heroldamt geeignet, welches er zunächst im Götterkreis, dann aber auch bei den Menschen verwaltet. Die hohe Wichtigkeit dieses Berufs wird in den Dichtungen der Alten mehr leise angedeutet als des weiteren ausgeführt, und da derselbe es mit sich bringt, daſs die eigene Persönlichkeit des Götterboten zurücktritt und sich als solche fast nirgends geltend macht, so erscheint uns dieselbe gewöhnlich bei weitem nicht so

imposant und ehrfurchtgebietend, als sie in der That ist. Nur hin und wieder ist es uns vergönnt, einen Blick in die innere Fügung seines wunderbar gearteten Charakters zu thun und dadurch ahnen zu lernen, mit welch einem gewaltigen Götterwesen wir es zu thun haben.

478. Das Mittleramt des Hermes unterscheidet sich wesentlich von dem scheinbar aufopferungsvollen, in der That aber egoistischen Treiben solcher Persönlichkeiten, welche dadurch, dafs sie zwischen die streitenden Parteien treten, diese zu versöhnen suchen. Sein Bestreben geht allezeit dahin, ganz und nur in dem Geist desjenigen zu handeln, der ihn gesandt hat. Da er solche Sendungen nur von den oberen Göttern, von diesen aber der Reihe nach übernimmt, so gehen die Eigenschaften sämmtlicher Olympier auf ihn über, was sich dadurch kundgibt, dafs er sie, jede an ihrem Ort, geltend zu machen weifs. Vorwaltend ist er indefs der Vertreter der Herrschergewalt des Zeus und als solcher geniefst er dasselbe Ansehn wie dieser, ein Ansehn, welches sich dann auf alle Herolde überträgt, die als Boten des obersten, das Völkerrecht beschützenden Gottes heilig und unverletzbar erachtet wurden.

479. Ganz die entgegengesetzte Stelle nimmt er als Opferherold ein. Als solcher erscheint er zunächst in der Versammlung der Zwölfgötter, wo er den Widder zum Atlas schleift und gewissermafsen als Vertreter der Gemeinde angesehen werden mufs, sei es nun, dafs unter dieser die dem Zeus in feierlichem Festzug nahenden Götter selbst oder die Sterblichen zu ver-

stehen sind. Letzteren leiht er entschieden den Ausdruck frommer Ergebenheit, wo er oder der an seiner Statt erscheinende Opferherold die heilige Handlung vollzieht. Dafs er hier auf Seite der Menschen steht und sich der Interessen derselben annimmt, geht daraus hervor, dafs er es ist, welcher den Heerdenreichthum mehrt und die Altäre der oberen Götter mit Opfervieh versorgen hilft. Dies führt auf die Idee des Hirtengottes zurück, von der wir ausgegangen sind. Als solcher nahm er selbst die Opfer entgegen, welche er den Olympiern darzubringen zuerst gelehrt hatte.

480. Der Heroldstab, welchen er als ehrfurchtgebietendes Abzeichen und als Symbol der ihm inwohnenden Zaubergewalt führt, scheint ebenfalls ursprünglich ein Hirtenstab, der sich selbst als Scepter darstellen konnte und sich so dargestellt hat, gewesen zu sein. Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, eine genügende Erklärung dieses Symbols zu geben. Nur so viel ist gewifs, dafs weder Homer noch die älteren Vasenbilder, auf denen es abgebildet vorkommt, die Schlangen hervorheben, welche in späteren Zeiten für charakteristisch galten. Die ältesten Darstellungen zeigen diesen Stab bald in der Gestalt eines Scepters, bald in der einer Ruthe. Immer aber sind die beiden gabelförmigen Enden, in die er ausläuft, verknotet. Dieses Verschlungensein bleibt als Hauptkennzeichen zurück, nachdem die der Doppelruthe abgewonnenen Reife in Schlangen umgewandelt und die Flügel hinzugefügt worden waren, die die Schnelligkeit des Gottes in den

verschiedensten Verbindungen andeuten. Bei so vieldeutigen Symbolen, wie der Caduceus ist, mufs man sich ganz besonders hüten razionalistische Erklärungen vorzuschlagen. Sie würden um so gewagter erscheinen müssen, als die erwähnte Umgestaltung, die gröfstentheils auf Schönheitsrücksichten beruhen mag, die Grundidee eher verschleiert als weiter entwickelt hat. Für einen Zauberstab mufsten die verschlungenen Enden jedenfalls eine sogenannt sympathetische Bedeutung haben.

481. Als vermittelnd hülfreicher Gott zeigt sich Hermes vorzüglich da, wo er diejenigen, die unter dem Schutz des Zeus stehen, auf dessen Geheifs geleitet und durch Rath und That unterstützt. In dieser Eigenschaft wird er zum Widerspiel der Pallas Athene, mit der er oft zu solchem Zweck verbunden erscheint. Während diese die Eingeberin weisen Raths ist und den inneren Sinn der ihr theueren Helden erleuchtet, nimmt sich Hermes der Lösung praktischer Schwierigkeiten an, bei denen es sehr oft des Eingehens auf scheinbare Kleinigkeiten bedarf. Ihm stehen alle Wege offen, und wo seine himmlische Schwester sich der Gestalt der auf Erden wandelnden Heroen bedienen mufs, sehen wir ihn meist selbst erscheinen und an die Ordnung der menschlichen Angelegenheiten Hand anlegen. Er wird daher häufig zu schwierigen Unternehmungen entsendet, und während anderen Gottheiten bei ihrer Wirksamkeit Gränzen gesetzt sind, kennt er keine Schranken seines Waltens. Selbst in der Nähe von Todten, deren Berührung Apollo ängstlich flieht,

vermag er zu weilen und deren Seelen begleitet er bis in die Unterwelt hinab.

481. Als Führer der vom Körper abgeschiedenen Seelen erhält dieser Gott eine hohe praktische Bedeutung. Denn auch im Alterthum war einem Jeden an der Ruhe nach dem Tode gelegen. Hermes wird in dieser Beziehung recht eigentlich zum Seelenhirten, indem er die Schatten vor sich her und in die Gehege des Hades eintreibt. Wer seiner Obhut nicht theilhaftig ward und aufserhalb der Thore der Unterwelt umherirrte, wurde für unselig erachtet und die Alten versäumten es daher nie, jeden einzelen Todten dem Seelenwalter durch Opfer und Fürbitten zu empfehlen. Durch seine rastlose Mitwirkung bleibt Zeus gleichsam als Oberlehnsherr im Besitz der beiden Reiche, die er an seine Brüder bei der Weltentheilung abgegeben hatte. Denn das Meer sowohl wie die Unterwelt sind ihm zugänglich und hier wie da beachtet man seine Befehle. Selbst die Nacht durchspäht er und kein Winkel des Daseins bleibt ihm verschlossen.

483. Das Hirtenamt der Seelen ist indefs nicht blos auf das jenseitige Leben beschränkt. Schon in dieser Zeit hat er eine gewisse, wenn auch beschränkte Gewalt über das Seelenleben der Menschen. Nicht so zwar, dafs er die Freiheit des Willens tyrannisch zu beeinwirken vermöchte, sondern sein Einflufs erstreckt sich zunächst nur auf denjenigen Zustand, in welchem der Sterbliche gleichsam mit beiden Welten in Berührung tritt und durch die Traumanschauung sich über die Gränzen des niederen Daseins zu erheben scheint.

Der Führer der Traumbilder ist nun wiederum Hermes und dieser befolgt dabei die Befehle des Zeus. Denn durch Gesichte pflegt der Olymposbeherrscher sich den Menschen zu offenbaren und ihren Sinn bald zu erleuchten, bald zu umnebeln.

484. Als Spender und Vorsteher des Schlafes genoſs Hermes seit den ältesten Zeiten einer hohen Verehrung. Bevor man sich nach dem Nachtlager begab, stellte man sich unter seinen Schutz, und sowie man ihm nach dem Abscheiden geliebter Personen opferte, um sich seiner Obhut in Betreff ihrer des Todtengeleites bedürftigen Seelen zu versichern, so suchte man ihm durch Trankspenden und fromme Wünsche die süſse Wohlthat eines erquicklichen und traumgesegneten Schlafes abzugewinnen. Denn in seiner Macht steht es, nicht blos durch die Berührung mit seinem Stab die Augen der Sterblichen zu schlieſsen, sondern auch, wenn er will, die Schlummernden wieder zu erwecken. Da diese Gabe des Lösens und Bindens als gerade an dem Stab des Hermes haftend bezeichnet wird, so wird es erlaubt sein, zu vermuthen, daſs der Knoten an demselben der symbolische Ausdruck dieser zauberartigen Kraft sei. Mir scheint derselbe eine ähnliche Bedeutung zu haben wie die verschränkten Hände der Eileithyia und auf Vorstellungen zu beruhen, wie diejenigen sind, welche den meisten sympathetischen Mitteln des Volksglaubens zu Grunde liegen. Wie sich dieselben in diesem besonderen Fall gestaltet haben, läſst sich jetzt freilich kaum errathen, da die Dichter solche Einzelheiten des früh dem Aber-

glauben verfallenen Gebrauchs kaum flüchtig berühren und die Kunstwerke, wie wir bereits gesehen haben, das schwer verständliche Attribut arabeskenartig umgestaltet zeigen.

485. Als Gott des Geleites ist Hermes natürlich auch Schirmherr der Strafsen und auch in dieser Eigenschaft berührt er sich mit Apollon, dem ebenfalls als Agyieus an Wegen und Thüren obeliskenartig gestaltete Idole errichtet wurden. Leider sind wir zu wenig über die inneren Beziehungen der einschlagenden Culte beider Gottheiten unterrichtet, um den obwaltenden Unterschied festzustellen. Sollen wir eine freilich ziemlich schwach gestützte Vermuthung wagen, so möchten wir dem Apollon mehr den nachbarlichen Wechselverkehr zuweisen, während Hermes die Landstrafsen, Thore und öffentliche Plätze in seine Obhut nimmt. Jeder Wanderer stand unter seinem besonderen Schutz und unfreundliche Begegnung wurde schwer von ihm geahndet. Er selbst ward als Führer nicht blos der Einzelen, sondern sogar ganzer Heeresmassen betrachtet, weshalb in Athen der Oberbefehlshaber derselben ihm beim Ausrücken in's Feld ein Opfer darbrachte. Die nur halb vermenschlichten Steinpfeiler, welche auch dann noch, als sie zu Trägern der Köpfe und Attribute anderer Gottheiten ziemlich allgemein benutzt worden waren, von ihm die generische Benennung von Hermen führten, waren an den Landstrafsen und Thoren etwa so aufgestellt wie Meilenzeiger und Wegweiser, und die praktische Bedeutung dieser alterthümlichen Götterbilder gibt sich

auch dadurch zu erkennen, daſs es bei den Griechen frommer Brauch war, die sie umgebenden Steinhaufen, welche wahrscheinlich zur Wegeverbesserung benutzt wurden, durch das Daraufwerfen eines vom Acker aufgelesenen Steins zu mehren. Denn jeder auf diese Weise am Wege errichtete Steinhaufen wurde als dem Hermes geheiligt betrachtet und danach ein Hermeion genannt.

486. Der Völkerverkehr wurde vorzugsweise als eine Segensgabe des Hermes betrachtet. Ermöglicht und eröffnet wird er durch dessen Heroldsberuf, kraft dessen er überall Frieden stiftet und freundschaftliche Verbindungen einleitet. Sowie er aber von allen Verhältnissen und Umständen Nutzen zu ziehen weiſs, so zeigt er sich auch hier zunächst beflissen, durch dieselben den Austausch der in Ueberfluſs vorhandenen Landeserzeugnisse zu veranlassen und somit den Besitz zu beleben. Die Wertherhöhung, welche dadurch entsteht, daſs die Güter einer Ortsveränderung unterworfen und dem Bedürfniſs entgegengeführt werden, wird zur Hauptquelle des nazionalen Reichthums und dieser ist wiederum sein Werk. Der Gewinn, welchen er zu machen lehrt, ist daher keineswegs blos das Ergebniſs gegenseitiger Ueberlistung, sondern jener sinnvollen Thätigkeit, die in dem Welthaushalt dem Menschen allein belassen ist. Wenn die Natur ihre Gaben gezeitigt hat, so ist sie an den Gränzen ihrer Thätigkeit angelangt. Sie uns zu reichen, ist sie auſser Stande: der Mensch muſs ihr sie abnehmen. Doch ist auch dies in den meisten Fällen nicht ausreichend, da selbst Gold und Edelsteine nur dann zu Kostbarkeiten wer-

den, wenn sie Tauschfähigkeit erhalten. Der Schatzgräber, wie der Hirte oder Landmann bedarf daher der Mitwirkung einer noch anders gewandten Thätigkeit, vermöge deren die Ausgleichung der Erdengüter erfolgt. Diese ist die des Handelsgeistes. In ihr und durch sie erhält Hermes seine höchste Bedeutung. Sein ausschliefslich auf das Praktische gerichteter Götterberuf gelangt hier zu einer allseitigen Wirksamkeit. Da er diese im Sinne der Griechen, des listigsten und gewandtesten Volkes der Erde, entfaltet, so geht es dabei freilich nicht ohne gefährliche Kunstgriffe ab und hinter dem vorgeschlagenen Tausch lauert häufig die Täuschung. Doch mag auch diese durch Sitte und Gesetz in gewisse Gränzen zurückgedrängt gewesen sein. Jedenfalls sind seine Verdienste um die Mittel des Austausches weit gröfser als die Nachtheile, welche seine liebenswürdige Verschlagenheit in ihrem Gefolge führt. Schrift und Zahlzeichen, Maafs und Gewicht dem Handelsbedürfnifs angepafst zu haben, galt für sein Werk. Von der höchsten Wichtigkeit aber war für das Tauschgeschäft ein Werthzeichen, welches seinen inneren und ständigen Gehalt gleichsam zur Grundlage hatte und sich daher jeden Augenblick zum vielseitigsten Umsatz eignete. Ein solches ist das nach einem festen und im Völkerverkehr anerkannten Systeme ausgeprägte Edelmetall, das uns, trotz dem dafs es uns bei den Griechen kunst- und ideenreich entgegentritt, bei der Alltäglichkeit und Gedankenlosigkeit der Auffassung aller Umsatzverhältnisse eine prosaische Erscheinung darzubieten pflegt. Den Grie-

chen machte es einen anderen Eindruck, weshalb auch in poetischen Kunstwerken Hermes mit dem Beutel erscheint und Pindar selbst behauptet, daſs Gold den Mann mache.

487. An dem guten Erfolg hat in Handelsgeschäften immer auch der Zufall einen gewissen Antheil. Die Geneigtheit oder das Unholdsein des Glücks im voraus zu befragen, bedurfte es aber ganz anderer Mittel, als diejenigen waren, welche die apollinischen und ähnliche Orakelinstitute darboten. Denn diese beschäftigten sich weit mehr mit dem Schicksal als mit dem Lebensloos des einzelen Sterblichen. Wenn jenes den Menschen zuertheilt und in zweifelhaften Fällen durch Zeus selbst mit der Waage geprüft wird, so fällt ihm dieses dagegen gleichsam blind zu. Es zu erkunden, bedarf es daher ganz eigener Vorrichtungen, die bei allen Völkern mehr oder weniger gleichförmig wiederkehren und als deren Erfinder bei den Griechen Hermes galt. Ihn nemlich betrachtete man als den sinnigen Urheber des Würfelspiels, dessen Glücksaugen ausschlieſslich das dämonische Spiel des Zufalls zu beherrschen scheint, während dabei die persönliche Geschicklichkeit, dem angenommenen Prinzip zufolge, wirkungslos bleiben soll. In seinen Händen wird es daher zu einem Glücksorakel, welches eine so magische Gewalt auf das menschliche Gemüth auszuüben pflegt, daſs wir selbst Helden, die dem Schlachtengeschick ruhig und muthvoll entgegenzutreten gewohnt sind, sich mit Leidenschaft an dasselbe wenden sehen. Auch bei den Alten fehlte es nicht an ausdrucksvollen

Schilderungen solch einer Sucht, das Glück zu versuchen, und zahlreiche Vasenbilder zeigen uns die ruhmreichsten Heroen des griechischen Lagers vor Troja in einem Augenblick, wo sie nur für die stummen, aber bedeutungsvollen Antworten dieser unsichtbar dämonischen Macht Sinn zu haben scheinen.

488. Die Entscheidung durch das Loos wurde ebenfalls als ein durch den Hermes in Vorschlag gebrachtes Auskunftsmittel betrachtet. Wenigstens wird sie allezeit durch den an seiner Statt erscheinenden Herold beaufsichtigt. Sie ist im Grunde nichts anderes als eine Orakelbefragung, indem der Mensch sich der Willkühr einer höheren Macht dabei ausschliefslich überläfst. Wenn die Sage uns berichtet, dafs Apollo dem Hermes nur diese Form der Weihsagung überlassen habe, so mufs andrerseits beachtet werden, dafs die Zukunftskunde des Sohnes der Leto nicht bis in diese höheren Kreise des sittlichen Daseins hineinreicht. Denn obwohl dieser einen weit idealeren und daher auch erhabeneren Charakter hat, so ist dagegen das Bereich seines Götterwaltens von weit engeren Gränzen umhegt als das des Hermes, welcher alle Einzelfälle des Erdentreibens eifrig sorgsam überwacht. Da indessen auch sein Wirken ein beschränktes ist, so bleibt ihm eben nur so viel belassen, den Sterblichen die Verbindung mit der Macht zu eröffnen, unter der selbst Zeus sich beugt. So wie dieser die Lebensloose einer neben ihm stehenden Urne entnimmt und sie, wenn sie einmal gezogen sind, nicht mehr umzugestalten vermag, so lehrt Hermes die Menschen

den Willen des Geschicks in gleicher Weise befragen. Die Alten, so oft sie sich dieses Mittels zur Erkundung höheren Götterrathschlusses bedienten, stellten sich daher allezeit unter den Schutz des Hermes und das Oelblatt, welches als Glücksloos zuerst herauskam, scheint nach ihm das Hermesloos benannt worden zu sein. So wenigstens werden wir die Stellen der Grammatiker verstehen müssen, welche von dem Brauche reden, dem zufolge ein Oelblatt auf die Loose geworfen und dann ihm zu Ehren zuerst gezogen wurde. Denn ursprünglich bediente man sich der Blätter ausschliefslich zu Loosen und der erste, also entscheidende, Zug trug den Namen dieses Gottes. Er galt auch hier als Walter des Glücks und so wurde zuletzt alles was Glück brachte als sein Werk und seine Gabe betrachtet. Vor allem pflegte man einen glücklichen Fund als ein Hermesgeschenk zu preisen. Wem ein solcher zu Theil wurde, ertönte dann gewöhnlich der Zuruf, dafs Hermes gemeinsam sein möge, durch welchen sich der Zeuge eines frohen Fundes der Theilnahme an demselben zu versichern suchte. Sowie nun aber der Gott als Freudengeber sich den Alten unter dem Bilde einer leuchtenden und weifsschimmernden Erscheinung darstellte, so war dagegen der schwarze Hermes als eine Schreckgestalt, mit der man auch die Kinder zu ängstigen pflegte, in's Sprichwort übergegangen und das plötzliche Erscheinen des letzteren galt für ein ebenso grofses Unglück als jener andere im frohen Wetteifer von denen, welchen er sich kundgab, begrüfst wurde.

489. Mit der Idee des Hirtengotts, welche dem vielgestaltigen Wesen des Hermes zu Grunde liegt, hängt nun auch seine Bedeutung als Kampfwart in den Schulen griechischer Leibesübung auf das innigste und naturgemäfseste zusammen. Hirtenvölker haben allezeit einen kriegerischen Charakter und bei öffentlichen Kampfspielen sehen wir in mythischen Zeiten Hirtensöhne häufig um die Palme ringen. Aber auch abgesehen von dieser so nahe liegenden Beziehung, mufste Hermes schon deshalb auf die Entwickelung der griechischen Palästra einen wesentlichen Einflufs üben, weil in dieser nicht blos die physische Kraft, sondern auch jene Gewalt eine besondere Berücksichtigung fand, welche Geistesgegenwart und Verschlagenheit gewähren. Daher stehen auch diejenigen Spiele unter seiner besonderen Obhut, welche vorzugsweise Gewandtheit und Scharfblick erheischen, und namentlich finden wir ihn bei Pindar da als hülfreich erwähnt, wo es sich um Siege in Wagenrennen handelt. Bei diesen kam es vor allem auf solche Geschicklichkeiten und Kunstgriffe an, wie nur er sie zu üben im Stande war. Er wird daher auch mit den reisigen Dioskuren zusammengenannt und dem Vertreter der Körperkraft gegenübergestellt. Wenn wir diesen als wuchtvoll und von gedrungener Gestalt werden kennen lernen, so zeichnet sich dagegen Hermes durch schlanken Bau und Gelenkigkeit aus. Auf sein Ideal werden alle jene harmonischen Eigenschaften der Leibesbildung übertragen, welche das herrlichste Ergebnifs der griechischen Kampfschulen sind. Als palästrischem Gott ge-

hört ihm auch das Attribut des Hahns zu, der wegen seiner Wachsamkeit und nimmer müden Streitlust das Vorbild der Palästra war und erst später in einem ganz anderen und seiner Urbedeutung fremden Sinn gefaſst worden ist.

490. Unter den Statuen dieses Gottes zeichnen sich mehrere oft wiederholte Typen von hoher Kunstvollendung aus. Den ersten Platz möchte wohl jene unvergleichlich schöne herculanische Bronzestatue im Museum von Neapel verdienen, in welcher die Leichtigkeit der Bewegung und die Festigkeit der Richtung, welche er mitten in derselben zu behaupten weiſs, ausnehmend treffend geschildert ist. Wie ein Vogel sich eine kurze Ruhe fast spielend gönnt, um im nächsten Augenblick mit um so gröſserer Lust durch die Lüfte zu schieſsen, so hat er sich auf einem Felsensitz flüchtig niedergelassen. Während er sich mit der Rechten aufstützt und in der Linken den Heroldsstab lose gehalten zu haben scheint, ist sein stets wacher Blick auf einen Gegenstand geheftet, der seine Aufmerksamkeit ungetheilt in Anspruch nimmt. Im Uebrigen gleichen alle Muskelpartieen einer gelösten Bogensehne. Aber mitten in dieser behaglichen Ruhe gibt sich die Spannkraft derselben um so mächtiger kund. Sämmtliche Glieder zeigen jene allseitig harmonische Durchbildung, welche auf universelle Brauchbarkeit schlieſsen läſst. Mit der anmuthreichen Nachlässigkeit seiner Haltung contrastirt auf eine bemerkenswerthe Weise die Stellung beider Füſse, deren einen er mit der Ferse aufstützt, während der andere den Boden nur mit der

Spitze der Zehen berührt. Es ist deutlich wahrnehmbar, daſs er die Sohle nicht aufzusetzen wagt. Unter derselben nemlich ist der Knoten, durch welchen die Flügel, auf denen er die Lüfte durchschreitet, befestigt sind, in Gestalt einer Rosette angedeutet. Er ist daher gleichsam nur auf die Luftwanderung eingerichtet und in Beziehung auf diese ist der Knöchelverband trefflich angelegt, indem er die Gelenke möglichst unbehindert läſst und dadurch die Freiheit der Bewegung ermöglicht und sogar sichert. — Eine öfter wiederkehrende kleine Bronze, von der das British Museum das schönste Exemplar besitzt, schildert uns ähnlich wie einige ebenfalls mehrfach wiederholte Marmorstatuen den Gott in seinem edlen Anstand, wobei sich alle Vorzüge seiner herrlich entfalteten Leibesbildung glänzend herausstellen. Von seiner linken Schulter fällt das Mäntelchen herab, dessen zarte Faltenbrüche sein anmuthreiches Behaben noch deutlicher hervorheben. Jede Regung seines schlanken Götterleibes zeigt den zum vollen Besitz seiner selbst gelangten Palästriten und unser Staunen über solchen Adel des Wesens wird auf den höchsten Punkt gesteigert, wenn wir diese hochherrliche Gestalt mit den spitzbärtigen Hermenbüsten vergleichen, aus denen dieses Götterideal sich nach und nach entwickelt hat.

491. Eine ganz neue Welt eröffnet sich uns durch die Erscheinung des Dionysos, welchen Zeus mit der Semele, der hehren Kadmostochter von Theben, zeugt. Letztere hatte es sich beikommen lassen, sich von dem Olymposbeherrscher als Gnade zu erbitten, ihr

so zu erscheinen, wie er der Hera nahe. Die Erfüllung ihres thörichten Wunsches führte ihren Untergang herbei: denn als er sie in Donner und Blitz umfing, wurde sie von den Flammen ergriffen und verzehrt. Nur der kleine Knabe den sie unter ihrem Herzen trug, wurde von Zeus dem Feuertod entrissen und in dem eigenen Leibe geborgen. Er versenkte den zarten Spröfsling in seine Hüfte, wo er gezeitigt und dann als ausgetragenes Knäblein dem Licht der Welt zurückgegeben wurde.

492. So mährchenhaft phantastisch diese Sage lautet, so ausdrucksvoll erscheint sie, wenn wir den tieferen Sinn, der ihr zu Grunde liegt, in's Auge fassen. Wir begegnen hier nemlich zum ersten Mal dem Begriff der Wiedergeburt. Indem Dionysos zu seinem Erzeuger zurückkehrt und durch die innigste Gemeinschaft mit diesem seine Lebensfähigkeit und Daseinsvollendung erhält, wird er einer Göttlichkeit theilhaftig, wie er sie von einer sterblichen Mutter nicht hätte erhalten können. Als neugeborenen hochaufjauchzenden Knaben sehen wir ihn aus dem Schenkel des thronenden Zeus auf einem Basrelief des vaticanischen Museums hervorkommen und dem Hermes beide Arme entgegenstrecken. Denn dieser ist auch hier zum Vermittler erkoren und steht bereit, den lebenslustigen Göttersohn auf seine Hände zu nehmen und ihn mütterlicher Pflege zuzuführen.

493. Eilig sehen wir den Götterboten auf anderen Darstellungen mit dem kleinen Kindlein hinwegschreiten und dieses dann denen, die Elternstelle an ihm ver-

treten sollen, überantworten. Auf einer Vase von besonderer Schönheit, welche im etruskischen Museum des Vatican aufbewahrt wird, nimmt der greise, stumpfnasige und dichtbehaarte Silen, der zum Erzieher des Dionysos auserkoren war, den noch in Windeln gehüllten Knaben freudig, aber in feierlicher Stimmung entgegen, während die Nymphen bereit stehen, sich seiner leiblichen Bedürftigkeit zu erbarmen. Dieser Gedanke der Uebergabe des neugeborenen Gottes an fremde Pflegeltern ist mannigfach und oft recht sinnig gewandt worden und eine ganz besonders schöne und bedeutungsvolle Ausbildung hat die Begrüſsung des Dionysos durch den Silen, welcher ihn auf seinen Armen wiegt und in die Anschauung des langersehnten Kindleins versunken ist, in einer öfter wiederholten Statuengruppe erhalten. In dieser spricht sich das Tiefgefühl am mächtigsten aus, mit welchem der Sohn der Wildniſs den zukünftigen Begründer eines höheren Culturzustandes und einer ganz neuen Aera menschlichen Lebens anstaunt. Den gutmüthigen, aber bisher nur dem Sinnengenuſs ergebenen Hirten erfaſst ein namenloses Sehnen nach der höheren Bildung, nach dem reineren Seelenzustand, welcher sich in den Zügen und dem Behaben dieses unschuldigen Kindes spiegelt. Das Räthsel des Daseins, welches ihn vormals in Scherz und Ernst mannigfach beschäftigt haben mag, stellt sich ihm jetzt unter einem ganz anderen Gesichtspunkt dar. Während er sich sonst, so oft er der Welt Eitelkeit inne geworden war, den Tod gewünscht hatte, zieht es ihn nun mächtig in's Leben zurück. Erst jetzt

lernt er den Werth und die Bedeutung des Erdenwallens kennen, und die Veredelung des menschlichen Herzens durch den beseligenden Einfluſs des Sittengesetzes stellt sich ihm zum ersten Mal als eine reelle Möglichkeit dar. Wunderbar und für den, welcher in solchen Marmorzügen zu lesen versteht, tief ergreifend ist der groſsartige Contrast zwischen der in Freud' und Schmerz andauernden und jeden Augenblick wachsenden Lebenslust des bald wimmernden, bald herzig auflachenden Kleinen und dem allmählich sich verklärenden Ernst des rohen Naturmenschen, bei dem bisher die thierischen Triebe vorgewaltet und daher auch in seiner ganzen Leibes- und Gesichtsbildung einen unvertilgbaren Ausdruck erhalten haben. Jetzt zum ersten Mal geht in seinem Inneren jene groſse und folgenreiche Umwandelung vor, kraft deren der rein menschliche Sehnsuchtsdrang die Oberhand gewinnt und auch bei ihm eine innere Wiedergeburt erwirkt, ähnlich der, welche Dionysos durch Göttergnade unbewuſst an sich selbst erfahren hat.

494. Die Freude über die Geburt des Bacchuskindes gibt sich in den bildlichen Darstellungen der alten Denkmäler auf mannigfache Weise kund. Das Wiegenfest schildert ein Relief aus gebrannter Erde mit überraschender Anmuth. Der lebensfrohe Knabe sitzt voll innigen Wohlbehagens in einem geflochtenen Korb, den zwei Satyrn gefaſst halten und ihn unter dem Schwingen der Thyrsen jubelnd umschreiten. Wir erhalten durch diese ebenso einfache als sinnvolle Composizion zugleich auch eine Anschauung des besseren

Geistes, welcher die zu Ehren der Geburt des Gottes alljährlich wiederkehrenden Festlichkeiten beherrschte. Hier ist alles noch Unschuld und reiner Frohsinn und von der wüsten Sinnenlust, welche sich in den Zeiten des Sittenverfalls des Bacchuscultes vorzugsweise bemächtigt hatte, gibt sich keine Spur kund.

495. Die genaue Kenntniſs des bacchischen Festjahrs würde für das Verständniſs der gesammten antiken Weltanschauung von unermeſslicher Wichtigkeit sein. Leider aber sind die Ueberlieferungen der Art, daſs man zu keinen festen und allgemein gültigen Anhaltspunkten gelangen kann. Da uns immer nur die Festlichkeiten derjenigen Orte erwähnt werden, welche eine besondere Berühmtheit erlangt hatten, so läſst sich nicht mit Sicherheit ermitteln, ob sie unter einander in einem gewissen Folgezusammenhang gestanden haben. Um so erwünschter treten daher die Denkmälerbilder ergänzend ein, indem sie uns mit den verschiedenen Phasen des Dionysoscultus auf eine schlichte und doch höchst poetische Weise bekannt machen. Ein äuſserst anmuthig componirtes Sarkophagrelief des capitolinischen Museums stellt nicht blos die Pflege dar, welche das neugeborene Kindlein durch die Nymphen erhält, welche es waschen und baden und mit unendlicher Liebe umhegen, sondern auch das wunderbare Wachsthum und Gedeihen des Götterspröſslings, welcher bereits die ihn umgebenden Satyrn mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt und einen Rebstock gefaſst hält, als sollte er in seiner Hand zu einem Scepter werden. Die Mittelscene

stellt einen Schlauchtanz dar, wie er am zweiten Tag der sogenannten kleinen oder ländlichen Dionysien aufgeführt zu werden pflegte. Ein Satyrknabe, der von der glatten Oberfläche des mit frischem Wein gefüllten Schlauches abgeglitten ist, erhält eben unter Scherz und Gelächter die Pritsche und sucht sich mit seiner kleinen Hand gegen die seinen Rücken bedrohenden Streiche zu schützen.

496. Von besonderer Bedeutung scheint mir ein anderes Terracottenrelief zu sein, welches zu dem oben beschriebenen Wiegentanz als Gegenstück gedient hat. Hier sehen wir nemlich das Bacchuskind aus einem Arabeskenbusch hervorwachsen, als ob der Gott mit dem neuen Blüthentrieb im Frühjahr zurückkehre und sich als mächtiger Naturgeist in dieser Weise offenbare. Zwei zu beiden Seiten knieende Satyrn begrüſsen ihn mit Beckenklang und Jubelgesängen. Das innerste Wesen des die gesammte organische Natur beherrschenden Gottes läſst sich kaum treffender zur Anschauung bringen, als es in dieser phantasiereichen und doch so naturgemäſsen Schilderung geschehen ist. Die Poesie kann nur auf Umwegen und mit Hülfe nicht immer so leicht verständlicher Gleichnisse zu einem solchen treffenden Ausdruck gelangen. Dionysos gibt sich uns in dieser Darstellung, der sich dann eine endlose Reihe verwandter Begriffe anschlieſst, als gewaltiger Dämon kund, der gleichsam das ganze Erdenleben im Namen des Zeus in Besitz nimmt und sich des Pflanzen-, ja jeglichen Lebenstriebs im Sinne der Cultur bemächtigt. Da den Saatenreichthum Demeter bereits in ver-

wandtem Geiste in Obhut genommen hat, so werden wir ihn sich vorzugsweise der Obstcultur und vor allem dem Weinbau zuwenden sehen, dessen wunderbare Jahresgaben in ihrer Rückwirkung auf den menschlichen Organismus so folgenreich sind, dafs mit dem Erscheinen des Dionysos ein neues Weltalter beginnt. Das pantheistische Leben, welches durch ihn geweckt, genährt und reich entfaltet wird, hat sich auch in der griechischen Weltanschauung erst allmählich und verhältnifsmäfsig spät geltend gemacht. Als der Sinn dafür auch bei den Hellenen erwachte, wurde er bald zu einer alles befassenden und in Wahrheit Wunder wirkenden Begeisterung fortgerissen. Durch diese erhielt der Anthropomorphismus seine letzte Weihe und alle jene Bildungen der griechischen Kunst, in welchen auch die nicht zum Bewufstsein vorgedrungenen Creaturen vermenschlicht erscheinen, stehen daher mit dem Dionysos und seinem Cult in innigster und nächster Beziehung.

497. Um von dem Walten und der Macht des Dionysos eine möglichst concrete Anschauung im Sinne der Alten zu gewinnen, müssen wir zunächst und vor allem die Erscheinungen in Uebersicht nehmen, die dieser Gott in seinem Gefolge führt. Dabei ist uns die bildende Kunst von vorzüglicher Hülfe, da sie uns die Ideen vor Augen führt, welche die Poesie mährchenhaft einzukleiden genöthigt ist, um sie zum Ausdruck zu bringen. Wir begegnen bei dieser Durchmusterung der wunderbaren Zwittergestalten, welche Bacchus in's Leben ruft, zuerst jener eigenthümlichen Verbin-

dung der Pflanzen- und Thier-, ja Menschenbildung, die uns am besten mit der Weise bekannt macht, in welcher sich die Alten die ganze Natur von höheren geistigen Wesen belebt dachten. Seitdem diese bedeutungsvolle Kunstform in die Hände der Neueren übergegangen ist, die zuweilen einen höchst genialen Gebrauch davon gemacht und die wissenschaftlich erleuchteten Ansichten späterer Jahrhunderte mit Hülfe derselben so zu sagen prophetisch zur Darstellung gebracht haben, pflegt man sie mit der nicht eben glücklich gewählten Benennung von Arabesken oder Grotesken zu bezeichnen. Darüber hat man ihre Bedeutung wie ihren Ursprung gänzlich aus den Augen verloren und gewöhnlich wird der Gestaltenreichthum derselben so behandelt wie das heitere Farbenspiel, welches uns die zu endlosen Verbindungen zusammentretenden bunten Elemente unter dem Doppelspiegel des Kalleidoskops darbieten. Wer in den anmuthreichen Verschlingungen der Pflanzen- und Thiergestalten nicht mehr zu erblicken im Stande ist als das zufällige Ergebniſs sogenannt geistreicher Einfälle, der ist in Beziehung auf griechische und griechisch gedachte Kunstwerke nicht besser daran wie ein Mineralog, der bei der anfangs sinnverwirrenden Fülle von Krystallgebilden nicht das alle beherrschende Gesetz, sondern nur den wunderlichen und ergötzlichen Wechsel zu beobachten vermag. Bei der unbewuſsten Strenge, mit welcher die Alten die Grundformen der Natur nicht blos sinngemäſs nachgeahmt, sondern auch folgerichtig unter einander verknüpft haben, läſst sich

fast überall auf einen entsprechenden Ideengehalt schliefsen, der sich freilich nur denen mittheilen kann, welche die hier angewandte Zeichensprache verstehen zu lernen sich ernst bemühen. Dem Idioten ist eine weltbeherrschende Formel, eine den reichsten Tönezauber verschliefsende Partitur und das poetische Gedankenspiel der griechischen Vasenmalerei gleicher Unsinn, indem dieser nemlich seine eigene Sinnenbeschränktheit zum Maafsstab der Ueberschwenglichkeit Anderer erhebt und nur dem Trieb folgt, dessen er sich gerade bewufst ist. Das überraschende Hervorbrechen der Menschengestalt aus schön stylisirten Pflanzengebilden kündigt uns zuerst das verborgene Leben und jenen höheren Zug an, der gleichsam auf die Culturfähigkeit der eben in den organischen Gestaltungsprozefs eintretenden Natur hinweist. Dieses Vervollkommnungstriebs nun nimmt sich Dionysos an und die Veredelung der Baumfrüchte wird als sein Werk betrachtet. Jene goldenen Hesperidenäpfel, die die Natur, sich selbst überlassen, so wenig zu erzielen vermag wie die Edeltraube, werden auf ihn zurückgeführt und durch ihn werden die höheren Gewächse derselben Vervollkommnung zu Theil, welche die Feldfrucht der Demeter verdankt. Die wunderbare und ganz neue Verbindung, welche dadurch zwischen der Menschheit und dem Allleben des Weltkörpers eingeleitet wird, ist von unermefslichen Folgen begleitet und diese äufsern sich weit eher auf dem Gebiet der geistigen Culturentwickelung als in den niederen Kreisen körperlichen Gedeihens. Denn der Rebensaft

regt alle edlen Triebe, aber auch alle Leidenschaften im Menschen gewaltig auf und mit seinem Genuſs treten Lebenstendenzen hervor, von denen vorher keine Ahnung vorhanden war. Die Griechen haben daher, nachdem sie mit diesen bekannt geworden waren, den durch den Dionysos gesetzten Erregungsprozeſs zu einem Läuterungs- und Reinigungsprozeſs systematisch umgewandelt und auf demselben religiöse Institute gegründet, die den Mysterien der Demeter so entsprochen haben müssen, wie sich das Saatkorn und die Traube zu einander verhalten. Für den Mangel an zuverlässigen Nachweisungen über die innere Organisazion dieser Religionsanstalten werden wir durch den Reichthum an poetischen Anschauungen entschädigt, die sich auf die in denselben ausgebildete Weltansicht und auf die Begeisterung, mit der sie von dem gesammten Griechenland erfaſst worden war, zurückführen lassen.

498. Der Genuſs des Weines regt zwar einerseits Begierden und Leidenschaften auf, welche den Menschen bis zum Thiere, ja noch tiefer erniedrigen, dagegen ist er aber auch wiederum die köstlichste Gnadengabe des Himmels, welche beseligend und erhebend auf das Gemüth, stärkend und erkräftigend auf den Leib wirkt. Er ist daher das ständige Symbol der Veredelung des Menschengeschlechts und kehrt als solches fast bei allen Nazionen wieder. Die Religionen, welche sich demselben entziehen, werden einem Fanatismus überliefert, welcher eine düstere Umstimmung der Begeisterung zur Folge hat und die höchste Entfaltung

der Sittlichkeit unzulässig macht. Aehnlich wie sich der Muhamedanismus dem Genufs des Weines widersetzt, hat es auch in Griechenland religiöse Secten gegeben, welche der Einführung des Dionysoscultus feindlich entgegengetreten sind. Zur Förderung der Cultur, zur letzten Entwickelung des eigentlich Hellenischen haben sie nicht beigetragen. Auch scheinen sie, wie der Mythus vernehmbar andeutet, früh überwältigt worden zu sein. Mit dem Sieg des Dionysos über die Widerspänstigen gelangt der Anthropomorphismus, jener mächtige Drang alles zu vermenschlichen, zur eigentlichen Kraft, und die Gestalten, welche derselbe in's Leben gerufen, ja zum Theil geschaffen hat, geben sich deutlich als bacchischen Ursprungs zu erkennen. Wir eröffnen die Reihe derselben mit der Betrachtung jener Pansfiguren, denen bald der Typus des Stiers, bald der des Bocks zu Grunde liegt. Sie treten auf als die Träger einer gewaltigen Naturkraft, die in der Gottheit, welche nach dem All benannt und als eine Art von allumfassender Weltmacht von Dichtern feierlich und mit den Olympusbewohnern zugleich begrüfst wurde, ihren Gipfelpunkt erreicht. Wir sehen diese Fabelwesen in den Kunstwerken ganz dieselben Stufenleitern durchwandeln, welche die verschiedenen Pflanzen- und Thiergattungen in den einzelnen Naturreichen in sinnvoller Metamorphose zurücklegen. Die Pansdarstellungen lassen insgesammt ein tiefes Verwachsensein mit der materiellen Welt wahrnehmen, der sie sich kaum je ganz zu entwinden vermögen. Der Zug zur Menschlichkeit hin gibt sich in jenem

dunkelen Drange kund, welcher die dem Menschen häuslich beigesellten Thiere sehnsüchtig an ihren Herren emporblicken läſst, ohne daſs sie ihren Empfindungen einen höheren Ausdruck zu leihen vermögen. Von solchen treuen Lebensgefährten pflegen wir zu sagen, daſs ihnen nur die Sprache mangele, um mit uns in die nächste Gemeinschaft treten und eine wirkliche Vertraulichkeit eingehen zu können. Auch in den bocksfüſsigen gehörnten und stark, ja rauh bärtigen Panen gewahren wir eine wunderbare Gutmüthigkeit, die aber die Gränze der Sinnlichkeit nicht zu überschreiten, in das Ideenleben nicht vorzudringen vermag. Selbst in denjenigen Bildungen, welche sich aller thierischen Abzeichen bis auf halb verschleierte Spuren erledigt haben, blickt ein Zug gemüthlicher Gedrücktheit durch, der durch die Ausgelassenheit wilder Freude ebenso wenig wie durch formelle Schönheit ganz getilgt wird. Es gibt unter ihnen blühende, zuweilen gar liebliche Jünglingsgestalten, welchen Niemand ihre thierische Abkunft ansehen würde, wiesen nicht die über der Stirn sprieſsenden Hörnchen auf dieselbe hin. Doch auch bei diesen tritt jene unwiderstehliche Neigung zur Schwermuth hervor, welche weniger auf einem tiefen Herzensweh als vielmehr auf dem Gefühle der Beschränktheit beruht, das sich unbewuſst geltend macht. Bis zur Darstellung des groſsen Pan, welcher das All der Welt vorstellt, scheint die bildende Kunst bei den Griechen nicht vorgedrungen zu sein. Die Dichter dagegen haben ihn in seiner ganzen und tiefen Naturbedeutung gekannt und in den

Augenblicken der feierlichsten Begeisterung bringt die bloſse Nennung seines Namens Ideen zum Ausdruck, die die glänzendste und reichste Schilderung nicht so rasch zur Stelle zu zaubern vermöchte. Da er gleichzeitig als eine komische Gestalt mit Humor behandelt worden ist, so ist der seinem Wesen zu Grunde liegende Hauptgedanke immermehr zurückgetreten, obwohl er von Zeit zu Zeit in einzelen Culten und in der Erzählung mythischer Ereignisse in seiner ganzen Schreckensmacht sich kundgibt und bald als Orakelgott allwissend, bald als Heilgott wunderthätig erscheint. In Beziehung auf Dionysos gehört er gewissermaſsen zu den verschollenen Göttern, indem dieser zum Theil in den Besitz seiner Macht eintritt und diese so prachtreich entwickelt, daſs er davor verschwindet. Nur hier und da läſst er sich noch vernehmen, aber, obwohl unsichtbar geworden, blieb er stets im Besitz einer tiefen Verehrung und Niemand wagte ihn zu heiſser Mittagsstunde, wenn die ganze Natur zu ruhen scheint, aus seinem Schlummer zu wecken, sowie der durch ihn verbreitete Schrecken, dem Glauben der Alten zufolge, von einer moralisch vernichtenden Wirkung war.

499. Der Pansbildung am nächsten verwandt ist die der Kentauren, über deren Ursprung und Bedeutung man in alter und in neuer Zeit viel Ungehöriges zusammengefabelt hat. In ihnen tritt jener edle Geist, vermöge dessen das Roſs sich an den Menschen auf das innigste anzuschlieſsen befähigt ist, vermenschlicht auf. Die Annahme, daſs die Kentaurengestalt

nichts anderes sei als eine allegorische Umschreibung eines wohlberittenen Bergvolks, hat eine mythologische Begriffsverwirrung veranlaſst, durch welche dieses glorreiche Phantasiegebilde fast aller seiner poetischen Reize und tieferen Beziehungen verlustig geht. Sobald wir diese Roſsmenschen als Naturwesen fassen, welche die ihnen inwohnende gewaltige Lebensfülle mit der Gabe des Selbstbewuſstseins und der Selbstbeherrschung verbinden, tritt uns jede Masche des Sagengewebes, in welches sie verflochten sind, klar und verständlich entgegen. Der Weingenuſs, welcher auch auf die Pferdenatur ganz besonders begeistigend und krafterregend wirkt, bringt sie unter die Gewalt des Dionysos, der allezeit die Leidenschaften, wo sie verborgen ruhen, emporbeschwört, um sich ihrer dann versöhnend zu bemächtigen. Wir begegnen ihnen daher in roher Ausgelassenheit und häufig sind sie in Bildwerken die Vertreter des griechischer Gesittung feindlichen Barbarenthums. Als solche sind sie am herrlichsten in den Metopenbildern des Parthenon und am Fries von Phigalia geschildert. Wenn ihre materielle Kraft dort der griechischen Athletik, die auf der wissenschaftlichen Kenntniſs der dynamischen Gesetze des animalischen Körperbaues beruht, unterliegt, so wird sie in sittlicher Beziehung durch Dionysos nicht blos gebändigt, sondern auch versöhnt und zum Träger der Cultur erhoben. Was diese an ihr gewinnt, lernen wir an dem erhabensten aller Kentauren, dem weisen Chiron, bewundern, den die Sage zum Erzieher der ruhmreichsten Helden macht und

dem namentlich die Arznei die Kunde heilkräftiger Kräuter, die sein mächtiger Instinct ausgespäht hat, verdankt.

500. Bevor die griechische Kunst zu jener harmonischen Verschmelzung des Thier- und Menschenleibes gelangt ist, welche wir in der Kentaurenbildung wegen ihrer durchaus naturgemäfsen Zusammenfügung verschiedenartig entwickelter Organismen um so mehr anstaunen müssen, je tiefer wir in die Bildungsgesetze der Natur eindringen, hat es indefs nicht blos einiger Zeit, sondern auch eines Kampfes bedurft, den nur das Griechengenie ruhmreich durchzufechten im Stande gewesen ist. In den ältesten Kentaurendarstellungen, die vorzugsweise auf etruskischen oder altgriechischen Kunstdenkmälern angetroffen werden, ist der Pferdeleib der Menschengestalt unvermittelt angeheftet. Dadurch wird nur das Mifsgestaltete einer solchen symbolischen Verbindung auffälliger gemacht, ohne dafs sich die Geschwindigkeit des Rosses mit der Freiheit des menschlichen Oberleibes so zu sagen vermählt. Erst nachdem die Kunst zu dem kühnen Entschlufs vorgedrungen war, beide Organismen in gegenseitiger Durchdringung untrennbar mit einander zu verbinden, ist die mythologische Idee, welche diesem unvergleichlich schön gedachten Fabelwesen zu Grunde liegt, zum vollen Durchbruch gelangt. Nicht blos das Thier zeigt sich hier auf einer höheren Daseinsstufe, sondern auch der Mensch wird durch die Verbindung, welche er mit dem edelsten aller Hausthiere in gesetzmäfsiger Weise eingeht, einer Macht des In-

stincts theilhaftig, welcher sich auch weihsagerisch offenbart. In der Sage freilich stellt sich der Ursprung der Kentauren unter anderen Bildern dar. Diese nemlich faſst die Roſsmenschbildung als das Ergebniſs einer Sturzverwandelung, die als die Strafe übermüthigen Verlangens und frevelnden Begehrens angesehen wird. Trotz des bunten und zum Theil widerspruchsreichen Spiels von Bildern, welche die Dichter an diese Erscheinung anzuknüpfen lieben, ist doch deutlich ersichtlich, daſs sie überall von dem Gedanken ausgehen und darauf zurückkommen, daſs auch die menschlich begeistigte Natur leidenschaftlich erregbar, aber auch versöhnbar sei wie der Mensch selbst. So oft wir sie in Mythenkreise eintreten sehen, machen sie sich entweder durch Ausbrüche wild sinnlicher Lust furchtbar oder sie erscheinen als Urwesen, von denen einzele wenigstens milderen Sitten und höheren geistigen Interessen nicht abhold sind. Dionysos zuerst macht sie der Cultur vollkommen unterthan und wir werden sie daher vor seinem Triumphgespann angejocht wiederfinden, zum deutlichen Beweis, daſs auch diese sonst unnahbaren Wesen seiner alles versöhnenden Zaubergewalt gewichen sind und sich ihr sogar willig ergeben haben.

501. Die Satyrn nehmen eine höhere Bildungsstufe ein als Pane und Kentauren. Gestalt und Antlitz sind bereits menschlich schön, manche Züge erscheinen sogar edel. Es bedarf eines geübten Blickes, um die Abzeichen ihrer thierischen Abkunft zu entdecken. Diese treten in der Haar-, Ohren- und Nasenbildung zu Tage, sind

aber so zart und anmuthig behandelt, dafs sie nichts Auffälliges haben. Es ist das Verdienst des Praxiteles, die Idee eines fast spurlos vermenschlichten Thierwesens bis auf diese Höhe der Begriffsentwickelung durchgeführt zu haben. Der weltberühmte Satyr seiner Hand ist uns aus zahllosen Wiederholungen bekannt. Da er das vollendetste Beispiel eines durch bacchischen Einflufs geläuterten und geadelten, der Sinnenwelt aber verhafteten und naturwüchsigen Menschenschlags darbietet, so thut man gut, ihn zur Grundlage des Gattungsbegriffs zu machen. Denn um diesen kennen und verstehen zu lernen, bedarf es der Vollanschauung dessen, was die Griechen der besten Zeit sich unter demselben vorgestellt haben. Bei derartigen Wesen aber ist die bildende Kunst allein maafsgebend, da sich das, was charakteristisch ist, selbst der ausdrucksvollsten Dichtersprache entzieht. Das Verständnifs der letzteren mufs daher durch die Bildwerke geregelt und ermöglicht werden, während diese in einem solchen Fall unsere rückhaltslose Hingebung und eine durchaus vorurtheilsfreie Betrachtung erheischen. Das, was sich den Griechen selbst zuerst durch Vermittelung ihrer genievollen Künstler offenbart hat, wird keiner der Neueren auf einem anderen Wege ahnen lernen. Wären auch Dichterstellen vorhanden, die uns das eigentliche Wesen und den Charakter dieser Begleiter des Dionysos plastisch vor die Seele führen könnten, so würde es doch zur Ergänzung des durch bildliche Ausdrücke angeregten Begriffs der Vergleichung von Sculpturen und Gemälden bedürfen, in die

sich die Begeisterung der besten Zeit des Griechenthums gleichsam gerettet hat. In dieser Beziehung ist der Praxitelische Satyr für uns von unschätzbarem Werth.

502. Er tritt uns in der Blüthe des Jünglingsalters entgegen, mit halb vernachlässigter Anmuth an einen Baumstamm gelehnt. Die Körperformen sind bei aller Kraft und Fülle von einer solchen Weichheit und Schöne, daſs man ein aller Erdenmühen überhobenes, hehres Wesen vor sich zu haben meint. Mit dieser fast wohllüstigen Gliederbildung tritt nun das etwas struppige, borstenartige Haupthaar in einen merkwürdigen Contrast ein. Wir verlieren indeſs diesen Widerspruch leicht aus den Augen, wenn uns das tiefsinnige Empfindungsspiel sympathisch erfaſst, welches die Züge des Antlitzes sanft belebt. In diesen drückt sich ebensowohl ein unendliches Wohlbehagen wie eine süſse Melancholie aus. Letztere ist von einer so ergreifenden Wirkung, daſs man sich kaum von der Betrachtung derselben loszureiſsen vermag, und wir begreifen die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Alten an diesem Bilde des von stiller Wehmuth durchdrungenen Seelenlebens gehangen haben. Niemand würde die thierische Gemeinheit, welche diesem Charakter zu Grunde liegt, zu ahnen oder nachzuweisen vermögen, hätte der Künstler sie nicht selbst mit in den Kreis seiner Darstellung aufgenommen und sie gleichsam zur Folie der Edeleigenschaften verwandt. Die etwas stumpf auslaufende Nase weist auf den Schalk und auf das zurückgedrängte Vorhandensein thierischer Triebe

hin. Noch deutlicher aber verrathen die Ohren das unvertilgbare Naturell des veredelten Sohnes der Wildnifs. Nichts bezeichnet den Charakterkern eines Menschen so ausdrucksvoll als seine Ohrenbildung. Ist diese roh und lapp, so kann alles übrige an ihm noch so schön gezüchtigt sein, er bleibt doch unedlen Neigungen verfallen. Die Alten haben daher nicht zufällig gerade diese Organe zu Trägern der Charaktersymbole ausersehen und der Uebergang derselben in die zugespitzten Schallfänger des Ziegengeschlechts ist mit wunderbarer Meisterschaft und ganz in dem Sinne der Natur bewerkstelligt. Endlich aber ist noch ein charakteristisches Abzeichen bemerkbar, von dem in dieser vollendeten Menschenbildung ein Rest ganz in der Weise zurückgeblieben ist, wie wir bei höheren Thierclassen noch Bildungsansätze treffen, die nur bei den niederen zur Vollentwickelung gekommen sind. Es ist dies das kleine Ziegenschwänzchen, welches den Schlufs der Wirbelsäule bildet und vernehmbarer als alles andere an all das Thierische erinnert, welches hat überwunden werden müssen, um die Vermenschlichung zu bewerkstelligen.

503. Die grofsartigste Satyrdarstellung bietet der Barberini'sche Faun der Münchener Glyptothek dar. In diesem wahrhaft gewaltigen, durch und durch von Dionysischer Urkraft erfüllten Werk erblicken wir den heiligen Rausch in einer Durchgangsphase, wo er von der alles versöhnenden Heilkraft des Schlafes bewältigt und auf seine wahre Bedeutung zurückgeführt wird, welche letztere vorzugsweise in der rückhalts-

losen Hingebung an den Gott und die von ihm ausströmende Begeisterung besteht. Der Uebergang eines urtüchtigen Naturells in das Allleben der Schöpfung ist mit staunenswerther Wahrheit geschildert. Ist es doch, als ob ein mächtiger Strom, der vom Gebirge niederrauschend ganzen Länderstrecken seinen eigenen Charakter aufdrängt, sich hier dem Meere einige und ermattend demselben in die Arme stürze. Im Aufgehen in einer höheren, umfassenderen Daseinsform hört jedoch die individuelle Lebensthätigkeit keineswegs auf, ja man kann sagen, daſs dieselbe erst jetzt zu sich komme, nicht im Sinne des Bewuſstwerdens, sondern ganz im Gegentheil als Wiederkehr zum Daseinsquell. In diesem Schlaf geht die Lebensfaser von der Erschlaffung unmittelbar in edlere Lebensregungen über. Bilder einer verklärten Weltanschauung erfüllen Geist und Gemüth in reicherer Fülle, als sie der wache Sinn zu ertragen vermag. Denn hier treten Zeit und Raum bereits aus ihren beengenden und sondernden Schranken heraus und alles stellt sich dem Blick allzumal dar. Die beseligende Wirkung dieses durch eine höhere Macht geregelten Traumlebens erweist sich um so staunenswerther, als die durch dasselbe bezwungene, angeborene Rohheit und wilde Leidenschaftlichkeit uns aus den Gesichtszügen dieses mehr dem Thiere als dem Menschen verwandten Wesens mit wahrhaft schreckhafter Häſslichkeit, ja Widerlichkeit entgegentritt. Wer aber möchte in Abrede stellen, daſs wir uns vor einem Gebilde der höchten Schönheit befinden? Letztere aber ist keineswegs aus-

schliefslich die Frucht der formellen Behandlung einer derb sinnlichen Erscheinung, sondern das Ergebnifs eines ideellen Umbildungsprozesses, ohne welchen auch die Kunst einer derartigen Darstellung keine gleich hohe Bedeutung zu leihen vermöchte. Es handelt sich hier von inneren Erlebnissen, von einer Wiedergeburt, wie sie selbst das Heidenthum als Bedingung des Eintritts in die nur den Geweihten zugänglichen Kreise eines durch Leidenschaften gereinigten Ideenlebens hinzustellen pflegte. Sokrates, eine unserem Satyr verwandte, gleich urgewaltige Natur, beschreibt die Vorgänge auf dem Gebiet des sittlichen Bewufstseins denen ganz analog, welche wir hier, freilich unter ganz anderen Verhältnissen und Bedingungen, voraussetzen müssen. Sowie jener durch die ideale, aber keineswegs unhistorische Schilderungsgabe des Plato zur erhabensten Gestalt des heidnischen Alterthums geworden ist, so tritt uns in diesem Marmorbilde, welches der Geist des Skopas belebt, das Satyrideal als die vollendetste Schönheit entgegen. Wir lernen verstehen, welcher Läuterungsprozesse es bedurfte, um solche Riesennaturen von ihren angeborenen wilden Trieben zu befreien und auch diese Creaturen, welche sich gegen jede Art von Sittengesetz rebellisch und unversöhnlich zu erweisen scheinen, der Menschlichkeit zu gewinnen. Der Gedanke einer solchen Veredelung einer von Grund aus verderbten Natur ist prachtreich durchgeführt. Nicht blos die Gesichtszüge lassen jene Reinigung der Leidenschaftlichkeit wahrnehmen, auf die es dabei zunächst und ausschliefslich ankommt, son-

dern dieselbe Verklärung ergiefst sich auch über alle noch erhaltene Körpertheile. Die grofsartig stämmige Leibesbildung bietet zu solch edlen Eigenschaften einen ähnlichen Contrast dar wie die Spuren der Gemeinheit in den Zügen des Antlitzes zu dem süfsen Empfindungsspiel, welches sich auf denselben entfaltet. Wer in diesem unvergleichlich schönen Werk nichts anderes zu sehen vermag als eine überaus treue und virtuose Darstellung der Folgen eines schweren Weinrausches, dem geht es mit dieser begeisterungsvollen Kunstschilderung nicht besser als denen, welche sich der Dichterweihe widersetzen und vor einer gläubigen Auffassung der höchsten Wahrheiten zurückbeben, um dem Fanatismus und dem Aberglauben in die Hände zu fallen, welche beide sie um die Wonnen echter Begeisterung und um die Sinnenklarheit bringen, die allein vor falscher Leidenschaftlichkeit und Begierlichkeit sicher stellen kann.

504. Silen, der weise und treue Führer des Dionysos, welcher ihm als zartes Knäblein durch Hermes selbst überantwortet worden war, läfst keine anderen Spuren seiner thierischen Herkunft wahrnehmen als die fratzenhaft verschobenen Schädelknochen, die ihn vor allem charakterisiren, die lappen Ohren und eine starke, zottige Behaarung, welche ihn wie mit einem Thierfell bekleidet erscheinen läfst. Zu allen diesen Abzeichen kommt, um die äufsere Häfslichkeit zu vollenden, sein vorgeschrittenes Alter, in Folge dessen Glatze und Hängebauch hervortreten. In dem Maafse aber, in welchem seine körperliche Erscheinung

abstofsend und widerlich ist, fühlen wir uns durch seine tiefe Gemüthlichkeit mächtig angezogen. Was beim Barberini'schen Faun der Schlaf bewirkt, hat bei ihm das Alter gethan: es hat ihn von Leidenschaften frei gemacht, aber die Liebe hat es ihm gelassen. Diese spricht sich mannigfach aus und nimmt sich auch des Kleinsten und Geringfügigsten an. Sie beginnt mit der freundlichen Behandlung zuthulicher Thiere und erreicht ihren Höhen- und Glanzpunkt in der Begegnung mit dem Dionysos, der sein Leben mit Jubel und Wonne erfüllt, nachdem es sich bereits düster und aller Hoffnung bar gestaltet hatte. In der That beherrscht ihn überall, wo er allein erscheint und des Gottes gleichsam noch nicht ansichtig geworden ist, ein Zug tiefen Daseinswehs. Daher legten ihm auch die Alten die berühmte Antwort in den Mund, welche er dem König Midas, in dessen Rosengärten er schlafend gefunden und gefangen genommen worden war, gegeben haben sollte. Ueber das Räthsel des Lebens befragt, erklärte er diesem von Gold umstarrten Herrscher, nicht geboren worden zu sein würde für den Menschen bei weitem das beste sein, demnächst aber, so bald als möglich zu sterben. Von dem dunkelen Grund dieser Seelenstimmung setzt sich um so schöner und wärmer die Freude ab, welche er beim Anblick des neugeborenen Bacchusknabens empfindet. Da er ihn sofort als den Begründer eines ganz neuen Zeitalters, als den Bringer von Freude und Friede erkennt, so ändert sich auch bei ihm, dem Greis, die ganze Weltanschauung. Er lernt das Leben zum anderen Mal lieb-

gewinnen und hangt dem bald in Jugendfülle aufblühenden Gott an mit wonniger Hingebung. Auf einem Basrelief der Villa Albani sehen wir ihn ehrfurchtsvoll heranschleichen, um dem noch in den Armen pflegender Nymphen ruhenden Knaben zu huldigen. Daran reiht sich die bereits betrachtete Gruppe, welche ihn darstellt, wie er den verheifsungsreichen Gott als kleines Kind in seinen Armen wiegt und von freudiger Wehmuth fast überwältigt wird. Späterhin bleibt er ihm überall zur Seite, und seinem Pflegling zu dienen ist für ihn Hochgenufs. Daher wird er auch zum reinsten Gefäfs der bacchischen Begeisterung, welche ihn, da sie auf keine Art selbstischen Widerstands trifft, wunderbar verjüngt und alle seine Empfindungen verklärt. In ihm gelangt daher auch zuerst der Humor zum Durchbruch, jene überschwengliche Seelenstimmung, in welcher sich die Erkenntnifs der Welteitelkeit mit der liebevollsten Auffassung des Lebens und seines Berufes auf das zarteste vermählt. Betrachten wir dagegen die Gedrücktheit und den tiefen Ernst, den wir an den lebensvollsten Pansgestalten angetroffen haben, oder die wehmüthige Empfindsamkeit der Satyrn, so tritt uns das Wesen des Silen auch in Rücksicht auf die Gesinnung als rein menschlich entgegen. Aber er ist nicht blos zum Selbstbewufstsein gelangt, sondern, was von einer noch ungleich höheren Bedeutung ist, auch zur Selbsterkenntnifs. Seiner Bedürftigkeit und Niedrigkeit ist er inne geworden, aber zugleich auch der Wege des Heils. Indem er sich der Gnade der Gottheit von ganzer Seele und aus ganzem

Gemüth zuwendet, lernt er das Erdenloos spielend behandeln, ohne sich jedoch zu frevelndem Spott verführen zu lassen, wie es bei den Satyrn Brauch und Sitte ist. Selbst da, wo die Darstellungen des Silen sich in's Fratzenhafte verlieren, bleibt dieser Grundzug seiner Natur unverlöschlich stehen. Mit liebenswürdiger Ironie macht er sich selbst zum Gegenstand heiterer Scherze und weiſs diejenigen, welche ihn verlachen, so geschickt in komische Widersprüche zu verwickeln, daſs sie, ohne es zu ahnen, zum Selbstgeständniſs in Betreff ihrer eigenen Ungefügigkeit gebracht werden. Mit besonderer Vorliebe haben daher auch die Alten seine grausenhaft entstellten Züge in Maskenbildungen verschmolzen und durch die herzhafte Anwendung strenger Stylgesetze einen originellen Typus geschaffen, welcher trotzdem, daſs er der reinste Gegensatz eines Götterideals ist, doch eine gleich ewige realideale Bedeutung hat.

505. Seine Weihe hatte Dionysos durch Rhea, die groſse Göttermutter, empfangen. Der Cultus, dessen Mittelpunkt diese in kleinasiatischen Religionen, namentlich in Phrygien, bildete, nachdem in Griechenland selbst längst ein neues Göttergeschlecht durch Zeus zu unumschränkter Gewalt gekommen war, kündigt sich als orgiastisch an. Elemente, die die hellenische Weltanschauung für immer überwunden zu haben meinte, treten hier mit Allgewalt hervor und die Menschheit wird von einem dunkelen Drange unwiderstehlich erfaſst, sich dem Allleben der Natur in wildem Sinnentaumel in die Arme zu stürzen. Nicht blos die

Individualität wird rücksichtslos zum Opfer gebracht, sondern man läſst sich sogar zur Tilgung der Geschlechtsunterschiede fortreiſsen. Männer rasen in Weiberkleidern umher und Frauen nehmen die Charaktereigenschaften des Mannes an. Flötenton und Beckenschall versetzen die in ausgelassenen Tänzen umherrasende Menge in einen Wahnsinn, welcher jede menschliche Regung übertäubt und in ihr Gegentheil verkehrt. Und um den Umsturz aller Ordnung und Sitte zu vollenden, überläſst man sich den dämonischen Einflüsterungen der Nacht, die den Geist mit magischer Gewalt umfängt und die Menschenseele einem chaotischen Zersetzungsprozeſs überantwortet. Was die Titanen in Beziehung auf die physische Weltordnung sind, die sie allezeit umzustürzen trachten, ist Rhea in Betracht des sittlichen Bewuſstseins. Gerettet hat sie zwar den Zeus in Folge des angeborenen Drangs der Mutterliebe, den Gesetzen aber, die der Olymposbeherrscher der durch ihn begründeten Weltordnung zu Grunde gelegt hatte, hat sie sich nie unterworfen. Sie liebt es als Allmutter, jegliche Creatur mit gleicher Inbrunst zu umfassen, und die Thiere der Wildniſs, die blutdürstigen Löwen vor allen, sind die Wächter ihres Thrones und ihre Schooſsthiere. Aber nicht blos die Welt der lebendigen Wesen wird von ihr umschlossen, ihre Macht dehnt sich auch auf das geheime Leben der Metalle aus, die in dem Schooſs der Erde verborgen liegen und von Dämonen, die unter ihrem besonderen Einfluſs stehen, von den idäischen Daktylen, Fingerlingen oder Bergkobolten, mit fana-

tischer Leidenschaftlichkeit ausgebeutet werden. Tönendes Erz und mörderisches Eisen wird durch sie zu Tage gefördert und der räthselhafte Drang des Menschen, sich des Besitzes von Edelmetallen zu bemächtigen, tritt in ihnen mit magischer Allgewalt auf. Rhea indeſs läſst sich nicht an der Herrschaft über die Urelemente des Erdkörpers genügen, auch das Sternenleben zieht sie in ihre Kreise, und namentlich bilden gewisse Meteorsteine, die der Gegenstand abergläubischer Verehrung waren, den Mittelpunkt ihres Geheimcultus, in dessen inneres Wesen einzudringen, es uns ebenso wenig möglich ist, wie zu den Urwerkstätten der Natur, zu den unterirdischen Feueressen der Vulcane, und zu ähnlichen unnahbaren Orten Zugang zu gewinnen. Die Berichte der Alten über das Wesen dieser asiatischen Culte, deren bloſse Nennung uns mit Grausen erfüllt, sind nicht blos dunkel, sondern auch verworren. Alles, was wir denselben entnehmen können, beschränkt sich auf die unzweideutigen Schilderungen der gewaltsamen Auflösung aller sittlichen Verhältnisse in Folge des unwiderstehlichen Hanges, sich an dem Gemeingefühl des gesammten Sinnenlebens in einer Weise zu betheiligen, welche nur dadurch möglich wird, daſs jede selbeigene Lebensregung erst betäubt und dann von Grund aus zerstört wird. Das Ewigweibliche, welches jeden edlen Menschen himmelan zieht, tritt hier mit einer nicht weniger gewaltigen Wirkung, aber ganz im entgegengesetzten Sinne auf und sucht die Menschheit noch ienmal an den Mittelpunkt der Materie mit unlösbaren

Banden zu fesseln. Wäre diese Religionsanschauung im Alterthum zur allgemeinen Herrschaft gelangt, so würde die Weltgeschichte eine ganz andere Gestaltung gewonnen haben. Zwar ist es wahr, dafs das Christenthum auch solche Tendenzen überwunden hat, allein die Umprägung der nazionalen Grundlage ist auch ihm nicht gestattet. Sowie es im Leben des einzelen Menschen Verbrechen und Schuld nur sühnen, dieses selbst aber nicht ummodeln kann, so vermag es auch im Völkerleben nicht mehr als dem Nationalcharakter eine höhere Weihe zu leihen, ohne dafs es die Fortwirkung desselben ganz abzuschneiden und für alle Kommezeit unschädlich zu machen im Stande ist. Hier galt es daher der Ueberwindung von religiösen Trieben, zu deren Beschwichtigung und Reinigung Dionysos auserkoren worden war.

506. Die Weise, in welcher Dionysos, dem Glauben der Griechen zufolge, bei der Bekämpfung und Bewältigung des der Sinnlichkeit zugewandten Religionsprinzips verfahren war, ist höchst lehrreich und bedeutsam. Indem er sich jenen orgiastischen Culten gegenüber durchaus hingebend verhält, durchdringt er die niederen Kreise des Daseins, ohne denselben zu verfallen. Allerdings werden zunächst Triebe und Leidenschaften auch bei ihm wach, die alle höhere Gesittung für immer zu vernichten drohen, dadurch aber, dafs er sie in eine Bewegung überzuleiten lehrt, welche einer himmelwärts führenden Richtung folgt, werden sie einem Läuterungs- und zuletzt einem Verklärungsprozefs zugewiesen, aus dem schliefslich der

ganze Mensch aller irdischen Schlacken bar und ledig hervortritt. Es ist ein grofser und meist sehr verderblicher Irrthum, wenn man glaubt, der Materie und der ihr anhaftenden verführerischen Zauberkräfte liefse sich nur dadurch Herr werden, dafs man sie zu beseitigen, sich ihrem Einflufs verneinend zu entziehen suche. Ueberall, wo man ein solches Verfahren einschlägt, wird entweder ein Vernunftfanatismus, der mit geistlichem Hochmuth versetzt ist, oder sittliche Verstümmelung eingeleitet, welche den Versucher immer nur von Einer Seite abzuweisen vermag und ihn gewöhnlich von einer anderen her mit um so gröfserer Begierlichkeit anlockt. Eine gründliche und dauernde Erlösung von dem Bösen und vom Uebel ist allezeit nur dadurch möglich, dafs die Rechte der Sinnenwelt zwar anerkannt, aber durch die weit höheren Berechtigungen, welche das Sittengesetz gewährt, überboten und zum Schweigen gebracht werden. Dionysos überläfst sich nicht nur der Wirkung berauschenden Schalls, der aus Flöten und Erzbecken gliederlösend hervordringt, sondern auch aufregenden Fackeltänzen und wonnigen Gelagen, aber indem er mitten in dem süfsen Taumel all dieser Genüsse seiner hohen Abkunft und seines Götterberufs nicht vergifst, wird er zum Ueberwinder der Zauberkräfte, die ihn in Banden zu legen drohen. Dieses sein weises Behaben stellt sich in der Sage unter mancherlei sinnigen Bildern dar. Da es sich dabei meist um eine wunderbare Verkehrung der Weltordnung handelt, so gestalten sich diese gern mährchenhaft. Ueberall

aber laufen sie darauf hinaus, dafs die dem Dionysos feindlichen Mächte einer Selbsttäuschung anheimfallen, welche sie in's Verderben stürzt, während der Gott ihren Nachstellungen spielend entgeht. Dahin gehört namentlich die Erzählung von tyrrhenischen Seeräubern, die den Dionysos nach Naxos überzusetzen versprochen, ihn aber nach Asien zu entführen und als Sklaven zu verkaufen im Sinne hatten. Die Wirkung der Trunkenheit, der er sie überwies, wird ausdrucksvoll so beschrieben, die Ruder haben sich vor ihren geblendeten Augen in Schlangen verwandelt, der Mast sich mit Epheu belaubt und das Fahrzeug selbst sei von Flötenschall erfüllt worden, während der Gott ihnen in der Gestalt eines Löwen erschienen sei, vor dem sie erschreckt geflohen und in's Wasser gesprungen, wo sie dann in Delphine verwandelt worden seien. Dieses anmuthige Mährchen, welches seinen tiefen Sinn weniger verhüllt, als in eine vielsagende Bildersprache einkleidet, ist auf dem choragischen Denkmal des Lysikrates unnachahmlich schön durch Basreliefdarstellungen versinnlicht. In diesen fällt alles das, was widernatürlich klingt, weg und nur der grofsartige Contrast zwischen dem auf einem Felsensitz thronenden, sich seiner ganzen Hoheit und Unantastbarkeit bewufsten Gott und den von niederen, thierischen Trieben überwältigten Fischmenschen, welche wie Frösche in den Sumpf ihrer Leidenschaften und Begierden zurückhüpfen, tritt uns aus den herrlichen und naturwahr empfundenen Umrissen der anspruchslos vorgetragenen Composizion

entgegen. Die Scene ist hier nicht an den Bord eines Schiffes verlegt, sondern auf eine Insel. Satyrn umschwärmen den Gott und werfen sich mit grimmer Wuth auf die demselben feindlich gesinnten Männer, die sie mit Baumstämmen und Fackelbränden verfolgen und theils in Banden legen, theils in's Meer jagen. Nur in der nächsten Umgebung des Dionysos, der einen sich ihm freundlich anschmiegenden Löwen aus einer Schale tränkt und von seinem am Boden sitzenden Lieblingssatyr, der den Thyrsus führt, halb sehnsüchtig, halb bewunderungsvoll angeblickt wird, herrscht Heiterkeit und Wohlbehagen, während weiterhin sein Gefolge Tod und Verderben um sich verbreitet.

507. Nirgends offenbart sich die weltverbessernde Tendenz des Dionysos so herrlich und trostreich als in der Auffassung und Behandlung der Verhältnisse, in welchen die Frauenwelt mit selbeigener Sitte zu der der Männer steht. Im Orient hatte jene frühzeitig über diese die Oberhand gewonnen und die dadurch veranlaſste Verwirrung aller sittlichen Begriffe führte die schreckhaftesten Gefahren in ihrem Gefolge. Auch würde das Griechenthum schwerlich im Stande gewesen sein, denselben auszuweichen, sobald es mit asiatischen Religionselementen in Berührung gerieth, hätte man nicht denselben gegenüber ein Verhalten beobachtet, welches die Sage der Persönlichkeit des Dionysos als eigenthümlich zuweist. Dieser widersetzt sich dem Streben, die Geschlechtsunterschiede zu tilgen, keineswegs, sondern gibt sich demselben sogar mit sichtlichem Wohlbehagen hin. Sein ganzes Wesen

zeigt eine Weichlichkeit und Zartheit der Formenentwickelung, daſs man bei manchen Bildwerken, welche ihn darstellen, versucht ist, auf mädchenhafte Bildung zu schlieſsen. Dazu kömmt der üppige Haarwuchs, der schwimmende Blick und der schwärmerische Ausdruck. Alles deutet auf eine Umkehrung der Naturverhältnisse hin, und die Entartung des Bacchuscultus hat in der That von einer solchen einseitigen Auffassung der Natur des Gottes ihren Ausgang genommen. Sobald man dagegen diese wunderbare Erscheinung in ihrer Gesammtheit anschaut, so tritt uns aus derselben die Idee der Androgyne, jener in sich geschlossenen Mannweiblichkeit, entgegen, welche eine gleichmäſsig beschwichtigende Kraft auf beide Geschlechter ausübt. Dionysos steht vor uns in erhabener Herrschergröſse, diese aber ist gemildert und gesänftiget durch jene vollendeten Seeleneigenschaften, welche die Natur dem weiblichen Charakter in allen Kreisen des organischen Daseins ausschlieſslich aufbehalten hat. Alles Weibische ist in ihm glorreich beseitigt und der Adel des Mannes wird durch Gnadengaben gekrönt, die von einer mächtigeren Wirkung sind als die stolzeste Kraftfülle.

508. Die Alten haben nachmals diese Idee der Geschlechtsverschmelzung bis auf ihre höchste Spitze zu treiben gesucht und namentlich die Kunst hat es sich beikommen lassen, ein Gebilde zur Darstellung zu bringen, welches beide Hälften der Menschheit in ähnlicher Weise zusammenkettet, wie dies beim Kentauren und Pan mit dem Thier- und Menschenleib

geschehen ist. Das Ergebnifs dieser Mischgestaltung ist der Hermaphrodit, ein Zwitterwesen, welches zwischen beiden Geschlechtern, nicht über ihnen steht wie die Androgyne. Es entbehrt daher auch nicht blos jener beseligenden Eigenschaften, die die Erscheinung dieser so erhebend hinstellen, sondern es versetzt die dem Mann und dem Weib inwohnende Leidenschaftlichkeit in gleiche Aufregung. Es hat der wunderbar versöhnenden Kraft, welche vorzugsweise der griechischen Kunst inwohnt, bedurft, um selbst solche üppige Phantasiegebilde dem Läuterungsprozefs zu überantworten, ohne dessen Dazwischenkunft sie die furchtbarste sittliche Verheerung hätten auf's Neue verbreiten müssen. In der That sind sie als die Ausläufer jenes wilden Naturtriebs zu betrachten, welcher auf dem Gebiet des bereits bacchischer Weihen theilhaftig gewordenen Bewufstseins parasitenartig noch einmal emporschiefst. Da, wo die Hermaphroditengestalten in gröfseren Composizionen erscheinen, pflegen sie der Gegenstand und Ausgangspunkt lüsterner Ausgelassenheit zu sein, und da sich an dieser vorzugsweise Pane und Satyrn betheiligen, so treten sie nicht selten mit dem Dionysos selbst in einen sichtlichen Gegensatz. Während dieser durch sein hehres Ansehn ringsumher Ehrfurcht und heilige Stille verbreitet, versammeln sich um jene weichlichen Doppelcreaturen die von einem sinnlichen, aber keinem heiligen Rausch erfüllten Bacchusdiener wie um das Aas die Raben. Diese Darstellungen aber, weit entfernt, den Cultus des Dionysos in ein nachtheiliges Licht zu stellen, dienen

nur dazu, die Begierden und Leidenschaften zur Anschauung zu bringen, welche durch denselben theils überwunden, theils einer läuternden Weihe theilhaftig werden sollten. Wo derselbe eine solche Wandelung herbeizuführen nicht vermocht hat, da liegt die Schuld nicht an seinen Satzungen und Einrichtungen, sondern an dem Mifsbrauch, den man von beiden zu machen sich erfrecht hat. Ueberall, wo der Mensch in ähnlichen Fällen auf halbem Wege stehen bleibt oder sich einer einseitigen selbstgefälligen Auffassung des Endziels solcher religiösen Bildungsanstalten überläfst, treten dieselben Verirrungen und Uebelstände hervor, welche allerdings auch den Dionysoscultus einer Entartung entgegengeführt haben, die ihn verabscheuungswürdig erscheinen lassen mufste. Der Grund derartiger Gemeinheiten liegt aber weniger in der Sache als in den Mifsbräuchen, die sich an dieselbe angeheftet haben.

509. Das segensreiche Wirken des Dionysos wird unter dem Bilde von Kriegsunternehmungen dargestellt, die ihn bis in die fernsten Länderstrecken Indiens geführt haben sollen. Bei seinem siegreichen Vorschreiten macht er sich nach und nach den ganzen Orient unterthänig oder vielmehr griechischer Cultur zugänglich. Ueberall, wo er auf Widerstand stöfst, macht er seine göttliche Uebermacht geltend, dagegen lehrt er diejenigen, welche sich seiner weisen Führung anvertrauen, den Weinbau, die Obstcultur, die Wohlthaten des städtischen Lebens und fester Satzungen, endlich sogar die Verehrung der Götter.

Was die Mythen über diese Abenteuer berichten, beschränkt sich meist auf allgemeine Angaben, die auch dadurch nur wenig an individueller Färbung gewinnen, dafs den erlegten Feinden griechische Namen beigelegt werden, da diese ihrer etymologischen Bildung zufolge eben nur das wiederholen, was die Erzählung selbst andeutet. Die Bildwerke beschäftigen sich vorzugsweise mit seinen Triumphen. Auf Sarkophagen sehen wir ihn bald thronend dargestellt, wie er die ihm vorgeführten Gefangenen begnadigt, bald wie er, von Panthern, Elephanten, Löwen oder Kentauren gezogen und von Bacchantinnen und Satyrn umschwärmt, seinen Einzug hält. Derartige Schilderungen sind meist ungemein reich und führen uns den ganzen Apparat der dionysischen Festfreuden im Einzelen vor. Zuerst handelt es sich dabei natürlich um die Veranschaulichung der im fernen Osten erbeuteten Schätze. Dann spielt die fremdartige Thierwelt eine grofse Rolle, welche der Gott in ähnlicher Weise wie die Leidenschaften gebändigt hat. Rauschende Flöten- und Beckenmusik, ausgelassene Tänze und die Andeutungen seligen Wohlbehagens dürfen natürlich nicht fehlen. Ganz besonders aber werden die Masken hervorgehoben, welche das Sinnbild des Gipfelpunkts bacchischer Festlichkeiten sind.

510. Dionysos nemlich galt als der Erfinder der dramatischen Dichtkunst. An seinen Festen war zuerst der Gebrauch aufgekommen, gewisse Ereignisse nicht blos durch das Absingen von Liedern zu schildern, sondern dieselben dadurch, dafs die sie vortra-

genden Personen sich ganz in den Geist der handelnd gedachten Charaktere versetzten, zur lebendigen Darstellung zu bringen. Zu diesem Zweck war vor allem nöthig, daſs die Schauspieler sich ihrer eigenen Persönlichkeit vollständig entäuſserten und ganz und gar in der ihnen übertragenen Rolle aufgingen. Theils um letzteres zu erreichen, theils um sich des ersteren zu versichern, bediente man sich künstlicher Gesichter, deren bloſser Anblick den Mimen in eine poetische, zur Begeisterung fortreiſsende Stimmung zu versetzen pflegte. Während auf diese Weise der schöpferischen Nachahmung gewisse enge Gränzen gesetzt wurden, waren die Alten andrerseits in der Ausbildung ähnlicher typischer Züge wahrhaft unerschöpflich. Da sie sie gleichzeitig nach den Gesetzen der architektonischen Stylistik umzugestalten verstanden und dadurch Phantasiegebilde selbständiger Geltung erzielten, so baute sich auf diesem Wege nach und nach eine ideale Welt auf, in der sich die Wirklichkeit klar, aber mit groſsartigen Umrissen spiegelte. Der Anblick der so poetisch wiedererstehenden Lebensverhältnisse brachte einen überwältigenden Eindruck hervor und die höheren Leidenschaften, welche in der Menschenbrust ruhen, wurden dadurch in ähnlicher Weise aufgeregt, wie dies im bacchischen Cultus mit den mehr sinnlichen der Fall war. Bald bemächtigte sich der Zuschauer, die gleichzeitig markerschütternde Lieder vernahmen, ein gewaltiger Schrecken, bald wurden sie in tiefes Weh verstrickt und zum Mitleiden fortgerissen. Nach allen diesen Prüfungen aber fühlte

man sich verklärt und wie neugeboren und die dionysische Läuterungsweihe kam jetzt ohne Anwendung berauschender Genüsse oder musikalischer Sinnenreize einfach auf dem Wege echten und reinen Kunstgenusses zu Stande. In diesem erreichte der Gott selbst seinen Gipfelpunkt, und mit der vollständigen und allseitigen Ausbildung der dramatischen Poesie ist der Dionysoscultus an den Gränzen seiner Macht angelangt. Allem Anschein nach hat er sich auch bei seinen religiösen Handlungen vorzugsweise auf diesen Kunstzweig gestützt und dasjenige, was sich allem Wortausdruck entzog, durch Bilder und Cärimonien veranschaulicht, die sich, auch wenn genauere Beschreibungen derselben auf uns gekommen wären, nicht wieder vergegenwärtigen lassen. Selbst wenn wir ihrer noch einmal ansichtig werden könnten, würden wir nur wenig davon begreifen, da das Verständnifs derartiger Aufführungen eine Sinnesverfassung erheischt, die uns gänzlich fremd und unzugänglich ist.

511. Bei seiner Rückkehr nach Griechenland ward Dionysos überall entweder verkannt oder mifskannt. In den hier einschlagenden Mythen sind die Umrisse der Sage weniger verwischt. Zum Theil hat dieselbe sogar eine sehr schön entwickelte Ausbildung erhalten. Der thrakische Edonerkönig Lykurgos, mit dem er zunächst feindlich zusammenstöfst, wird deutlich genug als der Sohn des Dryas, des Waldlebens, bezeichnet. Als Vertreter der Forstcultur mufste er nothwendig dem Dionysos, der überall Weinpflanzungen und die Spuren der von ihm ausgehenden Gesit-

tung zurückliefs, gram und abhold sein. Ganz besonders aber war ihm, nach den Andeutungen des Homer, das Weibergefolge zuwider, welches der Gott mit sich führte. Er setzte den Ammen des Dionysos auf dem heiligen Berge Nyseion nach und störte sie in ihren begeisterungsvollen Festübungen. Sie warfen die mit Weinlaub geschmückten Stäbe hinweg, und der zaghafte Gott, ob der drohenden Stimme des rauhen Waldbewohners erschreckt, rettete sich unter die Meereswogen, wo ihn Thetis in ihrem Schoofse barg. Hier bricht Homer die einem seiner Helden in den Mund gelegte Erzählung ab und fügt nur noch die geheimnifsvolle Andeutung bei, dafs dem gottlosen und gottverhafsten Mann Zeus den Sinn geblendet habe, auch sei sein Leben von kurzer Dauer gewesen. Die anderweitig wiederkehrende Sage meldet, dafs Lykurgos von der Begeisterung, der er sich widersetzt, selbst erfafst worden sei und im Wahnsinn seinen eigenen Sohn getödtet habe. Dieser wird abermals als Dryas bezeichnet, wodurch das Baumleben dem Rebenwuchs auf's Neue gegenübergestellt wird. Indem er den Weinstock mit mächtig geschwungener Axt zu tilgen meint, vernichtet er auch den Ulmenstamm, welchen dieser umschlungen hielt, und wird dadurch zum Zerstörer der Reben- und der Waldcultur. Zu spät wurde er der von ihm verübten grausen That inne. Als er wieder zu sich kam, fand er das Land durch Unfruchtbarkeit verheert.

512. In Bildwerken, welche die Raserei des Lykurgos darstellen, erscheint er als ein Barbar und

hellenischer Sitte abhold. Er bietet schon durch sein Aeufseres den reinsten Gegensatz zu der überfeinerten Cultur des Dionysos dar. Beim Ausbruch seiner Zorneswuth macht sich aber diese Verschiedenheit der Naturen noch weit stärker geltend. Statt himmelantragender Begeisterung sehen wir hier blinden Fanatismus auftreten, der, wie immer in ähnlichen Fällen, das herbeiführt, was er verhindern möchte. Statt seine Wälder zu schützen, wird er selbst zum Zerstörer derselben, oder, wie der Mythus dies ausdrückt, er wüthet gegen sein eigenes Fleisch und Blut, wähnend, er thue dem Feind, der in seine Gehege eingedrungen ist, Abbruch. Sophokles, der seiner ebenfalls als eines Barbaren gedenkt, sagt ausdrücklich von ihm, dafs er nicht blos die des Gottes vollen Frauen und das bacchische Feuer zu stören und zu unterdrücken gesucht, sondern auch die Musen gereizt habe. Ungebändigte Leidenschaftlichkeit führt seinen Untergang herbei und er wird von dem Dionysos, der ihn allein einer höheren Gesittung hätte theilhaftig machen und von der Gewalt sträflicher Wuth befreien können, in steinerne Fesseln geschlagen. Wären uns gröfsere Bruchstücke aus der Lykurgie des Aeschylus aufbehalten, so würden wir zum Verständnifs des tiefen Sinnes dieser nur in schwachen und verstreuten Zügen auf uns gekommenen Sage vorzudringen hoffen dürfen, während wir jetzt mehr auf das Rathen und Ahnen angewiesen sind. Aus den gedankenlos aufgezeichneten Nachrichten der Grammatiker läfst sich nur das Eine als bemerkenswertk entnehmen, das er von seinen eigenen Unter-

thanen, den Edonern, auf das Gebirge Pangaion, dessen Name in diesem Zusammenhang symbolische Bedeutung hat, geführt und dort durch den Dionysos einer qualvollen Todesstrafe übergeben worden sei. Der Mangel einer genaueren Kenntnifs dieses bedeutungsvollen Mythus ist um so mehr zu beklagen, als wir gerade durch ihn am ersten zu einer tieferen Einsicht in die hier verborgen liegenden Naturbeziehungen hätten gelangen können. Schadlos werden wir einigermafsen dadurch gehalten, dafs wir die parallel laufende Sage vom Pentheus in einem der merkwürdigsten und inhaltreichsten Werke der dramatischen Poesie aufgezeichnet finden. Die Bacchen des Euripides, welche dieselbe mit einem wunderbaren Geschick für Composizion und die Schilderung von Seelenzuständen behandeln, liefern in dieser Beziehung mehr, als das herrlichste und reichste Bildwerk zur Anschauung bringen kann.

513. Pentheus, der Sohn des Echion, hatte den Thron von Theben inne, als Dionysos mit dem Chore gottbegeisterter Frauen dieser seiner Vaterstadt unerkannt nahte. Sein Erscheinen verursachte eine gewaltige Umwälzung, indem die ganze weibliche Bevölkerung, nachdem sie sich zuerst ungläubig erwiesen hatte, in wildem Sinnentaumel fortgerissen wurde. Pentheus widersetzte sich nicht blos diesem unsittlichen Treiben, sondern auch der Lehre des Gottes, welche er als die Quelle aller jener Verirrungen betrachtete. Seinem harten Sinn war es nicht vergönnt, die hohe Bedeutung des neu auftauchenden Cultus zu

verstehen, und indem er den durch diesen eingeleiteten Gährungsprozefs, in welchem sich das Edle bewährt und das Ueble aussondert, für nichtsnutzige Lasterhaftigkeit nahm, erfrechte er sich sogar, den von heiligem Rausch erfüllten Frauen und dem Dionysos selbst, von dessen wahrem Wesen er keine Ahnung hatte, schnöde Gewalt anzuthun. Dieses schlimme Vergehen mufs er schwer büfsen. Nachdem die Wunder, welche sich unter seinen Augen ereignet hatten, ihn nicht gläubig zu stimmen vermocht hatten, weifs ihn der Gott mit Neugierde in Betreff der ihm verhafsten Festübungen und heiligen Weihen zu erfüllen und verleitet ihn, den bacchischen Schmuck selbst anzulegen und sich unter die Chöre der ebenfalls in falsche Raserei versetzten thebanischen Frauen zu mischen. Letztere trieben auf dem Kithäron ihr wildes Wesen, und Pentheus, der ihre Orgien von den Zweigen einer Fichte herab neugierig belauschen wollte, wird von seiner eigenen Mutter, der Agave, der Erlauchten, für einen Löwen oder Eber angesehen und in irrer Wuth zerrissen. Als sie mit dem Kopf ihres Sohnes wie mit einer Siegestrophäe heimkehrt, wird sie durch ihren Vater, den Kadmos, über ihre Unthat belehrt. Sie erwacht aus ihrem Rausch und wird zu spät inne, dafs sie sich dem Dionysos widersetzt hat und durch diesen in jähes Verderben gestürzt worden ist.

514. Zwischen dem Sinnentaumel der thebanischen Frauen und der kalten Vernunft des Pentheus hält der Chor der dem Gott in Wahrheit ergebenen

Bacchantinnen die richtige Mitte ein. Diese suchen nicht das Ihre, sondern überlassen sich ausschliefslich höheren Eingebungen. Indem sie die Leidenschaft ganz frei walten lassen, werden sie von ihr vollkommen befreit. Denn sie gehen in einem höheren Dasein auf und leben nur in und für den Dionysos. Der heilige Rausch, in welchen sie dieser versetzt, hat nichts mit jener wilden Raserei gemein, die die thebanischen Widerspenstigen unter das Thier herabwürdigte, sondern wir dürfen ihn als eine Art von Hellsehen betrachten, einem Zustand, in welchem die Menschen- und namentlich die Frauenseele mit dem Weltgeist in ein lebendiges Wechselverhältnifs tritt und von Angesicht zu Angesicht schaut, was wir in diesem beschränkten Erdenleben nur stückweise und oft in wirrem Zusammenhang erblicken. Basreliefdarstellungen, welche uns diesen schlafwachen Zustand schildern, gewähren uns die deutliche und feste Ueberzeugung, dafs die Alten auch hierbei ein sehr reines Verhalten beobachtet haben müssen. Auf welche Weise sie diese Zustände eingeleitet und unterhalten haben, können wir jetzt natürlich kaum ahnen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dafs sie dabei methodisch zu Werke gegangen sind und die dadurch gewonnenen prophetischen Anschauungen auch praktisch zu benutzen gewufst haben werden. Der Weinrausch hat an diesem Verzücktsein einen verhältnifsmäfsig nur geringen Antheil und darf eher als Symbol, nicht aber als ausschliefsliche Quelle desselben betrachtet werden. Es versteht sich übrigens von selbst, dafs nicht Alle,

welche sich dem Bacchusdienst hingaben, solch einer poetischen Stimmung theilhaftig werden konnten, wie sie die Dichter und die Kunstwerke schildern. Auch hier unterschieden sich die Berufenen von den Auserlesenen, worauf noch ganz speziell das den Alten geläufige Sprüchwort anspielt, dem zufolge gar Viele zwar den Thyrsusstab schwingen, während der in Wahrheit bacchisch Begeisterten nur Wenige sind.

515. Unter diesen von hehrer Begeisterung getragenen Frauenwesen nimmt Ariadne, die Hochheilige, wie ihre kretische Namensform besagt, die erste Stelle ein, weshalb sie auch vom Dionysos zur Gemahlin erkoren wird. Schon war sie einem anderen Heros als treue Lebensgefährtin gefolgt, als dieser sie, nicht ohne der Götter Zuthun, auf Naxos zurückliefs und bei nächtlicher Weile davon segelte. Der verhängnifsvolle Moment, in welchem ihr der Bräutigam, der die Braut heimführen sollte, naht, ist in einer der grofsartigsten Frauenstatuen, die wir aus dem Alterthum übrig haben, verherrlicht worden. Es ist dies jene schlafende Frau colossaler Bildung, welche lange Zeit für eine Kleopatra gegolten hat, und die zu den ältesten und bedeutendsten Zierden der vaticanischen Statuensammlung gehört. In ihr hat sich die bacchische Ueberschwenglichkeit bereits in versöhnenden Schlummer abgeklärt. Nach bangen, unruhigen Träumen, in denen sie sich auch umhergeworfen und ihre Gewandhüllen in Unordnung gebracht hat, geniefst sie der erquickenden Wirkung allheilenden Schlafes. Trotzdem, dafs ihr Seelenleben in dem Gemeingefühl,

welches durch das Pausiren jeder Willensthätigkeit zur Oberhand gelangt, gleichsam aufgeht und verschwindet, glauben wir es wie durch einen zarten Traumschleier in seinen leisen, aber ausdrucksvollen Regungen zu gewahren, und uns ergreift eine Ahnung von der hohen Bestimmung, die diesem göttergleichen Frauenwesen bevorsteht. Alles, was die Dichter von der reinigenden und beseligenden Kraft bacchischer Begeisterung rühmen, vermag uns nicht den wonnereichen Zustand vor die Seele zu zaubern, den wir in diesem grofsartigen Bildwerk verkörpert erblicken. Ihren linken Arm schmückt eine Spange, welche die Gestalt einer Schlange hat, offenbar mit symbolischer Hindeutung auf den göttlichen Bräutigam, in dessen Cult dieses Thier von einer so hohen Bedeutung ist. Dionysos hat sie durch dieses Armband gleichsam für immer an sich gefesselt.

516. Wandgemälde und Sarkophage führen uns dieselbe Gestalt, nur natürlich mit stylistischen Modificazionen, vor, in dem Augenblick, wo Dionysos ihr im rauschenden Festzug naht. Sobald Ariadne die Augen aufschlägt, befindet sie sich ihrem göttlichen Bräutigam gegenüber. Er geht mit ihr ein dauerndes Ehebündnifs ein. Zeus machte sie unsterblich und nimmer alternd. Wir begegnen ihr nicht unhäufig im bacchischen Thiasos, dessen Mittelpunkt sie dann bildet. In den Bildern, die solche feierliche Aufzüge darstellen, herrscht eine grofse Mannigfaltigkeit, welche es hin und wieder schwer macht, sie mit Sicherheit herauszufinden, zumal da auch die Mutter des Dio-

nysos in dieselben aufgenommen erscheint. Auf einem vaticanischen Sarkophagrelief sitzt sie verschleiert, sonst aber unbekleidet, auf einem Wagen, der von zwei mit Weinlaub und Früchten bekränzten Panthern gezogen wird. Ein neben diesen herschreitender geflügelter Jüngling zügelt die wilden Bestien, während ein anderer Jüngling ihren Arm unterstützt und Hymenäos mit der Fackel auf dem Wagen vor ihr steht. Dionysos folgt auf dem zweiten, von Rossen gezogenen Gespann, in dem Schoofse seiner ebenfalls verschleierten Mutter ruhend. Besonders prachtreich ist die Darstellung des Casali'schen Sarkophags, auf welchem Ariadne in einem Gewand, das grofsartige Falten wirft, mit Kantharos und Tamburin dem Dionysos, der sich auf den Thyrsosscepter stützt und ihr eine Schale darreicht, gegenüber thront, während zu Füfsen der Höhe, die sie beide einnehmen, der durch den Eros im Ringkampf überwundene Pan von jenem siegreich abgeführt wird. Das wonnige Verzücktsein, welches eine solche Decorazionssculptur nur eben flüchtig andeuten kann, findet sich in einem Kopf des capitolinischen Museums, der die Züge der Ariadne darzustellen scheint, grofsartig entfaltet. Die Formen sind von einer Fülle und Breite, welche mit Macht auf die übernatürliche Erscheinung hinweisen. Das Haupt ist sanft geneigt und der Ausdruck süfser Schwermuth läfst gleichsam den Durchbruch zur seligen Verklärtheit wahrnehmen. Indem sie dieser Welt abzusterben scheint, oder ihr wenigstens entfremdet wird, tritt sie in ein höheres, vollen-

deteres Dasein ein. Leider sind die aus farbigen Steinen gebildeten Augen verloren gegangen und damit ist der eigentliche Blüthenreiz der ganzen Darstellung abhanden gekommen. Die jetzt öden Höhlen machen einen eher befremdlichen Eindruck, während sich vormals gerade hier die ganze Seele wie in einem die Strahlen sammelnden Glanzpunkt gespiegelt haben mufs. Trotz dieser und ähnlicher Verstümmelungen tritt uns aus diesem Marmor der Geist der Weihe und des poetischen Vollgenusses entgegen, wie er nur einem zur Göttergemeinschaft gelangten Wesen geboten wird.

517. Das Wiedersehn des Dionysos und der Semele schildern einzelne auserlesene Bildwerke in der zartesten und gleichzeitig erhabensten Weise, vor allen die unvergleichlich schönen Umrisse des Gerhard'schen Metallspiegels, welche, obwohl sie etruskischer Herkunft sind, einen rein griechischen Geist athmen. Dionysos umarmt seine verklärte Mutter in rückübergelehnter Stellung. Letztere ist bezeichnend und kehrt auf einem von Millin herausgegebenen Vasengemälde bei Darstellung desselben Gegenstandes in ganz ähnlicher Weise wieder. Es ist eine in der That himmlische Begegnung, bei welcher die das ganze leiblich-geistige Dasein durchrauschende Freudelust von jeder irdischen Schlacke befreit erscheint. Mutter und Sohn tragen beide eine mit Amuletten behangene Spange am linken Arm und werden dadurch zu einander in ein Verhältnifs, wie das von Braut und Bräutigam ist, gesetzt. In der That ist die von beiden ausströmende Liebesgluth so intensiver Art, dafs es sich um einen Ver-

schmelzungsprozeſs zu handeln scheint, an dem Leib und Seele völlig gleichen Antheil haben. Gerade aber um jede Anspielung auf gemeine Liebeseinigung zu tilgen, hat man eine Stellung gewählt, die eher an den letzten Scheidekuſs und an das ohnmächtige Zurücksinken in die Arme einer treuen Freundin, als an sehnsüchtiges Umfangen erinnert. Semele hält den mit Binden geschmückten Thyrsus leise erfaſst in der Rechten. Ihr gegenüber steht des Dionysos älterer Bruder, der goldgelockte Apollo, mit einem purpurumsäumten Mantel leicht bekleidet und mit einem Amulethalsband geschmückt, wie der Sohn der Semele, mit dem er dadurch gleichsam in Rapport gesetzt erscheint. Er hält einen Lorbeerthyrsus, einem Macht verkündenden Scepter gleich, in der Linken und schaut voll edler Hoheit und Selbstgenügsamkeit auf die dionysische Jubel- und Wonnescene herab. Links bläst ein ebenfalls mit dem Amulethalsband versehener Satyrknabe, auf einem Felsabhang sitzend, die Doppelflöte. Dieselbe Weise seligen Liebesbehagens, welche uns die eben beschriebenen Umrisse schildern, deutet auch Pindar bei Erwähnung des olympischen Wiederauflebens der Semele an. Er bezeichnet sie als von der Pallas und dem Zeus geliebt und vor allem von ihrem epheubekränzten Sohn. Dionysos bildet demnach mit der Ariadne und der Semele einen ähnlichen Dreiverein wie Apollo mit der Artemis und der Latona. Auch die Zusammenstellung des Zeus mit der Here und der Pallas bietet, wenn auch nur in Betreff der Symmetrie, eine gewisse Analogie zu diesen Gruppen

dar. Es scheint, dafs die Alten durch die Gegenüberstellung zweier Frauenwesen, welche zu derselben männlichen Persönlichkeit in einem tieferen Bezug stehen, die der ehelichen und der freundschaftlichen entsprechende Liebe in ein polares Verhältnifs zu bringen gesucht haben, welches auch in der Wirklichkeit oft vorkommt und da, wo es richtig und mit streng sittlichem Sinn erfafst wird, der Grund der höchsten Vollendung wird. In Beziehung auf Dionysos gelangen wir erst durch den Anblick des zarten Verhältnisses, welches zwischen ihm und der aus dem Flammentod neu und göttlich wiedererstandenen Semele obwaltet, zu der Vollanschauung seiner eigenen Verklärung. Denn hier hört jede irdische Bedürftigkeit auf und es entspinnt sich ein Empfindungsaustausch, wie wir ihn selbst im jenseitigen Dasein verhoffen dürfen und der edlen Menschen auch schon hienieden den Vorschmack des Himmels zu gewähren pflegt. Das Endziel der bacchischen Freuden und Genüsse kann daher nicht schöner versinnlicht werden als durch das, was die Dichter von der seligen Göttergemeinschaft, deren die durch den Blitz des Zeus vernichtete Semele theilhaftig geworden war, aussagen, und durch die erhabene Weise, in welcher die Künstler diesen Zustand der Verklärung schildern. Solche gehaltreiche Bilder müssen uns einigermafsen für den Verlust entschädigen, den wir an den Tröstungen erlitten haben, die den Geweihten in den Mysterien des Dionysos geboten wurden. Wir würden sie noch viel schmerzlicher entbehren, wären wir nicht durch eine Religion,

die alle Naturverhältnisse gleich tiefsinnig begreift und sie auch zur Symbolisirung der ethischen und ewigen Gesetze des menschlichen Daseins im Sinne der Alten benutzen lehrt, ähnliche und noch viel höhere Verheiſsungen und Aussichten auf die persönliche Fortdauer der in Freundschafts- und Liebesgenuſs schwelgenden Seele erhalten hätten.

518. Um das Wesen und den eigenthümlichen Charakter des Dionysos mit einem Blick überschauen und gründlich verstehen zu können, ist das andächtige Studium der Marmorstandbilder, welche ihn verherrlichen, unerläſslich. Nur diese vermögen uns mit der wundersamen Erscheinung bekannt zu machen, welche er darbietet. Auf den ersten Anblick läſst der kräftig gebaute Götterjüngling eine Weichlichkeit des Behabens wahrnehmen, die an Zerfahrenheit gränzt. Da er sich kaum auf seinen zarten Füſsen halten kann, steht ihm fast immer ein dienstbarer Satyr zur Seite, der die Wucht seines Körpers meist mit sichtlicher Anstrengung unterstützt. Oft ist es, als ob er mit dem nächsten Athemzug seine Seele aushauchen sollte. Auch ist ihm das Leben selbst trotz aller Hingebung an den Sinnengenuſs scheinbar eine Last. Sobald wir aber seinem ernsten, tiefsinnigen Blick begegnen, erfaſst uns eine Ahnung von seiner geheimniſsvollen Göttermacht. Wir lernen begreifen, wie sein erhabener Geist die ganze Natur zu beherrschen und gerade in dieser scheinbaren Nachgiebigkeit die Hoheit seines Wesens zu entfalten vermag. Es bedarf nur einer äuſseren Veranlassung, einer Aufforderung, um

sich als den Sohn des Zeus zu offenbaren und geltend zu machen. Sobald er aus seinem traumartigen Zustand aufgerüttelt wird, erscheint er rasch und thatkräftig wie Apollo, dem er überhaupt vollkommen polarisch gegenübertritt. Wenn bei diesem der ideale Charakter vorwaltet und daher alles von der geistigen Thätigkeit des Bewufstseins seinen Ausgang nimmt, ist bei Dionysos jede Lebensregung durchaus gemüthlicher Natur. Kein Gedanke kann aufkommen, ohne vorher das Gemeingefühl gleichsam durchströmt zu haben. Dadurch gelangt auch die bacchische Religion zu einem Einflufs, der um so viel weiter reicht als der des apollinischen Cultus, welchem die Trägheit der Materie und des ihr noch verhafteten Menschengeistes aller Orten Widerstand leistet. Noch deutlicher wird dieser Gegensatz beider Gottheiten durch die Symbole selbst in's Licht gestellt, welche einem jeden eigenthümlich sind. Apollo ist auf das Sonnenleben beschränkt, während Dionysos auch die Nachtseite des Erdendaseins beherrscht. Der dem finsteren Schoofs der Erde entstammende, allerdings aber in der Sommerglut gereifte Rebensaft ist das Sinnbild seines geheimnifsvollen Götterwaltens. Dieser hat die Macht, das Bewufstsein zeitweilig zum Schweigen zu bringen, die Willensthätigkeit zu lähmen und dem Gemeingefühl die Oberhand zu verleihen. Je nachdem der Menschengeist aus einem solchen Widerstreit der Lebensfunctionen verklärt oder erniedrigt hervorgeht, wird er entweder erhabener gestimmt oder gemeinen Leidenschaften in Gewalt gegeben. Da, wo eine Schei-

dung des Irdischen und des Höheren von innen heraus erfolgt, tritt jener selige Zustand ein, welchen die Marmorbilder des Dionysos so ergreifend schildern.

519. Obwohl sich der Ausdruck der reinsten bacchischen Begeisterung, die natürlich nur an dem Gott selbst offenbar werden kann, nicht blos auf die Gesichtszüge beschränkt, sondern sich über den ganzen Körper ausbreitet, so ist sie doch in den Büstenköpfen des Dionysos zu einer so zarten Durchbildung gelangt wie sonst nirgends. Der herrliche Marmorkopf des capitolinischen Museums bietet das schönste Beispiel dieser Art dar. Mit sanft verneigtem Haupt blickt der Gott still vor sich hin, keine Regung der Leidenshaft beunruhigt seine schöne Seele; selbst über den Geschlechtsunterschied ist er erhaben. Nicht als ob sein reiches Gemüth dem Zug zarter Zuneigung abhold oder fremd wäre, sondern nur die Täuschungen vermögen nichts über ihn, welche den Erdenmenschen in den Genuſs hinabziehen, um ihn dort erst recht nach Begierde verschmachten zu lassen. Ebenso ist sein reiches Innere von einer Fülle der tiefsinnigsten Anschauungen erfüllt, aber die Gedanken strömen ihm zu, ohne daſs es der Anstrengung des Denkens bedarf. Auch formell bietet dieser Kopf den Inbegriff der reinsten und vollendetsten menschlichen Schönheit dar. Was ihm in Vergleich mit anderen Bacchusköpfen an Erhabenheit und Macht des Ausdrucks abgeht, wird durch die veredelte Feinheit der Bildung ersetzt. Diese ist gewöhnlich Veranlassung, daſs man ihn für weiblich anspricht; allein auch Dio-

nysos nimmt die Eigenschaften des zarteren Geschlechts für sich in Anspruch. Sie sind bei ihm der Ausdruck der Verklärung des geistig-leiblichen Daseins, auf welche alle seine Bestrebungen von Anfang an gerichtet sind. In ihm versöhnt sich so zu sagen die ganze Natur und das ewig Weibliche bildet daher den Gipfelpunkt seines Daseins. Sein männlicher Charakter fügt sich dieser schönen Hülle, ohne dadurch an Hoheit des Wesens oder an Macht des Ausdrucks irgend eine Einbufse zu erleiden. Das Urerhabene vermählt sich in der Natur wie in der Gottheit unbewufst der zartesten Anmuth, welche gleichwohl wieder zum Ausgangspunkt der höchsten Kraft werden kann.

520. Auch Dionysos ist Orakelgott, in welcher Eigenschaft er ebenfalls mit Apollon in polarischen Gegensatz tritt. Wenn bei diesem die Weihsagungsfähigkeit dadurch geweckt wird, dafs sich das Individuum entweder kosmischen Einflüssen rückhaltslos hingibt oder doch die mit Instinct begabten Thiere zum Geleit nimmt, so erfolgt im bacchischen Cultus durch die Wirkung begeistigenden Rebensafts eine Steigerung des Anschauungs- und Fassungsvermögens, welche den Menschen befähigt, sich über die Verhältnisse des gemeinen Daseins mit poetischem Gedankenflug zu erheben und den Zusammenhang, welcher sich dem Blick des friedlich wandelnden Erdensohnes verbirgt, von oben herab zu überschauen. Eine solche die Sinne verklärende Begeisterung erfolgt nun schon beim gemeinen Rausch, weshalb das Sprichwort dem Wein die Gabe beilegt, die Wahrheit sagen zu machen;

bei dem Eintritt in den schlafwachen Zustand, welchen die Einführung organisch verkörperter Kräfte in den Menschenleib möglicherweise zur Folge hat, nimmt aber diese Umstimmung des Seelenlebens eine noch weit höhere Bedeutung an. Welche Mittel die Alten angewandt haben, das Bewufstsein in eine Lage zu versetzen, durch welches es zwar des Vernunftgebrauchs zeitweilig verlustig ging, dafür aber auch dem verwirrenden Anblick des Alltagslebens entrückt und einer höheren Gesammtanschauung theilhaftig gemacht wurde, können wir zwar kaum ahnen; dagegen dürfte sich kaum bezweifeln lassen, dafs man es in der Regelung solcher transscendentaler Gemüthszustände zu einer gewissen Kunstfertigkeit gebracht und sie mit der Sicherheit des Experiments herbeizuführen gelernt habe. Denn es ist offenbar, dafs gewisse Züge, die uns aus den Schilderungen der Dichter, namentlich des Euripides, entgegenleuchten, nur der Wirklichkeit und dem Erlebnifs entnommen sein können. Gerade diese aber weisen, in Verbindung mit anderen mehr verstreuten, aber naturgetreuen Angaben, auf ein ausgebildetes System des dionysischen Orakelwesens hin. Namentlich scheint dasselbe auf die Krankenbehandlung angewandt worden zu sein, da ausdrücklich berichtet wird, dafs der Orakelpriester des Dionysos zu Amykleia den Bewohnern dieses Orts und der Umgegend während des schlafwachen Zustands, den die Alten als Gottbesessenheit bezeichnen, die geeigneten Heilmittel angezeigt habe. Fassen wir eine solche Sehergabe auch nur als eine Wiederbelebung

und höhere Steigerung des dem Menschen wie dem Thiere inwohnenden Instincts, so bietet das offenbar schulmäſsige Verfahren, welches man bei der Weckung derselben beobachtet zu haben scheint, des Bemerkenswerthen gar viel dar. Wir müssen uns indeſs darauf beschränken, im Allgemeinen auf die Folgerichtigkeit hinzuweisen, mit der diese Art prophetischen Hellsehens gerade dem Dionysos, den wir als den Vertreter des organischen Lebensprinzips kennen gelernt haben, zugeeignet wird. Für die Alten hatte der Wein als Symbol und Daseinselement des Gottes eine viel höhere Bedeutung als bei uns, wo er durch den alltäglichen Gebrauch einen groſsen Theil seiner toxikologischen und arzneilichen Wirksamkeit eingebüſst hat. Von den pathologisch-psychologischen Erscheinungen, die er bei seiner ersten Verbreitung in seinem Gefolge geführt haben mag, kann sich heutzutage Niemand eine Vorstellung machen. Nur überlieferungsweise werden wir durch die Sage mit der urgewaltigen Umwälzung aller Sitte bekannt, die er herbeigeführt und dadurch eine neue Weltordnung veranlaſst hat. Bei der hohen Bedeutung, welche das gesammte Alterthum den religiösen Anstalten beilegte, die sich mit der Erkundung der Zukunft beschäftigten, war die Gabe der Weihsagung, die man zunächst dem Weingenuſs verdankte, von ganz besonderer Wichtigkeit. Der bacchische Cultus erhielt erst dadurch, daſs er sich auch der Orakel bemächtigte, seine praktisch allgemeine Geltung. Selbst an dem Orakelsitz von Delphi hatte Dionysos, in späte-

ren Zeiten wenigstens, gleichen Antheil mit Apollo erhalten und viele Umstände weisen darauf hin, daſs die apollinische Religion nach und nach mit der bacchischen verschmolzen worden sei. Ganz besonders findet sich ein solches Wechselverhältniſs beider Persönlichkeiten auch durch den Beinamen Dionysodotos angedeutet, den Apollo bei den Phlyensern führte. Denn obwohl wir bei der Auslegung desselben vorsichtig zu Werke gehen müssen, da uns alle näheren Beziehungen unbekannt geblieben sind, so scheint doch so viel daraus hervorzugehen, daſs Apollo in jenem attischen Cult nicht blos als von Dionysos gegeben, sondern als durch ihn begabt oder begeistigt gedacht wurde. Eine solche Verschmelzung zweier polarisch verwandter Götter darf indeſs nicht als eine jener später gebräuchlichen Vermischungen angesehen werden, sondern sie scheint im Gegentheil auf einer naturgemäſsen Verbindung des idealen und realen Lebensprinzips oder auch des kosmischen und organischen Daseins zu beruhen.

521. Dieser Sieg des organischen Lebensprinzips über die scheinbar todte Natur wird vor allem in der beziehungsreichen Sage von der Rückführung des Hephästos nach dem Olympos verherrlicht. Dieser zeigte sich, nachdem er zweimal aus der Gemeinschaft der Himmlischen verstoſsen worden war, jedem versöhnlichen Zuspruch abhold. Nur dem Dionysos gelang es, seinen Groll zu lösen und sein zürnendes Gemüth zu begütigen. Er weiſs ihn zur Theilnahme an dem bacchischen Thiasos zu vermögen und dadurch seine Rück-

kehr zu den Wohnungen der unsterblichen Götter zu vermitteln. Auf Vasengemälden sehen wir diesen Festzug oft und in mannigfacher Abwechselung dargestellt. Der alle diese Schilderungen gemeinsam beherrschende Grundgedanke läuft darauf hinaus, daſs der mürrische Gott von dem allgemeinen Jubel mit fortgerissen und auf diese Weise gleichsam entführt wird. Die Grammatiker, welche dieser Begebenheit Erwähnung thun, fassen sie mit der ihnen eigenthümlichen Gedankenlosigkeit als eine lustige Geschichte auf und nehmen an, Dionysos habe den Hephästos trunken gemacht und sich seiner dann bemächtigt. Der Sinn dieser bedeutungsvollen Sage ist aber offenbar ein viel tieferer. Es handelt sich dabei um nichts geringeres, als um die Ausgleichung des groſsen Zwiespalts, der die himmelanstrebenden Kräfte des Weltalls und das an die Materie gebannte, ihr mit Leidenschaft ergebene und in selbstsüchtiger Abgeschiedenheit verharrende Erdenleben ewig auseinander hält. Das Symbol des Weines hat in dieser Beziehung einen weit reicheren Gehalt, als in seiner berauschenden Eigenschaft beschlossen liegt. Auf vulcanischem Boden vorzugsweise gedeihend, strebt der Rebstock mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit dem Sonnenlichte zu. Seine tief eingesenkten und weithin verbreiteten Wurzeln locken Erdtheilchen an sich, die, wenn sie nicht auf diesem Wege eines geheimniſsvollen Wandelungsprozesses gleichsam aufgesucht und eingeholt würden, todt und verborgen liegen bleiben würden. Sobald sie aber zur Theilnahme an dem vegetabilischen Leben gelangt

sind, werden sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu sonnigen Höhen emporgetragen und mit selbeigener Kraft emporgetrieben. Sobald die Trauben, in deren lichtdurchwohnten Schläuchen die letzte Umwandelung erfolgt, gereift sind, ist ein Theil des Erdkörpers in eine höhere Daseinssphäre zurückversetzt und zur Aufnahme in den vollendetsten Organismus, in den Menschenleib, befähigt worden. Hier erst gelangt er zu jener wunderbaren Wirkung, mit deren symbolischer Darlegung sich der dionysische Cultus darum so ernst beschäftigt, weil dadurch eine ganze Reihe sinnvoller Bilder gewonnen wurde, die dem natürlichen Menschen die trostreichsten Anschauungen vermitteln halfen. Bei der zarten und sinnigen Weise, in welcher die Alten ähnliche Vorgänge in der Natur zu beobachten gewohnt waren, sind sie wahrscheinlich in den Sinn mancher Uebergangserscheinung weit tiefer eingedrungen als die Wissenschaft unserer Tage, die, trotz ihrer staunenswerthen Entdeckungen, der Welt des Geistes in dem Maaſse entfremdet wird, in welchem sie sich des Vernunftzusammenhangs der Körperwelt geschickt bemächtigt. Zur Herstellung der Vollanschauung, deren sich die Griechen erfreuten, in einer den Anforderungen der objectiven Wahrheit ebenmäſsigen Weise wird daher noch eine andere Geistesthätigkeit erheischt, als die, welche dem veredelten Materialismus unseres Jahrhunderts eigen ist. Vor den letzten und wichtigsten Fragen, die das mannigfach beunruhigte Bewuſstsein an ihn zu richten nimmer müde wird, muſs er entweder verstummen

oder sich zu staatsklugen Antworten bequemen. Der Mythologie war die Natur der Spiegel der übersinnlichen Weltökonomie. Mit naiver Zuversichtlichkeit wagte sie sich mit Hülfe der diesem entnommenen symbolischen Reflexbilder, auf welche auch der Heiland zurückkommt, an die Lösung der schwierigsten und verwickeltsten Aufgaben, ohne je auf Fehlschlüsse gerathen zu sein, so lange wenigstens, als sie sich nicht einer rohen Sinnenlust und somit dem unsittlichen Prinzip überlassen hatte. Dionysos, der Gott des Weinbaues und alles Edelobstes, war ihren Lehren zufolge nicht blos Freudengeber und Begründer einer höheren Sittenordnung, sondern er galt auch als der Ueberwinder der niederen Triebe, der der Selbstsucht verfallenen Natur und schliefslich sogar des Todes und der Unterwelt. Mehr als eine Sage berichtete von der Rückführung der Semele in den Olympos und es wurde ausdrücklich behauptet, dafs ihr eigener Sohn, der thebanische Dionysos, sie bei den Schatten aufgesucht, sie ihrem finsteren Loos entrissen und zum Licht des Tages emporgeleitet habe.

522. Die bildende Kunst hält die Darstellungen des jugendlichen oder thebanischen Dionysos von denen des patriarchalischen, sogenannten indischen Bacchus streng gesondert, so dafs man sich versucht fühlt, sie für zwei persönlich unterschiedene Wesen anzusprechen. Bei der Verworrenheit, die noch jetzt in den schriftlichen Ueberlieferungen herrscht, dürfte es indefs gerathen sein, die Einerleiheit der in verschiedenen Lebensstadien auftretenden Gottheit vor-

erst festzuhalten. Mit der Zeit wird es sich dann herausstellen, ob die einander gegenübergestellten grofsen und kleinen Dionysien sich auf die eine oder die andere Götterformazion beziehen. Fast sollte man dies annehmen dürfen, da in gewissen Darstellungen der höheren bildenden Kunst ausschliefslich der bärtige oder der goldgelockte Dionysos aufzutreten pflegt. Namentlich ist dies bei der Schilderung des gastlichen Empfangs des Ikarios der Fall, wo der dem Festgelage nahende Gott ganz in der Weise eines orientalischen Alleinherrschers erscheint. Die sinnliche Ausgelassenheit, die ihm auf den Fufs folgt, deutet vernehmbar genug auf das Walten jener ewig verjüngenden Urkraft hin, deren Vertreter der erzväterliche Gott ist. Unserem Gefühl sind derartige Schilderungen eher zuwider, den Alten scheinen sie dagegen Tröstungen geboten zu haben, ähnlich denen, welche wir entweder wissenschaftlichen Ueberzeugungen oder den Verheifsungen der geoffenbarten Religion entnehmen. Die Basreliefs, welche die Einkehr des Dionysos beim Ikarios darstellen, stammen sämmtlich von einem gemeinsamen Vorbild hoher Schönheit. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat dasselbe die Bestimmung gehabt, die Ueberlieferungen des attischen Cultus den Eingeweihten zu veranschaulichen. Ikarios ist das Widerspiel des Lykurgos und des Pentheus. Ihm wurde nachgerühmt, den Gott frühzeitig erkannt und würdig bei sich aufgenommen zu haben. Aehnlich wie Triptolemos soll er die Gaben des Gottes von einem mit Schläuchen beladenen Wagen herab vertheilt und auf

diese Weise die Weincultur verbreitet haben. Diesmal aber sind es Hirten, die dem Prinzip einer höheren Gesittung feindlich entgegentreten. Indem sie die Wirkung des Rebensafts, den sie in Uebermaafs genossen, mifsverstehen und argwöhnen, Ikarios habe sie vergiftet, wenden sie sich gegen ihn in ihrer Zorneswuth und bringen ihn um. Nachdem sie Tags darauf wieder zu sich gekommen und ihr Unrecht eingesehen haben, bestatten sie den Leichnam unter einem Baum oder versenken ihn in einen Brunnen, der die bedeutsame Benennung des Wasserlosen führt. Denn die Sage hebt ausdrücklich hervor, dafs der nicht durch Wasser verdünnte Wein den Schaden angerichtet und das verderbliche Mifsverständnifs verursacht habe. Leider haben wir von der Fortsetzung dieses Mythus, der wahrscheinlich zu dem der Demeter eine beziehungsreiche Parallele gebildet hat, eine so unvollkommene und zerstückte Kunde, dafs es fast unmöglich wird, zu einem klaren und ausreichenden Verständnifs desselben zu gelangen. Der verschwundene Ikarios wird von seiner Tochter Erigone, der Lenzgeborenen, gesucht und nach langem Umherirren durch den treuen Hund Maira aufgefunden. Jetzt aber wird sie von solchem Schmerz erfafst, dafs sie sich an dem Baum, an dessen Fufs der Leichnam begraben worden war, aufhängt. Es kann wohl kaum zweifelhaft sein, dafs hierdurch die an Baumstämmen emporklimmenden und von deren Zweigen herabhängenden Reben mythisch versinnlicht sind. Da uns aber die Uebergangsmotive theils unbekannt geblieben,

theils mifsverstanden überliefert sind, so wird es schwer, die noch vorhandenen Züge der Sage untereinander in Zusammenhang zu bringen. Pest und bacchischer Wahnsinn, der namentlich die atttischen Jungfrauen erfafst und sie dem Beispiel der Erigone zu folgen treibt, sind natürlich die Folgen des grausen Ereignisses. Als das Orakel um die Mittel zur Befreiung von dieser Landplage befragt wird, stellt es die Auffindung der Leichname des Vaters und der Tochter als Bedingung hin. Da sich diese nicht fanden, schritt man zu Sühnopfern und zu mimetischen Gebräuchen, durch welche die durch den Gott verhängte gerechte Strafe sinnbildlich vollzogen, leiblich aber abgewehrt wurde. Die athenischen Mädchen nemlich feierten mit Anspielung auf den tragischen Tod der Erigone alljährlich ein Schaukelfest und brachten ihr und dem Ikarios begütigende Opfergaben, die aus Baumfrüchten bestanden, dar. Die Uebertragung der Namen des Ikarios oder Bootes, der Erigone oder der Jungfrau und der Maira oder des Hundes auf Constellazionen, beweist nur noch mehr, dafs es sich bei diesem Mythus um die tiefsinnige Schilderung von Naturereignissen und Weltgesetzen handelt, die sich ewig wiederholen und welche durch die Wechselbeziehung, in welche sie mit der Culturgeschichte treten, eine um so viel höhere Bedeutung erhalten. Bei der Gleichgültigkeit, mit welcher wir an derartigen Erscheinungen vorüberzugehen gewohnt sind, wird es uns freilich doppelt schwer, die naive Ausdrucksweise der Sagen zu verstehen, welche die Alten mahnten,

der gewaltigen Kämpfe und Opfer zu gedenken, um welche die Güter eines höheren Culturzustandes erkauft worden sind.

523. Statuarische Darstellungen des bärtigen Dionysos sind im Vergleich mit denen des thebanischen Jünglings sehr selten. Nur einige wenige sind auf uns gekommen und unter diesen zeichnet sich jene erhabene Gestalt, welche eine auf dem Saume des Mantelumwurfs eingegrabene Inschrift dem Sardanapalos vergleicht, durch vollentwickelte Charakterbildung vor allen anderen aus. Er tritt uns entgegen als ein Herrscher despotischen Ansehns, bei dem aber die patriarchalische Würde vorwaltet. Als Familienhaupt erscheint er weniger tyrannisch als väterlich fürsorglich. Der Begriff der individuellen oder gar der sozialen Freiheit liegt, ihm gegenüber, noch im Keime verborgen. Er ist Alleinherrscher im strengsten Sinne des Worts und der Gesellschaftsverband, welcher durch ihn zum Abschlufs kommt, ist zur Zeit noch ein so inniger und fester, dafs eine Ablösung der einzelnen Glieder vom Staatskörper nicht blos unmöglich erscheint, sondern ganz undenkbar ist. Von ihm kann in Wahrheit gesagt werden, dafs der Staat, soweit er in das Dasein getreten ist, nur in ihm vorhanden ist und in seiner Person aufgeht. Deshalb bietet er aber doch den reinen Gegensatz zu der modernen Gewaltherrschaft dar, welche sich dessen, was die Völker in tausendjährigem Kampf unter den Fahnen des Christenthums erkämpft und durch Gerechtsame gesichert haben, unter falschen Vorwänden bemächtigt und den

König, der das Symbol und der Träger der höchsten Gewalt, nicht aber deren willkührlicher und alleiniger Besitzer ist, der gesammten Staatswucht auch materiell gleichstellt. Im Orient ist die patriarchalische Regierungsform mit ihren verschiedenen Abschattungen und Entartungen von jeher allein in Geltung gewesen. Der bärtige Bacchus bietet das Ideal eines asiatischen Alleinherrschers dar. In dem Gefühl seiner Würde bewegt er sich gravitätisch einher. Sein lang herabwallender Bart contrastirt mächtig mit der Weichlichkeit seines Wesens. Ein reicher Mantelumwurf hilft das Bild eines in Wohlleben versunkenen Groſsherrn vollenden. Es ist daher leicht begreiflich, warum man bei der Darstellung des Sardanapal, welcher durch sein weibisches Wesen berüchtigt war, den Typus des älteren Bacchus zu Grunde gelegt hat. Den Griechen kam es bei ähnlichen Schilderungen weit weniger auf die Erfassung historisch nachweisbarer Porträtzüge als auf den äquivalenten Ausdruck der Ideen an. Dadurch aber, daſs sie diese Formazion des Dionysos dem sprüchwörtlich gewordenen assyrischen König gleichgestellt haben, ist auch die Stelle angedeutet, welche diese Gottheit im mythologischen Weltsystem einnimmt. In Vergleich mit dem Zeus, der freisinnig über Freie herrscht, ist der ältere Bacchus der Vertreter jenes Prinzips, dessen Macht durch die Perserkriege getilgt oder wenigstens für die europäische Staatenentwickelung unschädlich gemacht worden war. Noch ist die Vielweiberei nicht beseitigt, viel weniger aber ist die Theilung der Göttergewalt einge-

leitet, welche den Olympos zum unverrückbaren Stützpunkt einer organischer Entfaltung theilhaftigen Weltordnung macht. Während die oberen Götter zwischen Zeus und seinen Vertretern auf Erden gleichsam in der Mitte stehen und nach beiden Seiten hin die ewigen Satzungen wahren, welche ebensowohl von despotischer Willkühr, wie von den Anmaſsungen der Volksgewalt bedroht sind, ist der bärtige Dionysos alles in allem und seine Erscheinung macht uns mit dem Begriff des Pantheismus, der so oft besprochen und so selten verstanden wird, in einer ganz eigenthümlichen Weise bekannt. Die religiöse Anschauung, deren Mittelpunkt diese Gottheit bildet, ist durchaus pantheistisch. Nicht einmal den Begriff der Vielgötterei läſst sie aufkommen, weil diese schon auf den Monotheismus hinleitet. Denn dieser ist das Ergebniſs der Ueberwindung der Göttervielheit, und die griechische Mythologie bietet in ihrer höchsten Entwickelung in der That eine monotheistische Weltanschauung, die durch Zeus zum Abschluſs kommt, dar. Wer sich des vorurtheilsfreien Verständnisses derselben befleiſsigt, kann für die tiefere und razionelle Auffassung des Monotheismus in seiner vollendetsten und reinsten Form, wie ihn nur das Christenthum darbietet, ähnliche Vergleiche entnehmen, wie die tiefsten christlichen Denker sich für die wissenschaftliche Darlegung der Dreieinigkeit durch das Studium des Plato vorbereitet haben. Dionysos läſst sich als halb verschollener Gott dem Kronos gegenüberstellen, der auch den Uebergang in die Göttervielheit abzuschneiden sucht.

Deshalb haben aber beide noch nichts weiter mit einander gemein, da der Vater des Zeus kosmische Uranfänge beherrscht, während der ältere Dionysos bereits in der Fülle des organischen Lebenstriebs und in Zeiten, die schon historisch sich zu gestalten beginnen, Gnaden spendend und daseinsfroh waltet.

524. Standbilder des bärtigen Bacchus kommen nicht unhäufig in Darstellungen des jugendlichen Dionysos vor, namentlich in denen, welche die Ueberraschung der Ariadne auf Naxos zum Gegenstand haben. Ist man auch geneigt, beide Gestalten für Phasen derselben Götterpersönlichkeit zu nehmen, so wird man doch immer genöthigt sein, jene steifen Idole, denen ein Hahnenopfer dargebracht wird, einer älteren Cultusformazion zuzuweisen. In der That macht die ernst erhabene Erscheinung ganz den Eindruck eines halb verschollenen Gottes und als solcher tritt er uns auch aus den zahllosen Hermenbüsten entgegen, die ihn zum Theil wenigstens mit Sicherheit darstellen, wenn auch sehr viele dieser steifbärtigen Köpfe dem Hermes selbst zurückgegeben werden sollten. Trotz aller Einförmigkeit der Gesammtanordnung zeigen diese Bildwerke eine hin und wieder überraschende Mannigfaltigkeit und Originalität und jedenfalls können sie dazu dienen, das verhältnifsmäfsig sehr hohe Alter des Dionysoscultus zu beweisen, da kaum anzunehmen sein dürfte, dafs man die Züge dieses Gottes in späteren Zeiten gleichsam in solche uralte Kunstformazionen zurück übertragen habe. Dagegen finden sich deutliche Spuren, dafs man nachmals bemüht gewesen

ist, jene alterthümlichen Gebilde begrifflich zu beleben und durch eine freiere Formenentwickelung zu begeistigen. Unter den in diese Kategorie gehörigen Köpfen befinden sich Darstellungen der erhabensten Schöne. Die asiatische Herrscherwürde erscheint in denselben verklärt und wir gewahren einen Adel der Gesinnung, welcher selbst das griechische Freiheitsbewufstsein mit einer nichts neben sich duldenden Hoheit gleichsam aussöhnt. Um wenigstens ein Beispiel dieser Gattung von bärtigen Dionysosköpfen namhaft aufzuführen, verweisen wir auf die prachtvolle Hermenbüste des Museo Chiaramonti, welche von einem sehr vorzüglichen Original abzustammen scheint und uns die Idee des das ganze weite Erdendasein unumschränkt beherrschenden, in ewigem Wohlsein schwelgenden Gottes in der zartesten Entfaltung vor Augen bringt.

525. Höchst lehrreich ist es, zu sehen, wie man in Zeiten, die der mythologischen Productivität bereits verlustig gegangen waren und in denen man sich zur Vergleichung und Ausgleichung einander entsprechender Götterideen aufgefordert fand, eine Gestalt geschaffen hat, an der Zeus und Dionysos einen völlig gleichen Antheil zu haben scheinen. Es ist dies der Zeus Ammon. Ganz abgesehen von dem mit der Kopfbildung verwachsenen Attribut der Widderhörner, welches dieses Götterideal den dionysischen Doppelgestalten wenigstens äufserlich gleichstellt, zeigt der Gesammtausdruck eine seltsame Vermischung der Züge des Zeus und Dionysos. Beide Gottheiten treten

in wechselseitiger Durchdringung gleichsam in eine höhere Potenz ein, und wir sehen ein Wesen erstehen, welches die organische Lebensfülle des grofsen, alle Schichten des lebendigen Daseins durchdringenden Naturgotts mit der sittlichen Gröfse des in reinem Aether thronenden Olymposbeherrschers vereinigt. Denn obwohl der hellenische Zeus als das ganze Weltall beherrschend gedacht wird, so nimmt er doch eine Stellung ein, in welcher die speziell kosmische Bedeutung entschieden vorwaltet. Durch seine innige Verbindung mit Dionysos wird nun aber auch sein leibhaftes Walten durch die ganze Schöpfung hindurch offenbar. Ohne die Bildwerke würden wir der Anschauung dieses eigenthümlichen und tiefsinnigen Götterbegriffs für immer verlustig gegangen sein. Mit Hülfe derselben können wir ihn auch da wieder zu neuem Leben erwecken, wo er entweder in überschwenglichen Ausdrücken sich verborgen hält oder in flüchtigen Andeutungen nur zersplittert zu Tage kommt. Die plastischen Darstellungen, welche uns denselben in überraschender Schönheit vorführen, gehören fast ausschliefslich der alexandrinischen Epoche an, in der man sich mit derartigen Gestalten vorzugsweise beschäftigt hat. Damals war gerade noch so viel schöpferisches Kunstvermögen vorhanden, als nothwendig ist, um bereits vorhandene, auch schon reich entwickelte und durch Dichter verherrlichte Ideen in ein Bild zusammenzufassen, welches sie allseitig ausstrahlt und dem Höchsten wie dem Geringsten gemeinfafslich nahe bringt. In dieser Beziehung sind

die lebensvollen Schilderungen des widdergehörnten Zeus, dessen uraltes Heiligthum in Libyen lag und eine Brücke zwischen Morgen- und Abendland bildete, von hoher Bedeutung und sie dürften eine weit sorgfältigere Beachtung verdienen, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden ist. Mit der nominellen Bestimmung einer Göttererscheinung ist für das richtige und tiefere Verständniſs derselben noch sehr wenig gethan. Um den geistigen Schatz, der hinter ihr verborgen liegt, zu heben, müssen wir uns vor allem an sie hingeben und uns in sie zu versenken suchen.

526. Der Bildung des bärtigen Dionysos entspricht die des Priapos in ähnlicher Weise wie die des Hermaphroditos der des jugendlichen. Während bei diesem der männliche Körperbau sich vor unseren Augen weiblich umgestaltet und der letzten Stufe organischer Vollendung zustrebt, sehen wir dort unter der Hülle von Frauenkleidern ein entschieden männliches Wesen verborgen, dessen turbanähnliche Kopfbedeckung mit dem bärtigen Kinn stark contrastirt. In dem in die Höhe genommenen Gewandschurz pflegt dieser Gott, der sein berühmtes Heiligthum in Lampsakos hatte, einen reichen Vorrath von Baumfrüchten zu tragen, welche auf den durch ihn verliehenen Jahressegen hinweisen. Denn in ihm tritt uns die unerschöpfliche Lebensfülle der sich selbst befruchtenden und alljährlich neue Früchte spendenden höheren Pflanzenwelt persönlich gefaſst entgegen. Sowie in dieser die geschlechtliche Spaltung die Gränzen des Individuums nur ausnahmsweise überschreitet, so

sehen wir auch hier dasselbe Götterwesen gleichzeitig zeugungsfähig und fruchttragend auftreten. Bei der naiv tiefsinnigen Weise, in welcher die Alten mit einer solchen uns nicht blos befremdlichen, sondern sogar widerlichen Symbolik zu verkehren pflegten, haben sie mit Hülfe dieser Kunstformazion Naturverhältnisse auszudrücken versucht, die allerdings zu den bedeutungsvollsten gehören und die die Völker des Orients daher mit religiöser Leidenschaftlichkeit beschäftigt haben. Nicht blos die Inder haben eine solche Begriffsverbindung, in welcher die männliche Zeugungskraft mit dem weiblichen Bildungstrieb verschmolzen erscheint, durch eine ähnliche Hieroglyphe auszudrücken und dem mythologischen Bewufstsein nahe zu bringen gesucht, sondern alle Religionen Asiens kommen zuletzt immer wieder auf den Gedanken der Mannweiblichkeit zurück, und so anstöfsig uns auch dieses Gebilde der griechischen Kunst, welche sich selbst dieser Idee zu bemächtigen gewagt hatte, erscheinen mag, so müssen wir doch immer die nicht blos geschickte, sondern sogar sinnige und wahrhaft geniale Lösung des durch dieselbe dargebotenen Problems bewundern. Plato ist in der Veranschaulichung ähnlicher Grundverhältnisse kaum so glücklich gewesen, oder seine Schilderungen des Verwachsenseins beider Geschlechter werden doch erst nur durch die Vergleichung der edelsten Kunstdarstellungen des Priapos begreiflich, welchen man sehr mit Unrecht als den Gott eines wilden, eher zerstörungssüchtigen als schöpferisch begeistigenden Zeugungstriebs ge-

faſst hat. Er ist vielmehr der reinste Gegensatz jenes ewig gebärenden und ewig verschlingenden Ungeheuers, welches das Bild jener sich selbst überlassenen Naturkraft ist, die sich der Cultur entweder widersetzt oder von ihr vernachlässigt wird. Die Früchte, welche der wohlwollenreiche Gott in seinem Schurze trägt und der Menschheit als Gnadengeschenk darbietet, sind Edelfrüchte, an deren Zeitigung die Genien der vier groſsen Jahresepochen sich gleichmäſsig betheiligt haben. In der That findet sich auch dieser Gedanke in einem jener kleinen Bronzefigürchen ausgedrückt, welche Wiederholungen berühmter Cultusbilder sind. In diesem sehen wir vier muntere Knaben aus dem Fruchthaufen hervorbrechen, den der Gott kaum in seinem Schooſs zu bergen vermag. Er erscheint hier als der Mittelpunkt und Träger der nimmer müden Schöpfungskraft, welche alljährlich das groſse Werk der Wiedergeburt in verborgener Winterstille beginnt, im Frühling durch mächtigen Blüthentrieb fördert und während sommerlicher Sonnenglut der Reife zuführt. Im Herbst kommt nur der weibliche Fruchtreichthum zu Ehren, und ähnlich wie in der Natur die Baumfrucht nur einen unscheinbaren Rest der männlichen Blüthe bewahrt hat, ohne deren Mitwirkung die nahrungsreiche Kraft nicht hätte gesammelt werden können, sehen wir auch hier die andere Hälfte der Erscheinung des Priapos nur angedeutet. Zu dem richtigen Verständniſs dieses Götterwesens gelangen wir am leichtesten durch Vergleichung mit der ephesischen Diana, an deren wunderlicher Bildung auch der

Orient noch einen vorwaltenden Antheil hat. Sowie diese Göttin durch die Brüste alles Lebens als die Mutter jeglicher Creatur der Wildnifs bezeichnet ist, so wird im lampsacenischen Gott durch die Zwitterhaftigkeit seiner Bildung das Walten jenes Doppeltriebs hervorgehoben, der im Frühling sich in farbenreicher Blüthenpracht offenbart und jeden Herbst mit tausendfältiger Fruchtfülle prangt. Dafs aber jeder einzelen wohlgereiften Frucht dasselbe Keimleben und meist noch in der Mehrzahl inwohne, welches der todten Scholle so viel nahrungsreiche Substanz abgerungen und diese mit wonnigem Behagen umgebildet und einer höheren Daseinsstufe zugeführt hat, darauf deutet jenes Symbol hin, welches eher geheimnifsvoll verschleiert, als unzüchtig zur Schau gestellt erscheint.

527. Um in das Wesen des Dionysoscultus tiefer einzudringen, mufs man sich vor allem um das Verständnifs der Zeichensprache bemühen, welche die Mythologie gewissen vorzugsweise bedeutsamen Pflanzen- und Thiersymbolen entnommen hat. Sie ist dabei in ähnlicher Weise zu Werke gegangen, wie der Volksglaube, welcher bei der Auffindung heilkräftiger Kräuter und animalischer Stoffe sich zunächst an ganz äufserliche Kennzeichen hält, deren höhere Bedeutung die Wissenschaft erst nach langen Mühen festzustellen vermag. Da der Instinct nie auf die Grundursachen zurückgeht, sondern sich stets nur an die materielle Wirkung hält und dieser meist eine kindische Erklärung unterlegt, so läfst sich die razionelle Auffassungsweise nur mit Widerstreben herbei, die Richtigkeit dessen anzuer-

kennen, was das kindliche Gemüth in seiner Einfalt herausgefunden hat, lange bevor es dem Verstand der Verständigen offenbar geworden war. Die dionysische Naturanschauung hatte ihr Augenmerk zunächst auf den wunderbaren Kreislauf gerichtet, den alles Pflanzenwachsthum Jahr aus Jahr ein durchmifst. Sowie diejenigen Völker des Alterthums, welche sich vorzugsweise mit dem Sternenleben beschäftigt haben, aus der unübersehbaren Zahl blinkender Himmelskörper mit staunenswerthem Tact diejenigen ausgewählt haben, welche ihren Beobachtungen unverrückbare Stützpunkte darboten, so sehen wir auch die Griechen unter zahllosen Gewächsen diejenigen namhaft machen, welche die Hauptphasen aller Vegetation auf das vernehmbarste veranschaulichen und deren Erscheinen den Eintritt der grofsen Jahresepochen bezeichnet, von denen der dionysische Cultus keine unbemerkt vorübergehen liefs. Leider sind die meisten dieser bedeutsamen Angaben in mythische Räthsel eingehüllt, die, weil sie schwer lösbar sind, den poetischen Gehalt derselben ungeniefsbar machen. Dennoch sind wir im Stande, wenigstens einige solcher sinnig ergriffenen Beziehungen ausfindig zu machen und danach das Vorhandensein anderer zu vermuthen, die bis jetzt keine genügende und allseitig befriedigende Erklärung gefunden haben. Die Stufenleiter der die Bahnen des dionysischen Festcyclus bezeichnenden Pflanzen beginnt mit der Asphodelosstaude, einer Lilienart, die den Knollengewächsen angehört und daher auf die ersten Stadien des Zeugungs-

prozesses, dem Dionysos als Enorches vorstand, sinnbildlich anspielt. Demnächst sehen wir zwei ihrem Wesen nach verschiedene Gewächsarten auftreten, deren eine die lichten Sonnenhöhen dadurch, dafs sie sich an andere Stämme mit Windenarmen anklammert und selbst spiralförmig emporsteigt, erklimmt, während die andere baumartig aufschiefst. Die Bohnen vertreten die helixartigen Pflanzengattungen und sind so zu sagen die Vorläufer der ebenfalls lichthungerig emporrankenden Reben, und die Baummalven, welche mit üppigem Trieb der Sonne entgegenstreben, verkünden das mehr selbständige Wachsthum, welches der Weinpflanzer der Rebe dadurch zu sichern sucht, dafs er ihr einen Stock als Stütze beigibt. In der That erwähnt eine Sage des von dem Hund des Orestheus geworfenen Stocks, den dieser in die Erde eingegraben und so die Weinbergcultur begründet haben soll. Während in ebenen Gegenden die Baumweinpflanzenzucht vortheilhafter ist, erheischen dagegen hügelige Länder Stockpflanzungen, und dafs auf diese die Sage vom Bergbewohner Orestheus hinweist, zeigt sein Stammbaum, welcher in erster Linie den Phytios, den Pflanzer, und in zweiter den Oeneus, den Weinbauer selbst, aufführt. Diese interessante Parallele bietet gleichzeitig die schönste Erläuterung der Sage vom Tod der Erigone dar, welche den Baum umschlingt, unter dem ihr Vater Ikarios begraben lag. Die bis jetzt erwähnten Gewächse sind indefs nur als Frühlingserscheinungen zu betrachten, die das Walten des Dionysos gleichsam nur im Vorspiel verkün-

den. Die Blüthe ist dabei Hauptmoment, und dies wird im Mythos anderweitig dadurch ausgedrückt, daſs der eine der drei Söhne der Ariadne und des Dionysos Euanthes, Schönblüthe, benamt war. Seiner mag man vorzugsweise in den Anthesterien, den groſsen Blumenfesten, welche Mitte Februar, wenn die Mandelbäume sich mit ihrer frühlingsverkündenden Blüthenpracht umkleiden, gefeiert wurden, gedacht haben. Unter den Pflanzen und Gewächsen, welche nur um des Blühens willen geschaffen zu sein scheinen, nimmt der Rosenstrauch natürlich die erste Stelle ein und diesen finden wir daher dem Dionysos ausdrücklich zugeeignet. Wahrscheinlich genoſs die Königin der Blumen in den Mysterien dieses Gottes einer besonderen Verehrung und in einem nach dem Vatican versetzten Mosaik sehen wir, wie Dionysos einen Rosenstrauch mit befruchtendem Naſs begieſst. Mit der Rosenblüthe wird die erste Epoche des Jahrescyclus beschlossen. In ihr scheint sich die Natur durch Spendung von Duft und Farbenpracht zu erschöpfen und ganz und gar zu vergessen, daſs die Knospe nur um der Frucht willen in's Leben tritt, und daſs alles Pflanzenwachsthum nur diese zu erzielen sucht.

528. Unter den Bäumen, welche dem Dionysos absonderlich geheiligt sind, nimmt der Feigenbaum die erste Stelle ein. Seine Frucht verhält sich zu den edleren Obstsorten etwa so wie die Mohnköpfe der Demeter zu dem Saatkorn. Lange bevor jene gereift sind, erquickt sie den Bewohner des Südens durch erfrischende Honigsüſse. Keine Blüthe verkündet ihr

Erscheinen, denn die Knospe schon umschliefst die schwellende Frucht. Diese Räthselhaftigkeit der Saamenbildung ist Veranlassung gewesen, dafs man den Feigenbaum vorzugsweise zum Symbol des Dionysos erwählt hat, indem die mannweibliche Selbstgenügsamkeit dieses Gottes dadurch gleichsam versinnlicht und vorgebildet war. Sowie die Rose fast nur Blume und um des Blühens willen da zu sein scheint, so ist bei dem Feigenbaum die Tendenz zur Fruchtbildung so ausschliefslich vorwaltend, dafs er das Blüthenstadium so zu sagen überspringt und sich unmittelbar der Saamenerzeugung zuwendet. Die Alten mögen von der Natur dieses eigenthümlich gearteten Baumes manche tiefer gehende Anschauung besessen haben als wir, trotzdem dafs uns die Elemente dieses vegetabilischen Lebensprozesses, der sich der wissenschaftlichen Ansicht als eine einseitig entwickelte Blüthenbildung darstellt, klarer vorliegen. Dionysos wurde als Sykites ebenso hoch verehrt wie als Rebengott und die Schnitzbilder, welche ihn als mild und sanft, als Meilichios, schildern sollten, waren aus Feigenholz gemacht, während man sich bei der Darstellung des Bakcheus, des wild berauschenden, gewaltigen Gottes, der Rebenstämme selbst bediente.

529. Dionysos bemächtigt sich auch der dem Apollon geheiligten Bäume, wie des Lorbeers, der Myrte und des Wallnufsbaums. Der letztere ist Mittelpunkt einer bedeutsamen Sage, die wir leider nur aus einer sehr unvollkommenen Ueberlieferung kennen. Apollo, von der Iphitea, der Gemahlin des lakonischen

Königs Dion, mit ehrfürchtiger Gastlichkeit aufgenommen, hatte ihren drei Töchtern, der Orphe, Lyko und Karya, die Gabe der Weihsagung unter der Bedingung verliehen, sie nicht zum Verrath göttlicher Geheimnisse oder zur Befriedigung schnöder Neugierde zu mifsbrauchen. Hierauf erschien Dionysos, den jetzt Dion gleich freundlich empfängt. Der Gott gewinnt die Liebe der Karya, welche aber nun von ihren beiden Schwestern eifersüchtig überwacht wird. Die Namen derselben lassen über ihre Naturbedeutung keinen Zweifel zurück. Orphe heifst die Dunkele, mit Anspielung auf den winterlichen Schoofs der Erde, dem der Pflanzengeist alljährlich neu entsteigt, und Lyko ist vom Wolfe benamt, der den Eintritt der Sonne in ihre höchsten Stadien bezeichnet und auch in der gemilderten Gestalt des Hundes stets wiederkehrt, so oft in dionysischen Sagen von der Hochsommerperiode die Rede ist. Beide versetzt der Gott in Raserei und verwandelt sie in hochaufragende Felsen des Taygetos. Karya dagegen wird in einen Nufsbaum verwandelt, dessen von einer harten Schaalendecke beschützten Früchte als geheimnifsvolles Symbol bei Hochzeitsbräuchen wiederkehren, wo sie der Bräutigam spendet. In den Sinn dieser neckischen Zeichensprache einzudringen, wird uns vielleicht für lange Zeit versagt sein, zumal wir mit den wunderbaren Heilkräften des Wallnufsbaums bis jetzt nur sehr oberflächlich bekannt sind; dagegen stellt sich der Unterschied, welcher zwischen anderen saamenreichen Früchten und dem in spröde verschlossenen

Schaalen zusammengedrängten Kern obwaltet, deutlich genug heraus, um den Angriffspunkt ausfindig zu machen, von welchem aus die Sage sich dieses ausdrucksvollen Symbols bemächtigt haben wird. Auch beim Jahresanfang begegnen wir bekanntlich unter den gebräuchlichen Geschenken der Wallnuſs, deren Oeffnung auf das Spalten durch den Keim oder auf ähnliche Naturbeziehungen angespielt haben mag.

530. Die Königin der Baumfrüchte ist die Goldorange, welche zu dem Mythus von den Hesperidenäpfeln Veranlassung gegeben hat. Auch von diesen war Dionysos der Schöpfer. In der That ist auch diese Edelfrucht ein Geschenk der Cultur. Ohne Zuthun derselben vermag sie die Natur so wenig selbständig hervorzubringen wie die Saatfrucht. Sowie der Waizenhalm, sich selbst überlassen, nach wenigen Saatwechseln in gemeines Gras ausartet, so sinkt auch der Orangenbaum, sobald er aus dem Kern aufgezogen wird, wieder in den Zustand seiner ursprünglichen Wildheit zurück und bietet statt erquicklich süſsen Saftes herbe Früchte dar, welche mit den dem Edelreis entnommenen nur die äuſsere Schönheit gemein haben. Auch in dieser Beziehung ist die Rückkehr des Dionysos aus dem Orient bedeutsam, indem alle Baumcultur nachweisbar von dort aus nach den Westländern verpflanzt worden ist. Als den Verbreiter derselben haben wir aber gleich bei seinem ersten Auftreten diesen Gott erkannt.

531. In der Weinrebe erreicht der durch den Dionysos eingeleitete Veredelungsprozeſs seinen Hoch-

punkt. Die Traube bietet nicht allein die denkbar gröſste Zahl von Früchten dar, sondern diese liefern wiederum einen Reingehalt, dem gegenüber der materielle Theil des vegetabilischen Organismus gleichsam verschwindet. Die sonnendurchwohnte Hülle abgerechnet, ist alles hier Saft, welcher den köstlichsten Zuckerstoff in dem klarsten Wasser aufgelöst enthält. Dieser Traubengeist, Staphylos genannt, wurde von den Griechen als der zweite Sohn des Dionysos und der Ariadne begrüſst. Inwieweit der Charakter dieser mythischen Persönlichkeit durch die Kunst oder Poesie zur Ausbildung gelangt sei, wissen wir nicht. Dagegen sind wir durch eine schöne Marmorgruppe in dem Brittischen Museum mit einem niederen Wesen dieser Art bekannt geworden, in welchem sich die eigenthümliche Lebensthätigkeit des Rebenstammes, der mit seinen tief versenkten und weit verzweigten Wurzeln jedes Salzkörnchen der Erde einzuholen und mit mächtiger Triebkraft aufzusaugen und zu den Sonnenhöhen der Trauben emporzusenden weiſs, so zu sagen spiegelt. Es ist dies jener Ampelos, welcher mit menschlicher Bildung aus einem knorrigen Stamm hervorbricht und dem Gott, der seiner sich so liebevoll angenommen hat, zu dienen eine wahre Wohllust fühlt. In späteren Zeiten, wo der Sinn für derartige genial poetische Ideenverbindungen abhanden gekommen war, hat man ihre Entstehung auf andere Weise zu erklären versucht und statt einer Vermenschlichung des Erdgeistes eine Verzauberung höher gearteter Wesen angenommen, was die mythologische Sprach-

weise durch den Begriff der Verwandelung ausdrückt. Dieser kehrt allerdings in dem bacchischen Sagengewebe öfters wieder, da Dionysos nicht blos das Niedere veredelt und begeistigt, sondern auch selbstischen Hochmuth und gottlose Anmaſsung stürzt; allein gerade deshalb, weil dieser bedeutungsvolle Gegensatz überall nachdrücklich hervorgehoben wird, ist es für das tiefere Verständniſs der Mythen vom Dionysos besonders wichtig, diesen doppelten Gesichtspunkt scharf in's Auge zu fassen. Denn die Sage selbst ist überall bemüht, die durch den groſsen Culturgott eingeführte Veredelung alles creatürlichen Daseins dadurch recht vernehmbar zu machen, daſs sie die verklärte Erscheinung mit dem rohen Naturzustand in unmittelbare Wechselverbindung bringt, so daſs sich die Contraste mächtig geltend machen. Dasselbe Verfahren läſst sich auch bei der Zusammenstellung der Symbole beobachten, welche die Hieroglyphen der mythologischen Zeichensprache bilden. Das dieser inwohnende urgewaltige Ausdrucksvermögen lernen wir an keinem anderen Beispiel so ergreifend kennen, als an der Weise, wie sie mit einem einzigen Bild den unendlichen Abstand zu schildern weiſs, der die Erzeugnisse der Cultur von dem Zustand der Wildniſs getrennt hält. Der beredteste Dichtermund würde nicht im Stande sein, die Gaben des Dionysos so würdig zu preisen und ihren Wundereigenschaften nach so treffend zu schildern, als sie uns gleichsam von selbst erscheinen, sobald wir die Weinrebe mit dem dichtbelaubten Epheustamm vergleichen, der ihr ähnlich ist

wie der Affe dem Menschen, aber wie jener veredelnder Cultur unzugänglich. Die bitteren Beeren, welche er allein zu zeitigen vermag, sind das Gleichnifs der Früchte, die auch der Weinstock nicht besser hervorgebracht haben würde, hätte sich seiner Veredelung nicht Dionysos angenommen. Ja, sobald er sich der Pflege dieses Gottes entzieht und aus eigenem Saamen wild emporschiefst, sinkt er in seine Bedeutungslosigkeit zurück und bringt herbere Früchte zu Tage als selbst der Epheu. Auf ähnliche allgemein fafsbare, fernhin leuchtende Gleichnisse ist die Mythologie angewiesen. In dem tieferen Verständnifs derselben mag zum grofsen Theil die Weisheit der in die Mysterien Eingeweihten bestanden haben. Aller Analogie zufolge hat sich dieselbe durch eine überraschende Vereinfachung der begrifflichen Naturanschauung ausgezeichnet und hat die Menschen mit den ewigen Gesetzen bekannt gemacht, welche nicht blos das leibliche Dasein, sondern auch die sittliche Ideenwelt beherrschen. Da diese in jenem wurzelt, so bedurfte es gleichsam einer Gottheit und einer Religion, welche die wechselseitige Durchdringung beider Regionen auf dem Wege gegenseitigen Säfteaustausches vorbereitete und ermöglichen half. Bei der endlosen Anzahl von Thyrsusträgern, wie man die Verehrer des Dionysos nannte, mögen der der bacchischen Weihe theilhaftigen allerdings nur sehr wenige gewesen sein. Bei diesen aber läfst sich als der höchste Gewinn ihrer Erkenntnifs die Ueberzeugung voraussetzen, dafs

nur die Früchte über den Werth oder Unwerth des Daseins entscheiden.

532. Sowie ein geistreicher Dichter bei einem Bild nie länger verweilt, als zur Verdeutlichung des angeregten Gedankens nöthig ist, und das Gleichniſs rasch wechselt, sobald neue Beziehungen in's Gesichtsfeld eintreten, so sehen wir auch die Mythologie bei der Darlegung tief eingreifender Naturverhältnisse das eine Symbol mit dem anderen vertauschen, weil jedes einzeln und für sich betrachtet immer nur auf einen einzigen Moment des groſsen Entwickelungsprozesses, mit dessen Deutung sie sich beschäftigt, anwendbar ist. So weicht bei der Weintraube der Begriff der Saamenfrucht gegen den des Saftgewächses ganz und gar zurück. Soll daher mit Nachdruck der Gedanke hervorgehoben werden, daſs die gereifte Frucht eine unendliche Vielheit von Saamenkörnern umschlieſst, welche alle möglicherweise ebenso viele Ausgangspunkte neuen Wachsthums zu bilden im Stande sind, so müssen andere Pflanzenerzeugnisse ausgewählt werden, die die Natur selbst gleichsam zu Trägern dieser Idee auserkoren hat. Nun nimmt aber der Granatapfel unter den Baumfrüchten dieselbe Stelle ein, welche der Rose unter den Blumen gehört; denn sowie bei dieser, wie wir gesehen haben, alles in Duft und Blüthenblättern aufgeht, so ist die ganze Granate nichts als ein groſser Saamenbehälter, den die Fülle seines Inhalts meist bersten macht. Ein bedeutsameres Sinnbild der Fruchtbarkeit dürfte in den höheren Regionen des Pflanzenlebens kaum aufzufinden sein. Die Mythologie bedient

sich desselben daher mit Vorliebe und wir sehen es nicht blos den Scepter der Here als Ehegöttin krönen und in der Sage von der dem Pluto verhafteten Proserpina auftreten, sondern auch bei Festaufzügen, die mit den Mysterien in Verbindung stehen, in ungewöhnlicher Gröſse erscheinen. Auf einer Vase, deren Vorderseite eine Frau darstellt, welche einen künstlich gebildeten colossalen Blüthen- oder Knospenstengel hält, sehen wir an der Rückseite eine ebenso riesig gebildete, aber halbirte Granatfrucht an zwei Frauenwesen vertheilt, von denen die eine einen mit dem Granatapfel gekrönten Scepter führt. Da über die Deutung derartiger stummer Bilder leicht Zweifel entstehen können, so ist es für uns um so wichtiger, daſs die Sage uns bei der Lösung solch räthselhafter Bilderschrift gleichsam freundlich an die Hand geht. Rhoió, die personifizirte Granate, wird als die Tochter des Staphylos, den wir als Traubengeist kennen gelernt haben, aufgeführt. Sie ist die Geliebte des Apollo, der als Sonnengott mit ihr den Anios, den Keimtrieb, der nach oben drängt, erzeugt. Letzterer vermählt sich mit der Dorippe, die ihm drei Töchter gebiert, deren Namen uns die Hauptergebnisse aller Baumcultur im mythischen Bilde vorführen. Die eine heiſst Spermó und ist daher die Vertreterin der Saamenfrucht; die zweite heiſst Elaïs und spielt auf diejenigen Gewächse an, deren Früchte Oelgehalt darbieten; die dritte endlich gibt sich durch ihren Namen Oinó als die Weingeistige zu erkennen, welche dem dritten Sohn der Ariadne, dem Oinopion, entspricht. Dionysos

nun verleiht diesen drei Töchtern der Rhoió die Gabe, alles, dessen sie habhaft werden könnten, in Saatfrucht, Oel und Wein zu verwandeln, weshalb sie auch Oinotropen, Weinwandlerinnen, heifsen. In dieser Genealogie ist das gesammte Walten des Dionysos, als grofsen Culturgottes, so vernehmlich und wahrheitsgemäfs angedeutet, dafs die Wissenschaft unserer Tage, welche auf ganz anderen Wegen zu derselben Erkenntnifs gelangt ist, nicht im Stande sein möchte, sich bündiger und gehaltreicher auszudrücken. Erst wenn es dieser einmal gelungen sein wird, eine gleich lebensvolle Ausdrucksweise zur allgemeinen Geltung zu bringen und durch ein einziges Wort ganze Entwickelungsreihen dem Höchsten wie dem Geringsten vor die Seele zu zaubern, wird sie einen gleich segensreichen Einflufs auszuüben im Stande sein, wie der, welcher jenen religiösen Instituten des Alterthums nachgerühmt wird. Hoffentlich wird bis dahin auch die materialistische Tendenz überwunden sein, welche gegenwärtig die Naturwissenschaften unfähig macht, die höheren Weihen der Geistesbildung selbst zu ertheilen, und daher viele ihrer eigenen Jünger zwingt, sich von ihnen abzuwenden und anderswo zu Gast zu gehen, sobald es sich um Tröstungen handelt, die der stärkste Geist schliefslich nicht ganz entbehren kann. Die Anschauungsweise der Alten war vor einer solchen Zerrissenheit dadurch bewahrt und gesichert, dafs ihr die ganze Natur nichts anderes war, als ein ewig belebter Spiegel, durch welchen die Weisesten der Weisen ebensowohl wie die kindlich Gemüthlichen mit der Ideen-

welt einen beständigen Wechselverkehr zu unterhalten vermochten. Leider ist dieser dadurch gestört, dafs die beiden grofsen Hälften alles Wissens, die Naturkunde und die Geschichte, in einen unversöhnlichen Zwiespalt gerathen sind und sich entweder heimlich oder öffentlich einander bekriegen.

533. Der Pinienzapfen ist ähnlich wie der Granatapfel Symbol der Fruchtbarkeit und des Wiederauflebens aus dem der Erde anvertrauten Saamenkern. Während aber die Granate in dem Augenblick der Reife vor Keimdrang zu bersten scheint, hält die Pinienfrucht ihre ebenfalls zahlreichen Saamenkerne den ganzen Winter hindurch fest umschlossen und nur die lauen Lüfte des Frühlings sind vermögend, die wohlgefügten und undurchdringbaren Schilddecken zu sprengen. Sie ist daher eines der ausdrucksvollsten Sinnbilder der Grabesnacht, welche die der Auferstehung harrende Asche mit ähnlichen Banden umfangen hält. Die Kunst hat sich desselben mit besonderer Vorliebe bemächtigt und bei der Ausschmückung von Grabdenkmälern und Aschengefäfsen sehr häufig davon Gebrauch gemacht. Bacchischen Tänzern war diese wuchtreiche Baumfrucht doppelt willkommen, da sie sich nicht blos dazu eignete, den Thyrsusstab zu schmücken, sondern ihn auch durch seine Schwere in eine Art von Balancirstange zu verwandeln. Einer solchen bedurfte es in der That zur kunstgerechten Ausführung so mancher halsbrechender Bewegungen, wie wir sie in zahlreichen Kunstwerken dargestellt sehen. Letztere liefern den deutlichen Beweis, dafs

jene wilde Begeisterung, die sich der Verehrer des Dionysos während der rauschenden Festlichkeiten, die namentlich auf den Schluſs des Jahrescyclus fallen, zu bemächtigen pflegt, nach und nach eine systematische Ausbildung erhalten hat. Eine ganz eigenthümlich geartete Tanzkunst ist das Ergebniſs derselben. Das Schwenken des Thyrsus spielt dabei eine Hauptrolle und die Construction dieses Festgeräthes zeigt von einer ebenso weisen Berechnung, wie die der Saiteninstrumente oder die Bildung der Masken, welche eine endlose Mannigfaltigkeit darbieten. Auch die Thyrsusstäbe lassen ähnliche Verschiedenheiten der Gestaltung wahrnehmen, die nicht blos in der Laune der darstellenden Künstler ihren Grund zu haben scheinen, sondern offenbar durch örtliche Verhältnisse und äuſsere Veranlassungen herbeigeführt sind. Im Allgemeinen besteht der bacchische Thyrsus aus einer jener Rohrstangen, welche der Rebe während ihrer Tragzeit als Stütze gedient haben. Zuweilen hat man indeſs auch zu Baumstämmen gegriffen und die Zweige derselben bald in dieser, bald in jener Weise abgestutzt und so als Freudenscepter hergerichtet. Häufig vermissen wir daher die Pinienzapfenkrönung. Denkbar wäre es, daſs ihr Nichtvorhandensein auf andere Perioden des Festcyclus hinweisen solle. Bei dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens möchte es indessen schwierig sein, sichere Unterscheidungszeichen darüber festzustellen. Denn noch mögen nicht Viele dahin gelangt sein, von der kaum übersehbaren Anzahl bacchischer Festreigen eine gegliederte Anschau-

ung zu haben. Häufig sind wir nicht einmal im Stande, bei einzelen Darstellungen das Grundmotiv zu entdecken, welches doch die eigentliche Quelle aller der Reize ist, mit denen sich ähnliche Schilderungen umkleiden. Nur eine unverdrossen sinnige Betrachtungsweise dürfte vermögend sein, alle die anmuthigen Räthsel zu lösen, die die Vasenbilder in endloser Menge darbieten. Die Beachtung von Kleinigkeiten ist dabei von besonderer Wichtigkeit und die methodische Zergliederung bekannter, aber mannigfach umgestalteter Symbole ist oft förderlicher als die verfrühte Anlegung des gelehrten Apparats. Die Thyrsusstäbe gehören vor allem in die Reihe derartiger bedeutsamer Festgeräthe. Ihr Bänderschmuck, die künstliche Belaubung mit Epheu- und Weinblättern, durch welche sie zu einer Art von Weihnachtsbaum hergerichtet werden, die Fruchtkrone des Pinienzapfens, alles ist dabei bemerkenswerth. Der ältere Dionysos selbst führt statt des Thyrsus auf Vasenbildern meist nur einen Baumzweig, dessen weit rankende Gewinde häufig eine Laube bilden und an die Natur der Schlingpflanzen erinnern. Daſs die Rebe sich diese gleichsam zum Vorbild genommen und ihren baumartigen Wuchs gegen vermehrte Fruchtbarkeit aufgegeben hat, hebt auch der Mythos hervor, welcher den dritten Sohn des Dionysos und der Ariadne, den Oinopion, der Helike vermählt. Letztere gibt sich deutlich als die Personificazion des Rankengewächses kund, welches, unbekümmert um die eigene Selbständigkeit, nur darauf bedacht ist, rasch die sonnigen Höhen zu erklim-

men, um daselbst seine Blüthenpracht zu entfalten und Früchte zu reifen. Die Nachkommenschaft dieses Paares, unter der Euanthes, der Schönblüthige, und Melas, der Dunkelglühende, auch Salagos, der Brausende oder gährend Ueberschwellende, genannt werden, deutet auf die Ergiebigkeit einer solchen Verbindung hin und das Verbergen des Oinopion unter der Erde, welches ihn vor seinem Verfolger sicher stellt, hat eine ähnliche Bedeutung wie das Begrabensein des Ikarios zu den Füſsen des Baums, an dem sich dann die Erigone erhängt.

534. Die bacchische Zeichensprache, welche eine Menge von Dialekten zählt, in denen uns derselbe Grundgedanke oft unter einer ganz veränderten Gestalt entgegentritt, ist nicht blos auf Pflanzensymbole beschränkt, sondern bedient sich mit gleich genialer Kühnheit der bedeutungsvollen Typen, welche dem tiefsinnigen Beschauer der Natur die Thierwelt darbietet. In dieser offenbart sich der geheimniſsvolle Wechsel von Ab- und Wiederaufleben auf eine noch weit imposantere Weise als im Gewächsreich, wo er zwar auch wehmüthig stimmt, aber nichts von dem Schauerlichen hat, welches uns bei dem Anblick jeder Todesform unbewuſst und unwillkührlich erfaſst. Die Alten haben auch hierbei einen wunderbaren Tact gezeigt und diejenigen Thierwesen aus tausenden auszuwählen gewuſst, an denen sich die Vernichtung des Individuums und die Fortdauer der Gattung als groſsartiges Weltgesetz kundgibt. Die Schlange, welche nur durch die wärmenden Strahlen der Sommersonne

aus den finsteren Erdhöhlen hervorgelockt wird, in denen sie den gröſsten Theil des Jahres scheintodt ruht, ist in dieser Beziehung der lebendige Ausdruck eines solchen Doppelzustands, der sich zwischen Sein und Nichtsein im ewigen Kreislauf bewegt. Dieses Thier ist daher eines der häufigsten bacchischen Symbole und wir sehen es unter den verschiedenartigsten Beziehungen wiederkehren. Obwohl die Deutung der letzteren nicht immer leicht ist, so scheint doch durchgängig die Idee des sommerlichen Wiederauflebens und der Verjüngung obzuwalten. In den geflochtenen Körben, welche allerlei Mysteriengeräthe geborgen haben mögen, findet sich auch eine Schlange eingeschlossen, die unter dem halb gelüfteten Deckel hervorgleitet. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daſs gewisse unschädliche Schlangenarten in ähnlicher Weise bei den Cärimonieen des Cultus aufgeführt worden sind. Zuweilen befinden sie sich in den Händen rasender Bacchantinnen und immer scheinen sie anzudeuten, daſs die alles belebende Sonnengluth auch diese kalten Geschöpfe erwärmt und begeistigt hat. Uebrigens bleibt auch hierbei zu berücksichtigen, daſs die ungiftigen Erdschlangen die Hüter der Weingärten und daher schon in dieser Beziehung in das Bereich des Dionysos gehörig sind.

535. Der Wein wird von den Alten als ein begeistigtes Naſs betrachtet, welches seinem Ursprung nach mit der Salzfluth des Meeres identisch ist. Auch diese sehnt sich gleichsam nach einer ähnlichen Erhöhung durch den Dionysos. Dies drückt sich dadurch aus,

dafs das sinnvollste aller Seethiere; der Delphin, eine wahre Leidenschaft an den Tag legt, mit der Menschenwelt in Verkehr zu treten und sich an den Freuden und Genüssen derselben zu betheiligen, weshalb auch die Sage diese Fische als die gebannten Geister der tyrrhenischen Seeräuber betrachten lehrt, welche dem Dionysos Gewalt anzuthun sich erfrecht hatten. Der Delphin nimmt als der König der Fische eine ähnliche Stelle ein wie der Adler, welcher den Thron des Zeus umkreist. In dem Mythus von der als Leukothea vergötterten Ino, welche sich mit dem Melikertes in's Meer gestürzt hatte, versieht er ähnliche Dienste wie dieser und trägt den Milchbruder des Dionysos, offenbar auf Geheifs dieses Gottes, an die Küste von Korinth. Dort wurde der wiedergebrachte Knabe offenbar als eine Art Todtendämon in einem unterirdischen Heiligthum verehrt. Aller Analogie und Wahrscheinlichkeit zufolge hat sich dieser bacchische Geheimcultus an den poseidonischen Landescultus, der den Isthmus naturgemäfs beherrschte, angelehnt und sich unter dem Schutz desselben entfaltet. An den sonnigen Abhängen des Meeresgestades gedeiht die Rebe des Dionysos vorzugsweise gut, und so wie dieser sich Seegeschöpfe dienstbar macht, sehen wir umgekehrt nicht selten Tritonen mit den Attributen desselben geschmückt. Ueberall läfst sich das Streben der bacchischen Religion wahrnehmen, sich nach und nach alles, das lebt und webt, unterthänig zu machen, und in der That zeigen fast alle Gestalten, die in wunderbaren Doppelbildungen im Gefolge des Poseidon auf-

tauchen, einen bacchischen Charakter. Sobald dieselben die Gränzen des blos kosmischen Daseins überschreiten, werden sie von jenem höheren Zug erfaſst, welcher sie nach den Regionen der Menschlichkeit hin fortreiſst. In diesen aber waltet Dionysos als groſser Culturgott, der alles, was mit ihm in Berührung kommt, entweder veredeln und beseligen hilft oder einem neuen Gährungsprozeſs überantwortet, welcher den Untergang aller selbstischen Creatürlichkeit und gemeinen Hochmuths unabweislich zur Folge hat.

536. Unter den höheren Thiergattungen scheint ihm alles Hornvieh heilig gewesen zu sein. Wir begegnen hier zunächst dem Frühlingsstier, welcher ebenfalls dem poseidonischen Bereich entstammt. In Elis, wo er einen Tempel am Meeresgestade hatte, wurde Dionysos selbst als Stier begrüſst und zum Besuch seines Heiligthumes durch die Frauenchöre eingeladen, welche einen alten Hymnus absangen. In diesem wird auch der Chariten gedacht, deren Gruppe auf einem geschnittenen Stein zwischen den Hörnern des wild daherstürmenden Stieres erscheint. In manchen Culten wurde er unter dem Bilde eines Stieres verehrt. Nachmals wurde auch dieser menschlich umgebildet und wir besitzen Darstellungen, in denen das bärtige Haupt mit Stierhörnern gekrönt ist. Pan, der ihm am nächsten steht, tritt ebenfalls aus diesem Thiere, welches nicht blos das Sinnbild gewaltiger Urkraft ist, sondern auch die Verwandelung niederer Stoffe in die Fülle des höheren organischen Lebens am faſslichsten vergegenwärtigt,

hervor, während die niederen Wesen seines Gefolges dem Bocksgeschlecht entwachsen. Höchst wahrscheinlich haben die verschiedenen Thiere dieser Gattung eine organische Stufenleiter gebildet, welche mit den Ziegen und Rehen anhebt und bis zum Stier emporsteigt. Die Zeit, in welcher ein jedes dieser Thiere in die Brunst eintrat, mag dabei vorzugsweise berücksichtigt worden sein. Bei den Rehen und Hirschkälbern ist dies im Herbst der Fall. Sie bieten in dieser Beziehung einen bezeichnenden Gegensatz zum Frühlingsstier dar, welcher das Jahr eröffnet.

537. Einen noch viel herberen Contrast bieten das Roſs und der Esel dar. Ersteres wird zwar nicht ausdrücklich unter den bacchischen Thieren namhaft gemacht, allein wir sind genöthigt, es denselben beizuzählen, nicht blos wegen des entschieden bacchischen Charakters der Kentauren, sondern auch deshalb, weil der Begriff des Rosses in so vielen bacchischen Frauennamen auftritt und eine der Ammen des Dionysos sogar geradezu Hippa genannt wird. Der Esel ist das Lieblingsthier des Silenos und er kehrt in unzähligen anderen Verbindungen in bacchischen Mythen und Festgebräuchen wieder. Sein geduldiges, friedliebendes Wesen contrastirt mächtig mit der Kampflust des Rosses. Er eignet sich daher auch ganz vorzüglich zum Saumthier und ohne seine Hülfe ist die Bedienung der Weinberge kaum denkbar. Schon deshalb muſste er zum Lieblingsgegenstand bacchischer Schilderungen werden, in die er durch die mannigfachsten Motive eingeflochten worden ist. Leider

ist die Kenntniſs, welche wir von dem Charakter und Wesen dieses nur im Süden zu kräftiger Ausbildung gelangenden, höchst merkwürdigen Thieres besitzen, annoch eine sehr unvollkommene und mangelhafte. Hätten wir eine Anschauung seiner physiologischen Eigenschaften, wie sie die Aegyptier besessen haben, so würden wir gar manchen Zug der Sage besser verstehen, als es jetzt der Fall ist. So viel läſst sich indeſs errathen, daſs die Alten einzele der hervorstechendsten Wirkungen des Weines durch dieses Thier selbst symbolisirt haben, welches leicht erregbar und bei aller viehischer Lust doch unkräftig erscheint. Auch vergegenwärtigt uns seine sinnlose Ueppigkeit das cannibalische Wohllustgefühl angetrunkener Personen. Alle diese Eigenthümlichkeiten treten aber noch weit derber hervor, wenn wir den schlapp- und langohrigen Esel mit dem straffen und edlen Wesen des Rosses vergleichen, an dem sich die Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit dem Menschen am herrlichsten offenbart und das unter den Hausthieren eine ähnliche Stelle einnimmt, wie der Weinstock unter den Culturgewächsen. Wahrscheinlich würden auch dionysische Sagen weit mehr von diesem Thiere reden, hätte es nicht in der Gestalt des Kentauren eine so herrliche Ausbildung erhalten, durch die es der Veredelung theilhaftig geworden ist, welche Dionysos bei allen Wesen erzweckt, die mit ihm in Berührung kommen. Sobald wir den Charakter des Roſsmenschen unter diesem Gesichtspunkt betrachten, wird uns vieles klar, was uns sonst befremdlich zu erscheinen pflegt, indem

alle Eigenschaften der Pferdenatur in diesem prachtvoll gebildeten Fabelwesen bis in ihre tiefsten Beziehungen hinein zur Darstellung gekommen sind.

538. Unter den reifsenden Thieren, welche mit dem Dionysos in einem mythischen Bezug stehen, tritt das Hunde- und Katzengeschlecht neben einander auf. Ersteres deutet auf diejenige Zeit des Jahres hin, in welcher vorzugsweise Hunde und Wölfe von jener geheimnifsvollen Krankheit erfafst werden, die mit Wasserscheu verbunden ist. Dasjenige Gestirn, welches vom 24. Juli bis zum 24. August mit der Sonne aufgeht und gleichsam Zeuge ihrer ebensowohl reifenden, als lebensverzehrenden Kraft ist, hat wahrscheinlich in uralter Zeit von seinem Einflufs auf dieses Thiergeschlecht die Benennung des Hundssterns erhalten. In bacchischen Mythen pflegt daher der Hund die höchste Sommersonnengluth zu bezeichnen, wie wir dies beim Mythus des Ikarios und des Oeneus gesehen haben. Noch deutlicher tritt dieser Bezug in der Sage von der Gründung des Orakels von Amphikaia, der ringsumsengten Stadt, welche später mifsverständlich Amphikleia, die Umherberühmte, genannt wurde, hervor. In dieser wird berichtet, wie ein Vater sein Knäblein in einer Kiste verborgen habe, um es gegen die Nachstellungen der Feinde sicher zu stellen, wie eine Schlange dessen Hüter geworden und es gegen den Angriff eines Wolfes vertheidigt habe, und wie der herbeigeeilte Vater, den Schutz der Schlange nicht ahnend, diese sammt seinem Sohn durchbohrt habe. Als er durch Hirten über seinen Irrthum zu

spät belehrt worden war, errichtete man an derselben Stelle dem Dionysos einen Geheimcult und nannte den Ort Schlangenstadt oder Ophiteia. Die in kühlen Erdhöhlungen hausende Schlange tritt hier offenbar polarisch dem sonnenwandelnden Wolf entgegen und bezeichnet Naturverhältnisse, in deren tiefsinniger instinctmäfsiger Erfassung namentlich die Anhänger des Dionysos feinen Tact und ausnehmenden Scharfsinn bewährt haben. Noch jetzt steht in südlichen Ländern die friedliche Erdschlange bei dem Weinbauer in gleicher Verehrung, und sie zu tödten, gilt nicht blos für thöricht, sondern selbst für frevelhaft und gottlos, weil sie als der treueste und harmloseste Hüter der Rebenpflanzungen, die sie von Mäusen und Ungeziefer befreit, betrachtet wird.

539. Die dem Katzengeschlecht angehörigen Thiere treten zwar zunächst auch als bacchische Hausthiere auf und wir sehen die Mänaden mit Pantherkatzen gerade so wie mit Schlangen spielen. Bei tieferer Betrachtung erscheinen sie aber als die Träger jener nächtlichen Lust, die sich zuletzt blutdürstig offenbart und in welcher der Liebestrieb in einen Zerfleischungstrieb ausartet. Auch diese in der Menschennatur ruhenden finsteren Leidenschaften werden durch den Weingenufs emporgeschworen. Selbst Frauen werden zu grausamen Ungeheuern und die Bildwerke schildern die vom Gott Besessenen als blutgierig. Mit wild zerfleischten Rehkälbern, deren Glieder noch krampfhaft zittern, eilen sie wuthgetrieben über die Berge dahin, und der Gott selbst wird als nach rohem Fleisch

verlangend und als barbarisch bezeichnet. Auch sind unverkennbare Spuren von Menschenopfern vorhanden, die ihm in allerältester Zeit dargebracht worden sind. Gerade diese aber deuten den niederen Culturstand an, bis zu welchem die Völker herabgesunken gewesen sind, die er nachmals durch einen naturgemäfs eingeleiteten Läuterungsprozefs hindurchgeführt und von jenen niederen Trieben nicht blos befreit, sondern diese, ohne sie zu tilgen, geläutert und verklärt hat. Denn das ist das Grofse in allen bacchischen Religionsgebräuchen, dafs sie nicht mit der Zerstörung derjenigen Neigungen und Anlagen beginnen, welche, wenn sie rücksichtslos beseitigt und ausgerottet werden, den Menschen seiner besten Kraft berauben. Nur der Prüfungsfähige und der Geprüfte können des Ruhmes theilhaftig werden, welchen Entsagung und Standhaftigkeit in der Versuchung verleihen. Des Löwen Grofsmuth beruht nicht sowohl auf dem Nichtvorhandensein des Blutdurstes des Tigers, als auf dem Seelenadel, der hier zum ersten Mal selbst in der Thierwelt als der Beherrscher finsterer Leidenschaftlichkeit und angeborenen Zerstörungstriebs auftritt. Auf diese Weise sehen wir die Natursymbole selbst in einen polarischen Gegensatz gebracht, und für das Verständnifs des mythischen Sprachgebrauchs ist es von Wichtigkeit, derartige feine Unterschiede zu beachten und namentlich den Wechsel zu berücksichtigen, welchen dieselben sinnbildlichen Zeichen in Beziehung auf ihre symbolische Geltung erfahren. Ueber letztere kann natürlich nur

der Zusammenhang entscheiden und das Stadium, in welches der dionysische Läuterungsprozeſs, der zuletzt sogar der Wuth reiſsender Thiere Herr wird, eingetreten ist.

540. Mit dem wüsten Gebrauch von Menschenopfern scheint die nur unvollkommen auf uns gekommene Sage des Zagreus in einem geheimen Bezug zu stehen. Die litterärische Erörterung dieses theils verschollenen, theils übel berüchtigten Gottes ist weder thunlich, noch räthlich, da es an solider philologischer Grundlage fehlt. Man würde daher berechtigt sein, diese älteste bacchische Götterbildung gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen, wenn nicht in der Villa Albani ein Basrelief vorhanden wäre, welches die Zerfleischung des Zagreus durch die Titanen darstellt. Es bedarf nur einiger Vertrautheit mit derartigen Denkmälern, um zu der festen Ueberzeugung zu gelangen, daſs die in ihnen aufbewahrten Vorstellungen keineswegs auf künstlerische Phantasiespiele zurückgeführt werden dürfen, sondern im Volksglauben und in der Sage selbst tief wurzeln. So wenig wir auch sonst über die Natur dieses Götterknaben aus dem erwähnten Bruchstück eines Sarkophagdeckels lernen, so geht doch so viel mit Gewiſsheit daraus hervor, daſs wenigstens einer der dionysischen Geheimculte dem wirklich zur Weltherrschaft gelangten Sohne des Zeus und der Semele einen anderen, der kosmischen Mächten zur Beute geworden war, gegenübergestellt hatte. Die Analogie mit dem Schicksal der älteren Brüder des Zeus, von dem dieser selbst bedroht gewesen war,

liegt auf der Hand. Dafs auch die bacchische Sage sich mit ähnlichen Gedanken beschäftigt habe, geht aus mehr als einer Ueberlieferung, unter anderen auch aus dem Mythus von der Ino-Leukothea hervor. Nach einer Seite hin wenigstens deutlicher entwickelt tritt derselbe in der Variante eines Localcultes auf, welche von den Liebesschicksalen der Aura berichtet. Diese wird durch den Dionysos, den sie anfänglich als Gefährten der keuschen Artemis geflohen hatte, Mutter von Zwillingen. Als sie dann aber von bacchantischer Wuth erfüllt wird, zerfleischt sie das eine ihrer Kinder und stürzt sich darauf in das Wasser. Obwohl von dem anderen Spröfsling des Dionysos nicht weiter die Rede ist, so dürfen wir diesen doch als gerettet voraussetzen, während die Zerfleischung des einen durch die eigene Mutter vernehmlich genug an das Schicksal des Zagreus erinnert. Der Name des letzteren ist nichts anderes als eine ältere Form von Agreus, einem mehrfach vorkommenden Beinamen des Pan und Aristäos, welche beide als uralte Hirtengottheiten zu demselben in einem sehr innigen Bezug gestanden haben mögen. Als der dionysische Cult sich aller jener orgiastischen Tendenzen bemächtigt hatte, welche nur darum hervorgerufen und scheinbar begünstigt worden waren, um sie zu bewältigen und zu entsühnen, haben viele dieser Dämonen, unter denen sehr oft ältere Formazionen des Gottes selbst verborgen stecken, ihren Charakter in ähnlicher Weise geändert wie die Erinnyen, als sie zu Eumeniden umgestaltet worden waren. Aristäos gehört namentlich in diese

Classe von Götterwesen, und es dürfte kaum befremden, wenn wir ihn als eine verklärte Gestalt jenes älteren Dionysos angesprochen fänden, in dessen Mysterien der Opfertod des Zagreus gefeiert worden ist. Die Beziehungen seines Dienstes zu den uralten Beobachtungen der Hochsommerepoche des Hundssterns, in die stets bacchische Opfer fallen, der Umstand, daſs seine Tochter Nysa oder Makris, die Hehre, als des Dionysos Amme genannt wird, endlich der erwähnte, offenbar auf alter Ueberlieferung beruhende Beiname des Agreus scheinen auf ein solches Verhältniſs zu dem älteren Dionysoscultus hinzuweisen. Bei der Deutung derartiger mythologischer Gestalten geht es uns freilich nicht viel besser als mit der Wurzelbestimmung uralter Wortbildungen. Sie sind in dem besten Falle lautlos und unübersetzbar. Gelingt es aber, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt aufzufinden und ihr hohes Alter nachzuweisen, so leisten sie uns ähnliche Dienste, wie die versteinerten Gebilde einer untergegangenen Thier- und Pflanzenschöpfung dem Geologen. Denn nichts vermag das lange und schmerzenreiche Ringen des mythologisch thätigen Bewuſstseins so deutlich zu bezeugen, als die localen Umbildungen derselben Götteridee, welche später durch höher entwickelte Erscheinungen zurückgedrängt und ihrer göttlichen Ehren wenigstens theilweise beraubt worden sind. Indem sie dadurch zu Dämonen geworden und aus dem Cultus in die Sage übergegangen sind, haben sie deswegen nicht aufgehört, die Gemüther und das religiöse Bewuſstsein zu beherrschen. Wollte

man bei der Untersuchung der bacchischen Ueberlieferungen alle Spuren solcher Götterwandelungen verfolgen, so würde dies zwar einerseits sehr weit führen, andrerseits aber auch den wichtigen Beweis liefern, dafs die dionysische Naturanschauung sich einer Vielseitigkeit zu erfreuen gehabt hat, die nur durch ihre sehr früh beginnende und Jahrhunderte lang andauernde Entfaltung erklärbar ist.

541. Die Mission des Dionysos erreicht mit der Veredelung des Naturlebens ihr Ende. Insofern dieses die Seelenzustände aller Einzelwesen der Schöpfung umfafst und begreift, wird durch den Läuterungsprozefs, welchem diese im bacchischen Cultus unterworfen werden, auch ihre sittliche Verklärung angebahnt. Diese zu erzielen, bedarf es aber vor allem der Versöhnung. Nicht blos in den Propheten des alten Bundes, sondern auch bei den Griechen tritt uns diese Idee entgegen, ja bei letzteren vielleicht sogar in einer noch viel zarteren Gliederung als in jenen wunderbaren Voranschauungen des weltgeschichtlichen Factums der Erlösung. Zur Verwirklichung derselben bedarf es des stellvertretenden Opfers. Da es sich bei diesem um das Heil des edelsten Theils der Menschheit, des Hellenenthums, im Gegensatz zu den Barbaren, handelt, so mufs ein Wesen, das ganz Mensch ist, für das Wohl Aller eintreten, nicht aber blos als geduldiges Schlachtopfer, sondern als ein den Kampf des Geschickes muthig und pflichtgetreu aufnehmender Held. Derjenige, welcher zu solch schwerem Dienst auserkoren worden war, ist der jüngste Sohn des Zeus,

welchen dieser mit der Alkmene, der urkräftigen Gemahlin des Amphitryo, erzeugt. Mit ihm schliefst Hesiodos die Reihe der nachgeborenen Söhne des Vaters der Götter und Menschen, und in der That wird durch sein Erscheinen die Idee eines die ganze Welt der Erscheinung durch seine Nachkommen beherrschenden obersten Wesens erschöpft. Hephästos, Hermes und Dionysos haben ihm bereits alle Sphären des praktischen Daseins unterthan gemacht. Jetzt handelt es sich nur noch darum, den Menschen selbst, als den Träger einer Welt, die dem All mikrokosmisch selbständig und von der Idee der Freiheit begeistigt gegenübertritt, zum Gehorsam zurückzuführen. Dieses aber ist nur möglich auf dem Wege freiwilliger Unterwerfung. In diesem Sinne werden wir den Sohn der Alkmene die grofse Aufgabe erfassen sehen, welche seiner harrt. Dadurch, dafs er das Geheimnifs des Daseins so genial begreift und mitten in der sinnlichen Ueberfülle des Lebensgenusses sich der Pflicht mit wankungslosem Treugefühl unterstellt, wird er vor Allen allein befähigt, nicht blos die menschliche Freiheit zu retten, sondern auch die Fesseln des urgewaltigen Titanen zu lösen, der sich dem Sittengesetz des Zeus widersetzt und letzteres mit dem blinden Geschick, vor dem auch dieser sich beugen mufs, verwechselt hatte. Dadurch war er beiden zugleich sclavisch verfallen und zu einem Sühn-, aber nicht zu einem Erlösungsopfer geworden. Zeus hatte ihn an den Kaukasus anschmieden lassen und den Qualen selbstverzehrenden Uebermuths anheimgegeben. Ein Geier, wel-

cher die allnächtlich neu wachsende Leber, den Sitz der Begierlichkeit und Selbstsucht, alltäglich wegnagt, versinnlicht dieselben. Auch diesen werden wir den Herakles mit ferntreffendem Pfeil erlegen und dadurch die Versöhnung der Naturgewalten und Himmelsmächte einleiten sehen. Prometheus selbst erscheint daher unter den olympischen Göttern, wie ihn namentlich eine vulcenter Schale darstellt, die aufsen mit der analogen Versöhnung und Rückführung des Hephästos durch Dionysos geschmückt ist. Ein Ring, den er nachmals trug, erinnerte an die Knechtschaft, aus der er durch Herakles befreit worden war. Mit diesem steht er durchweg in einem bemerkenswerthen Gegensatz, welcher sich kaum anders als polarisch bezeichnen läfst. Denn während der Titan als ein relativ geistiges Wesen gefafst werden mufs, tritt der thebanische Heros überall als Erdensohn auf, ist allen Begierden und Gelüsten gemeiner Sinnlichkeit rückhaltslos ergeben und gleicht auf den ersten Blick eher einem vermenschlichten Thierwesen als einem der Verklärung harrenden Halbgott. Ja es ist, als ob die Menschheit sich in ihm noch einmal ihrer animalischen Herkunft vollbewufst geworden wäre, um sich dem grofsen Läuterungsprozefs, dem sie entgegengeht, ganz und in allem zu unterwerfen. Die Mythologie verschmäht daher auch jede Weise der Beschönigung bei der Schilderung derjenigen Eigenschaften des Herakles, die für das moderne Gefühl nicht blos viel Abstofsendes haben, sondern schlechthin unerträglich und mit der Idee eines Nazi-

onalheros unvereinbar erscheinen. Gerade darin aber bewährt sich die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit der alten Sage, und die Schlufswirkung, welche sie auf diesem Wege des Selbstbekenntnisses erzielt, ist grofsartig und staunenswerth. Denn der Durchbruch echt heldenhafter und edler Gesinnung ist in dem Maafse glorreicher, in welchem die sittliche Natur mit dem Widerstand zu kämpfen hat, welchen ihr die sinnliche darbietet. Dieser Sieg des besseren Theils der Menschlichkeit gibt sich im Herakles als tiefe Gemüthlichkeit und edle Grofsherzigkeit tausendfältig kund, allerdings aber in einer Form, die des Räthselhaften und Befremdenden nicht wenig darbietet.

542. Herakles stammt aus einem berühmten Heldengeschlecht, welches aber seine eigene göttliche Abkunft eher verschleiert und zweifelhaft macht, als hervorhebt. Seine Mutter Alkmene, die Heldenkräftige, ist die Tochter des Persiden Elektryon, Königs von Mykene, und diese ist dem Amphitryon, dem Vielgeprüften, dem Bruder ihrer Mutter Anaxo, der Königlichen, dem Sohn des Alkäos, dessen Name ebenfalls auf hohen Heldenmuth hinweist, vermählt, während Elektryon, der Vater der Alkmene, König von Mykene ist. Letzterer herrscht über Tiryns. Solch ein edles Geschlecht hatte Zeus ausersehen, um seinen liebsten Erdensohn aus demselben hervorgehen zu lassen. Pindar läfst ihn goldschneiend der Alkmene nahen, die der Rückkehr ihres noch vor der Brautnacht auf gefahrvolle Unternehmungen ausgezogenen Gemahls

sehnsüchtig harrte. Andere Dichter haben dieses Eintreten des Zeus an die Stelle des Amphitryo, welches für die ganze Grundlage des Mythus von so hoher Bedeutung ist, weiter ausgeschmückt und lassen den Vater der Götter und Menschen drei Nächte lang bei der Alkmene verweilen, der diese ganze Zeit wie eine einzige Nacht erschien. Denn es hatte sich die Ordnung der Natur verkehrt und erst am dritten Morgen schien die Sonne wieder über Theben's Fluren. An diesem aber erschien Amphitryo, den nun die bräutliche Gattin natürlich nicht mit der Freude des ersten Wiedersehens empfängt, zumal ihr selbst die Kunde von den Siegen ihres Gemahls nicht neu ist. Hatte ihr doch Zeus den glücklichen Ausgang des Zugs gegen die Teleboer, von dem er zurückkehrte, genau so berichtet, als ob er selbst dabei gewesen wäre. Schon damals soll der Seher Teiresias, über das Räthselhafte dieser Doppelerscheinung befragt, sie auf göttliche Dazwischenkunft gedeutet und dem Hause des Amphitryo Heil und unsterblichen Ruhm verheifsen haben.

543. Aber noch bevor der Spröfsling des Zeus das Licht der Welt erblickte, sollte er unter die Macht des Schicksals gerathen, der er während seines ganzen Erdenlebens untergeben blieb. Denn als schon die frohe Stunde der Geburt nahte, läfst der stolze Vater es sich beikommen, in der Götterversammlung prahlend zn rühmen, dafs noch an selbigem Tage die hülfreiche Eileithyia einen Mann in's Dasein fördern werde, der künftighin alle Umwohnenden des Argiverreichs beherrschen solle. Da er denselben auch noch

näher als einen Nachkommen des Perseus bezeichnet hatte, der ebenfalls aus seinem Blute gezeugt war, so weiſs Here, die überall das, was wir das Legitimitätsprinzip nennen würden, eifersüchtig überwacht, die fröhliche Verheiſsung durch gewandte List in ein feierliches Versprechen umzuwandeln, dem zufolge derjenige unter den Nachkommen des Perseus zum Herrscher werden solle, welcher an jenem verhängniſsvollen Tage geboren sein würde. Kaum hat sie ihrem Gemahl diesen Eidschwur abgenommen, so eilt sie nach Argos, um die Wehen des Weibes des Sthenelos, des Gewalthabers, welche im siebenten Monat schwanger ging, zu beschleunigen, und sucht gleichzeitig die Geburt des Herakles um sieben Tage aufzuhalten, indem sie die ihr dienstbare Eileithyia von der Alkmene abberuft und fern zu halten weiſs.

544. Durch die Frühgeburt der Nikippe — so hieſs die Gemahlin des Sthenelos — war Herakles um die ihm durch Zeus selbst zugedachte Herrschaft gekommen und zum Dienstmann des Eurystheus geworden, der ihm weder durch Gaben, noch durch Abkunft gleichkam, aber das Recht der Erstgeburt vor ihm voraus hatte. Als Zeus durch die Here erfuhr, daſs er selbst seinen geliebten Sohn um dieses durch bedachtlose Verheiſsung gebracht habe, wird er gegen die Ate, die Alle bethört und auch ihn überlistet hatte, von Zorn übermannt und er verstöſst sie für immer aus dem Olympos. So oft er aber nachmals den Herakles in harter Frohn des Eurystheus sich abmühen sah, beseufzte er sein vermessenes Beginnen. Als Welt-

ordner weiſs er indeſs auch von dieser Fügung Nutzen zu ziehen und dem Herakles, das was er an Erdenherrlichkeit eingebüſst hatte, durch die so viel reichere Gabe der Unsterblichkeit zu ersetzen. Er schlieſst mit der Here ein Uebereinkommen ab, demzufolge dem Helden für die zwölf Arbeiten, die ihm Eurystheus auferlegen würde, die Aufnahme in die Gemeinschaft der obersten Götter zu Theil werden solle. Auf diese Weise fällt ihm nun als persönliches Verdienst zu, was der Adel der Geburt nur als Geschickes Gabe zu gewähren vermag. Am Ende seiner Erdenmühen muſs auch er die Uebereilung seines olympischen Vaters als eine glückliche Schuld preisen, da er nur ihr seine Vergötterung verdankt.

545. In eben dem Maaſse, in welchem Here sich dem Herakles widerwärtig erweist, ja ihm selbst noch mitten in dem Geburtsact den Eintritt in das irdische Dasein zu wehren oder doch zu erschweren sucht, sind die anderen Götter beeilt, ihn im Sinne des Zeus zu fördern. Ein vulcenter Vasengemälde der münchener Pinakothek hat uns die Gewiſsheit verschafft, daſs die Alten sich den neugeborenen Knaben, ähnlich wie den Dionysos, unmittelbarer Götterobhut übergeben dachten. Hermes trägt ihn in seinen Armen hinweg und aller Analogie zufolge steht dieser Zug der Sage, der uns nun auch durch die Bildwerke veranschaulicht wird, mit der verschieden vorgetragenen Erzählung zusammen, der zufolge Here selbst veranlaſst wird, dem Sohn der Alkmene die Brust zu geben und ihn auf diese Weise

gleichsam auch mütterlicher Seits der Göttlichkeit theilhaftig zu machen. Durch die komische Wendung, die man diesem Sagenbericht dadurch gegeben, daſs man ihn mit der Entstehung der Milchstraſse in Verbindung zu bringen gesucht hat, ist der demselben zu Grunde liegende tiefere Sinn verloren gegangen oder doch sehr zurückgedrängt worden. Um so interessanter ist es daher gewesen, auch diesen Theil des schönen Mythus auf einem groſsgriechischen Vasenbild in anmuthreicher Ausführlichkeit geschildert zu sehen. Herakles erscheint als ein bereits halberwachsener Knabe, während die hehre Göttin ihn mit gnadenreichem Wohlwollen umfangen hält. Pallas Athene, die vor ihr steht, hat ihren Sinn gewendet und hält eine Blume, die sie ihr darzubieten scheint, in ihrer Linken. Hinter der Here steht Iris mit dem Heroldstab, auf eine sitzende Frau herabblickend, die ihr einen Kranz hinhält. Auf der anderen Seite der Darstellung sitzt Aphrodite mit Spiegel, welche Eros krönt, während er in der Linken eine Binde in Bereitschaft hält.

546. Wie sich die Erfinder ähnlicher, in einem ernsten und echt poetischen Sinn vorgetragener Vasenmalereien das durch Hermes und Pallas Athene eingeleitete Verhältniſs des Herakles zur Here wiederum gelöst gedacht haben, wissen wir nicht. Die gemeine Sage entnimmt das Motiv der Lümmelhaftigkeit des ungefügen Bengels, der so stark gesogen haben soll, daſs es der Göttin unbequem wurde, weshalb sie ihn von sich stieſs. Andere stellen den ganzen Vorgang als eine

Ueberlistung im Schlaf dar und lassen daher die Here beim Erwachen in Zorn gerathen und sich des lästigen Gesellen gewaltsam entledigen. Es ist ganz im Sinne einer so bäuerischen Auffassungsweise, daſs der Knabe, welcher sich übervoll gesogen hat, die Milch wieder ausbricht und den ganzen Himmel damit verunreinigt. Solche derb humoristische Mythengewebe mögen allerdings zum Theil uralt sein, wie aus der Vergleichung ähnlicher Züge der Theogonie hervorgeht; zur sinnigen Zerlegung derselben werden wir uns aber der Andeutungen einer tieferen Auffassungsweise bedienen müssen, welche die erwähnten Kunstwerke darbieten, deren Urheber offenbar bemüht gewesen sind, den Mythus auf seine wahre Bedeutung zurückzuführen und in Pindarischer Weise, obwohl mit ungleich bescheideneren Mitteln, das Verhältniſs des auserlesenen Zeussohns zu dem ihm zur Zeit noch verschlossenen Olympos zu ergründen und symbolisch darzustellen. Bei der Zerrissenheit und Zusammenhangslosigkeit, in der gerade die Heraklessage auf uns gekommen ist, thut eine solche vorsichtige Behandlungsweise doppelt noth, da der göttliche Held selbst in der Poesie nur flüchtig zu erscheinen pflegt und da wir verhältniſsmäſsig nur wenige Charakterschilderungen von ihm besitzen, denen sich eine klare Einsicht in sein eigenthümliches Wesen entnehmen läſst. Während bei anderen Heroen die Darstellungen der bildenden Kunst neben denen der Poesie verblassen, sind wir bei allem, was auf den Herakles Bezug hat, umgekehrt fast stets auf die Denkmäler wie auf einen leben-

digen Commentar angewiesen, ohne welchen selbst die herrlichsten Dichterstellen, die seine wunderbare Erscheinung schildern, leicht zu einer fratzenhaften, durchaus ungriechischen Auffassung Veranlassung zu geben pflegen. Unsere Aufgabe wird daher zunächst dahin gehen, das Skelet der Heraklee, dessen sorgfältige Aufbewahrung wir dem sorgsamen und von gesundem Urtheil geleiteten Fleiſs des Apollodor verdanken, durch die Vergleichung der dahin einschlagenden Bildwerke und der gehaltreicheren poetischen Ueberlieferungen zu beleben, und auf diesem Wege eine Uebersicht von dem urgewaltigen Charakter zu gewinnen, dessen tieferes Verständniſs uns erst durch Goethe's geniale Schilderung von Göttern, Helden und Wieland eröffnet worden ist.

547. Einer Ouverture ähnlich, welche uns den ganzen reichen Gehalt eines dramatischen Musikstücks mit prophetischer Begeisterung und wie mit einem Zauberschlag vor die Seele bringt, macht uns jene gottvolle Stelle des Pindar, in welcher er die erste Wunderthat des Herakles und seinen mühevoll glorreichen Lebenslauf mit vielsagenden Kernworten schildert, mit dem Inhalt der groſsen Epopoe bekannt, die im gesammten Griechenvolk gelebt haben muſs, von der aber nur wildzerrissene Bruchstücke auf uns gekommen sind. Auch er gedenkt der Beschleichung der Here, knüpft aber unmittelbar an die flüchtig geheimniſsvolle Erwähnung dieses kühnen Zugs der Sage die Erzählung von dem ersten Zeichen, welches der als Nachkomme des Amphitryo noch unerkannte

Zeussohn von der ihm inwohnenden Götterkraft und seinem angeborenen Muth gegeben hatte. Das Grundmotiv zu dieser sinnigen Episode gewinnt er durch den Zorn der überraschten Göttin selbst, die zwei giftige Schlangen gegen ihn aussendet, vor denen Iphikles, der nachgeborene Zwillingsbruder des Herakles, feig aufschreiend flieht, während dieser, das Haupt gerad' aufrichtend, sich zum ersten Mal im Kampf versucht, mit beiden Händen der Schlangen Nacken packend und die Luft- und Lebenswege verschliefsend, bis die Seele ihren scheufslichen Leibern entwichen war. Der Schrecken der Frauen, die das Lager der Alkmene bedienen, die Geistesgegenwart dieser, das Hereinstürmen der Kadmeionenführer, Amphitryo mit blankgezücktem Schwert voran, ist alles mit gleich grofsartigen Zügen umrissen. Imposanter aber als dieses ganze prachtvoll angelegte Gemälde ist der Seherspruch des Teiresias, der, über dieses Ereignifs befragt, des Helden Lebenslauf und dereinstige Verklärung in klarer Voranschauung der Zukunft den Umstehenden schildert: welche Geschicke seiner harrten, wie viele der Ungeheuer er zu Wasser und zu Land erlegen und welches schmähliche Ende ihm selbst von fremder Niederträchtigkeit bereitet sein werde. Wie er aber auf dem phlegräischen Gefilde an dem Gigantenkampf Theil nehmen und durch seine Pfeile die finstere Brut der Erde in den Staub werfen, zuletzt aber nach dem Frieden seiner grofsen Mühen auserlesenen Lohn in nimmermehr unterbrochener Ruhe geniefsen, in seligen Gemächern die blühende

Hebe zur Gattin empfangen und beim Kroniden selber den Hochzeitsschmaus feiern und dessen hochehrwürdiges Haus preisen werde.

548. Wenn uns ein solches poetisches Gesicht blendet wie ein Blitzstrahl, der die Nacht nur um so finsterer erscheinen läſst, so sind die mehr idyllisch gehaltenen Schilderungen, welche wir gerade von diesem bedeutungsvollen Ereigniſs durch Dichter und Künstler einer ganz anderen Sphäre überkommen haben, geeignet, uns mit den Anschauungen bekannt zu machen, welche von der Heraklessage im Volke lebten. Diese erhalten sich natürlich nicht immer auf gleicher Höhe, sondern beuten die alten Ueberlieferungen in dem verschiedenartigsten Sinne aus. Immer aber blickt der groſsartige Grundcharakter mehr oder weniger durch. Ihre Vergleichung untereinander und dann schlieſslich mit den Urgebilden der Sage ist daher nicht blos lehrreich, sondern auch höchst anziehend. Werfen wir in dieser Beziehung einen Blick auf das ganz im Geschmack des Stilllebens ausgeführte, unvergleichlich anmuthige Gemälde des Theokrit, so gewahren wir die Vorliebe des Dichters für allerlei Beiwerk, welches das Empfindungsspiel des Beschauers in eine allerdings sinnreiche Thätigkeit versetzt, aber die Aufmerksamkeit von dem tieferen Gehalt des Mythus gleichzeitig ablenkt. So ist das Einwiegen des Zwillingspaars in dem durch den Amphitryo erbeuteten Schild des Pterelaos, das ängstliche Strambeln des Iphikles, seine Begütigung am Busen der Mutter in der That von einer sehr artigen Wirkung,

die Haupthandlung selbst aber, der Charakter des Protagonisten uud der des Teiresias fallen so bedeutend ab,*dafs man den eigentlichen Sinn des staunenswerthen Ereignisses, welches uns mit bedeutungsreichen Vorahnungen erfüllen soll, ganz aus den Augen verliert. Denn die sorgfältige Schilderung der sich krümmenden Schlangen und ihres allmählichen Ermattens, ja selbst die sonst wohl berechnete Häufung bezeichnender Epitheta, unter denen das des am Busen des Pädagogen nimmer weinenden Säuglings die oberste Stelle einnimmt, vermag die Wirkung eines einzigen Kraftausdrucks, der auf das Wesen der Sache gerichtet ist, nicht zu ersetzen.

549. Hätten wir Kunstschilderungen eines ähnlichen Moments der Heraklessage aus der grofsen alten Zeit, so würden wir finden, dafs das schöne herculanische Gemälde, welches die Schlangenwürgung des kleinen Herakles darstellt, zu denselben in einem ähnlichen Verhältnifs steht, wie die Idylle des Theokrit zu den gewaltigen Umrissen des Pindar. Wir erblicken in demselben zunächst den Schrecken der Alkmene veranschaulicht, die sich der thebanische Sänger umgekehrt, ihres Namens und ihres heldenmüthigen Spröfslings würdig, in grofsartiger Ruhe verharrend zu denken scheint. Ferner begegnen wir der königlichen Gestalt des Amphitryo, welcher, mit dem Scepter in der Linken auf einem Throne sitzend, das Schwert aus der Scheide zieht. Endlich führt uns der Künstler die Zaghaftigkeit des Iphikles vor Augen, welchen der Pädagog auf seine Arme genommen hat,

während er erstaunt auf den am Boden knieenden kleinen Herakles herabblickt, der mit jeder Hand eine der giftig zischenden Schlangen gepackt hält. Obwohl auch hier der Hauptheld weit hinter die Nebenfiguren, die die Wirkung des Chors in der Tragödie ersetzen müssen, zurückweicht, so tritt uns doch die ganze Begebenheit weit mehr mit der staunenerregenden Ueberraschung eines Wunders entgegen, und wenn auch das ganze Kunstwerk nicht von dem erhabenen Geist eines Pindar erfüllt ist, so ist doch deutlich ersichtlich, dafs es unter den Eindrücken dieses und verwandter Dichter zu Stande gekommen ist.

550. Der angeborene Trieb, welcher hier zum ersten Mal mit instinctartiger Gewalt hervorbricht und sich sieghaft erweist, ist häufig mit überraschender Naturwahrheit in den statuarischen Gruppen geschildert, deren wir eine ganze Reihe besitzen. Wir erblicken darin den kleinen Knaben in seinem eigensten Element und der Kampf mit dem giftigen Gewürm hat für ihn nicht blos nichts Widerwärtiges, sondern die Körperanstrengung, zu der er sich herausgefordert fühlt, gewährt ihm die Freude und den Genufs eines unschuldigen Spiels. Wenn eine derartige plastische Darstellung dem Künstler Gelegenheit gibt, die erste Regung der Muskelkraft, die naive Erfassung einer grofsen und schwierigen Aufgabe und das Erwachen eines bis dahin verborgen schlummernden Genie's zu schildern, so hat dagegen die Vasenmalerei vermöge der ihr eigenthümlichen symbolischen Ausdrucksweise die Mittel, die ganze

Handlung in einem noch weit höheren Lichte erscheinen zu lassen. Auf einer jetzt im Louvre befindlichen vulcenter Vase erscheint unmittelbar hinter dem kleinen, die Schlangen würgenden Herakles, dessen Haar blondgelockt angegeben ist, Pallas Athene selbst, welche ihrem Schützling den Geist kühnen Selbstvertrauens eingibt und ihn nicht blos als mit thierischem Instinct erfüllt, sondern von einem höheren Beruf erfaſst bezeichnet. Der Adel der Art wird noch vernehmbarer durch den Gegensatz hervorgehoben, in welchen der von einem sterblichen Vater erzeugte Iphikles zu seinem älteren Zwillingsbruder, nach dem er sich verwundert umschaut, tritt. Denn der Künstler lässt ihn nicht blos angstvoll in die Arme der Alkmene fliehen, sondern weiſs auch eine, wenn auch noch so leise Andeutung seiner durch die Natur weniger veredelten Leibesconstituzion beizufügen, indem er das Haar, das den Alten als ein so charakteristisches Abzeichen galt, im Gegensatz zu dem Goldgelöck des Herakles dunkelfarbig angibt. Der Alkmene steht die Pallas Athene gegenüber und dem Amphitryo die Here selbst, welche zum Zeugen der wohlbestandenen Prüfung wird, die sie dem zukünftigen Gott auferlegt hat. Auf der Rückseite dieses auserlesenen Gefäſses, das uns von dem erhabenen Geist, in welchem die Heraklessage ursprünglich aufgefaſst wurde, einen deutlichen Begriff gewähren kann, erscheint Zeus selbst, umgeben von dem Hermes und der Iris, die seiner Befehle gewärtig und sie auszuführen beeilt sind. Dadurch wird uns die göttliche

Weltökonomie, deren wunderbare Fügung der hellsehende Teiresias verkündet, gleichsam offen vor Augen gelegt, und der tiefe Sinn des mythischen Ereignisses gibt sich uns in poetischer, aber unzweifelhafter Weise kund.

551. Eine auf dem Aventin ausgegrabene Statue des capitolinischen Museums, welche den Herakles als halb erwachsenen Jüngling in colossalen Verhältnissen darstellt, gewährt uns einen Begriff von der Weise, in welcher sich die Alten seine leibliche Entwickelung streng naturgemäſs gedacht haben. Er macht ganz den Eindruck eines ungeleckten Bären, und der an edle Kunstformen gewöhnte Beschauer pflegt daher beim ersten Anblick des wunderlichen Ungethüms mit lautem Gelächter davon zu eilen. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich indeſs, daſs eine solche Unförmlichkeit nicht blos höchst ausdrucksvoll, sondern auch in dem Naturgesetz tief begründet ist, demzufolge das, was in letzter Entfaltung schlank und zart gegliedert erscheinen soll, vorher durch ganz anders geartete Phasen hindurchzugehen hat. Die Alten hatten für dieses Stadium des Heranwachsens einen sehr bezeichnenden Ausdruck, der sich durch die wörtliche Uebersetzung, welche Ochsenjunge lauten würde, nur unvollkommen wiedergeben läſst. Wir finden denselben sogar auf den Apollo angewandt und archaisirende Kunstwerke scheinen uns selbst diese Gottheit in einer solchen Durchgangsperiode vorzuführen. Für das Verständniſs mancher Motive der Heraklessage ist die leibhafte Anschauung

dieser Seite der Heraklesnatur von wesentlicher Hülfe, weil sie uns sein zuweilen wunderliches Behaben viel natürlicher und folgerichtiger erscheinen läſst. Der bausbackige, ungeschlachte Lümmel, welcher uns in dieser Statue entgegentritt, muſste jeder Unart fähig sein, und bevor das Gute, das in ihm steckt, zur Kraft und zum Durchbruch gelangen konnte, werden Eltern und Erzieher noch manchmal an seiner Göttlichkeit verzweifelt haben.

552. In der That stoſsen wir bei seiner im Sinne des Griechenthums durchgeführten Erziehung sehr bald auf einen solchen Zug angeborener Derbheit, die, weil sie mit ungemäſsigter Heftigkeit gepaart ist, tragische Folgen hat. Nachdem er nemlich durch seinen Vater Amphitryo im Wagenlenken, durch den verschmitzten Autolykos, den Sohn des Hermes und Vater des Odyſseus, in der Ringkunst, durch den bogenkundigen Eurytos im Pfeilschieſsen und durch Kastor, den einen der reisigen Dioskuren, im Gebrauch der schweren Waffen unterrichtet worden und zu einer allseitigen athletischen Bildung gelangt war, sollte er auch in das, was die Alten mit einem vielbesagenden Ausdruck als Musik bezeichnen, durch einen der mythischen Sänger eingeweiht werden. Als nun dieser — in solchem Zusammenhange wird der sanft klagende Linos, des Orpheus Bruder, sonst auch Eumolpos, der Schönsingende, genannt — streng gegen ihn ist und ihn sogar züchtigen will, schmeiſst er ihm die Leier oder das Plektron mit solcher Gewalt an den Kopf, daſs dieser todt am Platze bleibt. Als er hier-

auf des Mordes angeklagt wird, rechtfertigt er sich höchst naiverweise durch die Satzung des Rhadamanthys, den die Sage schon hier vorgreifend mit dem Herakles, oder vielmehr mit der verwittweten Alkmene, in Verbindung bringt und ihm sogar zum Lehrer gibt, und der den Rechtsgrundsatz aufgestellt hatte, daſs, wer sich gegen den, so ungerechterweise Hand an einen lege, vertheidige, unschuldig sei, worauf er frei gesprochen wurde. Offenbar aber zur Sühne der Blutschuld, mit der er sich beladen hatte, wird er durch den Amphitryo, der angeblich ähnliches Unheil vermeiden will, zu den Rinderheerden geschickt, wo er Hirtendienste zu thun gezwungen ist. Aus diesem Zustand der Herabwürdigung und Verbannung erlöst er sich nun durch seine erste Groſsthat, die in der Erlegung des kithäronischen Löwen bestand, der die Heerden des Amphitryo und des Königs Thespios, auch Thestios genannt, beunruhigte. Letzterer gönnt ihm nicht nur eine gastliche Aufnahme, sondern ist auch von der göttlichen Abkunft des heldenmüthigen Jünglings durch gotterleuchtete Anschauung so fest überzeugt, daſs er alle seine in mythischer Vollzahl auf funfzig angegebene Töchter mit ihm in Verbindung zu bringen und sein Blut in die eigene Familie überzuleiten sucht. Dieser derbe Zug der Sage hat einen echt patriarchalischen Charakter und darf durch vorzeitige symbolisch-allegorische Umdeutung nicht verwischt werden, wenn es darauf ankommt, den Helden seiner ganzen Menschlichkeit nach aufzufassen, die der Mythus durchweg mit groſser Naturtreue festzuhalten

weiſs und in diesem besonderen Fall mit naiver Unbefangenheit schildert. Herakles hat gar keine Ahnung davon gehabt, daſs er während seines funfzigtägigen Aufenthalts in Thespiä mit mehr als einem Frauenwesen in Berührung gekommen sei.

553. Während Herakles bei den Rinderheerden des Amphitryo heranwuchs, überstrahlte er bald Alle durch Leibesgröſse und Körperkraft. Der bloſse Anblick lehrte, daſs er Zeus' Sohn sei. Seine Höhe wird auf vier Ellen angegeben, dabei war er aber von gedrungener Gestalt. Seine Augen strahlten von Feuer wider. Weder mit dem Wurfspieſs, noch mit dem Bogen miſste er je das Ziel. Als er in seinem achtzehnten Jahr den kithäronischen Löwen erlegt hatte, richtete er sich die Haut desselben zu einer Schutzwaffe her, wobei der Schädel des Thieres zum Helm verwandt erscheint. Thierfelle sind die älteste Bewaffnung der Jagd- und Hirtenvölker, die sich neben dem Bogen, in dessen geschickter Handhabung Herakles weltberühmt war, auch der Wurfkeule oder des Pedums zu bedienen pflegen. Mit dieser Urwaffe, die unter seiner Hand eine merkwürdige Umgestaltung dadurch erhält, daſs er sich einen Wurzelstock des wilden Oelbaums zum gewaltigen Prügel herrichtet, sehen wir daher auch den thebanischen Helden in einer verhältniſsmäſsig sehr frühen Zeit auch in Kunstwerken auftreten, die zum Theil in zahllosen Nachbildungen auf uns gekommen sind. Namentlich kommt er so in den miniaturartigen Bronzesculpturen etruskischer Manufactur vor, die meist einem und

demselben uralten Vorbild griechischer Auffassung entstammen. Einige der schönsten lassen sich mit aller der Wahrscheinlichkeit, die in solchen Dingen überhaupt möglich ist, auf den durch den Aegineten Onatas geschaffenen Typus, den man bis in späte Zeiten festzuhalten bemüht gewesen ist, zurückführen. In den schönsten Darstellungen dieser Art sehen wir ihn mit der Linken den Bogen vorgestreckt halten, während er mit der Rechten die Keule hochgeschwungen hält. Die Vordertatzen der Löwenhaut sind über der Brust zusammengeknüpft, das Hintertheil derselben hat er chlamysartig über den linken Arm geworfen, so dafs er sich derselben wie eines beweglichen Schildes bedienen kann. Die ganze Gestalt ist voll Leben und Feuer und zeigt den Ausdruck jener jugendlichen Heftigkeit, die den löwenmuthigen Helden so oft in's Verderben stürzt.

554. Die schönste Entfaltung dieses Ideals läfst in einer anderen Richtung die Statue des äginetischen Bogenschützen wahrnehmen, welcher zwar mit einem Brustharnisch angethan ist, gleichzeitig aber das Haupt mit einem aus dem Löwenschädel gebildeten Helm bedeckt hat. Er ist knieend, in der Schufslage dargestellt und der sichere, scharfe Blick, mit dem er den Feind in's Auge fafst, ist meisterhaft geschildert. Hier ist er auch mit dem Köcher versehen, der an die linke Hüfte so angeschnallt ist, dafs er, um Pfeile aus demselben herauszunehmen, mit der Rechten hinter seinem Rücken hinweg reichen mufs. Sonst kommt er in statuarischen Darstellungen, in denen er als Bogenschütze

auftritt, nie mit dem Köcher vor, was deshalb bemerkenswerth ist, weil es beweist, wie sehr man selbst in so früher Zeit vor allem darauf bedacht gewesen ist, die künstlerisch poetische Erscheinung zur Abrundung zu bringen, wobei dieses Waffenstück allerdings Schwierigkeiten dargeboten haben würde. Was aber die erwähnte äginetische Giebelstatue ganz besonders interessant und wichtig für uns macht, ist die grofsartige Ausbildung des Heraklescharakters, der sich uns trotz des fesselnden Zwangs, den die streng architektonische Stylisirung dem bildenden Künstler bei der freien Entfaltung desselben auferlegt hatte, herrlich offenbart. In der Weise, wie er das rechte Knie zur Erde senkt, die Bogensehne anzieht und den ferntreffenden Pfeil absendet, gewahren wir die blitzschnelle Raschheit, mit der wir ihn überall zur That schreiten, häufig aber auch Handlungen vollbringen sehen, die ihn nachmals mit bitterer Reue erfüllen und zu schwerer Busse veranlassen. Die Kunst hat auch diejenige Seite seines Charakters, welche wir sonst selten zu Gesichte bekommen, nemlich die Reu- und Bufsfertigkeit, durch welche jeder seiner Fehltritte ihn um so viel höher steigen läfst, als er gefallen ist, mit in den Kreis ihrer Darstellungen aufgenommen. Eine Statue des vaticanischen Museums zeigt den noch zarten Jüngling in tiefe Trauer versenkt, und wir lernen daran, welches bitteren Seelenschmerzes sein edles Gemüth, das keine Selbstprüfung scheut, fähig gedacht worden ist.

555. Als nun Herakles von der Jagd des kithäronischen Löwen siegestrunken heimkehrte gen Theben, begegneten ihm Herolde, vom König Erginos abgesandt, welche den jährlichen Tribut von den Thebanern eintreiben sollten. Diese nemlich waren von jenem in offener Feldschlacht überwunden worden, nachdem er ausgezogen war, den Tod des Klymenos, des Königs der Minyer, seines Vaters, den des Menökeus Wagenlenker, Perieres, in dem Hain des Poseidon bei Onchestos mit einem Steinwurf tödtlich verwundet hatte, zu rächen. Herakles, dem jetzt die zwanzigjährige Tributpflichtigkeit wie eine nicht länger zu duldende Schmach vorkam, beschimpfte gegen alles Völkerrecht die Herolde, schnitt ihnen Nasen und Ohren ab, band ihnen die Hände mit Binsenseilen über den Nacken zusammen und entsandte sie mit der schnöden Antwort, diesen Tribut möchten sie dem Erginos und den Minyern zurückbringen. Erginos überzog nun natürlich Theben auf's Neue mit einem Rachekrieg und bei dieser Gelegenheit wird Herakles durch Pallas Athene mit Waffen belehnt und zur Heerführung berufen. Erginos fällt, die Minyer werden in die Flucht geschlagen und gezwungen, den Thebanern den doppelten Tribut zu entrichten. Amphitryo aber bleibt ritterlich kämpfend auf dem Wahlplatz.

556. Herakles wird jetzt erst zum thebanischen Bürger. Denn sein Vater, welcher sich landesflüchtig dort angesiedelt hatte, war aus Tiryns. Selbst darüber war die Sage nicht einstimmig, ob er mit seinem kleinen Sohn dorthin gezogen oder ob dieser in The-

ben selbst geboren worden sei. Groſsthaten wie die gegen die Minyer vollbrachte, welche die Befreiung des Vaterlands zur Folge hatten, werden nach mythologischem Gebrauch fast allezeit mit der Hand der Königstochter belohnt. Als der Kadmeerfürst, welcher dem Herakles die Megara zum Weibe gibt, wird Kreon, der Herrscher, mit einem ganz allgemeinklingenden Namen genannt. Aller Analogie zufolge ist die Hochzeitsfeierlichkeit in alten Herakleen ausführlich beschrieben gewesen, und man wird vermuthen dürfen, daſs der glorreiche Held bei dieser Gelegenheit vom Hermes ein Schwert, vom Apollo einen Bogen, vom Hephästos einen goldenen Panzer und von der Pallas Athene ein Prachtgewand erhalten habe, welches in Kunstwerken häufig das Abzeichen seiner Vergötterung ist.

557. Derjenige Theil der Heraklessage, welcher sich auf seine thebanische Ehe bezieht, ist uns nur aus sehr kümmerlichen Andeutungen bekannt. Seine drei Söhne, Therimachos, der Thierkämpfer, Kreontiades, der mit dem Namen seines Schwiegervaters bezeichnete Nachkomme, und Deïkoon, der Kriegsberühmte, veranschaulichen die drei Hauptphasen seines Waltens und seines Ruhmes während dieses Lebensabschnittes. Seine jüngere Tochter gibt Kreon dem Iphikles zum Weibe, der bereits von der Automedusa, der Tochter des Alkathoos, den Iolaos, des Herakles nachmaligen unzertrennlichen Waffengefährten, zum Sohn erhalten hatte, und Alkmene, welche nach des Amphitryo Tod Wittwe geblieben war, ehelicht

Rhadamanthys, der, ebenfalls landesflüchtig, sich im böotischen Okaleia niedergelassen hatte.

558. Aber mitten in seinem häuslichen Glück erfaſst ihn der Zorn der Here mit Wahnsinn, in welchem er nicht nur seine eigenen, mit der Megara erzeugten drei Söhne, sondern auch zwei des Iphikles in's Feuer wirft. Das Motiv dieser fürchterlichen Katastrophe wird nicht näher angegeben. Diese selbst wird ganz einfach nach dem Kampf gegen die Minyer angesetzt, was wohl nur so zu verstehen sein wird, daſs durch diesen der tragische Conflict eingeleitet gewesen sei. Wir erfahren nun, daſs er, als er zur Erkenntniſs seiner Greuelthat gelangt wäre, sich selbst mit der Verbannung bestraft habe und daſs er durch den König Thestios, den wir schon früher als seinen Gastfreund und Beschützer kennen gelernt haben, von der Blutschuld gereinigt worden sei. Doch blieb er heimathslos und er wendet sich daher nach Delphi, um den Gott zu befragen, wo er sich fortan niederlassen solle. Damals soll die Pythia ihn, der bis dahin Alkides geheiſsen habe, mit dem Ehrennamen Herakles begrüſst haben, den man zwar mit allerlei Wurzelworten in Verbindung bringen kann, welcher aber die Griechen, mit deren Mythenanschauung wir es hier allein zu thun haben, stets nur an die durch die Here erlangte Berühmtheit unseres Helden gemahnt zu haben scheint.

559. Nach solchem Heil- und Segensgruſs, der in dem ihm zuertheilten Ehrennamen enthalten war, heiſst ihm die Pythia, sich in Tiryns, der Heimath sei-

nes Vaters Amphitryo, aus der dieser, mit Blutschuld beladen, vertrieben worden war, niederzulassen, dem Sohne des Sthenelos, der jenen verbannt hatte, zwölf Jahre lang zu dienen und die zwölf Arbeiten, welche dieser ihm auferlegen würde, in treuem Gehorsam zu verrichten. Daran knüpfte auch sie die Verheifsung, dafs er nach Vollbringung solcher Machtbefehle die Unsterblichkeit ernten solle, die wir die Here dem Zeus bereits unter gleich harter Bedingung haben zugestehen sehen. Härter aber läfst sich ein Heldenloos kaum denken, als das, welches dem Herakles zu Theil geworden war, der von der Höhe seines häuslichen Glückes, aus der unmittelbaren Nähe des Kadmeionenthrons und aus dem Genufs stolzer Siegesfreude herabgestürzt wird in Schmach und Knechtschaft. Die hier angedeutete Katastrophe ist so gewaltig, der Gegensatz zwischen wohlverdientem Ruhm und selbstverschuldetem Weh ein so ergreifendes, dafs wir annehmen müssen, die Poesie habe an dieser Stelle des grofsen Nazionalepos ihre reichsten und glänzendsten Mittel entfaltet gehabt. Um so unbegreiflicher scheint es daher, dafs man diesen schreckhaften Uebergang so gänzlich hat übersehen und den Zorn der Here als ein ganz äufserliches Motiv hat fassen können. Ueberall, wo das Schicksal und selbst der Götterzorn zur Macht gelangt, müssen wir einen unbewufsten oder selbstverschuldeten Fehltritt des in tragischen Conflict verwickelten Helden voraussetzen. Bei Homer fällt die Urschuld, die Herakles zu büfsen hat, auf Zeus selbst zurück, der sich prah-

lend vermessen und noch obenein durch ein Gelöbnifs gebunden hatte. Letzterem zufolge war er daher vor seiner Geburt schon der Hörigkeit des Eurystheus, des erstgeborenen Persiden, verfallen. An diese aber wird er nun nicht blos zufällig durch den Seherspruch der Pythia gemahnt, die ihn auf die Frage, wo er sich hinfort niederlassen solle, gerade nach dem Ort verweist, wo sein Geschlecht noch Blutschuld zu büfsen hatte. Die Rückkehr nach Tiryns mufste aber um so schmerzlicher sein, als sie mit den tiefsten Demüthigungen verbunden war.

560. Herakles unterwirft sich willig dem harten Bescheid und wir sehen ihn fortan in die Dienste des Eurystheus eintreten, der ihm eine Reihe von Abenteuern auferlegt, die einen fest geschlossenen Cyclus bilden. Man könnte denselben, nach Analogie der kleinen Ilias, die kleine Heraklee nennen, was um so gerathener erscheinen wird, wenn man erwägt, dafs nicht blos alle die einzelnen Thaten einen gleichartigen Charakter tragen, sondern auch ein symbolisches Ganze bilden, durch welches uns der Gang, den die griechische Cultur genommen hat, auf eine harmonisch schöne Weise veranschaulicht wird. Unbändige Naturgewalten und barbarische Rohheit werden durch ihn bekämpft und beseitigt. Die Zwölfzahl dieser Heldenthaten, für die er keinen unmittelbaren Lohn beanspruchen durfte, ist dabei von einer tiefen Bedeutsamkeit, die man aber nicht in der Uebereinstimmung mit gleich begränzten Naturerscheinungen, sondern in dem, was deren zwölftheiliger Gliederung gemein-

sam zu Grunde liegt, zu suchen hat. Nicht, weil man den von der Sonne beschriebenen Himmelskreis durch zwölf Sternzeichen unterschieden hat, mufs Herakles gerade zwölf Jahre dienen und zwölf Grofsthaten verrichten, sondern dieselbe Ursache, welche eine ähnliche Jahres- und Tageseintheilung veranlafst und überhaupt die Zwölfzahl zu einer kosmischen Bedeutung erhoben hat, liegt auch der Bestimmung der Dienstzeit des Herakles zu Grunde. Es ist übrigens in dem Zusammenhang der mythologischen Darstellung der Heraklessage, die wir beabsichtigen, von einem nur sehr geringen Nutzen, über eine solche Zahlbegränzung nachzugrübeln. Sollen derartige Untersuchungen etwas fruchten, so müssen sie in einem Umfang angestellt werden, der weit über das uns gesteckte Ziel hinausreicht. Es möge daher genügen, daran zu erinnern, dafs die Zwölfzahl aller Wahrscheinlichkeit nach so alt ist wie die Heraklessage selbst, und dafs man bei einem Versuch, sie zu beseitigen und als später eingeführt nachzuweisen, in Gefahr geräth, den organischen Zusammenhang der Epopoe zu zerstören, von der wir ein zwar dürftiges, aber höchst werthvolles Knochengerüste bei Apollodor aufbewahrt finden.

561. Der erste Auftrag, welchen Herakles vom Eurystheus empfing, war die Einholung des Fells des nemeischen Löwen, jenes Zwillingsbruders der Sphinx, den die Here in ihrem Zorn aufgenährt hatte. Dieser aber war unverwundbar. Als daher Herakles einen seiner Pfeile auf ihn abschofs und dieser an der Haut

des Unthiers abglitt, verfolgte er ihn mit hochgeschwungener Keule in seine Höhle, welche wiederum einen doppelten Ausgang hatte. Er beginnt nun damit, den einen dieser Zugänge zu verbauen, und dringt kühn durch den anderen ein, wirft den Arm um den Nacken der unnahbaren Bestie und schnürt ihr den Hals zu, so dafs sie ersticken mufste. Hierauf wirft er sie auf seine Schultern und schleppt sie bis nach Mykenä. Eurystheus, als er die Tapferkeit und Stärke seines Dienstmannes erkannte, verbot ihm aber, fürderhin die Stadt selbst zu betreten, und erliefs das Gebot an ihn, das Ergebnifs der ihm aufgetragenen Kämpfe und Abenteuer vor den Thoren vorzuzeigen. Gleichzeitig wird berichtet, dafs Eurystheus, von Furcht befallen, sich ein ehernes Fafs unter der Erde habe erbauen lassen, in dem man deutlich jene eiförmig gewölbten Thesauren wieder erkennt, die sich mit ihrer uralten Bauart bis auf den heutigen Tag erhalten haben, während schon das spätere Alterthum diesen bezeichnenden Ausdruck und den Sinn dieses Zugs der Sage mifsverstanden zu haben scheint. Endlich verkehrte der feige König nur durch den Kopreus, den Sohn des eleischen Pelops, den er nach dem Mord des Iphitos entsühnt und gastlich bei sich aufgenommen hatte, mit dem Herakles, der alle ferneren Aufträge durch diesen Herold, dessen Name unwillkührlich an Mistfink erinnert, empfängt.

562. Auf alten Vasengemälden ist die Erwürgung des nemeischen Löwen häufig und meist höchst geist-

voll dargestellt. Das grausenhafte Thier, welches durch den geschickten Ringergriff des Herakles vorn wehrlos geworden ist, sucht ihn mit der Hintertatze zu erreichen und würde ihm den Kopf wegreifsen, wenn er ihm nicht augenblicklich den Hals zuschnürte. Gewöhnlich sind Götter und Heroen Zeugen der ruhmreichen That. Unter jenen nimmt Pallas Athene die erste Stelle ein; ihr pflegt sich Hermes beizugesellen, und selbst Here erscheint das eine und das andere Mal dabei. Iolaos, sein treuer Waffengefährte, hält meist die Keule, während Köcher und Bogen müfsig aufgehängt sind. — Später ist auch diese Grofsthat nicht selten zum Gegenstand genremäfsiger Schilderungen gemacht worden, wovon selbst die Vasengemälde Beispiele liefern. Die anmuthige Idylle des Theokrit zeigt uns, wie weit die Alten in dieser Richtung zu gehen sich erlaubten. Denn von dem Geist der alten Herakleen ist in dieser raffinirten Darstellung des mythischen Vorgangs wenig oder nichts mehr übrig.

563. Uralt ist dagegen die beim Apollodor aufbewahrte episodische Erzählung vom Handarbeiter Molorchos, dem Gartenaufseher oder Hegewärter, bei dem Herakles, wie vormals beim König Thestios, gastliche Aufnahme findet. Als dieser nemlich im Begriff war zu opfern, heifst er ihn dreifsig Tage warten und, wenn er dann von seinem Abenteuer wohlbehalten wiedergekehrt sein werde, Zeus dem Retter ein Dankopfer, wo nicht, ihm selbst ein Todtenopfer zu verrichten. Als er nun glücklich und mit der Siegesbeute heimkehrt, findet er den Molorchos mit den Vorbe-

reitungen zu letzterem beschäftigt, da die Zahl der Tage, welche Herakles gesetzt hatte, eben ablief. Er opfert daher selbst dem rettenden Zeus. Aehnliche symbolische Gestalten, wie hier der Molorchos erscheint, vertreten im Epos nicht selten die ganze Scenerie des Heldenabenteuers und in der Tragödie würden wir sie sich in den Chorreigen auflösen sehen. Hier scheint diese schlichte Ueberlieferung aber noch insbesondere mit religiösen Gebräuchen zusammenzuhängen, die sich an uralte Heiligthümer und an die Sage von der glücklichen Erlegung des nemeischen Löwen geknüpft haben mögen. Bei dieser war natürlich Keiner so lebhaft betheiligt als die Besitzer der Gärten des Nemeathals, in deren Gehege die alles widerstandslos verheerende Bestie unablässig einzubrechen pflegte.

564. Das zweite der dem Herakles aufgegebenen Abenteuer war die Tilgung der lernäischen Wasserschlange, ebenfalls eines der von dem Typhon und der Echidna erzeugten und durch den Zorn der Here aufgenährten Ungeheuer. Besäſsen wir auch nicht uralte Vasendarstellungen dieses verzweifelten Kampfes, den selbst Herakles nicht ohne fremde Hülfe durchzuführen vermochte, so würden wir die sehr frühe Ausbildung dieser Sage schon aus der groſsartigen Kühnheit schlieſsen dürfen, mit der sie in den von Apollodor ausgezogenen epischen Dichtungen geschildert ist. Herakles zieht auf einem Kampfwagen gegen das die Ebene von Lerna unsicher machende, ja geradezu verpestende Ungeheuer aus. Iolaos führt das Ge-

spann und hält am Fuſse des Hügels, in dem die Drachenhöhle ist, an. Aus dieser jagt es Herakles mit glühenden Pfeilen auf und dringt kühn auf dasselbe ein. Bald aber fühlt er den einen Fuſs von den grausen Windungen der Schlange umringelt, und als er deren zahllose Köpfe mit der Keule zu zertrümmern beginnt, gewahrt er bald das Nutzlose seines verwegenen Versuchs. Denn aus einem jeden derselben schieſsen zwei, auch drei neu aufwuchernde hervor. Gleichzeitig aber fühlt er sich durch einen riesengroſsen Krebs belästigt, der der Wasserschlange zu Hülfe eilt und ihn in den Fuſs kneipt. Diesen erlegt er zwar, gleichzeitig aber ruft er in seiner Noth den Iolaos zu seinem Beistand herbei, der einen Theil des nahegelegenen Waldes in Brand steckt und mit Feuerbränden die Wurzeln der stets sich neu erzeugenden Schlangenköpfe aussengt. Nachdem Herakles auf diese Weise derselben Herr geworden war, mäht er den einen Kopf, welcher für unsterblich galt, mit einer Sichelhippe hinweg und begräbt ihn unter einem mächtigen Felsstein, den man noch spät auf dem Wege von Lerne nach Eleus, dem Sumpfort, in dessen Niederungen die Drachenbrut groſs gewachsen war, dem staunenden Wanderer gezeigt haben mag als ein mythisches Wahrzeichen. Pausanias sah daselbst bei der Quelle Amymone einen Platanenbaum, unter dem die Schlange, welche einer der ältesten Herakleendichter als vielköpfig geschildert hatte, gehaust haben sollte.

565. Auf den erwähnten Vasenbildern, welche diese wunderbare Mähre mit naiver Originalität schil-

dern, erscheint unter den helfenden Personen nicht blos Iolaos, sondern auch Athene, zuweilen sogar Hermes. Jene ist auf einem der interessantesten dieser Gefäſse, welches aus Griechenland selbst stammt und durch Welcker bekannt gemacht worden ist, sogar auf ihrem eigenen Zweigespann herbeigeeilt, welches durch die auf den Zügeln der Rosse sitzende Eule bezeichnet ist, während auf dem Wagen selbst ein menschenköpfiger Vogel sitzt, den man in diesem Zusammenhang kaum für etwas anderes als für die noch ganz sirenen- oder harpyienartig gebildete Nike ansprechen kann. In einem ebenfalls sehr alterthümlichen Vasengemälde erscheint Pallas mit einem Kraut in der Hand, welches Zauberkräfte enthaltend gedacht sein könnte, da in der bereits beschriebenen Darstellung von der Säugung des Herakles durch die ihm sonst so feindlich gesinnte Here die schützende Göttin mit dem nemlichen Attribut vorkommt. In beiden Vasengemälden durchschneidet Herakles die Hälse des vielköpfigen Ungeheuers mit einem Schwert gewaltiger Gröſse, während Iolaos sie mit einer gezahnten Sichel abmäht. Wegen dieses Beistandes, den der Sohn des Iphikles dem Alkiden geleistet hatte, wollte Eurystheus die That nicht in die Zahl der Zwölfkämpfe aufgenommen wissen. Sie erwies sich auch in anderer Beziehung unheilvoll. Denn da Herakles seine Pfeile in die giftige Galle des erlegten Ungeheuers eintauchte und nachmals mit denselben den Kentauren Nessos tödtete, so muſste es sich fügen, daſs der Giftstoff zuletzt seinem eigenen Leibe verderblich

wurde. Denn dem tückischen Rath des Rofsmenschen zufolge wurde das aus der Todeswunde hervordringende und durch denselben infizirte Blut durch seine Gemahlin Deïanira aufgesammelt und in unheilvoller Stunde zu einer Zaubersalbe verwendet. Die furchtbare Wirkung dieses Giftes werden wir daher die letzte entscheidende Katastrophe einleiten sehen, welche zwar den Untergang des viel und schwer geprüften Helden herbeiführt, aber gleichzeitig auch seine Vergötterung vermitteln hilft. So fest und harmonisch sind alle Fäden der Heraklessage unter einander verknüpft.

566. Die dritte Aufgabe, welche Eurystheus dem Herakles stellte, war, eine der Artemis geheiligte Hirschkuh auf dem zwischen Arkadien und Achaja gelegenen Berge Keryneia einzufangen und lebendig nach Mykenä zu bringen. Dieses seltsame Thier hatte goldene Geweihe und wurde, da er es weder tödten noch verwunden durfte, durch den Herakles ein volles Jahr lang umsonst verfolgt. Als endlich das rastlos gejagte Wild ermüdet nach dem artemisischen Berg und von da nach dem Flusse Ladon flieht, wird es beim Uebersetzen des letzteren dennoch von ihm angeschossen und ereilt. Er wirft es auf seine Schultern und durchwandert mit dieser köstlichen Beute Arkadien. Dort begegnet ihm Artemis mit ihrem Zwillingsbruder und schilt ihn wegen seines verwegenen Beginnens, das ihr heilige Thier zu tödten. Herakles entschuldigt sich gegen sie mit dem ihm auferlegten Zwang und macht den Eurystheus für die That

verantwortlich. Nachdem es ihm gelungen ist, den Zorn der Göttin zu begütigen, setzt er seine Wanderung nach Mykenä fort und bringt das verlangte Thier lebendig zum Eurystheus.

567. Die bildende Kunst hat sich mehrfach an der Darstellung dieses kühnen Abenteuers versucht. Der von ihr vorzugsweise gewählte Moment ist der der Ereilung des flüchtigen Thieres durch den kräftigen Helden, welcher es bei den Geweihen faſst und sich mit der ganzen Wucht seines Körpers auf dasselbe wirft. Das antagonistische Zusammentreffen der Schnelligkeit und Stärke ist von einer imposanten Wechselwirkung. Die vergeblichen, aber energischen Versuche des zart gegliederten Thieres fordern des gewaltigen Mannes höchste Anstrengungen heraus und die Schwierigkeit und Kühnheit eines solchen Unternehmens drängt sich dem Beschauer auf, auch ohne daſs er an alle Einzelheiten der Sage erinnert wird. Die schönste Darstellung dieser Art ist eine in Pompeji aufgefundene Bronzegruppe, welche sich gegenwärtig in dem Museum von Palermo befindet. Sie hat zum Schmuck eines Springbrunnens gedient, der den antiken Beschauer an den Fluſs Ladon erinnert haben mag. In der Angabe des Geschlechts weicht die bildende Kunst von dem poetischen Sprachgebrauch entschieden ab, indem das von dem Herakles eingefangene Wild ein Hirsch ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Sage auch nur einen solchen gemeint und die weibliche Bezeichnung rührt vielleicht nur von der Sitte der Alten her, die edelsten Thiere

als dem zarteren Geschlecht angehörig zu betrachten, wofür die Grammatik hinreichende Beispiele und Beweise darbietet.

568. Zur epischen Behandlung konnte dieser an sich wenig ergiebige Gegenstand nur dadurch hergerichtet werden, dafs die Göttererscheinung der Artemis dér schliefslichen Ausführung des verwegenen Unternehmens hemmend in den Weg trat. Wie die ältere Poesie dieses grofsartige Motiv ausgebeutet haben wird, wissen wir nicht. Um so anziehender und lehrreicher ist es daher, ein Bildwerk in's Auge zu fassen, welches ein Spiegelbild dieser bedeutungsvollen Episode zu sein scheint. Es ist dies die berühmte Artemisstatue, welche unter der Benennung der Diana von Versailles eine wohlverdiente Berühmtheit erlangt hat. Sie stellt die hehre Göttin in dem Augenblick dar, wo sie ihre raschen Schritte hemmt und mit einem erhabenen Zornesblick, den sie dem Verfolger des ihrem Schutz untergebenen Wildes zuwirft, nach den Pfeilen greift, die ihr Köcher birgt. Die dramatische Bewegung, die gemüthliche Aufgeregtheit, in der sie erscheint, weisen deutlich auf einen solchen Conflict hin, und der symbolisch beigefügte Hirsch, der neben ihr angebracht und von dem Bildhauer zu einer Marmorstütze des der eigenen Tragkraft entbehrenden Steingefüges verwandt und geschickt benutzt worden ist, vergegenwärtigt dem Beschauer das Grundmotiv der auf enge Gränzen beschränkten Darstellung eines mythischen Vorgangs, an den im Alterthum nur erinnert zu werden brauchte,

um den Theil der Schilderung, welcher der Plastik und den höchsten Mitteln der bildenden Kunst überlassen worden war, seinem vollen Umfang und seiner ganzen Tiefe nach klar, verständlich und geniefsbar erscheinen zu lassen.

569. Als vierte Arbeit wurde dem Herakles die Einholung des erymanthischen Ebers, den er ebenfalls lebendig nach Mykenä zu bringen hatte, aufgetragen. Dieser verheerte Psophis von dem Berg Erymanthos aus, wo er hauste. Nachdem er ihn aus einem Dickicht mit gewaltigem Geschrei aufgescheucht und in tiefen Schnee gejagt hatte, wo er bald ermüden mufste, holte er ihn ein, band ihm die Beine mit Stricken zusammen und schleppte die grausenhafte Bestie anf seinen Schultern nach Mykenä, wo König Eurystheus vor dem furchtbaren Anblick derselben so zusammenschreckte, dafs er sich in sein unterirdisches Gewölbe flüchtete. Die Vasenbilder und selbst Basreliefs stellen letzteres als ein mit dem Hals aus dem Boden hervorragendes Fafs vor, aus dem der feige Perside mit dem Kopf hervorschaut, während Herakles den Eber auf ihn zu werfen droht.

570. Diese komische Scene bildet einen merkwürdigen Parallelismus zu der Episode dar, welche diesem Abenteuer mit weiser Berechnung der Gesammtwirkung vorangestellt ist. Um nemlich nach dem Erymanthos zu gelangen, mufs Herakles den Berg Pholoë passiren, auf dem er mit dem Kentauren Pholos, einem Sohn des Silen und einer melischen Nymphe, zusam-

mentraf und gastlich von ihm aufgenommen wurde. Das wüste Jägerleben dieser Rofsmenschen bot für das darzustellende Abenteuer einen grofsartigen Vordergrund dar. Pholos verzehrt rohes Fleisch, reicht dem Herakles aber aufmerksamerweise gebratenes. Dieser aber verlangt einen Trunk kühlen Weines, worauf der Kentaur sein Befürchten äufsert, das den Kentauren gemeinsam angehörende Fafs zu öffnen. Herakles heifst ihn indefs guten Muthes sein und lüftet mit eigener Hand den Deckel des eingegrabenen, aus der Erde mit der Mündung hervorragenden Weinbehälters, welches in den Vasendarstellungen ganz dieselbe Gestalt hat wie das Fafs, in welches sich Eurystheus beim Ansichtigwerden des erymanthischen Ebers verkriecht. Kaum aber hat sich süfser Weingeruch verbreitet, als die Bergkentauren in wilden Schwärmen, mit Felsstücken und Baumstämmen bewaffnet, gegen des Pholos Höhle herandrängen. Anchios, der tollkühn Herannahende, und Agrios, der Wilde, welche zuerst in dieselbe einbrechen, werden durch Herakles mit Feuerbränden, die er gegen sie schleudert, zurückgetrieben, die übrigen verfolgt er mit Pfeilschüssen bis zum Vorgebirge Malea, wo sie zu dem durch die Lapithen vom Berg Pelion vertriebenen Chiron fliehen und diesen umdrängen. Einer der vom Herakles abgesandten Pfeile dringt durch den Arm des Elatos und verwundet den Chiron am Knie. Dies ist dem Herakles herzlich leid, er eilt herbei, zieht das Geschofs aus der Wunde und legt Heilkräuter, welche der weise Kentaur selbst gereicht hatte, auf dieselbe.

Da aber das durch das Gift der lernäischen Schlange erzeugte Geschwür unheilbar war, so zieht er sich in seine Höhle zurück und wünscht, dort zu sterben, was er nicht kann, da er unsterblich ist. Hierbei wird die tiefsinnige Sage angedeutet, der zufolge Prometheus ihn statt seiner selbst zum Opfer darbietet und ihm so das Ausscheiden aus dem Leben ermöglicht. Die anderen Kentauren zerstreuen sich nach verschiedenen Seiten hin. Als aber Herakles nach dem Berg Pholoë zurückkehrt, findet er auch den Pholos im Sterben. Dieser nemlich hat aus einer der herumliegenden Kentaurenleichen den Todespfeil herausgezogen, und indem er sich darüber wundert, daſs ein so dünnes, schwaches Rohr so gewaltige Wesen zu Boden zu werfen vermöge, fällt ihm das Geschoſs in den Fuſs und tödtet ihn auf der Stelle, worauf ihn Herakles begräbt. — Der Gegensatz des in thierischer Rohheit verharrenden Kentaurenvolks zu dem im Dienste der Cultur thätigen Heros ist meisterhaft durchgeführt und das kühne Jagdstück, mit dessen Ausführung er im Auftrag des Eurystheus beschäftigt ist, erhält durch denselben eine viel höhere Bedeutung. Glorreich muſs sich in dem epischen Kunstvortrag die Charakterschilderung des gutgearteten, gastlichen Pholos und des mit tiefer Instinctweisheit begabten Chiron ausgenommen haben, welcher letzterer in anderen Sagen auch als einer der Lehrer des Herakles aufgeführt wird. Sein Tod ist von einer tragisch ergreifenden Wirkung. Wahrscheinlich war bei der Flucht des Nessos an die Ufer des Euenos auf des Herakles eige-

nes Lebensende durch allerlei sinnige Beziehungen und Verknüpfungen hingedeutet.

571. Die fünfte Arbeit, welche dem Herakles vom Eurystheus aufgetragen wurde, war die Reinigung der Viehgehöfe des Augeas, Königs von Elis, den Einige für einen Sohn des Helios erklären, weil seine Weiden sich der üppigsten Fruchtbarkeit erfreuten, Andere, wahrscheinlich wegen seines Reichthums an Stieren, für einen Sohn des Poseidon, noch Andere endlich in Rücksicht auf sein Hirtengeschäft für einen Sohn des Phorbas, des Weidenden. Den seit Jahren aufgehäuften Dünger sollte nun Herakles, den Befehlen des Eurystheus gemäſs, an einem einzigen Tag hinwegräumen. Herakles begab sich zu dem Reichthum mehrenden Mann und, ohne ihm von dem durch den Eurystheus erhaltenen Befehl ein Wort zu sagen, bietet er ihm an, das Reinigungsgeschäft an einem einzigen Tage zu bewerkstelligen, falls er ihm dafür den Zehnten seiner Heerden zum Lohn geben wolle. Augeas, dem dies ein Ding der Unmöglichkeit zu sein schien, willigte ein und Herakles ruft dessen Sohn zum Zeugen des ihm gegebenen Versprechens an. Hierauf schritt er rasch zur That, öffnete das Grundgemäuer des Pferchs, leitete die nahe vorbeiflieſsenden Ströme des Alpheios und Peneios hinein und öffnete an der anderen Seite einen Abfluſs für dieselben, so daſs die Elemente im Dienste des Menschen mit Leichtigkeit zu vollbringen vermochten, was diesem selbst bei vereinten Kräften kaum möglich geworden wäre. Auf den Bildwerken, welche diese genievolle Unter-

nehmung schildern, sehen wir den Herakles entweder an dem durch ihn gegrabenen Abzugscanal behaglich ausruhend sitzen oder dem einen der beiden grofsen Stromgötter das Wasser symbolisch entlehnen.

572. Herakles wurde für dies sein sinnreiches Verfahren mit doppeltem Undank belohnt. Eurystheus wollte die That nicht in die Zahl derer aufnehmen, welche er ihm verdungen, weil er sich anderweitigen Lohn ausgemacht hatte, und Augeas verweigerte ihm diesen, weil er in Erfahrung gebracht, dafs es sich um eine der dem Herakles auferlegten Zwangsarbeiten handele, ja er leugnete sogar sein feierlich gegebenes Versprechen und erklärte sich bereit, deshalb vor einem Schiedsgericht zu erscheinen. Als nun die Richter zu Gericht safsen, erklärte der vom Herakles zum Zeugen aufgerufene Phyleus, dafs sein Vater allerdings den bedungenen Lohn auszuzahlen versprochen habe, worüber Augeas dermafsen in Zorn gerieth, dafs er, noch bevor die richterliche Abstimmung erfolgen konnte, den Phyleus sammt dem Herakles aus Elis verbannte.

573. Den Augeas überzog Herakles wegen solch übermüthiger Behandlung und zur Eintreibung des bedungenen und schmählich verweigerten Dienstlohns mit Krieg. Anfangs lief dieser unglücklich für ihn ab. Denn die Molioniden Kteatos, der Erwerber, und Eurytos, der Wohlhäbige, des Augeas Neffen, vernichten ihm, während er selbst erkrankt ist, sein tirynthisches Heer. Bald aber rächt er sich fürchterlich, erlegt beide mit eigener Hand und zerstört des Augeas

Herrschersitz mit Feuer und Schwert. Er selbst zuletzt büſst seine Thorheit als Gefangener mit jähem Tod. Herakles aber, nachdem er das ganze Heer und die Kriegsbeute bei Pisa zusammengezogen hatte, steckte dem höchsten Zeus ein heiliges Geheg ab, umzäunte zur Erinnerung an die durch ihn gereinigten Gehöfe des Königs Augeas die Altis und weihte das Gefilde ringsumher zur Schmauses-Ruh' dem Alpheios und den zwölf oberen Göttern. Kronos' Hügel nannte er es, nachdem es vorher namenlos gewesen war, und setzte die olympische, jedes fünfte Jahr wiederkehrende Festfeier ein. Zur Verherrlichung dieses glorreichen Friedensdenkmals erbat er sich nachmals von dem Hyperboreervolk Spröſslinge des die Quellen des Istros beschattenden Oelbaums, bepflanzte damit die Altis und machte den Kranz, aus den Blättern dieses Baums geflochten, zum schönsten Erinnerungszeichen an die in Olympia davongetragenen Siegeskämpfe, welche ihm vor allem theuer waren, so daſs er, als er selbst schon in den Olymp erhoben worden war, diese den reisigen Dioskuren zur Obhut und Pflege übergab.

574. Die sechste Aufgabe, welche Eurystheus dem Herakles ertheilte, war die Vertreibung einer eigenthümlichen Vögelgattung, welche sich in unabsehbaren Schwärmen auf die den See von Stymphalos in Arkadien umgebenden Sumpfwaldungen geworfen und durch Guanohaufen und Federabfall die ganze Gegend verheert und verpestet hatten. Menschen und Thiere muſsten vor ihrem stürmischen Andrang

weichen, und sie aus ihren Sitzen auszustofsen, würde selbst einem Herakles wegen der Menge solchen Geflügels unmöglich gewesen sein, da sie durch das Waldesdickicht vor jeder nachhaltigen Verfolgung geschützt waren, hätte nicht Pallas Athene, der er jede kluge Eingebung verdankt, ihm eherne Klappern, von Hephästos angefertigt, zum Geschenk gemacht. Mit diesen scheuchte er die furchtsamen Thiere aus ihren Lagern und Verstecken auf und schofs sie dann beim Aufgehen im Flug. Diejenigen, welche er nicht hatte erlegen können, waren nach der Insel Aretias geflohen, wo wir ihnen in einem anderen Sagenkreis auf's Neue begegnen werden. Pausanias, der den Ort besucht hatte, an welchem mythische Wahrzeichen an dies merkwüdige Ereignifs erinnerten, gibt sich viele Mühe, die Vogelart zu ermitteln, auf welche die Heraklessage anspielt, und bringt allerlei beachtenswerthe Thatsachen bei, unter denen die erheblichste die zu sein scheint, dafs zu seiner Zeit eine in der arabischen Wüste hausende Vogelgattung Stymphaliden geheifsen habe. So wenig man bei derartigen Mythen an ein historisch festzustellendes Factum denken darf, so sehr mufs man sich andrerseits bemühen, den naturgemäfsen Sinn zu ermitteln, der denselben zu Grunde liegt. Nachdem wir durch neuere Reisende mit den staunenswerthen Resten ähnlicher Vogelniederlassungen, ja mit diesen selbst bekannt geworden sind, läfst es sich wohl denken, dafs den Griechen die Erinnerung an eine derartige Vogelinvasion geblieben und durch sie mythisch umgestaltet worden sei. Nach dem was Pau-

sanias bei dieser Gelegenheit von dem stymphalischen See berichtet, mufs dessen Emissar sehr eng und leicht verstopfbar gewesen sein, da ein einziger in denselben eingetriebener Baumstamm das Austreten der Gewässer in weitem Umkreis hatte veranlassen können. Alle diese Umstände deuten auf eine landschaftliche Scenerie, die diesen See für den Schauplatz eines solchen fabelhaften Ereignisses ganz besonders geeignet erscheinen lassen mufste.

575. Klappergeräusch ist kein sehr günstiger Gegenstand für die bildende Kunst, woher es wohl gekommen sein mag, dafs diese Grofsthat des Herakles in den Denkmälern verhältnifsmäfsig seltener erscheint. Denn selbst das Bogenschiefsen im Flug bietet im Ganzen des Charakteristischen zu wenig dar, um zu selbständigen Darstellungen zu reizen. Auf einer vulcenter Vase begegnen wir dagegen einer ebenso sinnigen wie ausdrucksvollen Schilderung dieses Ereignisses. Während wir nemlich ein Kitt dieser Vögel aufsteigen sehen, bei dessen Anblick wir uns sagen müssen, dafs keine Pfeilmenge hinreichend sein würde, sie alle zu erlegen, tritt uns Herakles diesmal nicht mit dem Bogen, sondern mit der Schleuder entgegen, die er eben zu schwingen im Begriff ist. Dabei ist er indessen mit dem Köcher bewaffnet, der von der Schulter an seiner linken Seite herabhängt. Einige der aufsteigenden Vögel stürzen bereits, vier liegen noch auf dem See. Sie lassen eine reiherartige Bildung wahrnehmen, was mit dem Ergebnifs der sorgfältigen Untersuchung des Pausanias, so wunderlich

auch sein Raisonnement in unseren Augen sich ausnimmt, ganz gut stimmt, da er die Stymphaliden dem Ibis ähnlich, aber nicht mit krummen Schnabel, bezeichnet. Es muſs den Naturforschern überlassen bleiben, die Bedeutung, welche dieses mythisch eingekleidete Ereigniſs für die Culturgeschichte haben könnte, zu ermitteln und nachzuweisen. Daſs demselben eine solche zu Grunde liegt, dürfen wir mit einiger Zuversicht vermuthen, da alle bis dahin aufgeführten Heraklesthaten in einem festen Bezug zur Urbarmachung des ältesten Griechenlands stehen und stets für die Fortschritte der Cultur äuſserst charakteristisch sind. Die Vertreibung der Stymphaliden ist insofern ein passendes Gegenstück zur Reinigung des Augeasstalls, dessen Düngerfülle den Guanoinseln der Stymphaliden entspricht.

576. Die siebente Aufgabe bestand in der Einholung des kretischen Stiers, welchen einer alten Sage zufolge Poseidon den Meereswogen hatte entsteigen lassen. Er zeichnete sich durch hohe Schönheit, aber auch durch furchtbare Wildheit aus. Ihn einzufangen, erheischte schon Verwegenheit und groſse Stärke, ihn über das Meer lebendig nach Mykenä zu bringen, war in Wahrheit eine Riesenarbeit. Herakles begab sich an dieselbe, und nachdem er das gewaltige Thier zuerst auf grüner Weide geworfen hatte, wie dies zahlreiche Vasenbilder in allerlei Weisen veranschaulichen, führte er es vor Eurystheus. Hierauf wurde es wieder losgelassen und nun stürmte es in rasender Wuth über den Isthmus von Korinth nach

dem nördlichen Griechenland, wo er in der marathonischen Ebene gehaust und durch Theseus zum zweiten Male gebändigt worden sein soll.

577. Bei der Genauigkeit und feinen Unterscheidung, die der Mythus trotz seiner naiven Ausdrucksweise und Kürze überall wahrnehmen läſst, dürfen wir den Sinn desselben dahin zu deuten wagen, daſs es sich bei der Einholung dieses Stiers nicht sowohl um eine Vertilgung als vielmehr um eine Verpflanzung der Race handelt. Die an den Meeresniederungen weidenden Stiere Kreta's muſsten den Alten als eine kostbare Gabe des Poseidon erscheinen, zu deren Benutzung es aber auſserordentlicher Anstrengungen der Cultur bedurfte. Von der Einfangung dieser herrlichen Nutzthiere bis zu ihrer völligen Umwandelung in Hausthiere ist ein weiter Weg, den anzubahnen auſserordentliche Kräfte erheischt, den zurückzulegen viel Zeit erfordert wurde. Die Colonisazion derselben muſs in diesen ältesten Zeiten mit noch weit gröſseren Schwierigkeiten verbunden gewesen sein. Die Sage kommt über alles dies mit einer einzigen kühnen Wendung hinweg. Die bloſse Namensnennung des Herakles genügt, um die Wunder der Cultur zu veranschaulichen, und wenn ihr je mit dem Einwurf begegnet wurde, daſs Kreta von dem Peloponnes durch das weite Meer getrennt sei, so wuſste sie sich durch die Annahme, daſs er sammt dem Stier dasselbe durchschwommen habe, leicht aus der Verlegenheit zu ziehen. Die Bildwerke lassen sich auf derartige Spitz-

findigkeiten natürlich gar nicht ein, sondern begnügen sich mit der Schilderung der gewaltigen Kraftanstrengungen, welche nöthig gewesen, solche Thiere dem Menschen botmäſsig zu machen. Sie zeigen uns den Herakles zunächst beschäftigt, ihn einzufangen, was bei dem Geschmack der Alten an palästrischer Geschicklichkeit ein Lieblingsgegenstand der alten Kunst, insonderheit der Vasenmalerei werden muſste; dann erblicken wir den Helden, wie er das prachtreiche Thier mit einem Bündel Pfeile, deren er sich statt des Lenkstachels bedient, vor sich her treibt; endlich hat man ihn in späteren Zeiten, wo man die Wunder der griechischen Athletik vor Augen und die staunenswerthen Leistungen eines Milo von Kroton im Sinne hatte, die wuchtvolle Bestie auch schultern lassen.

578. Da die organisch entfaltete Sage, mit der wir es hier zu thun haben, nichts aus der Luft zu greifen, sondern sich fast alle Zeit an historisch-statistische Thatsachen anzulehnen pflegt, so wäre es vom culturgeschichtlichen Standpunkt wohl nicht uninteressant, zu ermitteln, welche Stiergattung in diesem besonderen Falle wohl gemeint gewesen sei. Denn es handelt sich dabei jedenfalls um eine Beobachtung, der zufolge bei Marathon die nemliche Art Weidethiere vorkam, wie an der Küste von Kreta. Daſs nur der Stier namhaft gemacht wird, darf in der mythischen Sprache so wenig beirren, als wenn statt der Heeresmassen nur der König erwähnt wird, welcher sie führt. Vielleicht vermag ein allerdings

vereinzeltes, aber sehr schön ausgebildetes Kunstwerk über eine solche fein und sinnvoll zu stellende Frage vorläufige Auskunft zu geben. Der Herzog von Luynes besitzt einen geschnittenen Stein, welcher das Brustbild des Theseus, des Bändigers des marathonischen Stiers, darstellt. Als symbolisches Abzeichen trägt derselbe eine unverkennbare Büffelhaut, welche er über den Kopf gezogen hat. Daraus scheint mit einiger Wahrscheinlichkeit hervorzugehen, daſs man im Alterthum bei dem durch Herakles über das Meer herübergebrachten und durch Theseus schlieſslich gezähmten Stier zuweilen wenigstens an den Büffel gedacht hat, der als ein auf die am Meere gelegenen Sümpfe wie auf sein eigenstes Element angewiesenes Thier sich den Alten als eine Gabe des Poseidon darstellen muſste.

579. Bei der achten Arbeit, welche die Einholung der Stuten des thrakischen Königs Diomedes betraf, ist der Zweck der Racenverpflanzung noch deutlicher ausgesprochen, wie auch aus dem Umstand hervorleuchtet, daſs man noch zu Alexander's des Groſsen Zeiten gewisse Vollblutpferde auf dieselben zurückführen zu dürfen glaubte. Sie werden als wild und kriegerisch bezeichnet, und von dem Diomedes selbst, der über die Bistonen herrschte und ein Sohn des Ares und der Kyrene genannt wird, berichtet die Sage, er habe denselben die Fremden, die den Gränzen seines Landes genaht seien, vorgeworfen. Es ist eine bekannte Thatsache, daſs das Streitroſs in der Hitze des Kampfes sich an demselben zu betheiligen und

nach dem Gegner zu beifsen pflegt. Auch dürfte zu vermuthen sein, dafs der Name der Mutter des Diomedes auf das Land hinweise, welches durch seine Pferdezucht vor Alters schon hochberühmt war. Als Stuten werden sie aus dem bereits bei der kerynitischen Hirschkuh angegebenen Grund bezeichnet. Damit scheinen auch diesmal die Namen der vier Rosse in Widerspruch zu stehen, welche ihre Edeleigenschaften andeuten, indem diese sämmtlich männlich lauten. Podargos, der Schnellfüfsige, Lampon, der Leuchtende, Xanthos, der Goldfuchs, und Dinos, der Wirbelwind, bilden zusammen das berühmte Viergespann, welches Herakles nach Mykenä dem Eurystheus zuführen sollte.

580. Diesen gefahrvollen Zug unternahm Herakles mit einer auserwählten Schaar von Freiwilligen, die ihn zu Schiff begleiteten. Wirklich gelang es ihm, die Stallwächter zu überrumpeln und die Rosse nach der Meeresküste abzuführen. Hier aber wurde er von den Bistonen, die ihm bewaffnet nachgesetzt waren, eingeholt. Er übergab daher die Rosse dem Abderos, seinem Lieblingsknaben, einem Sohn des Hermes, der ihm auf diesem Zug gefolgt war, zur Bewachung. Dieser aber wurde von den feuerschnaubenden, unnahbaren Thieren zerrissen. Herakles, der unterdessen mit den Bistonen handgemein geworden war, erlegte den Diomedes und schlug die übrigen in die Flucht. Zum Andenken an den unglücklichen Abderos aber gründete er bei dessen Grab eine Stadt gleiches Namens.

581. Als er nun dem Eurystheus das um einen so theueren Preis errungene Viergespann übergeben hatte, liefs dieser die Rosse frei. Die eine Sage berichtet, sie seien nach dem Berg Olympos entkommen, wo sie durch wilde Thiere zerrissen worden seien, eine andere erwähnt dagegen, dafs Eurystheus sie der Here geweiht und deshalb der Freiheit zurückgegeben habe. Wir werden uns, um diesen Zug der Sage besser verstehen zu können, daran erinnern müssen, dafs Here nicht blos bei dem Orakel des Trophonios als Henioche, als Rosselenkerin, sondern ganz besonders in Olympia als Hippia, als die Reisige verehrt wurde. Am letzteren Ort hatte sie mitten zwischen den Schranken, bei der Dioskurensäule, einen Altar, welcher dem des gleichbenamten Poseidon gegenüberstand. Daraus dürfte zur Genüge hervorgehen, dafs sie im Alterthum als der Pferdezucht und zwar der Edelzucht vorstehend betrachtet wurde. Da wir nun aber, wie bereits gesagt, wissen, dafs noch zur Zeit Alexander's des Grofsen gewisse Gestüte sich der Abstammung von den Rossen des Diomedes rühmten, so läfst sich mit einiger Sicherheit schliefsen, dafs der Sinn der Freilassung des durch den Herakles erbeuteten Viergespanns kein anderer ist, als dafs Eurystheus es vorgezogen habe, diese edlen Thiere lieber zur Zucht als zum Gebrauch zu verwenden. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, erhält dann aber auch die ganze Unternehmung eine viel höhere Bedeutung. Herakles erscheint dabei nicht blos als der Vertilger von Ungethümen, sondern er arbeitet der Cultur auch

dadurch in die Hände, dafs er wilde Thiere bändigt und zu Hausthieren machen und die Racen veredeln hilft. Um dies zu bewerkstelligen, genügten selbst die Gaben des Hermes nicht, den wir in einem ähnlichen Sinne, aber in weit beschränkterer Weise thätig gesehen haben. Denn während dieser die Waaren nur durch geschickt geleiteten Ortswechsel auf einen höheren Nennwerth zu bringen weifs, ist Herakles bemüht, den Werth der Oertlichkeit selbst theils durch Urbarmachung, theils durch Verbesserung des Weideanbaues oder der Viehzucht zu steigern, ja zu vervielfältigen.

582. Die neunte der dem Herakles vom Eurystheus aufgetragenen Arbeiten bestand in der Erbeutung des Gürtels der Königin der Amazonen, nach welchem der Admete, der ungebändigten Tochter des Eurystheus, gelüstete. Da die Amazonen am Thermodon einen kriegerischen Weiberstaat gegründet hatten, von dem die Sage allerlei Unglaubliches berichtet, so galt es hierbei nicht blos ein gefahrvolles Unternehmen, sondern auch einen Zug in ferne, unbekannte Länder, auf dem die Abenteuer sich mehren mufsten. Der verlangte Gürtel aber war ein Geschenk des Ares, welches der Hippolyte die Oberherrschaft über alle ihre Gefährtinnen verlieh. An denselben war demnach das Schicksal dieses Weiberstaats geknüpft, dessen mythische Ausbildung in der Phantasie der Griechen durch geschichtliche Thatsachen, ähnlich der, welche von der Tomiris berichtet wird, veranlafst gewesen sein mag. Eine anschauliche Kennt-

nifs dieser Sagenwesen, über welche selbst die Alten viel Ungehöriges, auf etymologischen Spitzfindigkeiten Beruhendes zusammengefabelt haben, verdanken wir vorzúgsweise den Werken bildender Kunst, in denen uns diese Idee einer wehrhaften, von dem Manne unabhängigen, zur Selbstvollendung gelangten Weiblichkeit verklärt entgegentritt. Phidias selbst hatte im Wetteifer mit den hervorragendsten seiner Zeitgenossen sich an der Ausbildung dieses Ideals betheiligt, und wie es noch jetzt vor uns steht, offenbart es uns nicht blos formell, sondern auch in ethischer Beziehung die höchste Vollendung echten Frauensinns. Die ausschliefslich kriegerische Beschäftigung, welche damit in Widerspruch zu stehen scheint, hat keineswegs die Bedeutung leidenschaftlicher Streitsucht und wilden Blutdurstes, sondern sie ist blos Mittel zum Zweck, welcher kein anderer ist, als die bedrohte Unabhängigkeit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Ihr erhabener Sinn ist keiner flüchtigen Empfindung zugänglich, und wo sie von einer solchen erfafst werden, ist es um ihren Heldenmuth geschehen. Aber trotz solcher edlen Schilderungen galten sie den Griechen allezeit als unversöhnliche Feinde des Hellenenthums, und der Kampf, zu welchem Herakles gegen sie ausgesandt wurde, war ein Nazionalkampf, der sich nachmals in der Heldensage öfter wiederholt und stets den unversöhnlichen Conflict, in welchen das Morgenland mit dem zunächst nur durch die Griechen vertretenen Europa gerathen war, bezeichnet.

583. Herakles zog auch diesmal mit seiner Schaar freiwilliger Streitgenossen aus, die er auf einem einzigen Schiff versammelt hatte. Er legte zuerst bei der Insel Paros an, welche die Söhne des Minos inne hatten. Durch diese verlor er zwei seiner Schiffsgefährten, worüber er so in Zorn gerieth, dafs er einen Theil der Feinde sofort erschlug und die übrigen belagerte, bis Gesandte an ihn gelangten mit dem Antrag; statt der erschlagenen Begleiter sich zwei auszuwählen, welche er als Ersatzmänner mit sich hinwegführen möchte. Indem er hierauf einging, hob er die Belagerung auf und erlas sich die Söhne des Androgeos und Enkel des Minos, welche die bedeutungsvollen Namen Alkäos, Kraftmann, und Sthenelos, Gewaltsmann, führten. Mit diesen zog er nach Mysien ab, wo er vom Lykos, dem Sohn des Daskylos, des Waldesschattens, gastlich aufgenommen wurde. Diesem leistete er daher gegen den König der Bebryken, mit dem er gerade in Fehde war, Beistand, tödtete eine grofse Anzahl von Feinden, unter anderen auch den König Mygdon, den Bruder des barbarischen Bebrykerkönigs Amykos, welcher wegen seiner Ungastlichkeit und seines Uebermuths berüchtigt war und nachmals dafür durch die Argonauten eine noch härtere Strafe erleiden mufste. Herakles entrifs den Bebryken einen Theil ihres Gebietes und schenkte es dem Lykos, der es, nach seinem Wohlthäter, Herakleia nannte.

584. Als nun Herakles endlich in den Hafen von Themiskyra einlief, kam ihm die Amazonenkönigin

selbst entgegen und versprach ihm, als sie den Zweck seines Kommens erfahren hatte, die Auslieferung ihres Gürtels, was symbolisch auf ein Liebeseinverständnifs hinweist. Bevor aber noch die Verhandlungen zum Abschlufs gekommen waren, eilte Here, die abgesagte Feindin ähnlicher gemischter Ehen, die die Gestalt einer Amazone angenommen hatte, zu dem Heerhaufen der bewaffneten Jungfrauen zurück und verbreitet das Gerücht, ihre Königin werde von fremden Ankömmlingen geraubt. Als nun die Amazonen zu Rofs auf das Schiff des Herakles zueilen, argwöhnt dieser Verrath und erschlägt in rascher Zornesaufwallung die Hippolyte. Ein ähnliches Schicksal haben die meisten Amazonenführerinnen, und eine friedliche Vereinigung derselben mit griechischen Helden stellt die Sage als vom Geschick, das gewöhnlich im Augenblick der Ausgleichung unversöhnlicher Widersprüche tragisch über sie hereinbricht, verpönt dar.

585. Nachdem Herakles die übrigen Amazonen überwunden und der Hippolyte den Aresgürtel nun mit Gewalt entrissen hatte, segelt er ab und landet auf der Rückkehr bei Troja, über das gerade der Zorn des Apollon und des Poseidon grofses Mifsgeschick verhängt hatte. Beide Götter nemlich hatten sich, um den Uebermuth des Laomedon, des Völkerbeherrschers, selbst zu erproben, in der Gestalt sterblicher Menschen zu ihm begeben und ihm versprochen, die Veste Pergamos um gedungenen Lohn mit einer Mauer zu umfriedigen. Als sie aber den Burgbau vollendet hatten, weigerte sich der treulose Fürst, diesen

Lohn auszuzahlen. Zur Rache sandte Apollo die Pest, während Poseidon ein von Sturmeswogen ausgespieenes Seeungeheuer losliefs, welches die auf der Ebene weilenden Menschen verschlang. Die Orakelsprüche verkündeten nur dann Befreiung von solchem Ungemach und schwerem Leid, wenn Laomedon seine eigene Tochter Hesione dem Ungeheuer zum Frafs preisgeben würde. Diese wurde daher an einen Felsen in der Nähe des Meeres angeschmiedet und so ihrem Schicksal überlassen. Herakles, der sie auf diese Weise ausgesetzt fand, versprach, sie zu retten, wenn Laomedon ihm die Rosse geben wolle, die er selbst vom Zeus als Lösegeld für den durch den Adler geraubten Ganymedes erhalten hatte. Hesione wird hierauf, nachdem ihr Vater dem grofsherzigen Helden die verlangte Zusage gegeben hatte, durch diesen befreit. Allein auch diesmal erwies sich Laomedon treulos. Er verweigerte dem Herakles den bedungenen Lohn und dieser segelt daher mit Kriegsdrohungen ab.

586. Die Bildwerke, welche dieses Zwischenabenteuer des Herakles schildern, stellen es so dar, dafs er selbst dabei als kühner Bogenschütze erscheint und stolz auf das seinen Pfeilen erlegene Ungeheuer herabblickt, während Telamon, sein treuer Lieblingsbegleiter, die hehre Jungfrau von den Banden befreit, durch welche sie an das die Meeresküste hoch überragende Felsgestein gefesselt ist. Dafs er diesem die Hesione zur Gemahlin überlassen habe, wird allerdings berichtet, allein die Sage stellt dies so dar, als habe er sie bei seinem nachmaligen Rachezug gegen

Troja diesem als Siegespreis zuertheilt. Aus ähnlichen Einzelangaben, die, wenn wir sie den Bildwerken entnehmen können, von besonderem Gewicht sind und anderweitige Ueberlieferungen nicht selten bestätigen helfen, läſst sich auf das Ungenügende der Berichte schlieſsen, die durch ihre trockene Aufreihung bedeutungslos gewordener Namen oft ermüden, während ein scheinbar geringfügiger Umstand zuweilen die Sage zu neuem Leben zu erwecken vermag.

587. Bei der Abfahrt von Troja wendet sich Herakles nach Aenos, wo er vom Poltys gastfreundlich aufgenommen wird. Dagegen erfährt er von dessen Bruder Sarpedon, dem Sohn des Poseidon, im Absegeln am Strand von Aenos eine übermüthige Behandlung, die nicht näher angegeben wird, so daſs er ihn mit seinen Pfeilen erschieſst. Als er hierauf nach Thasos gelangt, überläſst er diese Insel, nach Ueberwindung der Thraker, den Söhnen des Androgeos, die ihn von Paros aus auf seinen Zügen begleitet hatten. Von Thasos schifft er nach Torone, wo er von den Söhnen des Proteus, des Spröſslings des Poseidon, zum Ringkampf herausgefordert wird. Ihre Namen, Polygonos, der Vielerzeugende, und Telegonos, der vom Vater Ferngeborene, so bedeutungsvoll sie sonst, insbesondere für Nachkommen des Poseidon, klingen, sind in diesem Zusammenhang schwer verständlich. Ich glaube vermuthen zu dürfen, daſs manche der Vasendarstellungen, die den Herakles mit einem fischschwänzigen Ungeheuer ringend zeigen, sich auf diesen Zweikampf beziehen, da sich die Tri-

tonenbildung für Söhne des Proteus, den man sich ganz ähnlich dargestellt denken darf, trefflich eignen würde. Doch sind alle dahin einschlagenden Berichte so dürftig und mager, dafs wir uns selbst das Hauptereignifs dieser Unternehmung kaum in seinen Hauptzügen zu entwerfen im Stande sind. Wie reich dasselbe in der Sage erschienen sein mufs, geht aus der nicht unbeträchtlichen Anzahl von Vasengemälden hervor, welche den Herakles nicht blos mit der Hippolyte, der er im blutigen Kampf den Gürtel abgenommen, sondern auch mit mehreren anders Benamten, wie mit der Andromache, der Männerschlacht, und der Lykopis, der Wolfsäugigen, handgemein zeigen.

588. Zum zehnten gebot Eurystheus dem Herakles, die Rinderheerden des Geryon, den wir bereits als den mifsgünstigen Sohn des Chrysaor, des Goldspaten, und der schönrieselnden Kallirrhoe, der Tochter des Okeanos, kennen gelernt haben, aus Erythia wegzuführen. Diese nahe dem Okeanos gelegene Insel wird als fruchtbares Eiland die röthliche genannt. Nachmals hiefs sie Gadira. Auf ihr hauste jener dreileibige Riese, dessen ebenfalls als purpurroth bezeichnete Heerden der Rinderhirt Eurytion weidete, während sie von dem zweiköpfigen Hund Orthros, Frühauf, einer Ausgeburt der Echidna und des Typhon, bewacht werden. Zu dieser im fernen Westen gelegenen Insel den Zugang zu gewinnen, war nun die nächste, aber auch gröfste Schwierigkeit. Er wandte sich vorerst von Europa aus nach Libyen

und Tartessos, wo er auf den beide Welttheile beschliefsenden Vorgebirgen als ruhmwürdige Zeugen seiner kühnen Fahrt zwei Säulen einander gegenüber errichtete.

589. Hier wurde er von Ungeduld erfafst, und als er sich auf seiner Wanderung durch die Strahlen des Sonnengottes eines Tags ganz besonders belästigt fand, legte er in Zornesmuth seinen Bogen gegen diesen an und sandte einen Pfeil auf ihn ab. Helios, ob solcher unerhörten Kühnheit erstaunt, machte ihm einen goldenen Becher zum Geschenk, in welchem er über den Okeanos setzte. In einem mächtigen, tonnenförmigen Gefäfs sehen wir ihn auf einer vulcenter Schale wirklich das durch allerlei Seethiere angedeutete Weltmeer beschiffen. Der ernste Ausdruck seines Antlitzes zeigt, dafs er sich der Schwierigkeiten und Gefahren solch eines verwegenen Seeabenteuers wohl bewufst ist. Er harrt in geduldiger Fassung des günstigen Ausgangs der auf Götterrath unternommenen Fahrt, die die Sage unter einem so naiven, uns Neueren befremdlichen Bilde darstellt, weil die Alten sich zur Bezeichnung eines Fahrzeugs und eines Gefäfses desselben Wortes bedienten und daher auch in anderweitigem Zusammenhang die Begriffe von Becher und Schiff theils spielend, theils in der Gleichung mit einander verwechseln.

590. Als er nun auf diese Weise nach Erythia gelangt war, übernachtete er auf dem Berg Abas, den bis dahin keines Menschen Fufs betreten hatte. Als jedoch der Hund Orthros Witterung von ihm erhielt,

stürmte er laut bellend auf ihn ein, wurde aber also bald von dem Herakles mit der Keule niedergeschmettert. Der Hirt Eurytion, der seinem treuen Wächter zu Hülfe eilen wollte, erfuhr dasselbe Schicksal. Von ungefähr aber weidete daselbst Menoites, Harreschick, die Rinder des Hades. Dieser verkündete dem Geryon, was sich zugetragen hatte. Als nun Herakles die hirtenlos gewordenen Rinder hinwegtreiben wollte, wird er von dem dreileibigen Riesen beim blumenreichen Fluſs Anthemos überfallen. Es entspinnt sich ein harter Kampf, den die Vasenmalereien mit naiver Ausführlichkeit schildern und in welchem Geryon endlich von den Pfeilen des Herakles durchbohrt fällt. Letzterer schifft sich nun sammt den erbeuteten Rinderheerden in demselben Becher ein, welchen er dem Helios verdankt und den er diesem nach glücklich vollendeter Fahrt zurückerstattet.

591. Die Vollendung dieses Abenteuers wird durch die Sage auf mannigfache Weise ausgeschmückt. In Ligurien wollen ihm die Söhne des Poseidon, Alebion und Derkynos, die Rinder rauben und werden getödtet. Bei Rhegium macht sich einer der Stiere von der Heerde los und schwimmt nach Sicilien hinüber. Herakles, der demselben ebenfalls als kühner Schwimmer rasch nachsetzt, findet ihn endlich unter den Heerden des Elymerkönigs Eryx wieder, der ihn aufgefangen und unter dieselben gesteckt hatte. Da er ihn nicht eher zurückgeben will, bis er mit ihm einen Ringkampf bestanden, so erlegt er auch diesen Sohn des Poseidon und steuert dann mit seinen Rindern

nach dem ionischen Meer. In dem adriatischen Meerbusen aber versetzt Here dieselben in Raserei, und sie zerstreuen sich über die thrakischen Gebirge. Diejenigen, welche er davon wieder ereilt, treibt er nach dem Hellespont hin, die anderen bleiben wild und herrenlos. Als er endlich mit seinem kleinen Häuflein beim Strymon angelangt, hadert er auch mit diesem und macht sein vormals schiffbares Flufsbett durch hineingestürzte Felsenmassen, die ihm zur Brücke dienen müssen, den Fahrzeugen unzugänglich. Als er sie dann endlich dem Eurystheus als kostbare und mühevolle Siegesbeute übergab, opfert dieser sie der Here.

592. Obwohl die so zusammengehäuften Thatsachen fast aller organischen Bindeglieder verlustig gegangen sind, da die Verfasser der Auszüge, denen wir die Kenntnifs derselben verdanken, sich, mit Uebergehung der zarteren, das Gemälde belebenden Motive, nur an die Hauptumrisse des Mythus gehalten haben, so können wir der ganzen episodenreichen Darstellung dieses Zugs doch so viel entnehmen, dafs es sich bei demselben wesentlich um eine Erweiterung der Gränzen der Seefahrt handelt. Da Helios allnächtlich mit seinem Sonnenwagen auf einem, jeden Abend für ihn bereit gehaltenen, Schiff die weite Fahrt vom äufsersten Westen bis zu der Stelle, wo im Osten die Göttin des Frühroths seiner harrte, zu vollenden hatte, so mufste er als der erfahrenste Steuermann am besten für den Herakles, der sich in grofsen Nöthen befand, Rath wissen. Die Weise, wie er diesen erzwingt,

hat allerdings etwas Wunderliches und erscheint mehr mährchen- als sagenhaft. Gehen wir indessen näher auf den Sinn des Mythus ein, so dürfte sich vielleicht herausstellen, dafs die Verzweifelung, in welcher der verwegene Held selbst auf den Sonnengott seine Pfeile abschiefst, ihm den Gedanken an die Hand gegeben habe, sich ein Schiff zu zimmern nach dem Vorbild dessen, in welchem man sich den Helios von Westen nach Osten übersetzend dachte. Hierbei mag aber die runde Gestalt des Fahrzeuges als besonders charakteristisch erschienen sein, weshalb man demselben die Tonnenform eines Bechers lieh. Denn es ist ja eine bekannte, den Alten sicher nicht verborgen gebliebene Thatsache, dafs rundbäuchige Schiffe, wie sie noch heutzutage bei den Holländern in Gebrauch sind, nicht blos die hohe See besser stehen, sondern auch zum Transport schwerer Lasten vorzugsweise geeignet sind. Als ein kühner Kauffahrer tritt aber Herakles in dieser Sage auf, und wäre uns dieselbe nicht so trümmerhaft überkommen, so würden uns aus derselben wahrscheinlich sehr lehrreiche Züge der ältesten Schiffahrtskunde entgegen leuchten.

593. Mit dieser Fahrt nach dem fernsten Westen hätte nun Herakles eigentlich alle seine gegen den Eurystheus übernommenen Verbindlichkeiten erfüllt gehabt. Denn nicht blos seine Zeit, die auf acht Jahre und einen Monat angegeben wird, war um, sondern er hatte auch die ursprünglich auf zehn festgesetzte Zahl der ihm zu übertragenden Arbeiten erreicht. Da jedoch der eigenwillige Herr die Vertilgung

der Hydra nicht gelten lassen will, weil er dazu der Hülfe des Iolaos bedurft hatte, und die Reinigung des Augeasstalls ausschliefst, weil er sie um Lohn vollbracht habe, so mufste er sich noch zwei andere Aufträge ertheilen lassen, die an Schwierigkeit und Gefahr alle bisher bestandenen Abenteuer zusammen weit übertrafen. Denn es galt jetzt, in Länder vorzudringen, deren Lage man nicht einmal kannte, und Naturgaben zu erbeuten, die von furchtbaren Mächten eifersüchtig überwacht waren, ja selbst in die finsteren Wohnungen der Unterwelt hinabzusteigen, wurde ihm vom Eurystheus aufgegeben, wobei zwar nicht ausdrücklich hervorgehoben ist, dafs es sich um die daselbst verborgenen Schätze handele, der sämmtlichen Unternehmungen des Herakles gemeinsam zu Grunde liegenden Analogie zufolge aber müssen wir schliefsen, dafs es auf diese zunächst abgesehen war. Auch sehen wir ihn mit Bezug auf die Erbeutung derselben in Kunstwerken, die die Ueberwindung des Hades darstellen mit dem Horn der Fülle, das dieser als Abzeichen seiner unerschöpflichen Reichthümer führt, davoneilen. In dem Mythus von der Einholung des dreiköpfigen Höllenhunds ist dieser Bezug gegen den anderen mehr mystischen, der auf die Zurückführung der Abgeschiedenen anspielt, zurückgetreten, allein schon der Umstand, dafs Herakles unter den idäischen Daktylen genannt wird, denen man die Auffindung und Bearbeitung des Eisens nachrühmte, beweist, dafs er auch als Bergmann thätig gedacht worden ist. Damit dürfte wohl auch zu-

sammenhängen, dafs er, während er dem einen der Rinder des Geryon, das unter die Heerden des Eryx gerathen war, nachsetzte, die anderen in der Obhut des Hephästos zurückläfst. Denn der griechische Herakles ist zwar nicht dadurch entstanden, dafs man auf denselben alles gehäuft hat, was von den verschiedenartigsten Wesen dieses Namens berichtet wurde, aber andrerseits sind alle derartige, in zahlreichen Mythen verstreute Züge in sein Ideal aufgenommen worden, wie man von dem menschlichen Organismus behaupten kann, dafs er alle Elemente des Weltalls in mikrokosmischer Einheit umschliefse. Ein solches mikrokosmisches Mythengebilde bietet aber die Sage von dem hellenischen Herakles, die selbst Hellenisten auf das ungeschickteste zerfetzt haben, dar.

594. Die eine der beiden überzähligen Heraklesthaten bestand in der Einholung der goldenen Aepfel der Hesperiden, welche Here dem Zeus bei seiner Hochzeit nach altem Brauch als Liebesgabe dargeboten haben sollte. Eine dunkele Sage berichtete, dafs sie auf dem Atlas im Lande der von keinem Nordwind angewehten Hyperboreer wüchsen, dafs sie aber von einem Drachen mit hundert Köpfen, die ein buntes Geräusch machten, bewacht und noch obenein von den Hesperiden behütet würden. Den Ort selbst, wo diese hausten und wo ihre Gärten prangten, wufste Niemand anzugeben, und es bestand auch diesmal die Hauptaufgabe darin, diesen ausfindig zu machen und sich durch ferne, an Abenteuern reiche

Länder den Weg dahin zu bahnen. Die mythische Erdbeschreibung, welche von diesem Zug berichtet, bietet des Räthselhaften mancherlei dar, was auch wohl mit daher kommen mag, dafs die Auszüge des Apollodor nur derjenigen Oertlichkeiten erwähnen, an welchen sich die verschiedenen Zwischenabenteuer ereignet haben sollten. Es scheint indefs auch im Plane der alten Herakleendichter gelegen zu haben, ihren Helden die kreuz und quer zu führen und ihn auf den entgegengesetztesten Wegen endlich an das kaum erreichbare Ziel gelangen zu lassen.

595. Das erste Abenteuer bestand er beim Flufs Echedoros, wo ihn Kyknos, der Sohn des Ares und der Sirene, zum Zweikampf herausforderte. Die Ausführlichkeit und Vorliebe, mit der die Vasenmalereien gerade diesen Gegenstand behandeln, lassen vermuthen, dafs derselbe in den alten Herakleen mit grofser Eindringlichkeit geschildert gewesen sei. Die Gerhard'sche vulcenter Vase entfaltet diesen Kampf zu einer förmlichen Götterschlacht, die um so bedeutungsvoller erscheint, als sie durch die Nebenfiguren mit dem Hesperidenabenteuer in Beziehung gesetzt ist. Auf der einen Seite steht nemlich Dionysos, dem alle Baumfrucht und nach Einigen daher auch die Hesperidenäpfel angehören oder verdankt werden, und ihm gegenüber erscheint am anderen Ende der Darstellung der Meergreis, von dem wir bald sehen werden, dafs er allein dem Herakles über die Lage jener Gärten Auskunft zu geben vermochte. Kyknos ist bereits gefallen, von seinem Schilde bedeckt, zu seiner Hülfe

aber ist der Kriegsgott selbst herbeigeeilt, mit dem Herakles handgemein geworden ist. Hinter jenem hält sein von dem Phobos, dem Dämon des Schlachtenschreckens, geführtes Viergespann. Das des Herakles hält Iolaos an. Schon stürmt auf der einen Seite Poseidon, auf der anderen Apollo herbei, und da Herakles die Pallas Athene kämpfend zur Seite hat, so würde ein unheilvoller Götterconflict unvermeidlich gewesen sein, hätte Zeus nicht dem Kampf dadurch Einhalt gethan, daſs er seine Söhne durch einen Blitzstrahl von einander getrennt, was durch sein eigenes Erscheinen zwischen den beiden Streitern angedeutet ist. Da es in der Natur ähnlicher Kunstwerke untergeordneten Ranges liegt, daſs sie sich an die durch zunftmäſsige Dichtung ausgebildete Sage eng anschlieſsen oder höchstens im Sinne derselben das eine oder das andere Motiv weiter ausbilden, so läſst dieses Vasengemälde, welches von einem gewissen Cholchos in feinster archaischer Manier auf das sorgfältigste und liebevollste ausgeführt ist, auf eine epische Schlachtschilderung schlieſsen, die an Ausführlichkeit den homerischen Kampfscenen wenig nachgegeben haben wird. Von allen den hier dargestellten Einzelheiten erhalten wir aber durch Apollodor kaum eine ferne Ahnung. Nicht einmal der persönlichen Dazwischenkunft des Zeus thut er Erwähnung, sondern er sagt ganz einfach und in der prosaischsten Weise, daſs ein Blitzstrahl, welcher zwischen beiden mitten niedergefahren sei, die Schlacht aufgelöst habe. Wir glauben auf ein solches Verhältniſs der nur durch

die Bildwerke aufbehaltenen sagenhaften Ueberlieferungen zu den mageren, aber auch so noch unschätzbaren, ja unersetzlichen Inhaltsangaben des Apollodor um so mehr bei dieser Gelegenheit, die eines der schlagendsten Beispiele der Art darbietet, aufmerksam machen zu müssen, als wir uns im Verlauf unserer eigenen Darstellungen es öfter haben beikommen lassen, den in seinen gedrängten Angaben verborgenen poetischen Gehalt in einem ähnlichen Sinne auszubeuten. So gewagt eine solche nicht etwa rhetorisch gemeinte Paraphrase sein und scheinen mag, so wenig dürfen wir, wollen wir in die innere Bedeutung der mythischen Ueberlieferungen tiefer eindringen, vor einem derartigen Versuch, die auseinander gerissenen und oft wild verworfenen Knochensplitter zu einem organisch gegliederten Gerippe zusammenzufügen und durch Ergänzungen nach Maſsgabe der Analogie unter einander zu verbinden, zurückschrecken.

596. Hierauf wanderte Herakles durch Illyrien nach dem Fluſs Eridanos, wo er mit Nymphen, Töchtern des Zeus und der Themis, zusammentraf. Diese hatten von ihrer Mutter, der Göttin uranfänglicher Satzung, die Gabe der Weissagung ererbt und verwiesen ihn an den Nereus, den wir als Meergreis bereits in dem Gemälde der Kyknosschlacht haben symbolisch auftreten sehn. Dieser aber ist, wie alle mit der Kunde der Zukunft begabten Seegötter, schweigsam und ungeneigt, sein Schauen zu offenbaren. Herakles überrascht ihn im Schlaf, und da er sich durch

einen wunderbaren Gestaltenwechsel seinen Armen zu entziehen sucht, hält er ihn so lange umschlungen und festgepackt, bis er ihm anzeigt, wo die verlangten Aepfel und die Hesperiden zu finden seien. Auch von diesem seltsamen Abenteuer erhalten wir durch eine ganze Reihe origineller Vasenmalereien eine sehr lehrreiche Anschauung. Die eine derselben stellt den verzweiflungsvollen Ringkampf auf dem Meeresgrund dar. Die Wogen spritzen hoch auf, während die Fische in ihre verborgenen Schlupfwinkel zurückeilen. Der durch des Herakles Muth und Stärke überwältigte Seegott streckt die Linke klagend ausrufend in die Höhe, während er sich mit der Rechten gegen die Stirn schlägt. Die Verwandelungen, durch welche er sich den Armen des Herakles zu entziehen gesucht hat, sind symbolisch durch zwei nach beiden Seiten hin davoneilende Nereiden angedeutet, deren eine einen grimmen Löwen in ihren Armen hinwegträgt, während ein Panther an der anderen halb erschrocken in die Höhe springt.

597. Nachdem ihm nun Nereus auf seine Fragen Antwort gestanden hatte, nimmt er seinen Weg durch Libyen, wo Antäos, der personifizirte Widerstand, ein Sohn des Poseidon, herrschte und jeden Fremdling mit ihm zu ringen zwang, die Ueberwundenen aber tödtete. Mit diesem mufste daher auch Herakles einen verhängnifsvollen Ringkampf bestehen. Da er, so oft er zu Boden geworfen wurde, durch die Berührung mit der Erde, die Einige seine Mutter nannten, neue und vermehrte Kraft gewann, so sollte ihn Herakles

in der Mitte des Leibes gepackt, hoch emporgehalten und ihm durch das Zusammenschnüren der Arme die Knochen zerbrochen haben. Ein durch staunenswerthe Grofsartigkeit des Stylvortrags vor allen derartigen Denkmälern ausgezeichnetes Vasengemälde der Campana'schen Sammlung, welches aus der Gräberstadt des alten Cäre stammt, stellt diesen Sieg als einen Triumph der griechischen Palästra dar. Herakles hat den Riesen kunstgerecht geworfen, den einen Arm durch untergeschlagene Widerlager wehrlos gemacht und den Hals so fest umschlungen, dafs sich die Lebens- und Athemwege verengern und die Kräfte schwinden müssen. Besonders lehrreich ist bei dieser Darstellung auch die physiognomische Charakteristik der beiden Gegner. Die wohlgeregelte Kraftfülle des Herakles ist durch kurzgeringeltes Lockenhaar, durch pralle, aber elastische Muskelpartieen, durch eurhythmische Bewegungen und Verhältnisse angedeutet. Antäos dagegen zeichnet sich durch eine ungeheuere, ihm selbst lästige Körperwucht und durch ungeschlachtes Wesen aus. Sein fuchsrothes Haupthaar hängt borstenartig herab und steht ziemlich dünn. Jetzt, da es zum Aeufsersten gekommen und sein Leben von unvermeidlichem Untergang bedroht ist, hat er auch über seine Empfindungen und Gemüthsregungen alle Macht verloren, und der sonst so verwegene Prahler zeigt sich feig und haltungslos. Er fletscht die Zähne und gestattet seinem Schmerz einen Ausdruck, wie er nur bei den rohesten und niedrigsten Thieren wahrgenommen wird. Um so grofsartiger

und edler nimmt sich in Vergleich mit solcher barbarischen Gemeinheit die Charakterfestigkeit des Herakles aus, der der noch immer drohenden Todesgefahr muthig und entschlossen in's Auge schaut und trotz so gewaltiger Anstrengungen, für die selbst seine Kräfte kaum zuzureichen scheinen, keine Miene verzieht, sondern in der höchsten und letzten Anspannung geduldig verharrt, bis es ihm allmählich und gradweise gelingt, die Steigerung der Kraft, an welche der Sieg geknüpft ist, in der einen Richtung zu erzielen, auf deren festes Einhalten alles ankommt. Bei solchen Schilderungen lernen wir aber die ethische Bedeutung des hellenischen Herakles besser und tiefer würdigen, als durch die spitzfindigste Analyse der mythischen Elemente der Provincialsage oder vorhellenischer Ueberlieferungen, die erst dann wahrhaft fruchtbar werden kann, wenn wir uns der organischen Gesammterscheinung auf dem Wege eindringlichen Studiums bemächtigt haben.

598. Von Libyen aus durchzog Herakles Aegypten, wo Busiris, ein Sohn des Poseidon und der Lysianassa, der Tochter des Epaphos, herrschte. Dieser pflegte einem Seherspruch zufolge die Fremdlinge, welche nach Aegypten verschlagen wurden, am Altar des Zeus zu opfern. Nachdem nemlich dieses Land durch neunjährigen Mifswachs gelitten hatte, hat Phrasios, der Verkünder, ein zünftiger Seher aus Kypros, erklärt, die Unfruchtbarkeit werde aufhören, sobald man alljährlich dem Zeus einen Fremdling zum Opfer schlachten werde. Busiris begann mit dem

Wahrsager selbst und schlachtete dann alle nach Aegypten gelangenden Fremden. Auf diese Weise wurde auch Herakles bei seiner Wanderung durch das Nilthal aufgegriffen und zu den Altären des Zeus gefesselt geführt. Schon war das Opfermesser gegen ihn gezückt, als er plötzlich die Banden zerriſs und Tod und Verderben um sich verbreitete. Er tödtete nicht blos den Busiris, sondern auch dessen Sohn Amphidamas, den Erzbändiger, und den Herold Chalbes, der den Mordstahl gegen seinen Nacken geführt hatte.

599. Auch von diesem merkwürdigen Abenteuer, welches sich auf die Abstellung der Menschenopfer, die ebenfalls den Griechen verdankt wird, bezieht, besitzen wir mehr als Eine Vasendarstellung. Die schönste ist die aus Vulci stammende Bammeville'sche, auf der der Todesschrecken, von dem die als Mohren gebildeten Aegyptier erfaſst werden, prachtvoll veranschaulicht ist. Er vermählt sich mit dem markerstarrenden Staunen über die unerhörte That. Der Gegensatz zwischen hellenischer Bildung und barbarischer Rohheit tritt hier noch stärker und greller hervor. Herakles tritt auf als ein gottgesandter Rächer der an seiner Nazion begangenen Unbill. Mit seinem klaren und gerechten Wollen bildet der düstere Aberglaube des afrikanischen Volksstamms einen bezeichnenden und schneidenden Gegensatz. Busiris selbst blutet am Altar des Zeus, während seine Hülfspriester mit den Opfergeräthen feig davon eilen.

600. Dieser Mythus ist für die Weise, in welcher die Griechen fremde Sitte aufgefaſst und sagenhaft zur Darstellung gebracht haben, ganz besonders wichtig. Denn es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daſs mit Busiris Osiris gemeint sei. Der digammaartige Anlaut scheint auf ein hohes Alter dieser Namensbildung hinzuweisen, bei der übrigens die unbewuſste Absicht durchleuchtet, das unverständlich klingende ausländische Wort mit einem dem Hellenenohr geläufigen und wenigstens nicht ganz bedeutungslosen Namen zu vertauschen. Wie wenig aber der Grieche bemüht gewesen ist, bei seiner Darstellung vermittelst der Poesie und Kunst auf fremde Sitte einzugehen, geht nicht blos aus dem Umstand hervor, daſs er dem Zeus im Nilthal Altäre errichten, sondern daſs er sie auch ganz nach griechischem Brauch bedienen läſst. Denn ihm kömmt es nicht darauf an, statistische Aufnahmen zu ermitteln oder Erinnerungsblätter im Geschmack eines modernen Albums zu sammeln, sondern welthistorische Ideen vermöge einer allen hellenisch Gebildeten verständlichen Zeichensprache symbolisch zu veranschaulichen. Indem er daher von allen Zufälligkeiten der irdischen Daseinsform absieht, lenkt er den Blick des Beschauers oder das Ohr des Hörers auf diejenigen Charaktereigenschaften seines Helden, welchen unter allen Lebensverhältnissen der Sieg gewiſs ist. Herakles erscheint in diesem Zusammenhang der Sage nicht blos als ein siegreicher Eroberer, der sich durch alle Länder der Erde seinen Weg zu bahnen weiſs, sondern

als der Vertilger des Aberglaubens und als der Verbreiter einer wahrhaft frommen, den Göttern wohlgefälligen religiösen Verehrung. Einen Gott Busiris gab es natürlich für den Hellenen, dem Zeus alles in allem ist, nicht, daher macht er ihn zu einem König von Aegyptenland, der zwar auch den obersten Gott der Hellenen zu begütigen und durch Opfergaben sich günstig zu stimmen wünscht, aber ihm in einem falschen, verruchten Sinne dient und daher von ihm verlassen wird, ja an seinem eigenen Altar fällt, als er an dessen auserwählten Sohn Hand anzulegen und ihn wie ein Opferthier unter Klang und Sang zu schlachten sich sträflich vermiſst.

601. Eine bis jetzt dunkele Sage berichtet, daſs, als er hierauf Asien durchwandert und bis Thermydrae, dem Hafen der Lindier, vorgedrungen sei, der gewaltige Mann einem Ochsenführer einen seiner Zugstiere vom Wagen abgespannt und beim Opfermahl verzehrt habe. Der Kärner, welcher sich nicht zu helfen gewuſst, sei in seiner Noth auf einen Berg gestiegen und habe von dort herab den Heros verflucht. Deshalb, fügt Apollodor hinzu, besteht noch bis auf den heutigen Tag die Sitte, daſs man, so oft dem Herakles ein Opfer dargebracht wird, dies unter Flüchen thut. Aller Analogie zufolge müssen wir auch in diesem seltsamen Gebrauch einen tieferen Bezug vermuthen. Diesen selbst nachzuweisen, möchte jedoch vorerst um so schwieriger sein, als diese ganze Erzählung an keinen mythischen Namen anknüpft und nur auf eine ganz allgemein angedeutete, nicht einmal

örtlich nachgewiesene Opfersitte hinweist. Dafs Herakles dabei nur als Fresser charakterisirt gewesen sei, glaube ich nicht. Eher dürfte anzunehmen sein, dafs es sich um uralte Opfergebräuche handele, die man durch eine solche Sage zu motiviren gesucht habe.

602. Noch unklarer ist die Fortsetzung des Reiseberichts. Denn nachdem Herakles an Arabien vorbeigekommen ist, tödtet er den Emathion, den Sohn des Tithonos, was anzudeuten scheint, dafs er als bis zum äufsersten Osten vorgedrungen zu denken ist. Indem er sich hierauf nach Libyen wendet und durch dieses bis zum äufsersten Meer gelangt, schifft er sich an der Stelle ein, wo er den Becher, unter dem natürlich kein anderer als der des Helios verstanden werden kann, empfängt. Es wird nur ganz einfach berichtet, dafs er in diesem Fahrzeug nach dem jenseitigen Ufer übergesetzt sei, wo wir uns auf einmal am Kaukasus befinden und den Herakles eine seiner ruhmreichsten Thaten verrichten sehen. Hier nemlich schmachtete an Felsen angeschmiedet Prometheus, dessen Leber ein Adler, der Sohn der Echidna und des Typhon, benagte. Diesen erlegt Herakles mit seinen Pfeilen und befreit den hochsinnigen Titanen aus seinen Banden, an deren Statt er fürderhin eine Fessel, aus Olivenzweigen gewunden, als Abzeichen seiner nunmehr freiwilligen Unterwürfigkeit unter die Oberherrschaft des Zeus trägt. Aber um diesen gründlich zu versöhnen, bedurfte es eines stellvertretenden Opfers, welches Herakles in der Person des zu sterben verlangenden, aber unsterblich geborenen

Chiron dem Zeus darbietet. Diese durch den Sohn der Alkmene gestiftete Versöhnung ist das gröfste Werk, welches er auf Erden zu Stande gebracht hat. Es entspricht der Ueberwindung der Giganten, zu der es ebenfalls seiner Mitwirkung bedurfte. Eine Erörterung der tiefsinnigen, leider nur geheimnifsvoll angedeuteten Beziehungen dieser grofsartigsten aller Sagen des Alterthums, in der Herakles seinen Charakter als Mittler am glorreichsten entfaltet, ist erst dann möglich, wenn wir die Weltherrschaft des Zeus im Zusammenhang zu betrachten Gelegenheit haben werden. Deren System aber kömmt eben erst durch das Erscheinen und versöhnungsreiche Walten des Herakles zum Abschlufs.

603. Prometheus, welcher den Herakles nach seiner Befreiung als den liebsten Sohn des ihm feindseligen Vaters begrüfst, wie wir aus einem Vers, der der verlorenen Tragödie des befreiten Prometheus des Aeschylus angehört, lernen, ist diesem nun durch weisen und guten Rath hülfreich. Er warnt ihn zunächst, wenn er zu den Hyperboreern und zum Atlas gelangt sein werde, nicht selbst nach den Aepfeln zu gehen, sondern, nachdem er den Himmelsglobus dem Titanen ab- und auf seine eigenen Schultern genommen habe, diesen danach auszusenden. Wirklich kehrte dieser mit drei Aepfeln, die er bei den Hesperiden gepflückt hatte, zurück, war aber nun nicht mehr geneigt, die Weltlast wiederum auf seine Schultern zu nehmen, und wäre es dem Herakles nicht vermöge einer ihm ebenfalls vom Prometheus eingegebenen

List gelungen, ihm dieselbe noch einmal aufzuhalsen, so würde er unter derselben haben ausharren müssen wie jener. Er machte ihm indeſs begreiflich, daſs, um ein solches Gewicht zu tragen, es nothwendig des Wulstes bedürfe, dessen sich die Lastträger im Süden noch heute bedienen, und bittet ihn, ihm die Last nur so lange abzunehmen, bis er sich ein solches Bräzelkissen aus Binsen geflochten habe. Als Atlas so gute Absichten bei seinem verhofften Ersatzmann gewahrte, legte er die Aepfel am Boden nieder und nahm den Polos oder die Himmelskugel noch einmal auf seine Schultern. Herakles aber raffte die lang' ersehnten Goldfrüchte von der Erde auf und eilte schleunigst davon, indem er den arglistigen Titanen mit seiner furchtbaren Wucht allein zurückließs.

604. Diese witzige Sage ist ganz so, wie sie von Apollodor und anderen Grammatikern berichtet wird, auf einem etruskischen Metallspiegel des gregorianischen Museums in alterthümlicher, aber sehr graziöser Weise dargestellt. Atlas, den die etruskische Beischrift als Aril bezeichnet, hat die mit Sternen besäte Weltkugel, die er mit beiden Händen unterstüzt, auf seinen Schultern. Sein Ausdruck ist der eines mühebeladenen Dulders. Herakles dagegen, dessen kurzgekräuseltes Haar eine Siegesbinde umschlieſst, eilt mit den drei Aepfeln in der Linken, nach dem überlisteten Titanen zurückblickend und mit der Rechten drohend die Keule schwingend, hinweg. Der Name, welcher in etruskischer Inschrift beigesetzt ist, bezeichnet den ruhmgekrönten Sieger, dem des griechi-

schen Kallinikos entsprechend, mit dem er durch Telamon bei der Erstürmung von Troja begrüfst worden sein sollte.

605. Einer anderen Ueberlieferung zufolge hatte sich Herakles selbst nach den Gärten der Hesperiden begeben und dort die goldenen Aepfel gepflückt oder sich pflücken lassen. Ein Basrelief der Villa Albani stellt den Heros zu Füfsen des von der Schlange umwundenen Baumes sitzend dar, während zwei der schönen Töchter des Atlas ihn freundlich und zuvorkommend bedienen. Auch der Drache Ladon läfst keine feindselige Bewegung wahrnehmen, sondern das ganze Bild zeigt harmonische Uebereinstimmung und süfses Wohlbehagen, womit die Erzählungen von harten Kämpfen und gefahrvollen Abenteuern arg contrastiren. Der Grund dieser Umkehr aller Verhältnisse ist darin zu suchen, dafs wir den Herakles bereits jenseits der grofsen Katastrophe erblicken, und dafs er uns hier nicht blos als siegesgekrönter, sondern auch als liebebelohnter Heldenjüngling entgegentritt. Auf diese anmuthreiche Wendung der Sage mag wohl auch der Umstand einigen Einflufs ausgeübt haben, dafs Aepfel ebensowohl als eine Liebes- wie als eine Siegesgabe gereicht wurden. Denn die Sieger in den gymnischen Spielen erhielten Aepfel zum Preisgeschenk, und die Ueberreichung dieser Früchte durch ein Mädchen an einen Jüngling galt statt einer Liebeserklärung. Mit Bezug auf diese symbolische Bedeutung werden wohl auch die Hesperidenäpfel als ein Geschenk bezeichnet, welches Zeus von der Hebe an

seinem Hochzeitstage empfangen habe, und am Schlufs der Erzählung dieses Abenteuers nimmt der Mythus dasselbe Motiv noch einmal auf und beutet es in dem angedeuteten Doppelsinn geschickt und anmuthreich aus. Eurystheus nemlich, als er die lang' ersehnten und gefahrvoll erbeuteten Aepfel erhält, soll sie dem Herakles, offenbar als Gnadenlohn für seine Mühen und als Anerkennung seiner Heldentugenden, zurückgegeben haben, dieser aber macht sie der Pallas Athene, seiner hehren Beschützerin und Freundin, zum Geschenk. Es ist dies eine der verstohlenen Andeutungen des himmlischen Liebesverhältnisses, welches in manchen, vielleicht geheimen Sagen zwischen der jungfräulichen Göttin und dem nachmals verklärten Sohn des Zeus angenommen gewesen zu sein scheint. Vielleicht ist aber auch der letzte Zug dieser sinnigen Sage, dem zufolge Athene die Hesperidenäpfel nicht zu behalten wagt, sondern an den Ort, wo sie gewachsen, zurückbringt, nicht bedeutungslos. Als himmlische Jungfrau darf sie solche Gaben nicht empfangen, was der Mythus durch die geheimnifsvolle Bemerkung motivirt, es sei nicht gestattet gewesen, dafs jene Früchte irgend sonst wo aufbewahrt oder anderswohin versetzt würden.

606. Der frohe Ausgang dieses Abenteuers, welches dem Herakles allein von seinem Herrn eine lohnende Anerkennung einbrachte, scheint Ursache gewesen zu sein, dafs es in denjenigen Darstellungen, welche den ganzen Cyclus der zwölf Arbeiten wie ein Kranz umfassen, nicht unhäufig an die letzte Stelle

versetzt worden ist. Dadurch wurde die bunte Reihe der schwierigsten und gefahrvollsten Abenteuer zu einem versöhnenden und glorreichen Abschlufs gebracht. Gewöhnlich stellt sich dieser zwar als ein süfses Liebesabenteuer dar, bei welchem die Edeleigenschaften des schönen Heldenjünglings siegen, es läfst sich aber auch denken, dafs demselben durch die weitere Entfaltung des Motivs von dem doppelten Aepfelgeschenk, welches zuletzt in den Händen der Athene zurückblieb, eine noch viel höhere Bedeutung geliehen und es zur Einleitung der Vergötterung des Helden benutzt worden sei, wie aus manchen Andeutungen der Bildwerke, die das innige Freundschaftsverhältnifs zwischen der jungfräulichen Göttin und dem Herakles berühren, hervorzugehen scheint.

607. Die letzte und grauenhafteste der dem Herakles auferlegten Mühen war die Heraufführung des die Thore der Unterwelt eifersüchtig bewachenden und keinem Sterblichen die Rückkehr gestattenden Höllenhunds, eines dreiköpfigen Ungeheuers, dessen Leib von Schlangenhäuptern umstarrt war und in einen Drachen, statt des Schweifes, endete. Um dieses Wagnifs zu bestehen, bedurfte es mehr als unbeugsamen Heldenmuths. Ohne die Tröstungen und Weihen der Religion schien selbst den Alten ein solcher Versuch frevelhaft und nutzlos. Die Sage stellt daher die Aufnahme des Herakles in die Mysterien der Demeter, die ihre eigene Tochter dem Hades abgerungen hatte, als unerläfsliche Bedingung der Vorbereitung zu diesem Unternehmen dar. Einer Theilnahme

an dem Geheimcult von Eleusis stand aber zweierlei im Wege. Erstlich war Herakles ein Fremder und als solchem war ihm der Eintritt versagt, und dann haftete noch Blutschuld an ihm von der Kentaurenschlacht her. Um Heimathrechte in Attika zu erlangen, läſst er sich daher zunächst von einem gewissen Pylios adoptiren, dessen Name auf das Pförtneramt Bezug haben könnte; denn hierdurch erhält er die Befähigung zur Vorweihe. Um die Mysterien selbst aber zu schauen, muſste er vorher gesühnt werden, was durch Eumolpos geschah, der auch die feierliche Aufnahme in dieses merkwürdige religiöse Institut, dessen Bedeutung der Mythus an dieser Stelle hervorgehoben und des Weiteren ausgeführt haben wird, vollzogen haben sollte.

608. Nach solchen Vorbereitungen zieht Herakles nach dem lakonischen Vorgebirge Tänaros, wo eine der Eingangshöhlen zum Hades gezeigt wurde. Hier stieg er hinab zu den Wohnungen der Schatten, die alle, sobald sie seiner ansichtig wurden, flohen. Nur Meleager hielt Stand und die Medusa Gorgo. Gegen diese will er das Schwert zücken, wie gegen ein noch lebendes Ungeheuer, wird aber durch Hermes, der ihn geleitet, belehrt, daſs sie ein leeres Schattenbild sei. Bei den Thoren des Hades stöſst er auf Theseus und Peirithoos, welcher letztere die Persephone zum Weib begehrt hatte und deshalb hier gefesselt gehalten wurde. Als das edle Freundespaar den Herakles erblickt, strecken sie beide die Arme sehnsüchtig nach ihm aus, damit er sie durch seine Kraft

befreie und wieder zum Leben erwecke. Als er nun den Theseus bei der Hand faſste, gelang es ihm, diesen zur Auferstehung zu vermögen; als er aber dasselbe mit dem Peirithoos versuchen wollte, erdröhnte die Erde und er muſste ihn loslassen. Von dem Askalaphos, der seinen an der Demeter begangenen Frevel büſste, wälzte er den Stein hinweg, unter dem dieser begraben lag. Um die Seelen der Abgeschiedenen mit einem Trunk frischen Herzbluts zu letzen und sie wenigstens auf Augenblicke der irdischen Daseinsfülle dadurch theilhaftig zu machen, schlachtet er einen von des Hades Stieren, welche Menoites, der Sohn des namenbergenden Keuthonymos, weidete. Dieser forderte daher ob solcher frecher Eigenthumsverletzung den Herakles zum Ringkampf heraus, wobei ihn aber dieser in der Mitte des Leibes faſste und ihm die Rippen zerbrach. Der Persephone gelang es indessen, ihn loszubitten.

609. Als er nun nach solchen Vorabenteuern den Pluton um den Kerberos anspricht, gestattet ihm dieser, denselben unter der Bedingung hinwegzuführen, daſs er bei seiner Bändigung sich nicht der Waffen bediene, mit denen er gerüstet erschien. Nachdem er ihn daher bei den Thoren des Acheron aufgefunden hat, wirft er sich auf das Ungeheuer, umschlingt sein Haupt und läſst es nicht los, obwohl er von dem Drachen, in welchen der Schweif desselben auslief, gebissen wurde. Indem er dem Thiere auf diese Weise, durch Panzer und Löwenfell geschützt, den Hals zuschnürt, bändigt er es. Er führt es hierauf bei Trözen

an die Oberwelt und bringt es, nachdem er es dem Eurystheus gezeigt hat, in den Hades zurück. Die Vasenmalereien, welche diesen Gegenstand häufig darbieten, beschäftigen sich vorzugsweise mit der Gängelung des Kerberos. Einmal wird Herakles sogar von Schrecken erfaſst und eilt raschen Schritts davon. Sonst pflegt er ihn auch wohl mit der Keule zu bedrohen oder an einer Schlinge, zuweilen selbst an Ketten nach sich zu schleifen. Hermes und Athene sind seine ständigen Begleiter. Manchmal erscheint Persephone hinter dem dreiköpfigen Ungeheuer, den kühnen Helden mit erhobener Rechten bedeutend, was an ihre Dazwischenkunft bei dem Ringkampf des Menoites erinnert und überhaupt in den Staatshaushalt des Hades einen Blick thun läſst.

610. Selbst nach diesen wenigen und abgerissenen Zügen zu urtheilen, muſs diese Wanderung des Herakles nach der Unterwelt und zu dem Palast des Schattenfürsten zu einer imposanten, an wahrhaft schauerlich erhabenen und tief ergreifenden Momenten reichen Darstellung verarbeitet gewesen sein. Namentlich wird die Befreiung des Theseus einen groſsartigen Wendepunkt dargeboten haben, wie wir einigermaſsen bei Betrachtung eines zwar nur halb verständlichen, aber auch so noch sehr lehrreichen Vasengemäldes ahnen lernen. In diesem erscheint zwar Herakles nicht selbst, sondern sein Begleiter Hermes, mit dem Dionysos verbunden ist. Der Todtenführer faſst den durch Namensinschrift bezeichneten Theseus bei der Rechten, um ihn mit sich fortzu-

reifsen, während sein Freund Peirithoos, der mit ihm ganz gleich gewappnet erscheint, ihn von hinten umklammert und nicht ziehen lassen will. Der Kampf, welcher im Innern des von doppelter Sehnsucht ergriffenen Theseus vorgeht, ist prachtvoll angedeutet. Die Erscheinung des Dionysos wird sich wohl dadurch erklären lassen, dafs dieser Gott hier, wie anderwärts, die Stelle der Demeter einnimmt, deren Geheimcult in diesem ganzen Mythus von der Todtenfahrt des Herakles eine so wichtige Rolle spielt.

611. Das lange Verweilen des Herakles in der Unterwelt hat dem Euripides das Grundmotiv zu seiner für uns, die wir nichts Aehnliches aus dem Alterthum besitzen, unvergleichlich schönen Schilderung der Raserei des Herakles hergeben müssen, in welcher er die Megara sammt ihren Kindern niedermetzelt. Als er von dieser letzten und gefahrvollsten Unternehmung heimkehrt, findet er sein Haus in fremder Gewalt. Lykos hat den Kreon vom Thron gestofsen und ermordet, und ist im Begriff, dessen Frau und Kinder sammt seinem greisen Vater, dem vormals stolzen Sieger der Taphier, aus dem Weg zu räumen. Da erscheint im Augenblick der höchsten Noth der aus der Unterwelt wiederkehrende Held und stöfst den verwegenen Eindringling nieder. Als aber das Rettungsopfer dargebracht wird und die Schale den Altar umkreist, wird Herakles plötzlich von Wahnsinn erfafst. Seine grofsen Heldeneigenschaften verkehren sich in finstere Leidenschaften; einem Löwen gleich, der Blut geleckt hat, stürzt er sich auf alles,

was Blut in seinen Adern hat. Er wähnt, sich dem Eurystheus gegenüber zu befinden, der ihn während jahrelanger Dienstzeit so schmählich behandelt hat. Racheschnaubend wirft er sich auf Weib und Kind, weil er sie für den Herrscher von Mykenä und dessen Zugehörige ansieht. Er droht sogar, das Haus einzureifsen, weil er es für die aus kyklopischen Steinmassen aufgethürmten Mauern Mykenä's hält, und sinkt zuletzt, als er eben den eigenen Vater ermorden will, ermattet zu Boden, indem er von der Pallas Athene, die hier rettend einschreitet, mit einem Stein auf die Brust getroffen wird. So findet ihn Theseus eben erwachend und an den Stumpf einer von ihm entwurzelten Säule gefesselt wieder und wird nun zum Beschwichtiger der namenlosen Schmerzen, die ihn, als er aus seinem Irrwahn erwacht, mit gleicher Macht erfassen, wie früher die Leidenschaften wilder Zorneswuth. Diese auf die wunderbaren Gemüthseigenschaften des Helden tief eingehende Schilderung ist für das Verständnifs seines ganzen Charakters, ja seiner an tragischen Wechselfällen überreichen, räthselhaft verschlungenen Lebensbahn von dem höchsten Werth für uns. Sie gewährt uns Blicke in sein Inneres, welche gar manchen befremdlichen Zug seines Wesens begreiflich erscheinen lassen. Der Zorn der Here, unter dem sein ganzes Lebensgeschick verläuft, wird auf seine wahre Bedeutung zurückgeführt. Er spiegelt sich in seinem eigenen, sonst so edlen Herzen und antwortet dem Machtgebot der Göttin wie ein den Schall tausendfältig zurückwerfendes Echo mit Donnerge-

brüll. Als aber der Sturm vorüber ist, und die grofse Seele das selbstverschuldete Elend überschaut, wird sie einer wahrhaft erhabenen Ruhe theilhaftig und findet da, wo allein noch Labe für sie zu verhoffen ist, in der Freundschaft, süfsen Tröst und Beruhigung, ja einen sicheren Hafen, welcher den Stützpunkt für neue Unternehmungen und Grofsthaten darbietet.

612. Wenn uns die Tragödie des Euripides die namenlosen Sorgen und Mühen, welche der Held während einer langjährigen Dienstzeit zu ertragen gehabt hat, in einem grofsartigen Gemälde überblicken läfst, das einen um so erschütternderen Eindruck auf uns hervorbringt, als der glorreiche Ueberwinder in demselben Augenblick in tiefstes Weh zurückgestürzt wird, in welchem er die Früchte seiner Ausdauer und seines nimmer wankenden Muths geniefsen sollte, so sind dagegen die Bildwerke offenbar frühzeitig bemüht gewesen, die zwölf auserlesenen Grofsthaten, durch die er sich die Unsterblichkeit verdient hatte, in einen Kranz von Darstellungen zusammenzufassen, die vorzugsweise die Vielseitigkeit seiner athletischen Ausbildung vergegenwärtigen. Als ein solches, den ganzen Cyclus vollständig begreifendes Denkmal verdient die capitolinische Ara hauptsächlich Beachtung, ein Werk sehr feiner Vollendung, welches den alterthümlichen Kunstvortrag in geschmackvoller und zarter Durchführung zeigt. Hier sehen wir die erhabene Heldengestalt des Herakles zwölfmal, aber in so anmuthigem Wechsel und in so geschickter Anordnung wiederkehren, dafs man in jeder Gruppe einen neuen Heros

zu erblicken meint. In dieser Beziehung stehe ich nicht an, es ein Meisterwerk zu nennen, welches, wenn es nicht seiner materiellen Ausführung nach so alt ist, als der Styl, den es zeigt, jedenfalls von einem Vorbild stammt, das einer sehr guten Zeit angehört. Die erste Gruppe stellt den Herakles nach seinem Sieg über den nemeischen Löwen dar, dessen Fell oder Leichnam er bei der Mähne gepackt hält und stolz vor sich hinblickt. Die zweite Gruppe bezieht sich auf den Kampf mit der siebenköpfigen Hydra, welche den einen Fuſs des Helden mit ihrem Schweif umschlungen hält. In der dritten sehen wir ihn von der Wucht des erymanthischen Ebers belastet. Obwohl von allen drei Figuren der obere Theil oder der Kopf weggefallen ist, so ist doch der Rest der Darstellung so ausdrucksvoll, daſs man das Ganze im Geist zu erblicken meint. — Auf der zweiten Seite der Ara erblicken wir den Helden auf der kerynitischen Hirschkuh knieend, die er in schnellem Lauf eingeholt hat. Daran reiht sich die meisterhafte Darstellung des Bogenschützen, welcher die Stymphaliden mit ferntreffenden Pfeilen hoch aus der Luft herabholt. Die sechste Arbeit bildet dann einen Wendepunkt, auf welchem dem umsichtigen Helden wie auf halbem Wege kurze, aber süſse Rast gegönnt ist. Er sitzt an dem Ufer des durch ihn gegrabenen Canals, dessen Gewässer die Viehhöfe des Augeas ohne sein ferneres Zuthun säubern. — Um so schwerer ist die Arbeit, mit der die dritte Reihe eröffnet wird. Hier trägt er die Riesenlast des kretischen Stiers auf seinen Schultern. Nächstdem hat er

den Diomedes mitten unter seinen blutdürstigen Stuten mit gewaltiger Keule niedergeschmettert, und in ähnlicher Weise kämpft er gegen den dreileibigen Riesen von Erytheia, dessen Gestalt nur symbolisch angedeutet ist. — Auf der vierten Seite sind die Erbeutung des Aresgürtels, die Bändigung des Kerberos und das Hesperidenabenteuer zusammengedrängt. Die Amazonenkönigin kniet vor dem siegreichen, stolz, aber grofsmüthig herniederblickenden Helden, der den Gürtel mit der Rechten gefafst hält. Während hier die That als vollendet angedeutet erscheint, erblicken wir ihn dagegen bei der Einholung des Höllenhunds in vollen Kampfesmühen. Er schleift das dreiköpfige Ungeheuer, dem er ein Band um den Hals geworfen hat, mit aller Anstrengung, deren er fähig ist, nach sich und eilt ermüdet dem Ziel seiner Wanderung zu. Den Schlufs bildet der Hesperidenbaum, von dessen Zweigen er voll edler Genugthuung die goldenen Aepfel abpflückt, die ihm bald als Liebes-, bald als Kampflohn zu Theil werden sollten. Denn wir haben bereits gesehen, dafs er sie entweder durch die vermittelnde Gunst der schönstimmigen Wächterinnen der jenseits des Nordwinds gelegenen Gärten empfängt, oder aus den Händen des Eurystheus selbst zurückerhält. — Wäre die Reihe der Heraklesthaten, mit denen der Tempel von Olympia geschmückt war, gleich vollständig auf uns gekommen, so würden wir allerdings des eben betrachteten Denkmals vergessen können. So aber ist es als eine in ihrem organischen Verband erhaltene Zusammenstellung so bedeutsamer

Bilder von grofsem Werth für uns, indem es uns mit der Gesammtvorstellung bekannt macht, welche sich das Alterthum von dem universalen Wesen des Herakles gebildet hatte. Seine palästrische Vielseitigkeit, wie sie hier mit bedeutsamen Zügen geschildert ist, machte ihn natürlich zum unerreichbaren Muster der griechischen Jugend, für die solche Bilderreihen eine Quelle der reinsten und fruchtbarsten Begeisterung gewesen sein müssen. Für eine Ara des Herakles aber gab es keinen schöneren und ruhmreicheren Schmuck.

613. Ein treues Bild des Euripideischen Herakles gewährt uns der farnesische Colofs, ein Werk, dessen Urtypus einer Zeit angehört, welche auch das Ideal dieses Heros zur dramatischen Vollendung gebracht hatte. Um dazu zu gelangen, bedurfte es nazionaler Erlebnisse und innerer Erfahrungen, die selbst den Griechen erst verhältnifsmäfsig spät geworden sein mögen. Denn der Charakter desselben geht keineswegs in körperlicher Kraftfülle und unversiegbarem Lebensmuth auf, sondern ist wesentlich nach innen gekehrt, verbirgt eine gemüthliche Tiefe unter den Aeufserungen fast roh scheinender Natürlichkeit und ist der Quell der edelsten Herzensregungen, die schnöder Undank, bittere Erfahrungen und die Reue über selbstverschuldetes Weh und Elend nicht zu ersticken vermögen. Wir erblicken in jenem erhabenen Standbild des Glykon den auf Augenblicke daseinsmüden Heros, wie er sich auf seiner von der Löwenhaut gleichsam überpolsterten Keule mit der schweren

Wucht seines ermatteten Körpers auflehnt und im Geiste die endlosen Mühen und Drangsale überblickt, durch die er hindurch gegangen ist. Er scheint zu erwägen, daſs alles, was er gethan und gelitten, schlieſslich doch nutzlos gewesen sei, daſs die Früchte seiner Thaten einem Anderen gehören, in dessen Frohndienst er noch jetzt auszuharren verpflichtet ist. Seine Gedanken treten in eine rückläufige Bewegung ein, und die ernste Ruhe, welche auf seinen Zügen liegt, ist der Vorbote jener stürmischen Aufregung, die mit der Empörung gegen das eigene Lebensloos, gegen den Walter seines Geschicks und gegen sein eigenes häusliches Glück endet. Denn es liegt in der irdischen Natur des Menschen tief begründet, daſs, wenn sie einmal von Unmuth erfaſst wird, sich ihre edelsten Eigenschaften in ihr Gegentheil verkehren. Herakles aber steht, trotz seiner übergewaltigen Anlagen, in diesem Bildwerk ganz als Mensch vor uns. Er selbst sagt beim Euripides, daſs der Seelenschmerz, den ihm sein eigenes unbewachtes Handeln bereitet habe, alles das Ungemach aufwiege, welches erwährend jahrelanger Knechtschaft erduldet. Wenn wir uns in seinen Anblick vertiefen und das Mitgefühl, zu dem wir beim allmählich erwachenden Verständniſs dieser tief ausgeprägten, aber uns Alltagsmenschen ungewohnten Charakterzüge fortgerissen werden, vorwalten lassen, so werden wir zuletzt von denselben Empfindungen ergriffen, die bei ihm die Oberhand zu gewinnen drohen. Diese Miſsstimmung über der Welt Eitelkeit und Leere spiegelt sich aber nicht blos auf

dem in Tiefsinn versenkten Antlitz des Helden ab, sondern eine ähnliche Abspannung hat sich aller Systeme des Riesenleibes bemächtigt. Wie einen Löwen, der, in einen Käfig eingeschlossen, sich der ihm inwohnenden Kraft nur mit Wehmuth erinnert, weil er sie zu entfalten keinen Gelafs, sie in Thätigkeit zu versetzen keinen Beruf fühlt, so sehen wir hier den von Ueberfülle strotzenden Nacken, der sogar die Himmelskugel zu tragen vermocht hatte, muthlos gebeugt, die sonst von unbewufsten Lebenstrieben schwellenden Muskellagen erschlafft und die ganze Gestalt in einer Lage verharrend, welche mit ihrem eigensten Wesen in Widerspruch zu stehen scheint. Gerade durch diese Gegensätze aber hat der Schöpfer dieses gewaltigen Werks das Leben, welches unserem Heros unvertilgbar inwohnt, und das sich nur für Augenblicke von der Oberfläche zurückgezogen hat, um so ausdrucksvoller zu schildern vermocht. Sobald wir uns diese Gestalt in Bewegung gerathend denken, erbeben wir vor den überschwenglichen Kraftäufserungen eines solchen Riesenleibes. Wir lernen das Unheil ahnen, welches ein so geartetes Individuum um sich zu verbreiten im Stande sein würde, und das Bild, welches uns Euripides von dem Wahnsinn, der es erfafst hat, entwirft, tritt mit seiner ganzen Schreckhaftigkeit vor unsere Seele. Aber auch ohne an dieses Aeufserste zu denken, gewahren wir die Neigung des Herakles, aus einem ähnlichen Zustand der Apathie plötzlich zum vorschnellen Handeln überzugehen und auf diese Weise durch unüberlegte Anwendung seiner

Ueberkraft Schaden anzurichten, der sich nicht wieder ersetzen läſst. Schlieſslich aber hebt sich dieses ganze Charakterbild von dem wunderbar schön gestimmten Hintergrund einer unergründlich tiefen Gemüthlichkeit ab, welche selbst das stolzeste Heldenherz wahrer Reue und aufrichtiger Buſse zu öffnen und eine Wiedergeburt des eigenen Innern einzuleiten augenblicklich bereit ist, sobald der Strahl göttlichen Lichts die verübte Missethat beleuchtet und ihm zur Selbsterkenntniſs verhilft. An keinem anderen Helden des Alterthums bewahrheitet sich daher der tiefsinnige Spruch des Homer auf eine so groſsartige und ergreifende Weise, dem zufolge die Herzen der Edelen heilbar sind, wie am griechischen Herakles.

614. Die Vollendung der zwölf Arbeiten bildet den ersten groſsen Lebensabschnitt in dem Mannesalter des Herakles. Erst jetzt erfolgt die Auflösung der Ehe mit der Megara, die das Epos als noch lebend annimmt und sie durch Herakles selbst bei seiner Heimkehr nach Theben seinem treuen Freund und Gefährten Iolaos zum Weibe geben läſst. Ihn dagegen führt der neu erwachte Thatendrang nach Oechalia, wo König Eurytos seine Tochter Iole demjenigen verheiſsen hatte, welcher ihn, den groſsen Meister im Anziehen des Bogens, und seine Söhne, die in dieser Kunst gleichen Ruhm erlangt hatten, im Pfeilschieſsen übertreffen würde. Herakles, der für seinen Schüler galt, siegte und verlangte nun den versprochenen Kampfpreis. Eurytos aber und seine Söhne, mit Ausnahme des Iphitos, verweigerten ihm

nun die Hand der Iole, weil sie befürchteten, er möge gegen deren Nachkommen in gleicher Weise wüthen und sie tödten, wie die Kinder der Megara. Iphitos allein, der älteste der Söhne des Eurytos, erklärte sich zu Gunsten des Helden und stimmte dafür, daſs man ihm die Iole versprochenermaſsen zum Weibe gebe.

615. Als nicht lange nachher Autolykos von Euböa Rinder weggestohlen hatte, äuſserte Eurytos den Verdacht, diese Frevelthat könne durch keinen Anderen als durch Herakles verübt worden sein. Auch diesmal zeigt sich Iphitos dem thebanischen Heros günstig gestimmt. Er glaubt seinem Vater nicht, sondern begibt sich zum Herakles selbst, der gerade aus Pherä kommt, wo er eine seiner ruhmreichsten Thaten verrichtet hatte. Dort hatte er bei dem Admetos eine gastliche Aufnahme gefunden, obwohl dieser von häuslicher Trauer tief danieder gebeugt war. Um den Herakles nicht von seiner Thüre wegzuweisen, hatte er ihm sogar den Tod seiner eigenen Gattin, die an seiner statt gestorben war, verheimlicht und ihm guter Dinge zu sein geheiſsen. Dies thut er auch und schmaust in Kranzesschmuck beim weinduftenden Becher, des Lebens genieſsend, weil es sich noch zum Genuſs darbietet. Aber während er den zu seiner Bedienung zurückgelassenen Sclaven auffordert, mit ihm guter Dinge zu sein und nicht blos dem Dionysos, sondern auch der Aphrodite, der lieblichen Dirne, zu fröhnen, wird er durch diesen über die wahre Sachlage unterrichtet und geht nun mit

gleicher Wärme und echter Freundschaftstheilnahme auf den Ernst des Lebens ein und gelobt dem gastlichsten aller Thessaler, ja aller Griechen, seine Gattin zurückzubringen und wiederum in seine Arme zu führen. Er macht sich auf und ringt selbst mit dem Tod, noch bevor er seine Beute dem Schattenfürsten übergeben kann. Als er sie seinem Gastfreund zurückgibt, heifst er ihn fürderhin die gleiche Gesinnung gegen die seiner Wohnung nahenden Fremdlinge bewahren, wie er sie ihm bewährt.

616. Von solchen Lobpreisungen der Gastlichkeit müssen wir uns die Lippen des Herakles noch übergehend denken, als ihm sein Freund Iphitos begegnet, der ihn auffordert, mit ihm die geraubten Rinder aufzusuchen, was er ihm auch zusagt. Er nimmt ihn gastlich bei sich auf, aber als er darauf wiederum von wahnwitzigem Jähzorn übermannt wird, stürzt er ihn, den Gastfreund, von den tirynthischen Mauern herab. Diese Frevelthat mufste um so gräfslicher erscheinen, als die Heiligkeit des gastlichen Verhältnisses durch ihn selbst so schön hervorgehoben und durch dankbare Erkenntlichkeit gefeiert worden war. Homer, der von den durch Apollodor aufbewahrten Ueberlieferungen nur darin abweicht, dafs er dem Iphitos seine zwölf Stuten, die ihm sammt den Wagenführern abhanden gekommen waren, zu suchen kommt, nennt diese verabscheuungswürdige That mit Grauen. Sophokles, der sich ihm in Betreff des Motivs des Besuchs des Iphitos beim Herakles anschliefst, sagt, dafs Zeus ob solcher Schandthat gezürnt habe, weil

er ihn nicht in offenem Kampf angegriffen, sondern hinterlistig überwältigt habe. Den Beweggrund seines Vergehens erfahren wir nirgends, denn auch Sophokles sagt nur, daſs sein Auge anderswohin gerichtet gewesen sei, als sein Verstand. Als er sich hierauf an den Neleus, den Herrscher von Pylos, wendet, um vom Mord gereinigt zu werden, weist ihn dieser als ein Freund des Eurytos von sich. Er begibt sich daher nach Amyklä, wo er durch den Deïphobos, den Sohn des Hippolytos, von der Blutschuld gereinigt wird. Dies aber genügte nicht. Er wird in Folge der verübten Frevelthat von einer furchtbaren Krankheit, dem Bild eines verheerenden Gemüthsleidens und tiefen Seelenschmerzes, heimgesucht und wendet sich, um von dieser zu genesen, in seiner Noth nach Delphi, das Orakel zu befragen.

617. Als nun aber die Pythia auf seine Anfragen keinerlei Antwort geben wollte, wird er auf's Neue von Jähzorn erfaſst und schickt sich an, das Heiligthum zu plündern. Er packt den mächtigen ehernen Dreifuſs und schleppt ihn auf seinen Schultern hinweg, in der Absicht, einen eigenen Sehersitz zu gründen. Er geräth darüber mit dem herbeieilenden Apollo in Kampf und Streit, bis Zeus beide durch einen zwischen sie geschleuderten Blitzstrahl trennt. Dieser merkwürdige Gegenstand findet sich auf mehreren, wahrscheinlich von einem gemeinsamen Urbild stammenden Basreliefs dargestellt und die vulcenter Vasenmalereien haben uns mit einer so groſsen Anzahl ähnlicher Schilderungen bekannt gemacht, daſs

wir annehmen müssen, es sei dies einer der meist verbreiteten und volksthümlichsten Vorwürfe alter Kunst gewesen. Bei den Schriftstellern finden sich nur wenige flüchtige Andeutungen dieses mythischen Ereignisses, an dem sich, der Beschreibung einer beim Pausanias erwähnten Gruppe zufolge, Artemis und Latona einerseits und Pallas Athene andrerseits, aber in begütigendem Sinne, betheiligt hatten, ganz ähnlich, wie wir es auf einer vulcenter Hydria dargestellt sehen, wo sich dem Apollo und der Artemis Hermes, und der Pallas auch noch Zeus beigesellt. Auf einer Amphora mit rothen Figuren sehen wir statt des letzteren die Pallas zwischen die feindlichen Brüder in die Mitte treten und den Herakles, welcher die Keule gegen den wehrlosen Apollo schwingt, mit versöhnlichen Worten anreden. Unter den Basreliefdarstellungen dieses Gegenstandes ist die berühmteste diejenige, welche sich auf der einen Seite der Dresdener Candelaberbasis befindet. Auf dieser findet sich auch der heilige Erdnabel angegeben, bei dem Apollo seinen Orakelsitz hatte. Beide, Herakles sowohl wie Apollo, sind als bartlose Jünglinge dargestellt und der Gegensatz von physischer Kraft und musischer Bildung ist bis in alle Einzelheiten hinein durchgeführt. Herakles ist in die Löwenhaut gehüllt, während von den Schultern des Apollo eine leichte Chlamys herabhängt; jener führt einen scythischen Bogen, dieser ein an beiden Enden leicht gebogenes Horn. Apollo hält das heilige Geräthe als sein Eigenthum mit kühnem Griff gefafst, während Herakles

mit der Keule dreinzuschlagen droht und auch hierbei seine angeborene Heftigkeit bekundet. Für die Alten, welche den Werth und die Vorzüge palästrischer und musischer Bildung beständig gegen einander abzuwägen gewohnt waren, mufste dieser Gegenstand sehr bald von einer ganz allgemeinen Bedeutung werden, der er dann offenbar seine endlose Verbreitung verdankt. Denn beide Richtungen des praktischen Lebens erschienen hier dermafsen gleich berechtigt und gleich wichtig, dafs es des Einschreitens des Zeus selbst oder der Pallas bedurfte, um den entstandenen Conflict zu lösen.

618. Nachdem dieser Zwist ausgeglichen worden war, empfängt Heraklēs den Orakelspruch, der dahin lautete, dafs er, um von seinem Leiden zu genesen, sich als Sclave verkaufen lassen und drei Jahre dienen müsse, von der gelösten Summe aber dem Eurytos das Blutgeld zu zahlen habe. Dies war ein Verdammungsurtheil, welches noch weit härter lautete, als jenes erste, durch welches er sich dem Eurystheus zu verdingen veranlafst worden war. Denn jetzt sollte er nicht blos seiner Unabhängigkeit beraubt, sondern auch zum Sclaven herabgewürdigt werden. Indem der Mythus das Verhältnifs in diesem Sinne fafst, ist er gleichzeitig bemüht, es als tief entehrend darzustellen. Hermes nemlich verkauft den Herakles an die Omphale, die Tochter des Jardanes, welcher ihr Gemahl Tmolos die Herrschaft über die Lyder bei seinem Tode hinterlassen hatte. Diese nun erniedrigt ihn dadurch, dafs sie ihm weibische Be

schäftigungen aufträgt, über die er seiner früheren Heldengröſse und selbst seiner Mannhaftigkeit gänzlich vergiſst und in orientalische Weichlichkeit völlig versinkt, während Omphale sich der Abzeichen seines Ruhms, der Löwenhaut und Keule, bemächtigt und in der Weise der Semiramis das Regiment führt. Eurytos aber, dem Hermes den Erlös des Sclavenverkaufs als Blutgeld für den ermordeten Iphitos übergeben wollte, wies dies zurück, so daſs trotz aller dieser Demüthigungen und Opfer der alte Groll nicht einmal ausgeglichen war, sondern wie der Funke unter der Asche fortglimmte und zuletzt noch die letzte, entscheidende Katastrophe herbeiführen hilft.

619. Die bildende Kunst hat dieses Verhältniſs des Herakles zur Omphale als das einer gemein sinnlichen Liebe aufgefaſst, bei dem sich die Ordnung der Welt verkehrt und die Männerwürde durch fades Geckenthum zerstört wird. Eine vormals farnesische Gruppe des Museums von Neapel vereinigt beide Gestalten zu einem bedeutsamen Contrast. Der bärtige Heros, mit einer Weiberhaube und lang herabgehendem, unter der Brust gegürtetem Gewand angethan, führt Spindel und Rocken und lauscht mit selbstgefälligem Blick des Beifalls seiner Herrin, die schmeichelnd die linke Hand auf seine Schulter legt und sich ihres Triumphs stolz erfreut. Sie hat sich selbst mit der Löwenhaut, die sie ihm abgenommen, geschmückt und hält die Keule gebieterisch in ihrer Rechten. Kaum kann es ein Bild gröſserer Erniedrigung geben,

als diese alle Schwächen des Männerherzens und die Uebermacht weiblicher Verschlagenheit genau und fein berechnende Darstellung. Der unbeugsame Muth des gewaltigen Helden löst sich, wie bei einem Zersetzungsprozeſs, in ein jede Freiheit des Willens lähmendes Empfindungsspiel auf. Er, der sonst unter den Befehlen des Eurystheus seufzte, aber der Pflicht willig gehorchte, fühlt sich jetzt durch die launenhaften Anmuthungen eines schwachen Weibes geschmeichelt und geehrt. Omphale aber hat kein Wohlgefallen an seinen Heldentugenden, sondern erlustigt sich nur an der Tyrannei, die sie über sein Herz ausübt, mögen dabei auch alle seine Edeleigenschaften zu Grunde gehen und tief herabgewürdigt werden. Die Einzeldarstellungen dieser Heroine sind namentlich in Gemmenbildern überaus zahlreich. Die Bändigerin des Heraklesherzens muſste in den Zeiten sittlichen Verfalls und schnöden Weiberregiments für die gröſste Erdenmacht gelten, auf die man in Scherz und Ernst mannigfach anzuspielen liebte. Häufig sehen wir daher die Attribute des Herakles in gleichem Sinne auf Eros selbst übertragen.

620. Eine unter den Ruinen des alten Antium entdeckte Mosaik, welche im capitolinischen Museum aufbewahrt wird, stellt den Herakles, bis an die Hüften mit einem Weiberhemd bekleidet, spinnend dar. Eine durch den Palmbaum als asiatisch bezeichnete und groſsartig gedachte Landschaft erinnert an Lydien, den Schauplatz seiner Erniedrigung. Schild und Keule sind in einiger Entfernung wie eine Trophäe

aufgerichtet. Selbst der Skyphos, den der lebenslustige Held sonst beim frohen Mahle so gern zu führen pflegte, liegt am Boden und ein Thyrsusstab ist sammt einer daran befestigten Traube, gleich mifsachtet, an eine Felsenbank gelehnt zu erblicken. Im Vordergrund aber sind Liebesgötter um einen mit leichten Banden gefefselten Löwen beschäftigt. Der eine ist im Begriff, dem König der Thiere ein Tuch umzulegen, ein anderer scheint die Cymbeln zu schlagen und ein dritter pfeift dem Herakles auf der Syrinx etwas vor.

621. Von einer wegen des Contrastes grofsartigen Gesammtwirkung ist der Votivstein einer gewissen Cassia Priscilla, der aus dem Museum des Cardinals Borgia stammt. Dieser stellt den Herakles jugendlich, mit Keule und Löwenhaut in dem Augenblick dar, in welchem die Omphale die Hand auf seine Schulter legt und gleichsam Besitz ergreift von dem Helden, dessen zwölf Grofsthaten den Rahmen zu dieser bedeutungs- und beziehungsreichen Darstellung bilden. Obwohl von seiner künftigen Erniedrigung noch keine Spur durchblickt, so ist sie doch symbolisch dadurch angedeutet, dafs am Sockel auf der Seite der Omphale Köcher und Bogen angegeben sind, während unter dem Herakles die Spindel mit dem Wollkorb erscheint. — Aehnliche Gegensätze haben namentlich die Steinschneider mit Vorliebe auszubeuten gesucht und auf das anmuthigste zu behandeln verstanden. Dahin gehört unter anderen die sinnvolle Darstellung des knieenden Herakles, der unter der Last eines kleinen, auf seinen Schultern hockenden

Liebesgottes seufzt, der ihn wuchtvoller zu Boden drückt, als der ganze Sternenhimmel, welchen Atlas ihm bei Gelegenheit des Hesperidenabenteuers aufgehalst hatte. Vergebens schwingt er mit mächtiger Faust die knotige Keule. Ihn hält eine Macht gebannt, gegen die keine physische Kraftäufserung etwas vermag. Der schalkhafte Knabe hält den Nacken des tiefgebeugten Helden fest umklammert und blickt voll süfser Genugthuung gen Himmel, gleichsam als wolle er die Aphrodite fragen, ob er auf diese Weise ihren Beifall verdiene. Die entnervende Gewalt gemein sinnlicher Liebe, die auch das Heldenherz zu beschleichen weifs, läfst sich aber kaum auf eine beziehungsreichere und ausdrucksvollere, dabei einfachere und lieblichere Weise veranschaulichen, als es hier geschehen ist.

622. Während des Sclavendienstes bei der Omphale soll Herakles die Kerkopen bei Ephesos abgestraft haben. Diese, nichtsnutzige Jungen, die ursprünglich bei den Thermopylen gehaust haben sollten, versetzt die Sage nach Kleinasien, um sie dem Schauplatz der Demüthigung des Herakles näher zu rücken. Wir müssen sie uns den entnervten Helden verhöhnend denken. Dieser aber, durch ihre Neckereien aufgereizt, ermannt sich, bindet sie an Händen und Füfsen, hängt sie an den beiden Enden eines Tragbalkens kopfunter auf und ist im Begriff, sie wie gefangenes Geflügel wegzuschleppen. Während sie aber in dieser Lage verharren, gewahren sie den schwarzen Hintern des Helden, der von diesem Ab-

zeichen auch den Namen Melampygos führt. Sie erinnern sich einer drohenden Vorhersagung ihrer Mutter Theia, welche sie vor dem Melampygos gewarnt hatte, und erzählen dieselbe dem Herakles, der nicht umhin konnte, darüber zu lachen, und die närrischen Kerle laufen liefs. Diese komische Erzählung findet sich nicht blos auf Vasenbildern, sondern auch auf einer der uralten Metopen des mittleren Tempels der Akropolis von Selinus dargestellt. Dieser letztere Umstand weist auf eine ernste Auffassung dieser Sage hin, während die Stelle, welche ihr im Epos angewiesen ist, offenbar auf eine humoristische Behandlung schliefsen läfst. Durch eine solche mag die Rückkehr des Herakles zur Manneskraft eingeleitet gewesen sein.

623. In einer ähnlichen Weise mag auch das Abenteuer beim räuberischen Syleus angeknüpft gewesen sein. Dieser, welcher in Aulis hauste, zwang jeden vorbeiziehenden Wanderer, seinen Weinberg zu graben. Auch dem Herakles muthete er solche Sclavenarbeit zu. Eine vulcenter Schale des Herrn von Bammeville zeigt uns, wie er dies mit einer solchen Gewalt thut, dafs die Reben sammt den Wurzeln hoch in die Luft fliegen. Der kahlköpfige Barbar eilt mit einem Hammer herbei, ihm das Handwerk zu legen. Jetzt aber offenbart der verkannte Heros erst seine ganze Heldenkraft. Auf der anderen Seite des erwähnten Gefäfses sehen wir ihn den riesenhaft gebildeten, zottigen Räuber würgen und ob seiner an den Fremden verübten Frevel an dem Leben strafen. Seine Tochter Xenodike, die mit ihm gleiches Schick-

sal getheilt haben soll, scheint im Inneren der Schale dargestellt zu sein, wo sie an einer Art von geweihtem Schenktisch libirt. Der Vasenmaler mag hierbei der anderen Ueberlieferung gefolgt sein, nach welcher der Bruder des Syleus, Dikäos, der Gerechte, genannt, ihm dessen Tochter, die Personificazion des Gastrechts, zum Weibe gegeben hatte.

624. Wahrscheinlich dachte man sich dieses und das nächst folgende Abenteuer auf die Rückkehr des Herakles aus der Sclaverei der Omphale fallend. Es wird nemlich erzählt, daſs er bei seiner Landung auf der Insel Doliche auf den an's Gestade ausgeworfenen Leichnam des Ikaros gestoſsen sei. Da er denselben bestattet und besagte Insel danach Ikaria genannt habe, sei ihm dafür durch Dädalos ein lebensähnliches Standbild in Pisa errichtet worden. Als Herakles dieses bei nächtlicher Weile erblickt und nicht weiſs was es damit für eine Bewandtniſs hat, wirft er in einer Aufwallung seiner verhängniſsvollen Heftigkeit danach mit einem Stein, wie nach einem lebenden Wesen. Obwohl diese Sage aller bedeutsamen Einzelheiten verlustig gegangen zu sein scheint und in ihrer gegenwärtigen Nacktheit wenig ausgibt, so ist doch dieser vereinzelte Zug für sein ganzes Wesen höchst charakteristisch. Indessen ist auch hier die Spur komischer Behandlung unverkennbar.

625. Es ist wohl nicht ohne Bedeutung, daſs die Zeit, während welcher Herakles bei der Omphale in tiefster sittlicher Erniedrigung verweilt und Sclavendienste verrichtet, mit der zusammenfällt, auf welche

die Fahrt nach Kolchis, die kalydonische Eberjagd und die erste Heldenfahrt des Theseus über den Isthmos durch den Mythus verlegt wird. Allerdings wird zwar Herakles auch im hehren Argonautenkreise genannt, allein er geht mit demselben durchaus keinen festen organischen Verband ein, und die Sage, welche sich auch seine Heldengröſse episodisch anzueignen versucht, ist gleichzeitig bemüht, ihn wiederum daraus zu beseitigen. Seine Beziehung zu diesem Nazionalabenteuer wird daher in dem Zusammenhang der gegenwärtigen Darstellung, die auf einer epischen Grundlage ruht, am besten mit Stillschweigen übergangen, weil sonst die ganze poetische Anlage und sinnvolle Verknüpfung scheinbar so heterogener Thatsachen leicht aus den Fugen gerathen könnte und den wesentlichen Theil ihrer Reize, die gerade in der Gegenüberstellung so geschickt berechneter Gegensätze und tief innerlich motivirter Katastrophen bestehen, nothwendig einbüſsen müſste.

626. Die epische Verarbeitung, in welcher die Heraklessage durch die sorgfältigen Auszüge des Apollodor auf uns gekommen ist, gibt sich besonders auch dadurch kund, daſs die einzelen Partieen des Mythus von Episoden und Zwischenereignissen gleichsam durchwoben sind. Während die bildende, ja selbst die dramatische Kunst genöthigt ist, weit auseinander liegende, aber innerlich verknüpfte Begebenheiten ohne Rücksicht auf Zeit- und Ortstrennung zusammenzufassen und unter einen einzigen Brennpunkt zu bringen, liebt es der epische Sänger,

den Faden der Erzählung erst dann wieder aufzunehmen, wenn der Stoff die Schichten der Erzählung so zu sagen auf's Neue durchbricht und ihn mit Begeisterung wieder mitten in die Sache hineinreifst. Für die Entwickelung des Charakters des Haupthelden, der sich nicht blos im Einzelnen, sondern im grofsen Ganzen und im Strom der Ereignisse zu bewähren hat, ist dies ganz besonders günstig. In unserem Falle ist es daher von einer imposanten Wirkung, dafs wir den Herakles unmittelbar nach seiner Entlassung aus der Sclaverei der Omphale seine alten Rachepläne wieder aufnehmen sehen. Sobald er von seiner Krankheit befreit ist, rüstet er einen Zug von Freiwilligen auf achtzehn funfzigruderigen Schiffen aus und segelt nach Ilion, wo König Laomedon, der ihn um den feierlich zugesagten Lohn für die Befreiung der Hesione betrogen hatte, herrscht. Nachdem er die Flotte in der Obhut des Oïkles, des Immerberühmten, zurückgelassen hat, greift er die landeinwärts gelegene Stadt mit einer Schaar auserlesener Streiter an. Gleichzeitig aber wirft sich Laomedon mit seinem ganzen Heerhaufen auf die Schiffe und erlegt den Oïkles im Einzelgefecht. Als er hierauf aber zurückgeworfen wird, wird er vom Herakles mit einer Belagerung überzogen, die mit der Erstürmung der Mauern endigt. Bei dieser dringt Telamon zuerst in die Stadt ein, ihm nach Herakles. Als dieser aber seinen Freund voraneilen und ihm den ersten Siegespreis streitig machen sieht, zieht er, rasch, wie er ist, das Schwert auf ihn, indem er es nicht ertragen kann,

daſs ein Anderer für tapferer und stärker gelte als er selbst. Telamon, der dieses in Zeiten gewahrt, macht aus den zunächst liegenden Steinen einen Haufen, und als er vom Herakles wegen seines Beginnens befragt wird, gibt er ihm verschlagenerweise zur Antwort, daſs er dem Herakles Kallinikos, dem Siegesbraven, einen Altar zu errichten im Begriff sei. Darüber zeigt er sich höchlich erfreut und belobt seinen Freund. Nachdem er aber die Stadt eingenommen hat, erschieſst er den Laomedon und seine Söhne mit dem Bogen, den Podarkes allein ausgenommen. Dem Telamon übergibt er die Hesione, des Laomedon Tochter, als Siegespreis und gestattet ihr, von den Gefangenen hinwegzuführen, wen sie wolle. Als sie sich jedoch ihren Bruder Priamos auswählt, erklärt der Held, erst müsse er zum Sclaven gemacht werden, wenn sie dann aber irgend etwas statt seiner gebe, möge sie ihn hinnehmen. Da nimmt sie ihren Schleier vom Haupte, was kaum eine andere Bedeutung haben kann, als daſs sie dem Telamon ihre Hand für den zum Kauf ausgebotenen Bruder bietet. Podarkes aber hieſs seitdem Priamos, der Gekaufte. Mit ihm blieb der Saame neuer Zwietracht und Kämpfe zurück, die wir nachmals, als Herakles längst nicht mehr auf Erden weilte, nur durch die Mithülfe des Bogengeschosses, welches des Knaben verhängniſsvollerweise verschont hatte, dauernd beendigt sehen werden. Denn treulos ist das Geschlecht des Laomedon und nur des Unterganges werth. In der Mosaik, auf der wir die Befreiung der Hesione durch Hera-

kles und Telamon bereits geschildert gesehen haben, ist der tragische Untergang von Ilion durch ein in Flammen aufgehendes Haus angedeutet. Dieser Umstand weist darauf hin, daſs der Künstler jene erste Befreiung der Hesione und ihre später erfolgte Einholung vermöge einer symbolischen Contraction als ein einziges Ereigniſs dargestellt hat, ohne deshalb die wahre Sachlage zu miſskennen. Da es ihm zunächst und am meisten darauf ankommt, den Gesammtgehalt des Mythus in einem einzigen Bild und mit einem Male vor Augen zu bringen, so rückt er die Haupterscheinungen so zusammen, daſs sie in einen Wechselverband treten, dem ähnlich, welcher allen geschichtlichen Ereignissen unsichtbar zu Grunde liegt, ohne daſs sterblicher Schwachsinn es zu ahnen vermag. In dieser echt poetischen und darum wahren Veranschaulichung des pragmatischen Zusammenhangs der Weltbegebenheiten hat die historische Malerei zu allen Zeiten, besonders aber im classischen Alterthum, wo die Schilderung stets von der Idee ausgeht, ihre vorzügliche Kraft und Gröſse bethätigt.

627. Als Herakles von Troja absegelte, sandte Here, die den Zeus durch den Schlafgott in Schlummer gewiegt hatte, heftige Stürme. Hierüber ist jener beim Erwachen so aufgebracht, daſs er sie zur Strafe zum Olympos heraushängt. Unterdessen wurde Herakles auf die Insel Kos verschlagen, deren Bewohner ihn für den Anführer eines Seeräuberzugs nahmen und ihn durch Steinwürfe vom Landen abzuhal-

ten suchten. Durch einen nächtlichen Ueberfall gelang es ihm jedoch, die Insel zu nehmen. König Eurypylos, der Sohn der Astypalaia und des Poseidon, wird getödtet, Herakles selbst aber im Handgemenge durch den Chalkodon, den Erzbezahnten, verwundet. Da ihn Zeus dem Geschick entreifst, so leidet er kein Ungemach. Dieses blutige Treffen, in welchem Herakles Gefahr lief, zu unterliegen, scheint auf einem Relief des vaticanischen Museums, welches unter einem Dreifufs angebracht ist, dargestellt zu sein. Der gewaltige, mit der Löwenhaut bewaffnete Held kniet am Boden und wird hart bedrängt.

628. Mit dieser vorübergehenden Demüthigung des Herakles, die der Dichter schön durch den Heldengrundsatz entschuldigt, dafs, wer Thaten thut, auch Prüfungen erleiden mufs, steht nun in einem imposanten Gegensatz die Sage, der zufolge die Giganten, welche sich gegen die Weltherrschaft des Zeus empört hatten, nicht anders besiegt werden könnten, aufser wenn der erdengeborene Herakles sich an dem Kampf betheilige. Auf den phlegräischen Gefilden wird die Entscheidungsschlacht geschlagen und dem Sohn der Alkmene fällt dabei ein glänzender Ruhmesantheil zu. Die Dichter und die Sagen rühmen seine Pfeile, mit denen er sämmtliche Leichen der durch die verschiedenen Götter erschlagenen Giganten durchbohrt haben sollte. Auf einer grofsgriechischen Vase der Campana'schen Sammlung sehen wir ihn dagegen einen der mit Schild und Speer bewaffneten und zu Boden gesunkenen Jünglinge, die dem Zeus

und seinen Kindern zu trotzen gewagt haben, mit der Keule niederschmettern. Während Ares auf einen anderen, der eben einen Feldstein gegen ihn zu schleudern im Begriff ist, eindringt, sehen wir in den höheren Regionen des Aether den blitzenden Zeus auf einem von der Siegesgöttin geführten Viergespann herbeikommen, zu dessen beiden Seiten Pallas mit der Lanze kämpfend und Artemis pfeilschieſsend erscheinen. In der Mitte ist ein vom Blitzstrahl erreichter bärtiger Gigant mit zottiger Brust und Thierfellbekleidung ohnmächtig zu Boden gesunken. Auf vulcenter Vasen kämpft Herakles vom Viergespann des Zeus oder der Athene herab als Bogenschütze mit.

629. Da die mythologische Erörterung dieses Ereignisses einer anderen Stelle unserer Darlegung aufbehalten bleiben muſs, so haben wir der Theilnahme des Herakles an demselben hier nur kurz gedenken wollen. Apollodor sagt ausdrücklich, daſs dasselbe nach der Eroberung von Kos angesetzt worden und daſs Herakles auf den Ruf der Pallas in Phlegrä erschienen sei. Obwohl die Häufung so vieler Kriegsthaten, die seit seiner Rückkehr aus der Sclaverei der Omphale erwähnt werden, etwas an die Compilazion von zerstreut aufgefundenen Fabeln erinnert, so scheinen doch die einzelen Begebenheiten unter einander poetisch verknüpft zu sein, weshalb es vorerst gerathen sein mag, die überlieferte Reihenfolge streng beizubehalten. Denn sobald man die eine oder die andere mythische Thatsache aus dem Zusammenhang

herauszureifsen versucht, entsteht eine Unordnung, die augenblicklich die Störung des organischen Verbands wahrnehmen läfst. Werden wir uns auch die im Bewufstsein und im Munde des Volks lebende Heraklee als eine aus vielen vereinzelten Liedern bestehende Sammlung denken müssen, zu deren vollständiger Uebersicht nur ein Gelehrter gelangen konnte, da ihr das günstige Geschick der Homerischen Gesänge nie zu Theil geworden zu sein scheint, so hat doch offenbar die nach und nach harmonisch ausgebildete Sage als ein wohlgegliedertes Ganze bestanden und sich den Gebildeten wenigstens, namentlich Dichtern und Künstlern als solches, wenn auch nur im Geiste, dargestellt. Obwohl daher die Auszüge des Apollodor nicht viel mehr darbieten als die Inhaltsanzeigen der Odyssee und Ilias, so sind sie doch auch so von unendlichem Werth und verdienen die sorgfältigste Behandlung, wie wir sie diesen trockenen Angaben der Reihenfolge der Begebenheiten sicherlich angedeihen lassen würden, wenn wir von den Gedichten des Homer nichts anderes übrig hätten.

630. Um die tradizionelle Reihenfolge der Heraklesthaten nicht zu unterbrechen, müssen wir an dieser Stelle auch des Kriegszugs gegen Elis und den König Augeas noch einmal gedenken, da dieser von Apollodor als nicht lange nach der Gigantenniederlage vorgefallen erwähnt wird. Das dazu aufgebotene Heer wird als arkadisch bezeichnet, zugleich aber bemerkt, dafs es durch die tapfersten Freiwilligen aus

ganz Griechenland verstärkt worden sei. Die Söhne der Molione und des Aktor, Eurytos und Kteatos, welche Augeas bei der Kunde von dem Herannahen der Kriegshaufen des Herakles zu Heerführern der Eleer einsetzt, werden als untrennbar verbunden, streng genommen, mit einander verwachsen, wie die drei Leiber des Geryon, und als allen damals lebenden Menschen an Kraft überlegen beschrieben. Den Herakles überfällt während des Feldzugs eine Krankheit, um derentwillen er mit den Molioniden einen Waffenstillstand abschliefst. Als diese aber nachmals seiner Schwäche und seines Leidens inne werden, lauern sie dem führerlosen Heere auf und bereiten ihm eine Niederlage. Herakles ist genöthigt, sich zurückzuziehen. Als aber die Eleer bei der dritten isthmischen Festfeier die Molioniden als Opferherolde absenden, lauert er ihnen bei Kleonä auf und erlegt sie beide. Jetzt erst zieht er gegen Elis und erobert es, bringt den Augeas sammt seinen Kindern um und setzt den Phyleus, der zu seinen Gunsten gegen den eigenen Vater gezeugt hatte, als König ein. Den Beschlufs macht, wie wir bereits gesehen haben, die Gründung der olympischen Kampfspiele, die Errichtung des Altars des Pelops und die Einweihung einer ganzen Reihe von Altären zu Ehren der Zwölfgötter.

631. Nach der Einnahme von Elis wendet sich Herakles gegen Pylos, das er ebenfalls erobert und wo er den Periklymenos, den kräftigsten von Neleus' Söhnen, der als ein Nachkomme des Poseidon die

Gabe besafs, sich in allerlei Gestalten zu verwandeln, in offenem Kampf erlegte. Neleus selbst, der ihm die Entsühnung von dem Mord des Iphitos verweigert hatte, fiel und von seinen zwölf Söhnen blieb der nachmals reisige Nestor allein verschont, welcher bei den Gereniern auferzogen wurde. Bei dieser Gelegenheit söllte Herakles auch gegen den Poseidon, gegen den Apollo, ja gegen den Hades und den Kriegsgott selbst gekämpft und die letzten beiden sogar verwundet haben. Diese Götterschlacht mufs nach den bei verschiedenen Dichtern zerstreut vorkommenden Andeutungen, namentlich nach der erhabenen Stelle des Pindar zu schliefsen, einer der grofsartigsten und berühmtesten Gegenstände der epischen Poesie gewesen sein. Die Weise, in welcher Homer dieses mythischen Ereignisses gedenkt, läfst deutlich wahrnehmen, dafs er dasselbe in alten Liedern bereits ausführlich behandelt vor sich hatte. Im Sinne dieser ältesten Auffassungsweise scheint es mir zu sein, dafs Hades auf dem Schlachtfeld als Todtenwalter mitten unter den dahingestreckten Leichen erscheint und mit dem Herakles selbst handgemein wird. Er eilt von da aus in den Olympos, von Schmerzen gequält, mit dem Pfeil in der mächtigen Schulter. Dort wird er vom Paieon geheilt, der schmerzenbeschwichtigende Kräuter auf die, wäre er nicht unsterblich geschaffen gewesen, tödliche Wunde auflegt. Wahrscheinlich gehört auch die Verwundung der Here, der Herakles einen dreischneidigen Pfeil in den rechten Busen sendet, ebenfalls mit hierher.

Einen ähnlichen Götterkampf, wenn nicht denselben, auf welchen Homer anspielt, sehen wir auf einer agrigentiner Vase dargestellt. Dort tritt Herakles als Bogenschütze dem Apollo, der auch seinen Pfeil bereit hält, kühn gegenüber. Zwischen beiden in der Mitte steht ein Mann mit Knotenstock, der Hades sein könnte. Auf der Rückseite des rundum mit Figuren verzierten Gefäfses erscheint Zeus mit Scepter, der dem Hermes Befehl ertheilt, die streitenden Parteien zu trennen, während Here, dem Apollo folgend, in den Kampf eilt. Letzterer ist von seiner ihm untrennbar verbundenen Schwester begleitet. Vor dem Herakles steht eine Frauengestalt zweifelhafter Deutung. — Denken wir uns diese Herakleskämpfe in einem fortlaufenden epischen Gedicht an einander gereiht und in sinnvoll geordneten Parallelen gegenüber gestellt, so mufs dieser Götterkampf mit der durch die Dazwischenkunft des Herakles entschiedenen Gigantenschlacht einen grofsartigen, vielbesagenden Contrast gebildet haben. Leider besitzen wir von beiden nur kurze, kaum verständliche Andeutungen, was mit daher rühren mag, dafs man sie als weltberühmte, allbekannte Thatsachen einer genaueren, auf Einzelheiten eingehenden Schilderung nicht benöthigt erachtete und daher nur flüchtig an dieselben erinnerte.

632. Nach der Einnahme von Pylos zog Herakles gegen Lakedämon, um die Söhne des Hippokoon, der den Tyndareos, den Gastfreund des Thestios, aus seinem angestammten Herrschersitz vertrieben hatte,

zu bestrafen. Er zürnte ihnen nicht blos deshalb, weil sie dem Neleus beigestanden hatten, sondern ganz besonders um der Ermordung des Sohnes des Likymnios, des Bastardbruders seiner Mutter Alkmene, willen. Als dieser nemlich, Oeonos mit Namen, sich die Königsburg des Hippokoon betrachtet hatte, war er von einem Molosserhund angefallen worden, den er mit einem Steinwurf tödtete. Hierauf waren die Hippokoontiden herbeigeeilt und hatten ihn mit Knitteln erschlagen. Bei dem ersten Racheversuch soll Herakles verwundet und zum Rückzug gezwungen worden sein. Er sammelte daher ein Heer, und als er in Arkadien auch den König Kepheus mit seinen zwanzig Söhnen zur Theilnahme an diesem Unternehmen vermögen wollte, lehnte dieser anfangs die Aufforderung ab, aus Furcht vor einem Ueberfall der Argiver auf das seiner Vertheidiger entblöſste Tegea. Um ihn deshalb zu beruhigen, übergab er der Tochter des Kepheus eine Locke der alles versteinernden Gorgone, die er selbst in einem ehernen Gefäſs aus den Händen der Athene erhalten hatte. Er sagte ihr dabei, sie möchte beim Herannahen eines feindlichen Heeres, ohne selbst hinzublicken, diese Locke von der Mauer dreimal emporhalten, was die Umkehr der Feinde veranlassen werde. Hierdurch beruhigt, zieht Kepheus mit gegen Lakedämon, bleibt aber mit allen seinen Söhnen im Kampf. Auch Iphiklos, des Herakles Bruder, fällt in demselben. Herakles aber tödtet den Hippokoon und seine zwölf Söhne, bemächtigt sich der Stadt und führt den

Tyndareos auf den Thron und zur Herrschaft zurück.

633. Nach diesen sechs ruhmreichen Feldzügen gegen Troja, Kos, das von den Giganten besetzte Phlegra, Elis, Pylos und Lakedämon sehen wir in der epischen Aufreihung der Heldenthaten des Herakles einen Ruhepunkt eintreten. Sein Schicksal erhält durch die Liebe, deren sein Herz bedarf, eine andere Wendung. Als er auf seinem Rückzug durch Tegea kam, wo des Kepheus Vater, Aleos, der Bethörte, herrscht, knüpft er mit dessen Tochter Auge ein geheimes Liebesverhältniſs an, ohne zu ahnen, daſs er sich an einer Priesterin der Athene, der Vertreterin seiner jungfräulichen Beschützerin, vergeht. Die eines Knäbleins genesene Jungfrau legt den Heldensprößling in dem Tempel der Göttin nieder. Da kommt Pest über das Land und Aleos, der in das Heiligthum eindringt und alles durchforscht, entdeckt die Geburt seiner Tochter. Das kleine Knäblein wird auf dem Parthenion, dem Jungfrauenberg, ausgesetzt, hier aber durch der Götter wunderbare Fürsorge gerettet. Denn eine frischmilchende Hirschkuh bietet ihm ihre von Milch strotzenden Euter dar. Hirten, die es finden, nennen es daher Hirschling oder Telephos. Die Auge aber übergibt Aleos dem Nauplios, dem Seemann, einem Sohn des Poseidon, um sie jenseits der Gränzmarken seines Landes als Sclavin zu verkaufen. Dieser überläſst sie dem Teuthras, König von Teuthranien, der sie zum Weibe nimmt

und bei dem sie sich nachmals mit ihrem Sohne wieder zusammenfindet.

634. Die Sage von der heimlichen Liebe des Herakles zur Auge, die höchst bedeutungsvoll eine Priesterin der Athene genannt wird, ist uns leider trotz der verschiedenen Ueberlieferungen, die uns von derselben zugekommen sind, in einer nur sehr ungenügenden Weise bekannt geworden. Es bedarf nur geringer Vertrautheit mit der Sprache und Ausdrucksweise der Mythologie, um die weit wichtigeren Beziehungen zu ahnen, die die Sage, wie wir sie gegenwärtig vor uns haben, eher scheu verhüllt, als verschweigt. Dafs dieser Mythus eine noch weit reichere und schönere Entfaltung erhalten und in dieser sich einer gewissen Volksthümlichkeit erfreut habe, geht daraus hervor, dafs Kunstwerke ersten Ranges in Nachbildungen erhalten sind, welche eine solche Ausbildung der Sage wahrnehmen lassen. Wir sehen in denselben Herakles selbst auftreten und sich zum ersten Male seiner Nachkommenschaft freuen. Bis dahin hatte ein furchtbares Geschick ihn um diese edelsten und herrlichsten aller Gefühle betrogen. Die Kinder der Megara waren durch ihn hingeschlachtet worden und die Raserei, in die er durch ihren Anblick versetzt worden war, war die Quelle seines gröfsten Weh's oder gar seiner tiefsten Demüthigung gewesen. In dieser Sage eröffnet sich dagegen seinen Blicken eine neue Welt und die Aussicht auf eine bessere und glorreichere Zukunft.

635. Ein herculanisches Wandgemälde stellt den Herakles auf seine Keule gelehnt und in süfses Staunen über den durch sichtlichen Götterschutz geretteten kleinen Telephos versunken dar, der, an dem Euter der Hirschkuh liegend, von dieser liebevoll wie das eigene Junge beleckt wird. Eine Flügelgestalt, die seine Schritte durch die tiefe Waldeinsamkeit geleitet hat, deutet mit ausgestrecktem Zeigefinger auf des Helden Spröfsling, neben dem Zeus' Adler horstet, hin. Auf dem Felsensitz, zu dessen Füfsen die Hirschkuh säugt, thront ein hehres Frauenwesen, dem ein entblätterter Baumstamm statt des Scepters dient. Neben ihr steht ein Korb mit Trauben und Früchten. Ihr reichbekränztes Haupt unterstützt sie leicht mit der Rechten. Während der Blick des Herakles auf dem unschuldigen Kleinen ruht, scheint ihr weit geöffnetes Auge die fernste Zukunft zu überschauen. Hinter ihr erscheint ein Satyr mit Hirtenpfeife und Pedum, der ebenfalls die säugende Hirschkuh neugierig betrachtet. Der bacchische Charakter jener thronenden Frau wird durch ein solches Gefolge noch deutlicher hervorgehoben. Ihrem Walten wird es verdankt, dafs die Thiere der Wildnifs den Menschenkindern freundlich nahen, und um den Frieden, den sie über die ganze belebte Natur verbreitet, noch reicher strahlen zu lassen, hat der Maler dieses herrlichen Bildes dem Herakles dasjenige Thier beigegeben, dessen Charaktereigenschaften alle auf ihn übergegangen sind. Neben ihm nemlich lagert der grimme Leu, der mit dem gegenüber befindlichen

wehrlosen Mutterthier einen bedeutungsvollen Gegensatz bildet.

636. Eine vaticanische Marmorgruppe, welche aus den Ruinen des Theaters des Pompejus stammt, stellt den Wonnemoment dar, in welchem Herakles seinen Sohn auf die Arme nimmt und mit dem Stolz der Vaterfreude zum ersten Mal in die Ferne der Zukunft blickt. Jetzt erst gelangt der mühebeladene Held zu der tröstlichen Ueberzeugung, daſs alles, was er gethan und gelitten, seinem eigenen Stamm, der nun, da Götterschutz so sichtlich über ihn waltet, nicht mehr untergehen kann, zu gute kommen wird. Es ist schön und edel zu sehen, wie ihn dieser Gedanke mit Begeisterung erfaſst und ihn fortreiſst in künftige Zeiten, wo seine Nachkommen da herrschen werden, wo er als Dienstmann gearbeitet und als Held gekämpft hat. Das Selbstgefühl, welches ihn sonst wohl zuweilen übermannt und zum unüberlegten Handeln verleitet, ja mehr als einmal in tiefes Verderben gestürzt hatte, erscheint hier jeder egoistischen Regung entkleidet und in Wahrheit verklärt. Es ist der Vorschmack seiner Vergötterung, der ihm beim Anblick der Kinderunschuld, in der er seine eigene wiederfindet, zu Theil wird. Alles Weh' und jede überstandene Erdenmühe ist mit einem Male vergessen und ihn beschäftigt nur der Ruhm und die Gröſse seines Geschlechts.

637. Aber auf dieser Höhe der Empfindung vermag sich während seines Erdenwallens selbst ein Herakles nicht zu erhalten. Ihn treibt sein Geschick

unaufhaltsam vorwärts und neue Kämpfe und Abenteuer harren seiner ebensowohl wie des kleinen Knaben, den er auf seinen Armen trägt. Sein Weg führt ihn zunächst nach Kalydon, wo König Oeneus herrscht. Dessen vielumworbene Tochter verlangt auch er zum Weibe. Als ihr Vater wird auch Dionysos selbst genannt, auf den übrigens der Name des Oeneus, Weinmann, schon deutlich genug hinweist. Dies ist nicht als zufällig zu erachten, sondern hängt offenbar mit der Neigung der Heraklessage, alle Prüfungen des Helden als dionysisch zu fassen und darzustellen, eng zusammen. Schon bei der Rettung des Telephos sahen wir dieses Element hervortreten und in anderen Denkmälern, die auf dieselbe Bezug haben, macht sich die bacchische Wendung des Mythus noch mehr geltend, wie ja auch schon die Aufnährung durch die Hirschkuh und der Name der Auge selbst, der Mehrerin, unwillkührlich an die Ideen des Dionysoscultus erinnert. Bei der Deïaneira aber, mit der wir den Herakles ein festes Ehebündniſs eingehen sehen werden, bricht der bacchische Grundcharakter trotz der streng historischen Einkleidung der Sage mehr als einmal durch und die tragische Katastrophe, der er durch sie unbewuſst entgegengeführt wird, ist ganz in dem Sinne der damit verbundenen Natur- und Weltanschauung eingeleitet und auf das groſsartigste durchgeführt. Denn sie bildet den letzten Läuterungsprozeſs, dem selbst der bevorzugte Sohn des Zeus nicht entzogen werden kann.

638. Unter den Freiern der die Männer zum Kampf reizenden Deïanira war der hervorragendste der große Stromgott Acheloos. Mit diesem mußte Herakles um den Preis der schönen Frau ringen. Wie alle Wassergötter besitzt auch er die Gabe der Verwandelung. Bald wandelte er als ein gewaltiger Stier daher, bald als buntfarbiger, windungsreicher Drache, bald als menschenähnliches, stiergehörntes Wesen. Nachdem ihn Herakles zuerst mit Bogengeschoß und Keule angegriffen hatte, kam es zum entscheidenden Ringkampf. Herakles packt ihn bei dem einen seiner Hörner und bricht es ihm ab. Hierauf entscheidet Zeus selbst zu seinen Gunsten und er führt die Tochter des Oeneus als Siegespreis hinweg.

639. Die Vasenmaler haben sich vorzugsweise an der Schilderung dieses wunderbaren Kampfs erlustigt und ihn unter den verschiedensten Gesichtspunkten zur Darstellung gebracht. Auf einer vulcenter Amphora der münchener Sammlung sehen wir den Acheloos als Stier mit bärtigem Menschenhaupt neben einem Baum des Angriffs des Alciden harren, der in der einen Hand den Bogen hoch emporhält und mit der anderen die Keule schwingt. Auf einer ceretaner Vase des brittischen Museums sehen wir den Herakles mit einem drachenförmigen Ungeheuer ringen, welches von der Brust an menschliche Gestalt annimmt und dessen Kopf einem Pan oder Satyr gleicht. Er hält es bei dem mächtigen Stierhorn gefaßt, das er eben mit der ganzen Gewalt seines Armes abzubrechen im Begriff ist. Die beigesetzten Namens-

inschriften lassen über die Bedeutung dieser merkwürdigen Darstellung keinen Zweifel zurück. Auf einer dritten, wahrscheinlich sicilianischen Vase endlich sehen wir den Herakles, mit Waffenrock und Löwenhaut bekleidet, auf den grofsen Stromgott mit hochgeschwungener Keule einspringen. Dieser streckt ihm das eine Horn mit nervigem Nacken entgegen, während das andere bereits abgebrochen am Boden liegt. Aus seinem Mund ergiefst sich eine mächtige Wasserfluth, während er in tiefem Seelenschmerz vor sich hinstiert. Sein langer Spitzbart berührt fast den Boden. Hinter dem sieghaften Helden erscheint bräutlich verhüllt Deïanira, welche einen Scepter führt.

640. Hieran knüpft sich die sinnvolle Sage, dafs Herakles das abgebrochene Stierhorn des Acheloos gegen das Ziegenhorn der Amalthea eingetauscht habe, welches die Gabe besafs, sich stets mit allem demjenigen zu füllen, wonach das Herz seines Besitzers verlangte. Man mag diese Sage deuten, wie man will, immer taucht der schöne Grundgedanke wieder auf, dafs der Mensch die der Natur abgerungenen Besitzthümer auf dem Wege des durch die Cultur in dem verschiedensten Sinne eingeleiteten Stoffwechsels gegen noch viel köstlichere Güter umzusetzen die Macht hat. Eine vaticanische Statue stellt den Herakles mit dem ziegenartig gebildeten Füllhorn der Amalthea, welches von Früchten strotzt, daher nicht blos als Besieger des Acheloos, sondern

gewissermaſsen als Ueberwinder der niederen Naturkräfte dar, die er zu höheren Zwecken zu verwenden gelernt hat. Er erscheint dabei verjüngt, was in der Sprache der Kunstdenkmäler auf seinen Eintritt in die Vergötterung hinzudeuten pflegt. Diese wird hienieden vorzugsweise durch seinen Bruder Dionysos, dessen mächtigster Verbündeter er ist, angebahnt und vorbereitet. Wir sehen ihn daher häufig im bacchischen Thiasos auftreten und in Triumphzügen sogar an seiner Seite Platz nehmen. Auch erscheint er bei Freudengelagen, bei denen Dionysos den Vorsitz hat und wo er von schalkhaften Satyrn umgeben ist, die ihm, während er sich labender Ruhe erfreut, unversehens den Becher leeren. Die Mannigfaltigkeit der dahin einschlagenden Kunstdarstellungen ist in der That unerschöpflich. Mit seiner nachmaligen olympischen Vergötterung wird indeſs dieser verklärende Freudenrausch des Dionysos nicht verwechselt werden dürfen. Denn es fehlt nicht an Andeutungen, daſs er nur als ein Vorschmack jenes höheren, besseren Daseins gefaſst gewesen sei, welches er, den gemeinsamen Verheiſsungen des Zeus und der Here zufolge, mit den wandellos seligen Göttern theilen sollte, aber erst nach glorreich überstandenen Erdenmühen, und nachdem jeder irdische Antheil seines sterblichen Wesens durch den letzten, schmerzenreichsten Läuterungsprozeſs getilgt worden, dem wir die Deïanira ihn unbewuſst entgegenführen und überliefern sehen werden.

641. Der erstgeborene Sohn der Deïanira und des Herakles war Hyllos, der Wässerling, welchen wir ihm durch die erstere auf einem vulcenter Vasengemälde als einen bereits herangewachsenen Knaben übergeben sehen. Während sie sich ehrfurchtsvoll vor ihrem Gemahl, der diesmal ein Festgewand über der Löwenhaut trägt, verneigt, streckt der den Vater wiedererkennende Sohn beide Arme sehnsüchtig nach ihm aus. Hinter der Deïanira steht Oeneus, die Rechte verwundernd gegen die Stirne führend. Im Geleite des Herakles erscheint Pallas Athene, in der Rechten die Lanze haltend und mit der Linken jene Blume zur Nase führend, mit der wir sie nun schon zweimal bei ähnlichen Gelegenheiten getroffen haben. — Obwohl uns nur die wenigsten und kaum die allerwesentlichsten Beziehungen dieser schönen Darstellung verständlich sind, so ist dieses Denkmal doch auch so von hoher Wichtigkeit für uns, da es unsere Blicke auf Mythenpartieen hinlenkt, die in dem weitschichtigen Epos, trotz seines fast endlosen Gelasses, keinen Raum gefunden haben und vielleicht nur in der mündlich überlieferten Sage des weiteren dargelegt gewesen sind.

642. Von seinem Aufenhalt bei den Kalydoniern werden sonst nur wenige, aber allerdings bedeutsame Thatsachen gemeldet. Er zieht mit ihnen gegen die Thesproter zu Felde und bei der Einnahme der Stadt Ephyra, wo König Phylas herrschte, wird ihm dessen Tochter Astyoche, die Stadtinhaberin, offenbar aus der Beute, als Sclavin zu Theil, mit der er nach altem Helden-

brauch den Tlepolemos, den Kriegsausharrenden, in dessen Schicksal und Charakter sich das Wesen des Vaters spiegelt, erzeugt. Pindar nennt diesen den Hauptanführer der Tirynthier, und mit neun Schiffen werden wir ihn vor Troja wiederfinden, wo sein Bruder Telephos mit einer seiner Mutter gleichnamigen Tochter des Priamos vermählt war und daher die Eroberung dieser Stadt, die nicht ohne ihn erobert werden konnte, zu beanstanden drohte.

643. Aufser diesen drei vom Epos anerkannten Söhnen, dem Telephos, Hyllos und Tlepolemos, hatte Herakles noch jene funfzig mit den Töchtern des Königs Thestios in seiner Jugend erzeugten Nachkommen, deren er jetzt, während er bei den Kalydoniern verweilt, in einer bedeutungsvollen Weise gedenkt. Er sendet zu seinem frühesten Beschützer und Töchtervater nach Thespiae und heifst ihn sieben seiner Söhne zurückbehalten, drei aber nach Theben absenden und die übrigen vierzig zur Gründung einer Colonie auf der Insel Sardò, dem heutigen Sardinien, nach dem äufsersten Westen ausschicken. Wenn wir uns, auch ohne auf die historische Ausdeutung dieser mythischen Angabe tiefer einzugehen, diese Insel als die Brücke zwischen dem griechischen Mutterland und Italien denken, so spielt dieselbe auf eine folgenreiche, wichtige geschichtliche Thatsache an, die schon von Dionysios von Halikarnafs anerkannt wird, ohne dafs der durch das Epos ausgebildete Heraklesmythus sie in gleicher Weise wie die griechischen Stammsagen aufzunehmen und zu verarbeiten ver-

mag. Nirgends nemlich ist der Heroendienst des Herakles zu einer so allgemeinen Verbreitung gelangt wie in Italien, von keinem anderen Lande ist aber in der griechischen Heraklessage verhältnifsmäfsig so wenig die Rede wie gerade von diesem. Was in italischen Mythen über seine Grofsthaten berichtet wird, gehört theils einem ganz anderen Sagenkreis an, theils ist es im Geschmack der Griechen nachträglich dazu gedichtet worden. Das unleugbare Factum einer Heraklidencolonisazion Italiens aber hat die griechische Heraklessage im grofsen Ganzen wohl zu wahren gewufst und auf eine sehr bezeichnende Weise angedeutet. Von den funfzig Nachkommen des gewaltigen Heros bleiben nur zehn im eigentlichen Griechenland, während vierzig auf Sardinien und von da aus auf Italien kommen. Zahlenverhältnisse sind in der mythologischen Sprache höchst ausdrucksvoll und bedeutsam, sie wollen aber erwogen und auf ihren wahren Gehalt hin geprüft sein. Wer auf diesen einzugehen weder Lust noch Geschick hat, pflegt sich durch dieselben an die allerverschiedenartigsten Dinge und Thatsachen erinnern und zuletzt den Kopf recht eigentlich verwirren zu lassen. Denn dieselbe Zahl kehrt in heiligen und profanen Ueberlieferungen vielfach wieder, ohne dafs diese selbst unter einander in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Das dadurch angedeutete Verhältnifs ist meist ein abgeleitetes und findet seine gründliche Erklärung in einer höheren Ordnung der Dinge, zu der nur die Wenigsten vorzudringen bemüht sind.

644. Wäre uns das Namensverzeichniſs der Söhne des Herakles und der Thestiaden, welches uns ebenfalls Apollodor aufbewahrt hat, nicht in einer so zerrütteten und zum Theil verderbten Weise zugekommen, so würden uns die Heldeneigenschaften und Groſsthaten des thebanischen Heros aus diesem Kranz ausdrucksvoller, sprechender Namen in ähnlichen poetischen Systemen entgegentreten, wie wir dieselben bei den Okeaniden- und Nereidenchören des Hesiod und Homer beobachtet haben. Leider läſst sich, wie die Materialien gegenwärtig vorliegen, nicht einmal ein Versuch wagen, die Trümmer des epischen Liedes, dessen Dasein dadurch bezeugt wird, auf den Ideengehalt zurückzuführen, den das harmonisch gefügte Ganze ursprünglich dargestellt haben wird. Aber auch in einem solchen Zustand der Zersetzung und Auflösung können sie immer noch dazu dienen, uns von der groſsartigen und gliederungsreichen Ausbildung einen Begriff zu gewähren, die die Heraklessage in früher Zeit erhalten gehabt hat.

645. Aber auch Kalydon sollte dem schwergeprüften Sohn des Zeus keine bleibende Ruhestätte gewähren. Als er dahin zurückgekehrt war und eines Tags beim Oeneus schmauste, gibt er dem gesetzmäſsig handelnden Eunomos, dem Sohn des Architeles, des Erzvollenders, in bedachtloser Ungeduld eine Maulschelle, die diesen todt zur Erde niederstreckt. Der Vater des Knaben, der ein Verwandter des Oeneus war, läſst ihm zwar, da er die schwere That ungern verübt, Verzeihung angedeihen, Hera-

kles aber stellt sich auch diesmal unter das Gesetz und wandert aus nach Trachis zum König Keyx, dessen Name wohl nicht zufällig einen gefräſsigen Meeresvogel bedeutet und allem Anschein nach auf die Eſsgier des Helden in mythischer Redeweise hinweist. In dieser Ansicht werde ich um so mehr durch den Umstand bestärkt, daſs sich auch hier die Erzählung von dem Auffressen eines Stieres wiederholt, der wir bereits in einem anderen Zusammenhang, wo sie auch ein andere Bedeutung durch ihre Beziehung auf uralte Opfergebräuche erhalten hatte, begegnet sind. Als er nemlich das Land der Dryoper auf seiner Wanderung zum Keyx durchzog, leidet er Hungersnoth und nimmt daher einem Ochsentreiber Theiodamas den einen seiner beiden Stiere vom Pflug hinweg und friſst ihn auf. Als er dann endlich nach Trachis gelangt, wird er vom Keyx gastlich aufgenommen und bekriegt von da aus die Dryoper.

646. Als nun aber Herakles auf seinem Zug nach Trachis mit Weib und Kind beim Fluſs Evenos angelangt, fordert ihm der Kentaur Nessos, dem die Götter, seiner eigenen Aussage zufolge, als Lohn seiner Gerechtigkeit das Fährgeld für die Uebersetzenden zugestanden hatten, dieses ab. Herakles einigt sich mit ihm darüber in Betreff der Deïanira, während er selbst den Strom durchwadet. Plötzlich aber vernimmt er das Geschrei seiner Gemahlin, welcher der üppige Thiermensch Gewalt anthun will. Er greift in wilder Zorneswuth nach Pfeil und Bogen und trifft ihn beim Heraustreten aus dem Gewässer tief in's

Herz hinein. Als nun dieser verenden will, ruft er schmeichelnd die Deïanira zu sich heran und räth ihr, falls sie ein Liebeszaubermittel für den Herakles zu besitzen wünsche, den Eiter, welcher sich um die durch lernäisches Schlangengift vergiftete Pfeilspitze bilden würde, mit dem am Boden liegenden Liebesgeifer zu einer Salbe zusammenzumischen und diese dann anzuwenden, wenn Gefahr vorhanden sei, daſs ihr Gemahl eine Andere mehr liebe, als sie selbst. Leichtgläubig schenkt sie dem tückischen Rathgeber Gehör, bewahrt das furchtbare Gemisch in ehernem, wohlverschlossenen Gefäſse bei sich auf und wird so, ohne es zu wissen und zu wollen, ein Werkzeug der alles gleichmäſsig vertheilenden Rachegöttin, die auch über des Herakles letzte Schicksale zu entscheiden hat. Hiermit ist zugleich die letzte groſse Katastrophe vorbereitet, welche des Helden Lebenslauf auf eine gewaltsam tragische Weise zum Abschluſs bringt und ihn so tief in's Verderben stürzt, daſs hier auf Erden kein Ausweg mehr bleibt. Gerade dadurch aber wird der Götter Rathschluſs vollendet. Denn das schwerste Leiden bereitet seine Verklärung und seine endlich erfolgende Vergötterung vor. Zwar ist auch diese nur ein Geschenk der Gnade, aber als solches gleichzeitig auch der Lohn für sein langes und standhaftes Ausharren in allen Prüfungen, die er sich allerdings durch seinen Charakter zugezogen, aus denen er aber allezeit mit echtem Heldensinn und williger Hingebung an Gesetz und Schicksal glorreich und stets neu veredelt hervorgegangen war.

647. Ein pompejanisches Wandgemälde stellt die Vorbereitungen zu dem verhängnifsvollen Uebergang über den Evenos dar. Der gleisnerische Kentaur liegt knieend vor dem Herakles am Boden, und während er mit dem ausdrucksvollen Gestus der rechten Hand seine Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, andeutet, weist er mit der Linken nach der Wohnung der unsterblichen Götter empor, die ihn als Fährmann eingesetzt und ihm die Einnahme der Uebersetzgelder als Lohn zugesagt haben sollten. Während Herakles mit ihm unterhandelt, legt ihm seine mit einem langen Schleier geschmückte Gemahlin, welche noch auf dem Zweigespann steht, den kleinen Hyllos auf die Schultern, der sorglos mit einem Apfel spielt. Die wildblickenden Rosse stehen bereits in dem hohen, den Flufs umgebenden Schilfgras. Den Rücken des Kentauren bedeckt ein um den Hals geknüpftes Pantherfell, welches der Deïanira zum Sattel dienen soll.

648. Von Trachis aus stand Herakles zunächst dem dorischen König Aegimios, dem die Lapithen unter Anführung des Koronos die Gränzmarken seines Landes streitig machten, bei. Als dieser von ihnen belagert wurde, rief er den Herakles zu Hülfe, indem er ihm einen Theil seines Landes zur Belohnung versprach. Herakles erlegte den Koronos mit vielen Anderen und gab ihm das ganze Land frei zurück. Er tödtete auch den Laogoras, den König der Dryoper, sammt seinen Söhnen, weil er es übermüthigerweise gewagt, in dem heiligen Hain des Apollo zu schmausen, und den Lapithen beigestanden

hatte. Zuletzt wird noch der Kampf mit dem ithonischen Kyknos und mit dem Amyntor erwähnt, welcher letztere ihm den bewaffneten Durchzug durch Ormenios verwehren wollte und daher auch durch ihn erlegt wurde.

649. Der Zweikampf des Herakles mit dem Kyknos, dem Sohn des Ares und der Pelopia, ist der Gegenstand des einzigen epischen Bruchstücks von gröſserem Umfang, welches uns einen Begriff von dem Styl und Ton, in welchem die vorhomerischen Herakleen abgefaſst gewesen sein mögen, gewähren kann. Es ist dies jener kostbare Rest eines Heldengesangs, welcher unter den Ueberbleibseln der Hesiodeischen Gedichte aufbewahrt wird und der nach der darin enthaltenen ebenso groſsartigen als sinnigen Schilderung des Hauptwaffenschmucks die Benennung des Schildes des Herakles führt und als solcher allbekannt ist. Leider zerfällt das Ganze wiederum in eine Reihe ungeschickt zusammengeleimter Bruchstücke, in denen aber ein Geist weht, welcher uns unwillkührlich an die Zeiten erinnert, in denen das Walten unseres Helden noch in frischem Andenken fortlebte. Die Bilder, deren sich der Dichter bedient, um den Zusammenstoſs des Herakles mit dem Kyknos und dann mit dem Ares selbst poetisch zu veranschaulichen, sind urwüchsig und gewaltig. Letzterer wird am Schenkel verwundet und von dem Zwillingspaar des Grauens und Schreckens auf eiligem Viergespann nach dem Olympos abgeführt, nachdem Kyknos vorher gefallen war. Denn Herakles kämpft

unter dem Schutze göttlicher Waffen und mit dem Beistand der Pallas Athene. Die unvergleichlich schöne Schilderung des mythischen Bilderschmucks, mit dem der böotische, daher ovale, nicht runde Schild des Helden verziert erscheint, ist aber keineswegs als ein bezugloses Beiwerk zu betrachten, sondern sie ist bis in alle Einzelheiten hinein bedeutungsvoll. Wer sie zu tadeln wagt, zeigt, dafs er der Beurtheilung eines derartigen, zwar poetischen, aber im Sinn und Geschmack der ältesten Toreutik erfundenen Kunstwerks auf keine Weise gewachsen ist. Schon das in neuerer Zeit öfter wiederholte Experiment, die künstlerischen Elemente dieser Beschreibung wieder in's Leben zu rufen, hat den unumstöfslichen Beweis geliefert, dafs die Conception kunstgerecht, keineswegs aber überladen, sondern vielmehr, bei aller Reichhaltigkeit des symbolisch verarbeiteten Stoffs, grofsartig, einfach und harmonisch vollendet ist. In ähnlicher Weise, wie hier der allegorische Waffenschmuck benutzt ist, die epische Darstellung zu beleben und mit einem poetischen Reflexlicht zu beleuchten, denke ich mir das Namensregister der Thestiaden und ihrer funfzig Söhne dazu verwandt, die Tugenden und Thaten des Herakles durch symbolische Parallelen zu verherrlichen und auf einen einzigen Punkt einen Ideenreichthum zusammenzudrängen, zu dessen Veranschaulichung sonst eine ganze Reihe epischer Heldengesänge nicht ausgereicht haben würde.

650. Nachdem er sich auf diese Weise den Rückweg nach Trachis frei gemacht und über die Leichen

des Kyknos und Amyntor siegreich hinweggeschritten war, sammelt er ein Heer zu einem Rachezug gegen König Eurytos, gegen den der alte Groll wegen der Verweigerung der Iole und der Zurückweisung des Blutgelds des Iphitos noch fortbestand. Mit dem Beistand der Arkader, der trachinischen Melieer und der epiknemidischen Lokrer nimmt er Oechalia ein und tödtet den Eurytos sammt seinen Söhnen. Von seinen eigenen Mitstreitern waren gefallen Hippasos, der Sohn des Keyx, und die Söhne des Likymnios, Argeios und Melas. Nachdem er diese bestattet und die Stadt geplündert und zerstört hatte, führt er die Iole als Kriegsgefangene hinweg.

651. Die tragische Vernichtung der Familie des Eurytos stellt ein merkwürdiges vulcenter Vasengemälde dar, dessen Erfinder aber einer wesentlich verschiedenen Tradizion gefolgt zu sein scheint. Wir erblicken auf demselben die Iole gleichsam als Kampfpreis und ihr gegenüber den Herakles, der mit seinen sicher treffenden Pfeilen unter ihren Brüdern wüthet. Iphitos ist gefallen und Eurytos selbst stürzt sich dem unwiderstehlichen Helden in die Arme.

652. Herakles landet hierauf, so fährt die gewöhnliche Sage fort, beim Kenäon, einem Vorgebirge Euböa's, und errichtet auf dessen höchster Spitze dem nach demselben benannten Zeus einen Altar. Nach Trachis schickt er den Lichas als Siegesherold voraus, um ihm ein glänzendes Opfergewand, in welchem er dem väterlichen Zeus seinen Dank feierlich darbringen könne, herbeizuholen. Von diesem erfährt

die eifersüchtige Deïanira die Heimführung der kriegsgefangenen Iole, und da sie ein Bangen ergreift, er möge diese mehr lieben, als sie selbst, so holt sie das aufbewahrte Nessosblut hervor und bestreicht damit, indem sie es wirklich für ein Liebeszaubermittel hält, den übersandten Leibrock. In diesem nun opfert Herakles. Sobald aber das Gewand an seinem Körper erwarmt, entfaltet auch das Gift der lernäischen Schlange, welches noch obenein mit Kentaurenblut und anderen scheuſslichen Stoffen versetzt ist, seine verheerende Wirkung. Die Schilderung dieser furchtbaren Katastrophe, welche wir dem Sophokles verdanken, ist von einer solchen tiefsinnigen Schönheit, daſs sie allein uns für den Verlust ganzer Herakleen schadlos halten kann. Herakles, als er vom rasigen Giftkrampf erfaſst wird, packt den Lichas, welcher ihm das unselige Geschenk überbracht, und schleudert ihn gegen ein von Meereswogen umschäumtes Felsenriff, von welchem sein Gehirn hoch emporspritzt. Dann reiſst er sich den Chiton und mit ihm die Haut vom Leibe. In diesem Zustand wird er nach Trachis gebracht, wo er nach wiederholten Qualen und unsäglichen Leiden sich endlich ermannt und nun seinem Sohn Hyllos die letzten, schreckhaften Befehle und Anordnungen zuertheilt. Denn sobald er die Quelle seines Elends kennen gelernt und in Erfahrung gebracht, daſs der tückische Rath des Kentauren sein Verderben veranlaſst hat, sieht er ein, daſs für ihn keine andere Erlösung ist, als das Lebensende. Ihm war geweihsagt worden, daſs kein

lebendes Wesen ihm den Tod zu geben vermöchte, Nessos aber war schon lange dahin. Er befiehlt daher, ihn nach dem Oeta zu bringen, dort auf des Berges höchster Spitze einen Scheiterhaufen aus tiefwurzelnden Eichstämmen und wilden Oelbäumen zu errichten und diesen mit Fichtenbränden anzuzünden. Letzteres zu thun, erläßt er dem schmerzerfüllten Sohn. Statt seiner thut es Pöas, der Vater des Philoktetes, dem dafür des Helden nie fehlendes Geschoß als Lohn zu Theil wird. Dagegen aber wird Hyllos verpflichtet, die Iole, welche alles dies Unheil über sein Haus gebracht hatte, selbst zu ehelichen. Die Charakterschilderung, welche Sophokles von dem in diesem letzten und schwersten aller Kämpfe so glorreich standhaft ausharrenden Helden entwirft, gewährt uns eine tiefe Einsicht in sein unseren Blicken sonst unzugängliches Innere. Wir erblicken ihn in seiner ganzen Größe, aber auch in seiner ganzen rein menschlichen Schwäche, deren er sich nur in dem Sterbemoment, in diesem aber, durch herzhaften Entschluß, für immer erledigt. Sein Geschick ist tragisch und daher selbst verschuldet, aber ausgesöhnt wird es durch die feste Hingebung an den höchsten Willen, auf den auch Sophokles am Schluß seiner unsterblichen Tragödie sich beruft, indem er dem Hyllos die gewichtigen Worte in den Mund legt, daß von allen diesen Leiden keines ohne des Zeus Zustimmung verhängt worden sei.

653. Nachdem der ötäische Scheiterhaufen durch den von den Hirten herbeigeholten Pöas in

Brand gesteckt worden war, sollte sich eine Wolke auf denselben niedergelassen und den verklärten Helden nach dem Himmel entführt haben, wo er der Unsterblichkeit theilhaftig geworden, mit der Here ausgesöhnt und mit deren Tochter, der Göttin ewiger Jugend, vermählt worden sei. Mit dieser, mit der Hebe, habe er zwei Söhne gezeugt, den kriegabwendenden Alexiares und den unbesiegten Aniketos. So lautete die durch Dichtermund verherrlichte Sage, welche zum allverbreiteten Glaubenssatz erhoben worden war. Gleichzeitig aber wurde erzählt, daſs Odysseus bei seiner Todtenfahrt den Schatten des vielgeprüften Helden im Hades angetroffen habe, während sein unsterbliches Theil sich olympischer Seligkeit erfreute und nimmer schwindenden Genusses.

654. Seine Entführung nach dem Olympos aus den noch lodernden Flammen des ötäischen Scheiterhaufens stellt mehr als ein Vasengemälde dar. Auf dem durch Gerhard bekannt gemachten erblicken wir die Rüstung des Helden, in welcher derselbe einem Orakelspruch zufolge auf den Holzstoſs gelegt werden sollte, allein daselbst zurückgeblieben, während Pöas mit dem den Flammen entrissenen Köcher davon eilt. Herakles selbst steht bekränzt und mit einem Gewand, nicht mehr mit der Löwenhaut bekleidet, aber die Keule in der Linken haltend, auf einem Viergespann, welches die Siegesgöttin dem durch eine dorische Säulenhalle angedeuteten Palast des Zeus zulenkt, wo Apollo seiner harrt, während Hermes

den Pferden voraneilt. Auf einem ähnlich gedachten Vasenbild ist der Scheiterhaufen einerseits von zwei Satyrn, andrerseits von zwei Frauen umgeben. Von jenen ist der eine, welcher erschreckt davon eilt, als Uebermuth, Hybris, bezeichnet, der andere, welcher die auf dem Holzstoſs allein zurückgebliebene Rüstung staunend betrachtet, erscheint als der Späher, Skopa. Arethusa und Prevnusia (Premnosia), welche auf seine Heldentugenden und auf der Götter gnadenreiches Wohlwollen Bezug haben, eilen mit Wasserkrügen herbei, die Flammen zu löschen. In den Lüften aber erscheint der jugendlich verklärte Heros an der Seite der Pallas Athene, welche selbst das Viergespann, auf dem er dem Olympos zueilt, führt. Mit ihr auf derselben Quadriga vereint und von hochzeitlichen Göttern umgeben, kommt er auf zahlreichen vulcenter Vasen vor, die diesen Gegenstand mit endlosen Variazionen behandeln. Oft hat es sogar den Anschein, als ob die jungfräuliche Göttin selbst die Himmelsbraut sei, welche ihm als früh verheiſsener Gnadenlohn hatte zu Theil werden sollen.

655. Auf der capitolinischen Brunnenmündung, welche einen Festzug der oberen Götter darstellt, sehen wir den Sohn der Alkmene ebenfalls durch die Pallas Athene in den Olympos eingeführt. Sie schreitet ihrem Schützling voran und schlieſst sich unmittelbar der Ehegöttin an, während Apollo und Artemis, das hochzeitliche Zwillingspaar, und Ares mit der Liebesgöttin dem vergötterten Helden folgen. Zeus selbst wird vom Hephästos, dem Poseidon und

dem Götterherold empfangen, und Hestia nimmt als die Göttin des häuslichen Heerdes die letzte Stelle ein. An diesem scheint die feierliche Handlung vollzogen werden zu sollen, auf die alles unzweideutig hinweist. Pallas ebensowohl wie Ares haben den Helm abgenommen und sämmtliche Götter zeigen eine Haltung, welche auf ein Ereigniſs schlieſsen läſst, das nur in dem Kreise der Olympier selbst gesucht werden kann. Die Erscheinung des Herakles inmitten derselben macht alles klar, zumal dieser auch hier verjüngt dargestellt ist, wie dies bei seiner Vergötterung meist der Fall zu sein pflegt. In ganz ähnlicher Weise sehen wir ihn auf dem durch Dodwell bekannt gemachten korinthischen Tempelbrunnen erscheinen, wo er ebenfalls der Athene folgt und von der Alkmene begleitet wird. Die drei delischen Gottheiten, Apollo, Artemis und Leto, empfangen den bräutlichen Festzug und Hermes führt die Chariten zur Verherrlichung der Hochzeitsfeier herbei. Daſs diese der Vereinigung des Herakles mit der Pallas Athene, seiner ständigen Beschützerin, gegolten habe, werden wir durch eine kaum zu übersehende Anzahl von Bildwerken, auf deren Nachweisung wir an diesem Orte verzichten müssen, nicht blos berechtigt, sondern geradezu gezwungen, wie dies jetzt durch mehrere gelehrte Forscher in kritischer Weise dargethan worden ist.

656. Es ist auffällig, daſs Hebe, welche bei den Dichtern als die Gemahlin des Herakles so häufig erwähnt und mit schwunghaften Ausdrücken gepriesen

und verherrlicht wird, in bildlichen Denkmälern, welche sich auf seine Vergötterung beziehen, verhältnifsmäfsig so selten zur Erscheinung kommt. Dagegen sehen wir an ihrer Stelle fast allerwärts die Pallas selbst auftreten. Sie bedient ihn, wenn er beim Freudenmahl auf seinem Pfühl ausgestreckt liegt, sie thront ihm gegenüber, ja wechselt Liebeszeichen mit ihm aus, und auf einem etruskischen Metallspiegel des Berliner Museums überreichen sich beide sogar einen kleinen Knaben in einer Weise, wie es sich nur bei gleichberechtigten Eltern denken läfst. Dieser Knabe aber ist an dem Abzeichen einer Greisenplatte kenntlich, welche unwillkührlich an den durch einen Landmann bei Traquinii ausgepflügten Tages erinnert. Dieser, ein Kind an Gestalt, aber ein Greis an Weisheit, hatte die in heiligen Büchern aufgezeichneten Orakel verkündigt, welche in hohem Ansehen standen. Obwohl die hier angedeutete Sage ganz aus dem Kreis der im Epos behandelten heraustritt und vielleicht sogar mit dem griechischen Heraklesmythus nicht in unmittelbarer Verbindung steht, so läfst sie doch das Verhältnifs durchblicken, in welches dieser die jungfräuliche Göttin zu dem bevorzugten Sohn des Zeus gesetzt hatte. Denn an eine freie Erfindung der Etrusker ist kaum zu denken, höchstens kann an eine Umgestaltung griechischer Mythenbegriffe gedacht werden, da der ganze formelle Theil des Vortrags der griechischen Kunst entlehnt ist. Ein Wesen aber, welches die Kinderunschuld mit der Weisheit des gereiften Alters verbindet, scheint die

ideale Frucht einer Verbindung zu sein, welche die personifizirte Weisheit selbst mit dem Vertreter der physischen Kraft und des ungebeugten Heldenmuths im Sinne einer heiligen Götterehe eingehend gedacht wird.

657. Mit der Aufnahme des Herakles in den Olympos ist der Götterstaat des Zeus erst zum Abschlufs gekommen. Denn durch ihn wird die Versöhnung mit den Menschenkindern eingeleitet und ermöglicht. Der Bruch, welcher eine solche nöthig gemacht hatte, wird als eine Störung der durch den Vater der Götter und Menschen eingesetzten Weltordnung bezeichnet. Diese wird durch eine Reihe von mythologischen Gestalten veranschaulicht, deren Schilderung in einen anderen Zusammenhang gehört. Hier haben wir es nur mit den unmittelbaren Nachkommen des Zeus zu thun, welche ein in sich geschlossenes, gleichmäfsig vertheiltes System darbieten, dessen Kenntnifs wir wenigen, aber inhaltreichen Versen der Hesiodeischen Theogonie verdanken. Es bedarf kaum der Bemerkung, dafs wir uns in Betreff der poetischen Auffassung der Heraklessage haben durch Pindar leiten lassen, der von der Bedeutung dieses Heros als eines für die Wiederbringung der Dinge geschaffenen Charakters die erhabensten Ansichten darlegt und das durch ihn vollendete Versöhnungswerk auf das klarste und fafsbarste schildert. Aus den Aeufserungen seiner streng religiösen Gesinnung können wir aber auch deutlich entnehmen, dafs die christliche Idee der Erlösung auf keine Weise

mit der Heraklessage in Verbindung tritt. Der mühevolle Dulder und gehorsame Sohn des Zeus ist ein Vorbild der der Erlösung harrenden Menschheit, beansprucht aber keine der Eigenschaften, die dem christlichen Mittler allein zukommen. Während dieser in reiner Unschuld verharrt, ist Herakles umgekehrt der vom Schicksal immer schwierigeren Prüfungen überlieferte Erdensohn, der irrt, so lange er strebt, aber emporgetragen und der Götter Gnade theilhaftig gemacht wird, sobald er sich dieser ohne alle Berufung auf eigene Verdienste rücksichtslos überläſst. Zwar hören wir ihn mehr als einmal klagen, daſs er von den Menschen mit Undank belohnt worden sei, aber gerade weil er sich von diesen verlassen sieht, gibt er sich mit festem Entschluſs und wankungsloser Haltung einem höheren Willen hin, welcher alle Schicksalsknoten löst.

658. Die von uns befolgte Darlegungsweise steht scheinbar mit zwei Richtungen in Widerspruch, welche die mythologische Forschung verfolgt. Die eine ist bemüht, die verschiedenen Gebilde der Sage auf ähnliche Erscheinungen zurückzuführen, welche die vorgriechischen Religionssysteme darbieten. Die andere hat sich dagegen ein Geschäft daraus gemacht, die poetischen Mythengewebe aufzutrennen und die Elemente derselben zur Aufklärung der Urgeschichte der hellenischen Stämme zu benutzen. Von beiden Bestrebungen sind mit der Zeit die wichtigsten Aufschlüsse zu erwarten. Vor allem aber wird es nöthig sein, daſs man die Sprache der Mythen und der Bild-

werke verstehen und sich des Hauptobjects der Untersuchung in Wahrheit bemächtigen lerne. Die Meisten derjenigen, welche bis jetzt über assyrische und griechische Mythenvergleiche geschrieben haben, verstehen von den Anschauungen des Orients gar nichts und von hellenischen Ideen so erbärmlich wenig, dafs die Confusion dadurch nur noch gröfser gemacht werden mufs, während die Lösung der Aufgabe immer weiter hinausgeschoben wird. Hätte die vergleichende Anatomie oder die vergleichende Sprachkunde auf eine solche Weise verfahren wollen, so würden wir gegenwärtig, statt uns der wunderbaren Aufschlüsse zu erfreuen, die uns beide tagtäglich gewähren, einer Trostlosigkeit in die Arme gesunken sein, die jede Hoffnung auf die wissenschaftliche Ergründung der Wahrheit aufgibt. Nur der bescheidenen Entsagung jener grofsen Männer, die den Wunderbau des menschlichen Körpers zur Darstellung gebracht, ohne allezeit in die Geheimnisse seines Gefüges sofort eingedrungen zu sein, und jener, die uns den Organismus der griechischen Sprache veranschaulicht haben, lange bevor die vergleichende Grammatik die überall auftauchenden Probleme zu lösen vermochte, haben wir es zu danken, dafs in beiden Wissensgebieten heutzutag Klarheit und strenge Methode herrscht. Wir werden demgemäfs einem Jeden, der sich in Wahrheit belehren will, rathen müssen, vorerst die griechische Mythologie und ihre Bildersprache sich so zu eigen zu machen, wie dies Goethe gethan hat, und wenn man einmal in der Handhabung

derselben fest geworden ist, bei denen Belehrung zu suchen, die die asiatischen Mythencomplexe zu beherrschen wirklich im Stande sind.

659. Die historische Ausbeutung der Stammsagen hat bis jetzt ebenfalls nicht jene sicheren Ergebnisse geliefert, die man sich in dem ersten Freudenrausch über die durch Böckh veranlaſste Entdeckung der organischen Gliederung des griechischen Volksthums versprochen hatte. Der Grund davon liegt einzig darin, daſs Männer, deren staunenswerthe Gelehrsamkeit beweist, daſs sie Gelegenheit gehabt hätten, etwas Gründliches von der Mythologie zu erlernen, die Mythen durchweg einer tendenziösen, rücksichtslosen und groben Behandlung unterworfen haben, während sie schon damals von Welcker hätten lernen können, wie sich den Sagen ihr poetischer Gehalt entnehmen läſst. Statt die groſsen Mythengebilde sorgfältig und mit Hingebung zu studiren, hat man sich auf einen Kleinkram mit abgerissenen Bruchstücken eingelassen und aus halb verstandenen Motiven Schlüsse gezogen, die zu den verkehrtesten Ergebnissen haben führen müssen. Statt sich bescheiden zu gestehen, daſs wir diese oder jene Sage, wie so manches ausschlieſslich in dialektischer Form auf uns gekommene Wort, nur aus Localüberlieferungen kennen, hat man von dem Gebrauch gewisser örtlich gewählter Bilder sofort Veranlassung genommen, den Mythus selbst in eine beschränkte Sphäre zurückzudrängen. Eine solche Annahme ist aber ebenso voreilig, wie wenn man die schöne Sage von dem Kaiser

Barbarossa, der bald im Kiffhäuser, bald im Unterberg bei Salzburg sitzen und der Einigkeit deutscher Nazion harren soll, entweder für ein thüringisches oder aber für ein tyroler Volksmährchen erklären wollte, während das ganze Volk die Ansprüche auf eine so sinnige Ueberlieferung so wenig aufzugeben geneigt sein wird, wie die Hellenen in Betreff aller jener bedeutungsvollen Erzählungen vom Herakles und seinen Thaten, die durch die Dichter zum Gemeingut der Nazion geworden waren, und daher zunächst als integrirende Theile des grofsen Ganzen betrachtet und durchforscht sein wollen.

660. Die griechische Mythologie bietet als eine psychologische Erscheinung, welche der geistigen Thätigkeit einer der begabtesten Nazionen der alten Welt ihre Entstehung verdankt, ein so allseitiges Interesse dar, dafs sie die verschiedenartigste Auffassung und Behandlung nicht blos zuläfst, sondern selbst erheischt. Jederzeit aber wird es nothwendig sein, dafs man damit beginne, ihre naive Ausdrucksweise zu erforschen und festzustellen. Sobald man dieser Gewalt anthut, oder die von ihr angewandten Bilder aus dem Zusammenhang herausreifst, verliert jede einzele Sage nicht blos ihre Bedeutung, sondern wird häufig sogar ganz sinnlos. In Betreff der vollen Ausbeutung des Ideengehalts, den die verschiedenen Ueberlieferungen darbieten, werden wir uns freilich eines mäfsigen Antheils bescheiden und zufrieden sein müssen, wenn wir vorerst nur den zu Grunde liegenden Sinn im Allgemeinen richtig verstehen.

Denn dieser stellt sich uns allerdings zunächst fast ausnahmslos unter der poetischen Hülle eines Räthsels dar, und zum Theil besteht darin der eigenthümliche Reiz dieser Art der Mittheilung von Erfahrungen und Kenntnissen, durch die das kindliche Gemüth der Vorzeit den Verstand der Verständigen gar oft überbietet. Indem wir uns bemüht haben, den Zusammenhang zur Anschauung zu bringen, welcher die Hauptgestalten der Götterwelt zu einem organischen Ganzen verbindet, ist uns die Gelegenheit geworden, zu zeigen, in welcher Weise wir uns selbst des Verständnisses der poetischen Schöpfung zu versichern gesucht haben, in der sich das Weltgebäude und eine höhere sittliche Daseinssphäre, von der jenes nachmals beherrscht wird, mit einem prachtreichen Farbenzauber spiegelt. Allerdings war es ursprünglich unsere Absicht, dem Kosmos und dem Götterstaat des Zeus auch die Heroenwelt gegenüberzustellen und zu zeigen, wie die Dämonen zwischen beide als vermittelndes Bindeglied in die Mitte treten. Da jedoch das Bedürfniſs, sich mit dem Gestaltenreichthum der griechischen Mythologie vertraut zu machen, vorerst ein sehr beschränktes ist, so sehen wir uns genöthigt, unsere Darstellung da abzuschlieſsen, wo auch die Theogonie des Hesiod abbricht. Diejenigen, welche sich mit der Weise, in der wir die Heroenmythologie behandelt haben würden, übersichtlich bekannt zu machen wünschen, verweisen wir auf den in dem zweiten Theil von Gerhard's Hyperboreisch-Römischen Studien erschiene-

nen Aufsatz, in dem ich die Grundzüge der Archäologie flüchtig zu entwerfen versucht habe. Um aber den Mängeln der gegenwärtigen Darlegung, die theils zu wenig gegliedert, theils durch die Paragrapheneintheilung allzu gebrochen erscheint, einigermafsen abzuhelfen, füge ich zum Schlufs eine synoptische Tafel bei, welche ebensowohl dazu dienen kann, das von uns adoptirte System zur Uebersicht zu bringen, als die von uns in den einzelen Paragraphen behandelten Gegenstände nachzuweisen.

661. Da wir öfter genöthigt gewesen sind, auf diejenigen Bildwerke hinzuweisen, ohne deren vergleichende Betrachtung das tiefere Verständnifs der mythologischen Erscheinungen, wenn nicht unmöglich, doch sehr schwierig ist, so fügen wir auch ein Verzeichnifs der von uns besprochenen Denkmäler nebst Angabe der besten und zugänglichsten Abbildungen oder Beschreibungen bei. Gegen den Vorwurf, dafs wir von der Betrachtung der Kunstwerke ausgegangen seien, vertheidige ich mich nicht, obwohl ich in der That umgekehrt vom Studium der Poesie zu dem der bildenden Kunst fortgerissen worden zu sein mich erinnere. Auch lebe ich der festen Ueberzeugung, dafs man ohne das eindringliche Studium der letzteren kaum zum tieferen Verständnifs der alten Sagenwelt wird vordringen können, es sei denn, dafs der Einzele eine solche geniale Auffassungsgabe besitze, wie sie nöthig ist, um aus leisen Andeutungen auf die Natur des Ganzen schliefsen und sich in den Geist des Alterthums versetzen zu

können, auch ohne die Reste desselben vor Augen zu haben. Da indessen diese Art des Hellsehens in unseren Tagen immer seltener zu werden scheint und bei der Bildung der Massen auf dieselbe überhaupt nicht Rücksicht genommen werden darf, so wird es immerhin gerathen bleiben, sich auch an diejenigen Zeugnisse zu halten, welche trotz ihres stummen Verharrens der unmittelbarste Ausdruck der mythologischen Schöpferkraft sind und uns die Phantasiebilder, welche auch den Geist der Dichter beherrscht haben, von Angesicht zu Angesicht schauen lassen.

Nachweisung

der im Text besprochenen oder berücksichtigten Kunstwerke.

Da die Verlagshandlung, als sie sich zum Druck des vorliegenden Buches entschlofs, die ausdrückliche Bedingung gestellt hatte, dafs dasselbe mit keiner Art von Abbildungen belastet werden dürfe, so sind wir gezwungen gewesen, der Denkmäler alter Kunst, die bei der Darstellung in Frage kamen, ganz im Allgemeinen zu erwähnen. Wenn solche Andeutungen Denen genügen dürften, welche mit den Bildwerken, die uns die Griechen zurückgelassen haben, auch nur einige Vertrautheit besitzen, so möchte dagegen derjenige Theil des Publicums, für welchen diese flüchtige Skizze des oberen Götterkreises bestimmt ist, mehr als einmal in den Fall kommen, zu fragen, wie man zu einer, wenn auch nur flüchtigen Bekanntschaft mit den im Texte erwähnten Kunstschilerungen gelangen könne. Wir haben es daher für zweckmäfsig erachtet, eine kurze Nachweisung derselben dadurch zu geben, dafs wir die in den einzelnen Paragraphen namhaft gemachten Bildwerke mit Beifügung der archäologischen Bekanntmachungen verzeichnet haben, welche Abbildungen von denselben liefern.

Hätte Millin's mythologische Gallerie eine zeitgemäfse Erweiterung und Fortsetzung erhalten gehabt, so würde es genügt haben, einfach auf diese zu verweisen. Leider aber ist dies nicht der Fall. Es fehlt nicht blos an einem ähnlichen Bilderbuch, welches alle seitdem bekannt gewordenen Hauptdarstellungen handlich zusammenfasse, sondern auch an einer Sammlung von Umrifszeichnungen, welche dazu dienen könnte, die bedeutenderen Bildwerke der plastischen Kunst zur Anschauung zu bringen. Wir sind daher in der üblen Lage, auf jedem Schritt Werke anführen zu müssen, die ihrer Kostbarkeit wegen nicht in Aller Händen sein können und deren Erwähnung für die meisten Leser eher peinlich, als lehrreich sein mufs.

Um diesem Uebelstand einigermafsen abzuhelfen, haben wir versucht, in unserer *Vorschule der Kunstmythologie*, die gleichzeitig mit diesem Bande bei *Justus Perthes* erscheinen wird, eine Reihe revidirter Abbildungen der berühmtesten Götterbilder zusammenzustellen, die wir statt aller anderen weniger zuverlässigen und

schwerer erreichbaren archäologischen Werke citiren werden. Da indeſs diese kleine Sammlung dem gegenwärtigen Bedürfniſs nur in sehr beschränktem Maſse genügen kann, so haben wir uns genöthigt gesehen, überall, wo andere Kunstwerke erwähnt werden, auf diejenigen Bekanntmachungen zu verweisen, die sie eben zufällig liefern. Wer dieselben nicht innerhalb seines Bereichs findet, wird es sich eben an den im Text gegebenen Andeutungen müssen genügen lassen.

Sollte man es überhaupt für zweckmäſsig oder nützlich erachten, dies ästhetische Anschauungsvermögen der Jugend in ähnlicher Weise methodisch zu bilden, wie die naturwissenschaftliche Erkenntniſs durch unsere Realgymnasien so sichtlich gefördert wird, so dürfte vor allem erforderlich, ja unerläſslich sein, daſs man sich mehr mit der Ausbeutung der seit Jahrhunderten bekannten Schätze der hohen Kunst, als mit archäologischem Neuigkeitskram beschäftige, der neben jenen groſsen Erscheinungen in den meisten Fällen kaum des Nennens werth erscheint. Erst wenn in der Auffassung dieses eine gewisse Sicherheit erlangt sein wird, kann der Seitenblick auf solche secundäre Gebilde wirklich von Nutzen werden. Allerdings sind auch letztere gar oft von unschätzbarem Werth und wir sind bei Gelegenheit obiger Erörterungen mehrmals veranlaſst gewesen, derartiger archäologischer Nebendinge zu gedenken. Dadurch erhält das nachstehende Verzeichniſs, welches durchaus keine selbständige Geltung beansprucht und seine zufällige Entstehung nur der Fassung des Textes verdankt, ein etwas buntes Aussehen, weshalb wir diejenigen, deren Blicke auf dasselbe fallen sollten, ersuchen, es nur mit Rücksicht auf die in den zugehörigen Paragraphen gegebene Darstellung der mythologischen Göttererscheinungen zu benutzen. Ein auch nur ganz oberflächliches Eingehen auf archäologische Fragepunkte würde nothwendig eine durchaus veränderte Anlage des Vortrags zur Folge gehabt haben, weshalb wir diejenigen, welchen unsere Behandlungsweise nicht bequem erscheint, ersuchen, die uns gestellten Bedingungen und die Eigenthümlichkeit der Aufgabe, die hoffentlich ihrer inneren Berechtigung nicht ganz entbehrt, geneigtest zu berücksichtigen.

§. 144. Marmorvase von Rhodos: die *Nereiden* mit den Waffen des Achilleus, gegenwärtig in der Glyptothek. Mon. dell' Ist°. archeol°. vol. III, XIX.
Ruveser Vase der Jatta'schen Sammlung mit demselben Gegenstand. ebd. XX.

§. 189. Vasengemälde der Blacas'schen Sammlung: *Helios mit Flügelrossen* den Himmel befahrend. Panofka, le Lever du

Soleil. Paris 1833. Musée Blacas pl. XVII. XVIII. Raoul-Rochette, Monum. inéd. pl. LXXIII. Mon. dell' Ist°. archeol. II, LV. Welcker, Griech. Vasengem. Taf. IX.

Vulcenter Schale des Gregorian. Museums: *Herakles im Sonnenbecher das Meer beschiffend.* Museo Gregor°. II, LXXIV, 1., gröfser und besser bei Gerhard, Auserles. Vasenbilder CIX.

§. 195. *Selene* auf dem Maulesel oder Pferd reitend: die zu §. 189. erwähnte Blacas'sche Vase. — Vgl. die Ruveser Vase. Mon. dell' Ist°. archeol. II, XXXI.

Selene auf einem *Zweigespann* im Gegensatz zu dem Viergespann des Helios, auf Sarkophagen häufig, besonders schön auf einem silbernen Gürtelschlofs aus Herculanum, im Museum von Neapel. Museo Borbon°. VII, XLVIII.

§. 198. Vulcenter Vase des Gregorian. Museums: *Eos mit benamten Rossen*, dabei der Dreifufs als Preis der Schnelligkeit. Museo Gregor°. II, XVIII, 2. Gerhard, AVB. LXXIX. vgl. LXXX.

§. 203. *Eos und Tithonos* mit der Leier: die prachtvolle Vulcenter Vase des Herzogs von Luynes noch unedirt. vgl. Mon. d. Ist°. I, V, 3. III, XXIII.

Eos und Kephalos mit den Jagdspeeren. Tischbein II, 61. mit Namen. Millin, GM. XXIV, 94. Bull°. Archeol°. Napol°. I, 1. Millin, Vases II, XXXIV. XXXV.

§. 209. *Sonnenaufgang*, die Sterne als badende Knaben gebildet, Kephalos von der Eos ereilt, Selene auf Maulthier: die zu §. 189. erwähnte Blacas'sche Vase.

§. 225—227 u. 229. *Hekate*, die capitolinische Bronzefigur. Causeus, Rom. M. II, XX—XXII. Millin, GM. XII, 123*. Righetti, Descriz. del Campidoglio I, 143.

§. 228. Die dreigestaltige Marmorstatuette des Leidener Museums: *mit den Symbolen des keimenden, treibenden und fruchttragenden Pflanzenlebens.* Gerhard, Archäolog. Zeitung I, VIII.

§. 233. Etruskischer Spiegel des Gregorianischen Museums: *Atlas mit der Himmelskugel auf dem Haupte.* Micali, Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli italiani XXXVI, 3. Museo Gregor°. I, XXXVI, 2. Gerhard, Etr. Metallspiegel II, 137. vgl. Bull°. Archeol°. Napol. IV, V.

Farnesische Gruppe: *Atlas knieend mit dem Sternenglobus auf den Schultern.* Muso. Borbon°. V, LII. Hirt, Bildb. XV. a. b. XVI, 1.

Albanische Gruppe: *Atlas knieend nach dem Thierkreis, den er schultert, emporschauend.* Zoega, Bassir. 108.

§. 247. *Erinnyen hochgeschürzt mit zischenden Schlangen:* auf den Reliefs mit der Ermordung des Aegisthos und der Klytäm-

nestra. Visconti, Pio Clem. V, XXII. Millin, GM. CLXV, 619. vgl. Raoul-Roch., Mon. inéd. XXV, 2. Bull°. Archeol°. Napol°. II, VII. — schwarz dargestellt auf einer Ruveser Vase. Jahn, Vasenbilder I. *dem Orestes einen Spiegel vorhaltend.* Raoul-Rochette, Mon. inéd. XXXVI.

§. 248. Vatican. Sarkophag: *Giganten mit Schlangenleibern.* Visconti, Pio Clem. IV, x.

§. 272. *Keren bei der Seelenwägung des Achilleus und Memnon:* Etr. Spiegel. Winckelm. M. I. 133. Millin, GM. CLXIV, 597. vgl. Mon. d. Ist°. archeol. II, x.

Die abgeschiedene Seele des Patroklos über dem Grabhügel: in den Vasengem. mit der Schleifung des Hektor. Raoul-Rochette, Mon. inéd. XVII—XVIII. vgl. Gerhard's A. Vasengem. CXCVIII, 1., wo sie über dem Schiff erscheint.

§. 273. *Thanatos den erschlagenen Neoptolemos in Empfang nehmend:* Vasengemälde. Musée Pourtalès-Gorgier pl. VII. Raoul-Rochette, Mon. inéd. pl. XL.

Thanatos auf die Seele des Amykos lauernd: auf der Ficoroni'schen Cista: E. Braun, Amykos.

§. 274. *Thanatos unter dem Bild des Schlafs:* in den Endymiondarstellungen. Foggini, Mus. Capitol. IV, XXIV. XXIX. Righetti, Descr. del Camp. I, 140. 64. vgl. Visconti, P. Clem. IV, XVI. Pistolesi, il Vaticano VI, LVI., wo die Knaben mit Todtenkränzen, auf die umgekehrte Fackel gestützt, zu beiden Seiten der Symmetrie wegen wiederholt sind.

§. 275. *Hypnos* der vatican. Musenreihe. Visconti, P. Clem. I, XXVIII.

§. 276. *Morpheus:* Basrel. der Villa Albani. Zoega, Bass. 93.

als froher Knabe mit dem Horn voll narkotischer Säfte: Florentiner Bronzestatuette. R. Galler. di Firenze, Ser. IV. vol. III, CXXXVIII. vgl. Raoul-Rochette, Mon. inéd. V, 2.

§. 278. *Thanatos* als schlafender Knabe *auf die umgekehrte Fackel gestützt:* Basrel. der Villa Albani. Zoega, Bass. 15. vgl. Bouillon III, 15, 4.

§. 279. *Thanatos liegend, mit der Eidechse und Mohnköpfen.* Visconti, Pio Clem. III, 44. Gerhard, Ant. Bildw. LXXVII, 2. R. Gall. di Firenze, Ser. IV. vol. II. 64. 66., auch der Schmetterling dabei ebd. 63.

§. 282. *Spinnende Parze:* Statue des Museo Chiaramonti, unedirt. Platner, Beschr. Rom's II, 2. p. 70. nro. 496.

§. 283. *Atropos* in der Todesstunde das Geschick verlesend: Prometheussarkophag des Capitol. Mus. Foggini, M. Cap. IV, 25. Righetti I, 85.

§. 284. *Lachesis* das Horoskop stellend. ebd.

§. 286. *Tyche* als Parze auf dem Deckel des capitolin. Endymionssarkophags. Foggini, M. Cap. IV, 29. Righetti I, 64.

§. 287. *Fortunastatuen:* die von Ostia im Braccio Nuovo. Pistolesi, il Vaticano IV, XXIII, 2. vgl. Mus. Borbon. VIII, 34. XI, 38.

§. 289. *Eris* die Streitenden zu edlem Wetteifer anfeuernd, auf Vasenbildern. vgl. das vatican. Relief in der Gall. de' Candel. Visconti, Pio Clem. V, 37. — furienartig bei Schlachtdarstellungen, auf vulcenter Vasen. Mon. dell' Ist°. archeol. III, 24.

§. 290. *Eris* durch Eros vom Hochzeitsgelage des Peleus und der Thetis hinweggetrieben: Alban. Sarkophag. Zoega, Bassiril. I, 52. 53.

§. 291. *Atropos* mit dem Rad der Nemesis bei dem Tod des Meleager. Foggini, M. Cap. IV, 35. vgl. Clarac, Mus. de sculpt. pl. 201.

§. 297. *Die Knidische Venus:* die schönste ist die ehemals Braschi'sche der Glyptothek 135. Clarac, pl. 617. 1377. die vaticanische durch ein Blechgewand entstellt. Visconti, Pio Clem. I, 11.; die Ludovisi'sche, Braun, Vorschule der Kunstmythologie 77.

§. 298. *Venus von Melos:* Bouillon I, 11. Clarac, pl. 346. Millingen, Uned. Monum. II. pl. IV. V. Braun, Vorschule 76.

§. 299. *Mediceische Venus.* Braun, Vorschule 80.
Capitolinische Venus. Braun, Vorschule 81.

§. 303. *Kronos*, Fragment einer thronenden Statue in der vatican. Galleria de' Candelabri. Braun, Vorschule 35.

§. 305. *Rhea*, in Villa Pamfili, jetzt stark verstümmelt und in's Casino gebracht. Braun, Vorschule 36.

§. 307. 308. *Hochzeit des Kronos und der Rhea:* pompejan. Wandgem. Braun, Vorschule 1.

§. 309. *Vesta Giustiniani.* Braun, Vorschule 33.

§. 320. *Demeter thronend mit Aehrenbündel und Fackel:* pompejan. Wandgem. Braun, Vorschule 28.

§. 325. *Juno Ludovisi.* Braun, Vorschule 23.

§. 335. *Hades thronend:* Alkestissarkophag. Gerhard, AB. 28. vgl. Visconti, Pio Clem. II, 1a. und die Statue in Villa Borghese. Braun, Vorschule 22.
Hades die Persephone raubend. Welcker, Zeitschrift I, 1., von Sarkophagen beispielsweise Foggini, Mus. Capitol. IV, 55. Zoega, Bassiril. 97. Millin, GM. LXXXVI, 339. — vgl. die vulcenter Schale des Gregorianischen Museums. Mus°. Gregor°. II, 83, 2.

§. 336. *Hadeskopf* in Villa Albani unedirt. vgl. den Chigi'schen. Visconti, Pio Clem. II. T. A. VI.

§. 337. *Serapisköpfe:* Visconti, Pio Clem. VI, 14. 15. Pistolesi V, cx.

§. 338. *Pluto mit Füllhorn* im Innern einer vulcenter Schale des Brit. Mus. Mon. dell' Ist^o^. archeol^o^. V, 49. vgl. catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum, vol. I, 811 *.

§. 344. *Kopf des Poseidon.* Braun, Vorschule 16.

§. 345. *Statue des Poseidon* in dem Lateranens. Museum. Clarac, pl. 743. 1797.

§. 346. 348. *Rhea um die Errettung des noch ungeborenen Zeus flehend:* capitolin. Ara. Braun, Vorschule 2.

§. 349. *Rhea dem Kronos den in Windeln gehüllten Stein reichend.* ebd.

§. 354. *Der neugeborene Zeus an den Eutern der Ziege.* ebd. 3.

§. 355. *Zerfleischung des Zagreus:* Basreliefbruchstück der Villa Albani. Zoega, Bassir. II, 81.

§. 356. *Thron des Zeus:* Relief des Mus. von Mantua. Braun, Vorschule 6.

§. 357. *Zeus in der Götterversammlung über der Weltkugel thronend:* capitolin. Ara. Braun, Vorschule 5.

§. 364. *Spesfiguren* mit dem einen Attribut der Horen. Gerhard, Venusidole. Taf. III.

Terracottabüsten mit dem *Symbol der Blüthe und Frucht.* Mon. dell' Ist^o^. archeol. V, 9.

§. 366. Das *Doppelpaar der Horen mit den Symbolen des vegetabilen und animalischen Wachsthums:* Peleussarkophag der Villa Albani. Zoega, Bassiril. I, 52. 53. Millin, GM. CLII, 551. Terracottenplatte daselbst. Zoega II, 95. Ara der Horen das. Zoega II, 94. Campana, Ant. op. in plast. 62.

§. 371. Das *Humboldt'sche Mörenrelief* in Tegel. Welcker's Zeitschr. III, 10.

§. 373. Der capitolin. Sarkophagdeckel mit der *Tyche* unter den Mören. Foggini, Mus. Capitol. IV, 29. Righetti I, 85.

§. 377. 378. Die Gruppe der *Grazien:* Bouillon I, 22. Clarac, pl. 301. vgl. Pitt. d' Ercol^o^. III, 1. Mon. dell' Ist^o^. archeol^o^. II, 47.

§. 383. *Entführung der Persephone.* Welcker, Zeitschr. I, 1. Ann. dell' Ist^o^. archeol^o^. V. p. 146. Braun, Decaden II, 4.

Abschied der Persephone von der Demeter: Vase Millingen, Anc. uned. mon. pl. 16. vgl. Gerhard, AB. 310, 1.

§. 390. Apotheose des Homer: die *Musenreihe.* Braun, die Apotheose des Homer.

§. 391. Der vormals capitolin. *Musensarkophag.* Foggini, Mus. Cap. IV, 26. Visconti, Pio Clem. I. T. B. Clarac, pl. 205.

§. 392—400. *Musen:* die vaticanische Reihe. Visconti, Pio Clem. I, 17—27. Pistolesi V, 88—95. — die Gemmen in der grofsen Cades'schen Sammlung. — die herculanens. Gemälde gegenwärtig im Louvre. Pitt. d' Ercol°. II, 2—9. Millin, GM. XXI — XXIII.

§. 403. Spiegel mit der *Artemis Hymnia.* Braun, Artemis Hymnia und Apollo mit dem Armband.

§. 404. Die *ephesische Diana.* Visconti, Pio Clem. I, 32. Mus. Borbon. VII, 11. Millin, GM. XXX, 108. 109. 111.

§. 407. *Apollo Musagetes.* Braun, Vorschule 46. 47.
Choragische Reliefs: in Villa Albani, Zoega, Bass. II, 99. Millin, GM. XVII, 58.

§. 408. *Apollo vom Belvedere.* Braun, Vorschule 41. 42.

§. 411. *Apollo Sauroktonos:* die alban. Bronzestatue uned. vgl. die vatican. Marmorstatue. Braun, Vorschule 39.

§. 413. *Apollo auf dem geflügelten, über's Meer getragenen Dreifufs:* vulcenter Vase des Gregor. Museums. Mon. dell' Ist°. archeol°. I, 46. Museo Gregor°. II, 15, 1.

§. 415. *Entsühnung des Orestes durch Schweineblut:* Vase von Armentum in Campana's Besitz. Schorn's Kunstblatt 1841. nr°. 84. Mon. dell' Ist°. IV, 48.

§. 417. *Asklepiosstatue* von der Tiberinsel: im Mus. v. Neapel. Mus°. Borbon°. IX, 47.

§. 418. *Hygieastatuen:* auf dem Belvedere. Visconti, Pio Clem. VII, 5. Pistolesi IV, 111. Bouillon III, 13, 2. Clarac, pl. 549, 1159. R. Gall. di Firenze IV, 28.
Telesphoros. Bouillon III, 13, 1. Clarac, pl. 334.

§. 421. *Diana von Versailles.* Braun, Vorschule 52.
Diana als Jägerin: vatican. Statue. ebd. 51.

§. 428. *Mars Ludovisi.* ebd. 86. Raoul-Rochette, Mon. inéd. XI.

§. 430. *Mars Borghese.* ebd. 85.

§. 439. *Geburt der Athene.* Welcker, Giebelgruppen. Taf. II. capitolin. Brunnenmündung. Winckelmann, M. I. 5. Foggini, Mus. Cap. IV, 22. Righetti I, 74.

§. 440. *Pallas Giustiniani* im Braccio Nuovo des Vatican. Braun, Vorschule 61.

§. 441. *Pallas von Velletri* im Louvre. ebd. 60.

§. 444. *Promachos des Phidias.* Mionnet, Suppl. III, 18. Bröndsted, Reisen II. Vign. 37. Leake, Topogr. Athen's, deutsche Ausg. Taf. I.

§. 445. *Pallas* auf panathenaischen Preisvasen. Millingen, Anc. uned. Mon. I. pl. 1—3. Gerhard, AB. I, 5. u. 7. Mon. dell' Ist°. archeol°. I, 21. Gerhard, Etr. und Campan. Vasen, Taf. A. B.

Vorkämpferin. Braun, Vorschule 67. 68.
die farnes. Statue des Mus. von Neapel. ebd. 64. vgl. 65.

§. 447. *Athene Chalinitis?* im westl. Parthenonsgiebel. Welcker, Giebelgruppen II.

§. 450. *Minerva Ergane* am Fries der Colonnaccie (Forum des Nerva). Braun, Vorschule 63.

§. 452. Françoisvase: Leichenspiele des Patroklos, *Diomedes mit Scepter statt der Peitsche.* Mon. dell' Ist°. IV, 54—58. Syracusaner Medaillons: *Wagentreiber mit Lenkstab.* Mon. dell' Ist°. I, 19.

§. 453. *Pallas Athene die Gebilde des Prometheus belebend:* capitolin. Sarkophag. Foggini, Mus. Cap. IV, 29. Righetti I, 64.

§. 454. *Athene in ein Täfelchen einzeichnend:* vulcenter Vase. Descr. de quelques vases du Duc de Luynes. XXXV.

§. 456. *Athene Hygieia:* barberin. Candelaber. Braun, Vorschule 69.

§. 458. *Parthenonsfries.* Müller und Oesterley, D. A. K. XXIII. XXIV. Mon. dell' Ist°. archeol. V, XXVI. XXVII. Die beste Uebersicht gewährt die galvanoplastische Zusammenstellung der Londoner Copieen auf einer einzigen Platte. Gotha bei Schmidt: Firma F. Thomas Wittwe.

§. 466. Kunstschilderungen des *Hephästos.* Braun, Vorschule 98—100.

§. 468. *Ares und Aphrodite vom Hephästos überrascht:* auf Sarkophagen. Millin, GM. XXXVIII, 168*. Hirt, Myth. Bldb. 7, 5. — auf der Ara des Claudius Faventinus. Bartoli, Admiranda 3. Pistolesi IV, 96.

§. 471. *Hermes der Rinderdieb:* vulcenter Schale des Gregor. Museums. Muso. Gregoro. II, 83, 1.

§. 476. *Hermes:* Statue des Belvedere. Braun, Vorschule 90. vgl. 91.

§. 487. *Achilles und Aias beim Glücksspiel:* vulcenter Vase des Exekias. Mus°. Gregor°. II, 53. Mon. d. Ist°. II, 22. vgl. Raoul-Roch. LVI.

§. 490. *Hermes ausruhend:* herculan. Bronzestatue. Braun, Vorschule 89.
Hermes mit Beutel: kleine Bronzestatuette des Brit. Mus. (auch in Marmor). Braun, Vorschule 96.

§. 492. *Geburt des Dionysos:* vatican. Relief. Visconti, Pio Clem. IV, 19.

§. 493. *Uebergabe des neugeborenen Dionysos an den Silen und die Nymphen:* vulcenter Vase im Gregorian. Mus. Mus. Gregor. II, 26. vgl. Welcker's Zeitschr. Taf. VI. Millin, GM. LVI, 227. LV, 226.

§. 494. *Wiegenfest des kleinen Dionysos:* Terracottenrel. Campana, Antiche opere in plastica. 50. Winckelm. Mon. ined. 53. Millin, GM. LXVII, 232. Combe, Terrecotte of the Brit. Mus. 44. vgl. Gerhard, AB. III, 3.

§. 495. *Erziehung des Dionysos:* capitolin. Askoboliensarkoph. Foggini, Mus. Cap. IV, 60. Righetti I, 161.

§. 496. *Der kleine Dionysos aus einem Arabeskenbusch hervorbrechend und von Becken schlagenden Satyrn begrüfst:* Terracottenrel. Campana 52. vgl. 51.

§. 498. *Pansvorstellungen:* Telamonen vom Theater des Pompejus im capitol. Mus. Foggini, Mus. Cap. III, 35. Righetti I, 109. Herme in der Gall. delle Carte geogr. Pistolesi VI, 96. Visconti, Pio Clem. VI, 6. 1. Specim. of anc. sculpt. I, 40.

§. 499. *Kentauren* an den Metopen des Parthenon. Descr. of the anc. marbles of the Brit. Mus. Stuart, Antiqq. of Athens II. pl. 10. u. f. Müller u. Oesterley, D. A. K. Taf. XXII. nro. 111. 112.

am Fries von Phigalia. Descr. of the anc. marbles of the Brit. Mus. Part. IV. Stackelberg, Apollotempel von Bassae. Müller u. Oesterley, D. A. K. Taf. XXVIII.

§. 500. *Kentauren mit Menschenleib.* Micali, Mon. XCV. E. Etr. Bronzestat. der Kestner'schen Samml. Mon. dell' Ist°. archeol°. II, 29. selbst in der vulc. Thetisschale vollendeten Styls noch so gebildet, aber durch langes Gewand an der Stelle der unorganischen Zusammenfügung verschleiert. Mon. dell' Ist°. I, 37.

§. 501—502. *Satyr des Praxiteles.* Visconti, Pio Clem. II, 30. Bouillon I, 55. Pistolesi IV, 31. Clarac, pl. 711. 1691. Righetti, I, 105.

§. 503. *Der Barberini'sche Faun.* Piranesi, St. 5. Morghen, Principj di dis°. 27.

§. 504. *Silensbildung.* Sitzender Silen im capitol. Mus. Gerhard, AB. 105, 4. Clarac, pl. 729. 1756. Righetti II, 366. Pistolesi, Vatic. III, 25. — im Vatican. Pistolesi IV, XLIX. V, LXXII. Millin, GM. LIX, 280.

Verehrung des kleinen Dionysos durch Silen: Villa Albani. Zoega, Bassiril. II, 73.

Silensmasken in Villa Albani, bei den Abbildungen bisher wenig berücksichtigt.

§. 506. *Denkmal des Lysikrates.* Stuart, Antiqq. of Athens I. ch. 4. Meyer, Gesch. d. Kst. Taf. 25—27. Müller u. Oesterley, D. A. K. Taf. XXVII. vgl. Gerhard, Auserl. Vasenbilder XLIX.

§. 508. *Hermaphroditengestalten.* Bouillon I, 63. Clarac, pl. 303. Zahn. Ornam. 100.

in gröfseren Composizionen: Schale der Villa Albani. Zoega, Bass. II, 71. 72. vgl. das Relief in Pal. Colonna. Gerhard, AB. 42, 1.

§. 509. *Feldzüge und Triumphe des Dionysos.* Gerhard, AB. 109, 1. 2. vgl. Zoega, Bass. II, 75. Visconti, Pio Clem. IV, 23.

§. 512. *Wuth des Lykurgos.* Grofsgriech. Vase. Mon. d. Ist°. IV, 16. 17.

§. 514. *Basreliefdarstellungen schlafwacher Bacchantinnen.* Zoega, Bass. II, 84.

§. 515. *Die schlafende Ariadne* im Vatican. Visconti, Pio Clem. II, 44. Bouillon II, 9. Pistolesi V, xxv.

§. 516. *Dionysos der schlafenden Ariadne nahend:* pomp. Wandgem. Mus. Borb°. II, 6. 7. Sarkoph. Gerhard, AB. 110, 2. Clarac, pl. 127. Bouillon III, 38, 3. 39, 1.

Ariadne im Thiasos, Visconti, Pio Clem. IV, 24. dem Dionysos voranfahrend. Pistolesi IV, 112. Millin, GM. LXV, 244. auf Löwenwagen von Pans- und Satyrgestalten umgeben. Terracottarel. Campana, Ant. op. in plast. 36.

Casali'scher Sarkophag. Visconti, Pio Clem. V. c. Millin, GM. LXIV, 242.

Kopf des capitolin. Museums mit vormals eingesetzten Augen. Stanza del Fauno rosso. 24. uned.

§. 517. *Wiedersehn des Dionysos und der Semele.* Gerhard's Etr. Spiegel I, 83. Mon. dell' Ist°. I. 56. A. vgl. das Millin'sche Vasengem. Millin, Vases II, 49. GM. LX, 233.

§. 518. *Marmorbilder des Dionysos:* Vatican. Visconti, Pio Clem. I, 41. Pistolesi V, 111. — Farnes. Marmorgruppe mit Amor. Gerhard, AB. 19. die albani'sche Statue. ebd. 105, 1.

§. 519. *Capitolin. Büste.* Righetti I, 7. Winckelm., M. I. 55. Bouillon, Pl. 77.

§. 521. *Rückführung des Hephästos durch Dionysos:* die françoi'sche Ergotimosvase. Mon. d. Ist°. archeol. IV, 54—58. vgl. Descr. de quelques Vases p. du Duc de Luynes, pl. XXXIII. — Millin, GM. XIII, 337. LXXXIII, 336.

§. 522. *Gastmahl des Ikarios.* Visconti, Pio Clem. IV, 25. Clarac, pl. 133. Millin, GM. LXVI, 263.

§. 523. *Sardanapalos — Dionysos.* Visconti, Pio Clem. II, 41. Pistolesi VI, 7. Millin, GM. LV, 251.

§. 524. *Standbilder des bärtigen Bacchus bei der Ueberraschung der Ariadne.* Visconti, Pio Clem. V, 8. — Clarac, pl. 127. Gerhard, AB. 110, 1. 2.

Hermenbüsten des bärtigen Bacchus, zahllos, z. B. Visconti, Pio Clem. VII, 5. — Pistolesi VI, 44. 95. VII, 144. Millingen, Anc. uned. Mon. II, xi.

die schöne Bacchusherme im Mus. Chiaramonti VII, 144. scheint unedirt zu sein.

§. 525. *Zeus Ammon.* Anni. dell' Ist°. 1848. tav. agg. H. Doppel-

herme mit Bacchus. ebd. Mon. dell' Ist°. IV, 49. — vgl. Pistolesi V, 49. — Millin, GM. XI, 46.

§. 526. *Priapos:* Visconti, Pio Clem. I, 50. Millin, GM. XCI, 288. *Bronzefigürchen* des General Ramsay, mit den vier Jahreszeiten im Schoofs, uned.

§. 527. *Dionysos einen Rosenstrauch begiefsend:* Mosaik in der Sala a croce greca im Vatican, unedirt.

§. 531. *Dionysos und Ampelos:* Gruppe des Brit. Mus. A descr. of the marbles of the Brit. Mus. III, 11. Specimen II, 50.

§. 532. *Vulcenter Mysterienvase*, uned.

§. 534. Sogenannte *Kistophoren*-Münzen. vgl. den Casali'schen Sarkophag. Millin, GM. LXIV, 242.

§. 535. *Melikertes vom Delphin an's Land getragen.* Eckhel, Pierres grav. 14.

§. 536. *Frühlingsstier mit der Gruppe der Chariten zwischen den Hörnern.* Köhler, Descr. d'un camée 1810. pl. 3. Hirt, Mythol. Bildb. 16, 4.

Stierbacchus: Bronzeschilder aus Tarquinii. Mus. Gregor. I, 38, 1—4. Micali, Mon. XLI, 1. 2. — Terracottenmaske in Miniatur. Bull°. Archeol°. Napol°. III, v.

§. 539. *Thierzerfleischende Bacchantinnen:* Zoega, Bassiril. II, 81. vgl. Gerhard, AB. 104, 1.

§. 541. *Prometheusschale* aus Vulci im Brit. Mus. Mon. dell' Ist°. V, 35.

§. 545. *Herakles der neugeborene durch Hermes nach dem Olymp gebracht:* Vulc. Amphora in München. Micali, Mon. 76, 2. vgl. Visconti, Pio Clem. IV, 37.

Säugung durch die Here: Balsamar von Anzi, beschrieben Bull°. Archeol°. Napol°. I. p. 6. 72. vgl. Bianconi, Specchj 10.

§. 549. *Schlangenwürgung:* herculan. Wandgem. Mus°. Borb°. IX, 54.

§. 550. *Herakles die Schlangen würgend:* Marmorstatue, R. Gall. di Firenze, Ser. IV. vol. II, 68. 69. vgl. die capitolinische Righetti I, 108. — Bouillon III, 16, 4.

Vulc. *Vase im Louvre*, aus der Durand'schen Sammlung: fliegendes Blatt in Lithographie von Dubois.

§. 551. *Jugendliche Heraklesstatue* von Basalt: Mus. Capitol. Righetti I, 59. Millin, GM. CXXIII, 482 **.

§. 553. Bronze nach dem *Herakles des Onatas.* Mon. dell' Ist°. archeol°. II, 29. zahlreiche Wiederholungen, die schönste in der Durand'schen Sammlung.

§. 554. *Herakles als Bogenschütze* unter den Aegineten. Müller u. Oesterley, D. A. K. VIII. vgl. in Beziehung auf die charakteristische Tracht Ann. dell' Ist°. archeol°. 1833. tav. agg. D.

Trauernder jugendlicher Herakles: im Inschriftencorridor des Vatican. Gerhard, AB. 30.

§. 562. *Erwürgung des nemeischen Löwen:* auf Vulcenter Vasen unendlich häufig. Gerhard, A. V. B. CII.

§. 565. Griechisches *Gefäſs mit der lernäischen Schlange.* Mon. dell' Ist°. III, 46. Welcker, Griech. Vasengem. Taf. VI. vgl. Gerhard, A. V. B. XCVI. CXLVIII.

§. 567. *Einholung der kerynitischen Hirschkuh:* pompejan. Bronzegruppe in Palermo. Mon. d. Ist°. archeol°. IV, 48. Bull°. Archeol°. Napol°. I, 4. vgl. Gerhard, A. V. B. CI. Apollo und Diana suchen sie ihm wieder zu entreiſsen.

§. 568. *Diana von Versailles.* Braun, Vorschule 52.

§. 569. *Einholung des erymanthischen Ebers* auf Vasenbildern. Gerhard, A. V. B. XCVII. CXXXV.

§. 570. *Herakles beim Pholos das Faſs öffnend.* ebd. CXIX. CXX.

§. 575. *Tilgung und Vertreibung der Stymphaliden:* Vasendarstellung des Brit. Mus. A catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum, vol. I. nro. 580. vgl. Gerhard, A. V. B. CV. CVI.

§. 576. *Werfung des kretischen Stiers* auf Vasen. Gerhard ebd. XCVIII. Ann. d. Ist°. 1835. tav. agg. C.

§. 577. *Herakles treibt den Stier mit einem Pfeilbündel vor sich her:* Vulc. Vase des Herrn v. Bammeville, uned.
Herakles schultert den Stier. Campana, Ant. Opere in plastica. 61. Gerhard, Denkm. u. Forschgen. 1851. Taf. XXVI.

§. 578. *Theseus mit Büffelfell.* Gemme des Herzogs von Luynes, uned.

§. 582. *Amazone des Phidias.* Visconti, Pio Clem. II, 38. Righetti I, 10.

§. 584. *Abnahme des Amazonengürtels:* Capitolin. Ara. Righetti II, 274. 275.

§. 586. *Befreiung der Hesione:* Terracottenrel. Campana 21. Alban. Mosaik. Winckelm. M. I. 66. Millin, GM. CXV, 443 *.

§. 587. *Herakles mit einem fischschwänzigen Ungeheuer ringend.* Gerhard, A. V. B. CXI.

§. 588. *Amazonenkämpfe* auf Vasen von Vulci häufig. Gerhard, A. V. B. LXXXIV. XCVI. CIV. vgl. Millingen, Anc. Uned. Mon. I, XXXIX.

§. 589. *Herakles im Sonnenbecher über das Meer setzend:* Schale des Mus°. Gregor°. II, LXXIV, 1. Gerhard, A. V. B. CIX.

§. 590. *Geryon:* Vulc. Vasen. Descr. de quelques vases peints du Duc de Luynes VIII. Gerhard, A. V. B. CIV. CVI. CVIII.

§. 593. *Herakles mit dem Hades und dem Füllhorn* davon eilend. Millin, GM. CXXXI, 468. vgl. CXXV, 467.

§. 594. *Kampf mit Kyknos:* Vulc. Vase. Gerhard, A. V. B. CXXII. CXXIII.

§. 595. *Kampf mit Nereus.* ebd. CXII. CXIII.

§. 596. *Kampf mit Antäos:* Cäretan. Vase der Campana'schen Sammlung, uned.

§. 599. *Ueberwindung des Busiris*, die Bammeville'sche Vase, uned. vgl. Micali, Mon. XC, 1.

§. 604. *Ueberlistung des Atlas:* Etr. Spiegel des Muso. Gregoro. I, 36, 2. Micali, Mon. XXXVI, 3.

§. 605. *Hesperidenrelief* in Villa Albani. Zoega, Bassiril. II, 64. Braun, zwölf Basrel. gr. Erfindung, Taf. XI.

§. 609. *Bändigung des Kerberos:* Vulc. Vasen. Gerhard, A. V. B. CXXIX—CXXXI. Herakles fliehend. CXXIX. den Kerberos mit der Keule bedrohend. CXXXI.

§. 610. *Theseus' Befreiung:* Vulc. Vase. Gerhard, A. V. B. L. LI. Ann. d. Ist°. 1845. tav. agg. B.

§. 612. *Capitolin. Ara mit den Zwölfthaten des Herakles.* Visconti, Pio Clem. IV. tav. agg. II, 8. III, 7. Righetti II, 274. 275.

§. 613. *Farnesischer Colofs:* Mus. Borbon. III, 23. 24. Millin, GM. CXXII, 448.

§. 617. *Dreifufsraub:* Vulc. Vasen. Mon. d. Ist°. II, 26. Gerhard, A. V. B. CXXV. CXXVI.

auf der Dresdner Candelaberbasis. Bekker, Augusteum I, 5. Müller-Oesterley, D. A. K. XI, 41. Millin, GM. XVI, 55.

§. 619. *Gruppe des Herakles und der Omphale:* Mus. v. Neapel. Gerhard, AB. XXIX. Muso. Borbono. IX, 27.

§. 620. *Spinnender Herakles:* Capitolin. Mosaik von Antium. Foggini, M. Cap. IV, 19. Righetti I, 124. Millin, GM. CXVIII, 454.

§. 621. *Votivstein der Cassia Priscilla:* aus der Borgia'schen Samml. in Velletri, fliegendes Blatt, gest. von Frco. Piranesi 1786. Millin, GM. CXVII, 453.

Herakles unter der Last des Eros gebeugt: Gemme. Millin, GM. CXXI, 472 **.

§. 622. *Kerkopen:* Vasengem. Gerhard, A. V. B. CX.

auf einer uralten Metope von Selinunt. Müller u. Oesterley, D. A. K. V, 25.

§. 623. *Syleus:* Vulc. Schale des Herrn von Bammeville, uned.

§. 626. *Befreiung der Hesione:* Alban. Mos. Winckelm. M. I. 66.

§. 627. *Herakles' nächtliche Landung auf Kos:* Vatican. Basrel. Visconti, Mus. Pio Clem. V, 15. Pistolesi VI, 3.

§. 628. *Gigantenschlacht:* Grofsgriech. Vase, vormals beim Freiherrn von Lotzbeck, jetzt in der Campana'schen Samml. Bull°. Archeol°. Napol°. II. tav. VI. (Atlante, tav. II.).

auf Vulcenter Vasen *vom Viergespann des Zeus herab kämpfend.* A description of the vases in the Brit. Mus. I. nro. 557. 560.

§. 631. *Götterkampf des Herakles:* agrigentin. Vase. Mon. dell' Ist°. I, 20. Welcker, Gr. Vasen XVIII.

§. 635. *Herakles und Telephos:* herculan. Gem. Mus. Borbono. IX, 5. Millin, GM. CXV, 452.

§. 636. *Herakles und Telephos:* Gruppe der Rotonda des Vatican. Visconti, Pio Clem. II, 9. Pistolesi V, 103. Millin, GM. CXV, 452.

§. 639. *Kampf mit dem stierförmigen Acheloos:* Münchener Vase aus Vulci. Ann. d. Ist°. 1839. tav. agg. Q.

Ringkampf mit dem drachenförmigen, gehörnten Acheloos: cäret. Vase im Brit. Mus. Gerhard, A.V.B. CXV.

Sicilian. Vasengem. mit dem *Hornbruch des wasserspeienden, stierförmigen Acheloos,* uned.

§. 640. *Herakles mit dem Füllhorn der Amalthea:* Visconti, Pio Clem. II, 5. Millin, GM. CXXII, 478.

Herakles neben Dionysos auf dem Triumphwagen sitzend: vatican. Basrel. Visconti, Pio Clem. IV, 26. vgl. Terracottenrel. Campana, Ant. op. in plast. 21.

§. 641. *Uebergabe des Hyllos durch die Deïanira:* vulc. Vase. Gerhard, A.V.B. CXVI.

§. 647. *Vorbereitung zum Uebergang des Evenos:* pompejan. Gem. Mus. Borb. VI, 36.

§. 651. *Vernichtung der Familie des Eurytos:* vulc. Vase. Minervini, Illustraz. d'un Vaso vulcente rappresentante Ercole presso la famiglia d'Eurito. Napoli 1851. 4°.

§. 654. *Herakles über den oetäischen Scheiterhaufen durch Nike gen Himmel entführt:* Gerhard, AB. II, 31. vgl. Millin, GM. CXXIII, 462.

durch Pallas selbst: Mon. dell' Ist°. IV, 41.

§. 656. *Pallas zu Füſsen des beim Götterschmaus gelagerten Herakles:* Gerhard, A.V.B. CXLI. vgl. dess. Griech. u. Etrusk. Trinkschalen d. Mus. zu Berlin. Hlfstafel C.

Pallas und Herakles den Tages gemeinsam auf den Armen haltend: Braun, Tages und des Herakles und der Minerva Heil. Hochzeit.

Druckfehler und Verbesserungen.

S.	27.	Z.	11	lies:	*sich* in einen fliefsenden verwandeln.
»	42.	»	15	»	*ihm* entgegentritt.
»	82.	»	11	»	*bemüht ist*, ist für die
»	83.	»	16	»	urweltlicher
»	85.	»	10	»	und *gegen diesen hat* er allein sich nicht empört.
»	93.	»	28	»	Gegensatz. Bei der
»	103.	»	9	»	Um so herrlicher tritt *der* Schreckensgestalt *der Perseïs*, *der Verwüsterin*, die
»	136.	»	15	»	wenigstens *dem Mittelpunkt des Weltsystems*, *als welcher den Alten natürlich die Erde sich darstellte*, in die Arme
»	137.	»	16	»	Vertreter des *Vernunft*zusammenhangs
»	180.	»	8	»	n*a*ch mehr
»	196.	»	18	»	kommt *statt der* Lachesis *Tyche* wirklich
»	430.	»	9	»	Balken zum *K*iel beschäftigt
»	435.	»	10	»	de*r* Staatsgewalt
»	464.	»	27	»	zum A*l*ta*r* schleift
»	503.	»	30	»	*ei*nmal
»	525.	»	4	»	ähnliche*r* und noch viel höhere*r*
»	525.	»	7	»	Seele *theilhaftig geworden*.
»	581.	»	26	»	*hängt* dieser Zug
»	599.	»	19	»	ergreifende*r*
»	676.	»	18	»	Oïkles, des J*a*mmerberühmten

Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei in Gotha.